

K ö r n e r's,
des Aelteren,
S c h r i f t e n.

Herausgegeben

von

Dr. Carl Barth,
königlicher Rechtsanwalt in Augsburg.

In Commission der
Friedr. Korn'schen Buchhandlung
in Nürnberg.

Find von G. Weiger in Hingeburg



V o r w o r t.

In vollenden, was Schiller auszuführen eifrigst erstrebt hat, woran er aber durch seinen zu frühen Tod verhindert wurde, war mir seit lange eine begeisterte Idee. Der im Drucke erschienene Briefwechsel zwischen Schiller und Körner gibt Zeugniß dafür, daß er keine Gelegenheit unbenutzt ließ, seinen Freund, welchen er fast bei allen seinen eigenen Arbeiten jener Zeit um Rath fragte und dessen Beifall ihm der nächste Maßstab ihres Werthes war, in die Reihe der deutschen Klassiker einzuführen und neben sich zu stellen, so wie daß nur die beinahe unüberwindliche Schüchternheit Körner's und seine Gewohnheit, äußerst bedächtlich und mit vielen Vorbereitungen zu arbeiten, das Ziel in die Ferne rückte. Durch die beständige Aufmunterung und Förderung von Seiten Schiller's sind indessen doch so viele bedeutsame und werthvolle literarische Produktionen Körner's, des Vaters von Theodor, vollendet und erhalten worden, daß sie, gesammelt, ein sicheres Testament bilden, auf welchem auch seine Büste im Tempel des deutschen Schriftsteller-Ruhms aufgestellt werden kann. Ich habe dieß unter-

IV

nehmen, wobei ich die gründliche Versicherung zu geben im Stande bin, daß die Richtigkeit und Integrität jeder einzelnen Nummer dieses Buchs auf voller Garantie beruht. Möge der Geist Schillers die Enthüllung dieses neuen Kleinods des deutschen National-Schatzes, das im Abglanze seines Genies strahlt und nur schon zu lange im Verborgenen lag, schützend umschweben, die deutsche Nation aber es hinnehmen voll Pietät gegen Den, dessen Schöpfungen ihr hier geboten werden, da sie die geistige Signatur des Freundschafts-Bundes tragen, dessen Einfluß auch den ersten Keim jener Dichterkraft weckte, die ihr in „Leier und Schwert“ die Weihe zur That verlieh und fort und fort aufs Neue verleihen wird in jeder dem Vaterlande drohenden Gefahr! Sie erfüllt dadurch einen der sehnlichsten Wünsche von ihm, der ihr zur Verrückung aus ihr hervorging, wie sie aus ihm zu einem neuen zukunftsberechtigten Leben.

Mugabura, den 30. September 1859.

Dr. Karl Barth.

Neurolog.

Dr. Christian Gottfried Körner,

Königl. preussischer Geheimer Ober-Regierungs-Rath,
gestorben zu Berlin, den 13. Mai 1811.

Der Berewiate wurde den 2. Juli 1756 in Leipzig geboren, wo sein Vater Pastor zu St. Thomas und Superintendent war. Nach vollendeter Schulbildung widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit, zuerst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Göttingen, und erlangte 1777 in Leipzig die Würde eines Doctors der Rechte. Bald nachher unternahm er eine Reise durch die Niederlande, England, Frankreich und Deutschland. Von derselben zurückgekehrt, wurde er im Jahre 1778 als Privat-Dozent bei der juristischen Fakultät zu Leipzig, drei Jahre später aber als Consistorial-Adreßat dafelbst angestellt. Eben im Jahre 1783 erhielt er aber den Ruf als Rath bei dem Ober-Consistorium zu Dresden und vereinigte bald darauf mit diesem Amte das eines Assessors der Gemmezogen-Deputation. Hier verband er sich im Jahre 1785 mit Anne Marie Salomé Sted, die er in einer 46jährigen Ehe zuerst durch seinen Tod betrübte. Im Jahre 1790 wurde er zum Appellationsrath befördert, 1798 aber als geheimer Referendar in das sächsische geheime Consilium berufen, trat jedoch im Jahre 1811 freiwillig aus diesem Verhältnisse in das Appellationsgericht zurück. Als im Jahre 1813 die Hoffnungen einer Befreiung Deutschlands vom fremden Joch anzukämmern begannen, sprach er, als einer der Ersten, sich laut und muthvoll für diese heilige Sache aus, genehmigte den Entschluß seines Sohnes Theodor, derselben nicht nur seine Leber, sondern auch sein Schwert zu weihen, und brachte von seinem mäßigen, durch den Krieg schon verminderten Vermögen zu Ausrüstung der Freiwilligen bedenkende Geldopfer dar. Alles dies konnte und sollte nicht verborgen bleiben, da ein solches Beispiel dazu diente, die Zweifelnden zu befehligen und die Faßhaften zu ermuntern. So sah er sich denn, als nach der Schlacht von Groß-Görschen die heftigen Ansichten der Vaterlandsfreunde sich wieder umschleierten, in der dringendsten Gefahr, als Opfer der Rache Napoleen's zu fallen,

VI

und zog sich auf einige Zeit nach Tübingen zurück. Aber ein alter Freund, der damals sächsischer Cabinets-Minister, Graf von Smöndel, verläugerte auch in dieser Betrügniß seine treue Freundschaft nicht und seinem Einflusse gelang es, unserem Körner noch vor der Befreiung Deutschlands die sichere Rückkehr nach Dresden zu bereiten.^{*)} Hier erlebte er im Herbst des Jahres 1813 die Ereignisse, durch welche verwirklicht wurde, was er mit allen Kräften seines Gemüths und Geistes gewünscht und gehehrt hatte. Mit großer Rührung ergab er sich den Beschlüssen der Vertheilung, nach welchen sein herrlicher Sohn Theodor, dessen Namen die Geschichte der Dichtkunst und die Geschichte der Künste auf ihre Tafeln eingegraben, als Opfer seines elten Strebens fallen mußte.

Als nach der Einnahme von Dresden durch die Verbündeten das General-Gouvernement die Verwaltung von Sachsen übernahm, wurde er in dasselbe als Gouvernementsrath und bei Aufzeichnung dieser Verträge in den preussischen Dienst als Staatsrath^{**)} berufen. Ob er aber noch diesem Amte entsprechen konnte, selbste im März 1815 dem einzigen Sohne Theodor die einzige Tochter Emma, ihres Bruders an Gemüthung und Talent würdig, in's Grab nach.

Doch nun ganz hinterlaß, erlang er doch auch dieses

*) Dieser erste, nachher vom Parteilichte so sehr verkannte Mann ließ sich durch die Nähe, mit welcher Napoleon seine Aemter und die Arcanie derselben zu verfolgen versuchte, nicht abhalten, sich öffentlich und sogar in einer die Augen Aller auf sich ziehenden Weise als Körner's Freund zu bekennen. Er fuhr, als Körner von Tübingen zurückgekommen war, zu ihm, blieb einige Stunden bei ihm und ließ seinen Wappenstein während dieser Zeit vor der Körner'schen Wohnung halten, damit Alle, mit Einschluss der zum Theil durch sächsische Agenten vertriebenen französischen geheimen Polizei, sehen möchten, der sächsische Cabinets-Minister sei noch, wie vorher, der Freund des Mannes, von welchem Jedermann glaubte, daß er auf Napoleon's Befehl verurtheilt werden würde.

**) Der Titel Staatsrath wurde später durch die Verordnung vom 7. Febr. 1817 in den mit gleichem Rang verbundenen Titel: geheimer Ober-Regierungs-Rath, der in der Ueberschrift des Nekrologs gebraucht ist, verwandelt.

VII

schwere Leid mit der Kaffnung des Mannes, in dessen Brust die Ueberzeugung wohnt, daß das Leben nicht der Güter höchstes ist.

Seit dem Jahre 1815 hat er in Berlin, in seinem neuen, selbstgewählten Vaterlande, in dem Staate, welchen er als die sicherste Stütze deutscher Freiheit, als die reichste Quelle deutschen Lichtes, liebte und ehrte, gelebt und gewirkt. Nicht bloß seinem Amte, als Mitglied des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten und des Ober-Censur-Collegiums, hat er den treuesten Eifer, sondern dem Wahren, Schönen und Guten nach allen Seiten hin die lebendigste Theilnahme gewidmet.

Nach kurzer, schmerzloser Krankheit, während welcher er noch am Tage vor seinem Tode in den Angelegenheiten seines Berufs sich beschäftigte, ja am Todestage selbst ihnen seine letzten Gedanken weihete, hörte er am 13. Mai 1831, nachdem er wie zum Schluß der Augen geschlossen, auf, zu athmen. Sein Kampf ging seinem Hinscheiden voraus. Ein würdiges Leben war durch einen sanften Tod schön vollendet.

Wenden wir von den äußeren Lebens-Umständen des Freundes und von seinem Tode den Blick auf ihn selbst, auf sein innerstes Wesen zurück, so sehen wir das Verschiedenartigste in ihm zum schönsten Einklange verbunden. Wir sehen ihn mit gleichem Eifer und gleicher Fähigkeit der ernstesten Wissenschaft, wie der strengsten Vernunftspflicht, der heiteren Kunst, in jedem ihrer aus einem Lichtquell hervorkommenden Strahlen, wie der freien Geselligkeit, angewandt. Seine innige Verbindung mit Schiller ist bekannt und gehört, wie sein Verhältniß zu vielen der ausgezeichnetsten Geister, mit seinen eigenen geistigen Grenzangriffen der Literatur-Geschichte an. Sein Hand war in früherer Zeit in Trosken der Versammlungsort für ausgezeichnete Winheimische und Freunde, welche Sinn für geistvolles Gespräch, für Dichtkunst, Musik und Malerei dort vereinigte. Auch der beschränktere Kreis, mit welchem er sich in Berlin umgeben, fand in ihm bis zu seinem Ende heitere und geistreiche Anregung. Er liebte, kannte und übte bis an seine letzten Tage Musik und philosophische Forschung und folgte der Wissenschaft und Kunst in allen ihren bedeutenden Erscheinungen. Und alle diese verschiedenartigen Bestrebungen waren zum Ganzen verbunden und zur Harmonie verschmelzen durch ein Gemüth, in welchem nur Wahrheit, Treue und Liebe wohnte, welches alles Gemeine und

VIII

Schlechte, das uns im Leben nur zu oft entgegentritt und sich uns aufzuringen will, ohne Kampf und Anstrengung durch die ruhige Kraft der inneren Würde zurückwies. So trug sein Thun nirgends die Spur leidenschaftlicher Gluth; aber wohlthätige Wärme verbreitete sich über Alles, was von ihm ausging. So war er mild und heiter bei'm Grüssen, mild und ernst bei'm Beistern, in diesem und jenem gleich anspruchlos. Und diese Tugenden seines Innern sprachen sich unverkennbar in seiner ehrwürdigen, äußeren Erscheinung aus, welche auch der Tod nicht zu ändern vermochte und welche in Jedem, der ihn gekannt, ein erfreuliches Bild des ganzen Mannes für immer erhalten wird.

Er ruht, seinem Wunsche gemäß, neben seinen Kindern bei Wöbbelin in Mecklenburg-Schwerin unter der Körners Wiche. Zahlreiche Freunde umgaben den Sarg, als er zur letzten Reise des Verewigten abgehen sollte, nachdem der Prebst Hof. in gewohnter würdig-einfacher Weise, einige gemüthvolle und ergreifende Worte an seinem Sarge gesprochen und des Verewigten vieljähriger Freund, der Bischof Neander, in geistreicher und inniger Rede ein Bild seines Lebens dargestellt und ihn eingeseignet hatte. Dort, an seiner Ruhestätte, wohin er von einem vieljährigen Freunde des Hauses, dem Waffengenossen Theoder's, dem Gelehrten Friedrich Hörter, begleitet wurde, ehrte Se. Königl. Hoheit der Großherzog, sammt Allen, die Anrede erhielten, den Leuten mit der Anerkennung, die ihm im Leben selten versagt werden sein wird. Sein König hatte ihn längst mit dem rothen Adler Orden dritter Classe und Se. Maj. der Kaiser Alexander von Rußland mit dem St. Annenorden zweiter Classe geschmückt.

Ideen über Deklamation.

Das Vorlesen giebt dem Gedanken Persönlichkeit. An die Stelle einer allgemeinen Vorstellung tritt ein einzelnes Wesen, das auf bestimmte Art denkt und empfindet. Der abstrakte Begriff erscheint in menschlicher Gestalt. Daher der stärkere Eindruck beim Hörer.

Der Stoff muß rein und vollständig gegeben werden — (objektive Vollkommenheit) — das hinzukommende Persönliche muß möglichst idealisirt seyn. (Subjektive Vollkommenheit.)

Vielleicht war Gesang früher, als Sprache, so wie Poesie, als Sprachkunstwerk, früher, als Prosa.

Leidenschaftliche Laute und Melodien sind ohne Zweifel die frühesten Aeußerungen der menschlichen Sprachfähigkeit. Das Bedürfnis der Ideenmittheilung setzt einen Zustand der Ruhe und einen Fortschritt der geistigen Ausbildung voraus.

Die Dialekte der weniger cultivirten Provinzen nähern sich auch im alltäglichsten Gespräche dem Gesange. Die höhere Verfeinerung fordert einen gedämpften Laut, eine Auffparung des leidenschaftlichen Ausdrucks auf das passende Moment, einen Total-Eindruck von Ruhe. Die Accente erscheinen gleichsam im versungen Maasstabe. Die Sprache nähert sich mehr oder weniger dem Gesange nach Verhältniß des Leidenschaftlichen in dem Stoffe — wird

aber nie Gesang, so wie die Prosa des Redners der Poesie sich nähert, ohne sich jemals ganz in Verse zu verwandeln.

Ist eine Sprache vorhanden, die sich vom Gesang unterscheidet, so kommt es zuerst darauf an, die Bestandtheile der Rede zweckmäßig zum Behuf der Deutlichkeit *) zu trennen und zu verbinden. Dieß geschieht durch Pausen.

Ihre Länge und Kürze unterscheidet die Abschnitte der Rede, nachdem sie entweder ein für sich bestehendes Ganze ausmachen oder mit andern Theilen nothwendig zusammenhängen.

Der vollendete Sinn der Rede giebt eine gewisse Befriedigung. Mit dieser hört die vorübergehende Anstrengung des Sprechenden auf und wenn er vorher, um besser gehört zu werden, die Stimme erhoben hatte, so sinkt sie in diesem Moment der Ruhe um eine Stufe tiefer. Daher der Schlußfall beim Ende der Periode.

Vor diesem Schlußfall muß zur Erhöhung oder Vertiefung der Stimme irgend ein besonderer Grund vorhanden seyn, wenn das Sprechen nicht in Singen ausarten soll.

So wie die Tiefe des Tons auf Befriedigung deutet, so deutet die Höhe auf gespannte Erwartung. Daher ist letztere rassend für die Frage, die Bedingung, und für die Vordertheile der Perioden überhaupt.

Bei der Frage bemerkt man den Unterschied, daß entweder eine Antwort darauf erwartet wird oder der

*) Bei dem, was über Deutlichkeit gesagt ist, liegen größtentheils die Bemerkungen des Herrn M. Scherer zum Grunde.

Fragende sie schon als ausgemacht annimmt. Im ersten Falle steigt der Ton gegen das Ende der Frage, im zweiten Falle fängt die Frage mit dem höhern Tone an und dieser sinkt gegen das Ende der Frage, gleichsam, als ob der Fragende in dem Gesicht des Hörenden seine Befriedigung ahndete.

Noch dient zur Deutlichkeit eine Verstärkung des Tons bei dem Hauptworte. Diese kann aber durch Mißbrauch in Verleidigung für die Fassungskraft der Hörenden ausarten.

Ist Deutlichkeit das einzige Ziel des Vorlesers, so beschränkt er sich auf den niedern, mechanischen Theil seines Geschäfts. Zweck und Mittel sind ihm bestimmt gegeben und für die Kunst ist kein Spielraum. Das Kunstmäßige in der Declamation — die Verflunnlichung eines Ideals — wobei Zwecke und Mittel sich in's Unendliche erweitern und vervielfältigen — beginnt mit der Darstellung des Persönlichen.

Nicht eine bestimmte Reihe von Gedanken allein soll vor dem Hörenden aufgeführt, auch die Empfindungen, welche diese Gedanken begleiteten, sollen bei ihm erweckt werden.

Diese Empfindungen werden theils durch den Charakter der Person, theils durch ihren Zustand und ihre Verhältnisse in einem besondern Zeitpunkte bestimmt.

Gewisse Zustände und Verhältnisse haben etwas Gemeinsames in der Empfindung, die sie erwecken, als Schmerz, Mitleid, Jorn, Freude und dergleichen. Aber wehe dem Vorleser, der bei diesem Gemeinsamen stehen bleibt, der uns einen Leidenden, Trübseligen, Jornigen

überhaupt darstellt und das Allgemeine der Leidenschaft oder Stimmung nicht durch besondere Eigenheiten der einzelnen Person zu bezeichnen weiß!

Charakter ist es, was in der Erscheinung des wirklichen Menschen Einheit hervorbringt. Ohne diesen ist er ein wideriger Gegenstand, ein moralisches Chaos.

Die Einheit des Charakters kann in Einförmigkeit und Leerheit ausarten, wenn sie die leidenschaftliche Bewegung tödtet, anstatt sie zu beherrschen. Dann ist sie kein Gegenstand der Kunst.

In der Art, wie der Vorleser sich den darzustellenden Charakter denkt, giebt es entschiedene Grade der Freiheit.

Am meisten ist diese Freiheit bei dramatischen Produkten eingeschränkt, wo bekannte historische Personen auftreten. Sind es bloß Ideale, so hat der Dichter oft mehr oder weniger Lücken gelassen, die der Vorleser, so wie der Schauspieler, durch eigne Phantasie auszufüllen verbunden ist. Indessen gewinnt auch die Lebhaftigkeit der Darstellung bei einem vollendeten Charakter, wenn der Künstler, der gleichsam die Mittelerson zwischen dem Dichter und einem Theil des Publikums ist, durch glücklich gewählte Nebenzüge dem Gemälde mehr Individualität zu geben weiß. Und hier öffnet sich ein unermessliches Feld für Deklamation und Mimik.

Bei nicht dramatischen Produkten wird der Charakter durch den Inhalt bestimmt. Der Vorleser idealisirt sich das gegebene Werk der Veredlichkeit oder Dichtkunst zu der Schöpfung eines einzigen Moments und dann denkt er sich in die Stelle des Verfassers während dieses Moments.

Es ist Pflicht des Vorlesers, das Coulissenspiel der

Autorschaft möglichst zu verbergen. Was wir von ihm empfangen, muß als ein freies Produkt der schönen menschlichen Natur erscheinen.

Es gibt wenig Schriftsteller, die einen gewissen Charakter durchaus behaupten und bei denen man keine Ungleichheiten des Tons bemerkt. Fehler dieser Art können durch den Vorleser unmerklicher gemacht werden, wenn er Licht und Schatten klüglich zu vertheilen weiß.

Der Vorleser ist Repräsentant des Autors. Was diesen von einer nachtheiligen Seite darstellen könnte, muß er vermeiden. Dabin gehören Züge der Eitelkeit oder Selbstgefälligkeit im Moment der Leidenschaft — Anmaßung einer geistigen Ueberlegenheit über sein Publikum — unzeitige Kälte oder geheuchelte und übertriebene Wärme und dergleichen.

Das Bild des Verfassers im Augenblicke der Begeisterung soll unserer Phantasie durch die Kunst der Deklamation verschweben. In diesem Bilde muß sich Würde, die immer mit wahrer Begeisterung verbunden ist, mit Anmuth vereinigen.

Den Charakter selbst kann der Vorleser nicht unmittelbar darstellen. Er sucht zunächst die Gefühle zu verknüpfen, welche die Gedankenteile begleiten, und aus der Einheit dieser Gefühle entspringt sodann die Totalvorstellung des Charakters.

Die menschlichen Gefühle lassen sich ihrer Verschiedenheit ohngeachtet in zwei Hauptklassen bringen.

Bei jedem Gefühle liegt die dunkle Vorstellung von dem Verhältnisse zum Grunde, in dem unser Ich oder

daß, was wir zu unserm Ich rechnen, gegen irgend einen Theil der Außenwelt sich befindet.

Der Trieb, unsre Existenz zu erhöhen und zu vielfältigen, von innen, und der Widerstand gegen die Befriedigung dieses Triebes von außen bringt die Erscheinung hervor, welche Leben genannt wird. — Der Kampf des einzelnen Wesens gegen die Theile des Weltalls, die es berührt.

Sobald der Mensch sich bewußt ist, ob dieser Kampf zu seinem Vortheil oder Nachtheil in dem gegenwärtigen Momente sich entscheidet, so fühlt er seinen Zustand.

Dies Gefühl ist entweder erhebend — durch den errungenen oder geahndeten Sieg — oder niederdrückend — durch das Uebergewicht der äußern beschränkenden Kräfte.

Liebe und Selbstsucht bestimmen bloß den Umfang dessen, was jeder als Theile seines Ichs — und oft vielmehr als ein besseres Ich — von der übrigen Welt absondert.

Die Zeichen der erhebenden Gefühle sind: steigender Ton — geschwinderer Takt — stärkere Aussprache — freie Brust ohne Aufsparung und Zurückhaltung des Odems.

Die Zeichen der niederdrückenden Gefühle dagegen: sinkender Ton — langsamerer Takt — schwächere Aussprache — gepreßte Brust mit Zurückhaltung des Odems.

Diese Zeichen sind die Musik des Vorlesers. Aber weil er eben auf diese wenigen Mittel eingeschränkt ist, so ist desto größere Sparsamkeit in ihrem Gebrauche nöthig.

Daher das erste Gesetz der Deklamation: nicht das kleinste Zeichen einer leidenschaftlichen Stimmung in den Momenten der Ruhe zu verschwenden.

Das Moment, wenn bei einer gegebenen Gedankenreihe die ruhige Stimmung in eine leidenschaftliche übergeht, und die Entscheidung der Frage: ob das leidenschaftliche Gefühl erhebend oder niederdrückend ist? wird durch den Charakter bestimmt.

Jede dieser Erscheinungen in der Reihe der Gefühle soll aus den besondern Ideenverbindungen, Meinungen, Trieben, Gewohnheiten, Schicksalen erklärbar seyn, die zusammen genommen die individuelle Form eines menschlichen Wesens bilden.

Die Mienen des Charakters werden durch diese einzelnen Züge dargestellt, welche die Wirkung des Gedankens auf die Person veranschaulichen; für die fortdauernde Physiognomie giebt es besondere Zeichen in den Momenten der Ruhe. Die Höhe oder Tiefe des Tons — der langsamere oder geschwindere Takt — die stärkere oder schwächere Aussprache müssen für alle Momente, wo der Gedanke in der Person keine Veränderung bewirkt, so gewählt werden, daß sie die herrschende Stimmung des Charakters bezeichnen.

Dies ist eine der schwersten Aufgaben für den Vorleser. Hier ist die Stelle, wo der Geist der Antike sich von dem modernen überladenen Geschmack unterscheidet, wo Ruhe sehr leicht in Leerheit und Lebendfülle in Caricatur ausarten kann.

Nur menschliche Natur ist ein Gegenstand für die Darstellung der Deklamation. Nachahmung eines Geräusches ist hier, wie in der Musik, Entweihung der Kunst, die bloß zu Seelengemälden bestimmt ist.

Eine Reihe von Beugungen der Stimme, die sich dem Gesang nähert, ohne je zum wirklichen Gesang zu werden, kann man theils als Mittel der Darstellung, theils als ein für sich bestehendes Ganze, wie ein Produkt der Tonkunst betrachten.

Zu den Forderungen der Kunst gehört daher noch eine gewisse Schönheit, die von dem Reichthum und der Lebhaftigkeit der Phantasie in dem Ideale, und von der Wahrheit und Vollständigkeit in der Ausführung unabhängig ist.

Es giebt auch für die Deklamation eine Schönheit der Theile und eine Schönheit des Ganzen.

Jeder einzelne Laut muß eine veredelte menschliche Natur ankündigen. Dabin gehört eine wohlklingende Stimme, wo das Geistige des Tons gleichsam nur in der feinsten irdischen Hülle erscheint, die von allem unedlen Stoffe gereinigt ist — Biegsamkeit des Organs, wodurch die Uebergänge verschmolzen werden — Reinheit und Deutlichkeit der Aussprache — weder kränkelnde Mattigkeit, noch wilde Kraft in der Stärke des Tons.

Die Schönheit des Ganzen wird bewirkt durch Anordnung — Haltung — Contraste.

Ein Werk der Veredelsamkeit oder Dichtkunst von größerem Umfange kann als ein Ganzes von der menschlichen Fassungskraft nicht übersehen werden, wenn es nicht in größere Theile, wovon jeder für sich wieder ein kleineres Ganze ausmacht, abgesondert ist. Diese Abschnitte werden durch Ruhezunkte bezeichnet. In zu großer Anzahl würden sie der Deklamation etwas Abgerissenes, Unzusammenhängendes geben, so wie dagegen ihr zu seltener Gebrauch den Zuhörer ermüdet.

In den einzelnen Gruppen der Deklamation unterscheiden sich wieder besondere Theile, welche einen größern oder geringern Grad der Aufmerksamkeit fordern. Was die Malerei zu diesem Behuf durch Licht und Schatten oder durch die Abstufungen des Kolorits bewirkt, leistet die Deklamation durch höheren oder stärkeren Ton, schnellere Bewegung, Spannung und Nachlassung in den Werkzeugen des Athemholens — kurz durch Alles, was zur Accentuation gehört.

Jedes zusammengesetzte Ganze, das wir mit Wohlgefallen betrachten sollen, muß mannigfaltig seyn. Einförmigkeit trägt das Gepräge der Armuth an schöpferischer Kraft. Daher die Nothwendigkeit der Contraste in allen Produkten der menschlichen Kunst. Auch in einer Reihe von Tönen giebt es eine Art von wellenförmiger Bewegung — gleichsam die Spur der Zartheit und Lebenskraft in dem Künstler — Natur und Einfachheit sind aber das höhere Gesetz, dem diese sich unterwerfen müssen, wenn sie nicht in das Gesuchte und in gothische Verknörchelungen ausarten sollen.

Es giebt dreierlei Accente in der Deklamation, für den Verstand, für das Herz und für das Ohr.

Im Falle der Collision muß das Ohr dem Verstande und dem Herzen nachstehen; aber ob das Herz dem Verstande nachstehen soll, kann nur der Grad der darzustellenden Leidenschaft entscheiden. Gewisse Kühnheiten in der Deklamation sind oft äußerst charakteristisch, so wie in allen Künsten das Erhabene an das Unnatürliche gränzt.

Ueber Charakterdarstellung in der Musik.

So lange der Tonkünstler kein höheres Ziel kennt, als das Vergnügen seines Publikums, so sind es bloß die Eigenheiten dieses Publikums, die ihn in der Wahl und Behandlung seines Stoffes bestimmen. Bald wird er durch schmetterndes Geräusch erschüttern, bald zartere Nerven durch schmelzende Töne reizen, bald einen Zuhörer, der mehr denkt, als empfindet, durch künstliche Zusammenstellungen und süße Uebergänge beschäftigen. Ihm ist die Musik bloß angenehme Kunst; davon, daß sie etwas mehr seyn könne, hat er keinen Begriff.

Mit dem Eintritte hingegen in das Reich der Schönheit unterwirft sich auch der Tonkünstler ganz andern Gesetzen. Befreit von aller äußern Herrschaft der Vorurtheile, Moden und Launen seines Zeitalters wird er desto strenger gegen sich selbst und sein einziges Bestreben ist, seinen Werken einen unabhängigen, selbstständigen Werth zu geben.

Wie viel hätte er dann gewonnen, wenn er nun in einer vollendeten Theorie des Schönen über die Bedingungen jenes unabhängigen Werths einen bestimmten Unterricht verstünde und ihn bloß auf das Eigenthümliche seiner Kunst anzuwenden brauchte! Aber noch fehlt uns eine solche Theorie und es giebt Denker vom ersten

Ränge, die sogar an ihrer Möglichkeit zweifeln. Ohe wir indessen eine befriedigende Entwicklung der nothwendigen und allgemeinen Kunstgesetze aus dem Wesen der Schönheit aufweisen können, wird es nicht ohne Nutzen seyn, einzelne Merkmale desjenigen aufzusuchen, was für jede Kunst insbesondere ohne Beziehung auf die Empfänglichkeit eines besondern Publikums an sich selbst darstellungswürdig ist. Vorarbeiten dieser Art giebt es zur Zeit noch weniger für die Musik, als für andere Künste, und eben deswegen ist sie vielleicht öfter verkannt worden.

Ueber das Darstellungswürdige in der Musik herrschten lange Zeit seltsame Vorurtheile. Auch hier wurde der Grundsatz mißverstanden, daß Nachahmung der Natur die Bestimmung der Kunst sey, und Nachäffung alles Hörbaren, vom Rollen des Donners bis zum Krähen des Hahns, galt Manchem für das eigenthümliche Geschäft des Tonkünstlers. Ein besserer Geschmack fängt an, allgemeiner sich auszubreiten. Ausdruck menschlicher Empfindung tritt an die Stelle eines seelenlosen Geräusches. Aber ist dieß der Punkt, wo der Tonkünstler stehen bleiben darf, oder giebt es für ihn noch ein höheres Ziel?

Wir unterscheiden in dem, was wir Seele nennen, etwas Beharrliches und etwas Vorübergehendes, das Gemüth und die Gemüthsbewegungen, den Charakter (Ethos) und den leidenschaftlichen Zustand (Pathos). Ist es gleichgültig, welches von beiden der Musiker darzustellen sucht?

Das erste Erforderniß eines Kunstwerkes ist unstreitig, daß es sich als ein menschliches Produkt durch Spuren einer ordnenden Kraft von den Wirkungen des blinden Zufalls unterscheide; daher das Gesetz der Einheit. Auch

der bessere Tonkünstler strebt, seinen Werken diesen Vorzug zu geben, aber nicht immer mit gleichem Erfolg.

Dichter und bildende Künstler können ihrer Natur nach den Zustand nie ohne die Person darstellen; aber bei dem Musiker kann der Wahn leicht entstehen, daß es ihm möglich sey, Gemüthsbebewegungen als etwas Selbstständiges zu vermittelten. Begnügt er sich dann, ein Chaos von Tönen zu liefern, das ein unzusammenhängendes Gemisch von Leidenschaften ausdrückt, so hat er freilich ein leichtes Spiel, aber auf den Namen eines Künstlers darf er nicht Anspruch machen. Erkennt er hingegen das Bedürfniß der Einheit, so sucht er sie vergebens in einer Reihe von leidenschaftlichen Zuständen. Hier ist nichts, als Mannichfaltigkeit, stete Veränderung, Wachsen und Abnehmen. Will er einen einzelnen Zustand fest halten, so wird er einförmig, matt und schleppend. Will er Veränderung darstellen, so setzt diese irgend etwas Beharrliches voraus, in welchem sie erscheint, und ein solches Beharrliche bildet sich dann oft von selbst, ohne daß der Künstler sich dabei einer Auswahl bewußt ist. Aber eben weil er diese Auswahl vernachlässigt, sinkt er in den meisten Fällen zur gemeinsten Natur herab. Ihn täuscht die Wirkung seines gemißbrauchten Talents, weil der niedrigste Ausdruck gerade der allgemein verständlichste ist. Oft erntet er den lautesten Beifall, wo er sich an der Kunst am schwersten versündigte, und dies entfernt ihn immer mehr von seiner Bestimmung. Er wird der Sklave seines Publikums, anstatt es zu beherrschen.

Es bedarf ferner wohl keines Beweises, daß die Kunst auf einer sehr niedrigen Stufe steht, wenn sie sich begnügt, das, was die wirkliche Welt darbietet, unver-

ändert zu wiederholen. Eine solche Wiederholung kann als Erneuerung eines sinnlichen Eindrucks in anderer Rücksicht einen Werth haben; aber wenn wir Kunstgenuss erwarten, fordern wir mehr. Was wir in der Wirklichkeit bei einer einzelnen Erscheinung vermissen, soll uns der Künstler ergänzen; er soll seinen Stoff idealisiren. In den Schöpfungen seiner Phantasie soll die Würde der menschlichen Natur erscheinen. Aus einer niedern Sphäre der Abhängigkeit und Beschränktheit soll er uns zu sich emporheben und das Unendliche, was uns außerhalb der Kunst nur zu denken vergönnt ist, in einer Anschauung darstellen.

Aber der leidenschaftliche Zustand ist seiner Natur nach beschränkt. Alle Kraft sammelt sich gleichsam in einem einzigen Punkt, um nach einem bestimmten Ziele zu streben.

Hier kann die Phantasie den Stoff nicht durch neue Bestandtheile bereichern, sondern nur den Grad des Strebens verstärken.

Man hat oft versucht, den Kummer, die Freude, die Begierde und den Abscheu zu idealisiren. Aber was war alsdann das eigentlich idealische? War es die Empfindung selbst als ein für sich bestehender Gegenstand, oder die Person, an der wir sie wahrnehmen? Denken wir uns Alles hinweg, was in dieser Person die männliche Kraft oder die holde Weiblichkeit verflunklicht, wie viel bleibt von dem Ideale noch übrig?

In der menschlichen Natur giebt es nichts Unendliches, als die Freiheit. Die Kraft, welche gegen alle Einwirkungen der Außenwelt und gegen alle innere Stürme der Leidenschaft ihre Unabhängigkeit behauptet,

übersteigt jede bekannte GröÙe und diese Freiheit ist es, welche uns durch Darstellung eines Charakters verständlich wird.

Soll die Musik auf Alles Verzicht thun, was andere Künste durch Charakter-Darstellung gewinnen, so muß in dem Eigentümlichen dieser Kunst ein Grund dazu vorhanden seyn. Und dieß bedarf einer besondern Untersuchung.

Die Musik würde das Ideal eines Charakters so wenig, als irgend einen andern Gegenstand darstellen können, wenn der Vorwurf gegründet wäre, daß sie für sich allein uns nichts Bestimmtes zu denken gebe. Noch jetzt aber ist dies eine herrschende Meinung bei einem großen Theile des Publikums. Noch immer hält man Poesie, Schauspiel oder Tanz für nöthig, um jenen Mangel an Bestimmtheit zu ergänzen, und wo die Musik als selbstständige Kunst auftritt, verkennet man den Sinn ihrer Produkte, weil er sich nicht in Worte und Gestalten übertragen läßt.

Die Untersuchung, was jede einzelne Kunst für sich allein darzustellen vermöge, ist in dem jetzigen Zeitalter — bei der Kargheit, mit der uns der Kunstgenuß zugemessen wird — nicht unfruchtbar. Für uns giebt es nicht mehr solche Feste, wo die menschliche Natur in voller Pracht erschien und zugleich für Aug', Ohr und Phantasie alle ihre Schätze eröffnete. Unter dem Drucke der Bedürfnisse haben wir gelernt, das Wenige, was uns von solchen Festen noch übrig ist, mit Mäßigkeit zu feiern, und wenn in unserm Zeitalter ein seltenes Zusammentreffen von Umständen erfordert wird, daß vorzügliche Kunsttalente von verschiedener Gattung sich zu einem gemein-

schaftlichen Zwecke vereinigen, so bleibt nichts übrig, als die Sphäre jeder einzelnen Kunst nach Möglichkeit zu erweitern, damit es ihren Werken auch ohne Vermischung fremdartiger Bestandtheile an innerm Reichthume nicht fehle. —

Es war eine Zeit, da man bei Tanz, Musik und Poesie noch gar nicht an Darstellung eines bestimmten Gegenstandes dachte. Was in dem Menschen zuerst diese Kunsttalente entwickelte, war unstreitig der Trieb, sein Daseyn zu verkündigen; ein Trieb, der zwar im gesunden Zustande immer vorhanden ist, aber nur in solchen Momenten sich äußert, wo er durch den Druck der äußern Verhältnisse nicht gehemmet wird. Daher das Streben, die vorhandenen Kräfte an irgend einem naheliegenden Gegenstande zu versinnlichen, und der unabhängige, für sich bestehende Genuß in der Thätigkeit selbst, ihre Wirkung sey, welche sie wolle. Was dem Menschen am nächsten liegt, ist sein Körper und die Luft, welche er einathmet und aushauchet. In beiden fand der Trieb nach unabhängiger Thätigkeit seinen ersten Wirkungskreis. In dem freien Schweben des Körpers, ohne vom Druck der Schwere beschränkt zu werden, fühlt auch der Geist sich gleichsam seiner Bande entledigt. Die irdische Masse, die ihn stets an die Abhängigkeit von der Außenwelt erinnerte, scheint sich zu veredeln und es erweitern sich die Gränzen seines Daseyns. So vernimmt auch der Mensch in dem Tone seiner Stimme eine sinnliche Wirkung seiner Thätigkeit ohne sichtbare Schranken, das freie Spiel der Phantasie eröffnet ihm eine Sphäre von unermesslichem Umfange und sein Gesang spricht mit der ganzen Natur. Der Gesang fordert Worte, aber solche,

die des Singens werth sind. Geist und Ohr erwarten Genuß von der Sprache, wenn sie nicht als Mittel gebraucht wird, die alltäglichen Bedürfnisse der Geselligkeit zu befriedigen, sondern als Werkzeug dienen soll, um irgend einen Zustand der Begeisterung laut werden zu lassen. Die Einbildungskraft fühlt ihre Freiheit von den Schranken des Dases und der Gegenwart. Sie schweiz: in Bildern der Abwesenheit, Vergangenheit und Zukunft. Aber sie will nicht allein schweizen. Ihre Dichtungen sollen auch für Andere in einem anständigen Gewande erscheinen und dieß erhalten sie durch Wahl und Stellung der Worte.

In dieser Periode der Kunstgeschichte sind Tanz, Musik und Poesie nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, sondern Zweck an sich selbst. Sie sind freie Produkte der menschlichen Natur in den Momenten des höheren Lebens. Was in ihnen erscheint, ist bloß das Persönliche des Künstlers. Ein Schritt weiter und er fühlt auch den Veruß, aus seiner Person herauszugehen und ein für sich bestehendes Werk zu schaffen. Einem Gedanken, den die Begeisterung in ihm erzeugte, will er außerhalb seiner eigenen Phantasie Realität geben. Er begnügt sich nicht, die festliche Stimmung, in der er sich selbst fühlt, um sich zu verbreiten, sondern die Ideenwelt seines Publikums soll auch durch seine Schöpfungen bereichert werden. Dieß ist die Periode der Darstellung.

Aber auch als darstellende Künste ändern Tanz, Musik und Poesie nicht gänzlich ihre ursprüngliche Natur. Die sinnliche Form, in welcher der Gedanke des Künstlers erscheint, ist nicht todt, sondern beseelt. Das freie Leben in ihren Bestandtheilen sträubt sich oft gegen die

Herrschaft dieses Gedankens. Daher giebt es in einer Reihe von Bewegungen, Tönen und Worten Manches, was keinen bestimmten Gegenstand darstellt, sondern bloß die persönliche Stimmung des Künstlers versinnlicht. Ein unbegrenzter Trieb nach Darstellung würde sogar endlich die Form durch den Stoff zerstören. Die höchste Leidenschaft ist starr und sprachlos. Soll Tanz, Gesang und Poesie auch dann noch fortbauern, so muß etwas von der Wahrheit aufgeschert werden und das Persönliche des Künstlers muß der Herrschaft des Gegenstandes das Gleichgewicht halten.

Daher darf man in allem dem, was nicht zur Darstellung gehört, von der Kunst so wenig, als vom Tanze und von der Dichtkunst Bestimmtheit fordern. Das Gefühl der Begeisterung, das den Künstler erweckt, indem er seine eigene Stimmung in seinem Wirkungskreise verbreitet, ist seiner Natur nach dunkel und unbestimmt. Und eben diese Unbestimmtheit ist der Einbildungskraft willkommen, weil ihr freies Spiel dadurch mehr geschenkt wird. Nur wo die Kunst darstellen will, müssen die Zeichen, welche sie gebraucht, eine bestimmte Bedeutung haben, und um zu erforschen, ob es für sie solche Zeichen gebe, wollen wir versuchen, Das, was die allgemeinen Gesetze der Darstellung in Ansehung der Bestimmtheit fordern, auf die Kunst insbesondere anzuwenden.

Ein dargestellter Gegenstand wird nur dadurch zu einer Erscheinung für die Phantasie, daß er ihr mit bestimmten Grenzen gegeben wird. Ein Unendliches in seiner Kleinheit kann nicht erscheinen.

Indem es die Vernunft zu denken versucht und aus

ihrer Vorstellung alles Beschränkte entfernt, entzieht sie zugleich der Einbildungskraft alle Nahrung. Die Idee des Künstlers muß daher schon gleichsam in einer körperlichen Hülle gedacht werden, ehe sie dargestellt werden kann. Die vollkommenste Darstellung kann nicht mehr bewirken, als daß der Gedanke des Künstlers sich unsrer Phantasie vollständig mittheilt. Ist aber in diesem Gedanken selbst für die Phantasie nichts Anschauliches, so entbehren wir den eigentlichen Kunstgenuß, und die große Pracht in der Einkleidung vermag uns nicht dafür zu entschädigen.

Vorausgesetzt nun, daß das Kunstideal bestimmt gedacht ist, so wird es nur dadurch versinnlicht, daß wir diese Bestimmungen in besondern Verhältnissen wahrnehmen. Denn auch die Natur des wirklichen Gegenstandes erkennen wir durch Erfahrung nie unmittelbar, sondern nur mittels seiner Verhältnisse, indem wir von den Wirkungen auf die Ursachen schließen. Je vollständiger also die Verhältnisse des Ideals in der Darstellung gegeben sind, desto bestimmter ist seine Erscheinung.

Aber diese Vollständigkeit ist für den Künstler gefährlich. Verbreitet sich die Darstellung des Ideals auch über alle angrenzenden Gegenstände, welche mit jenem durch Zeit, Ort und den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen verknüpft sind, so nähert sich die Erscheinung der Wirklichkeit und für die Phantasie des Betrachters bleibt nichts zu ergänzen übrig. Gleichwohl will diese beim Kunstgenuß nicht müßig empfangen, sondern zu eigener Thätigkeit aufgefordert werden.

Es giebt daher Künstler, welche sich einer solchen Vollständigkeit abichtlich enthalten und den Schauplay,

auf welchem ihr Ideal erscheint, unbargestellt lassen. Beispiele dieser Art liefern uns mehrere Werke der griechischen Bildhauer, an denen der Alterthumsforscher die sogenannten Attribute vermißt, die aber Demjenigen, der die Kunst um ihrer selbst willen liebt, eben deswegen werthvoller sind, weil sie das freie Spiel seiner Phantasie weniger beschränken. Die überirdischen Wesen, welche ihm der Bildhauer darstellt, denkt er sich in einer höhern Sphäre außer den Grenzen der Wirklichkeit. Er ordnet sie in nothwendige Klassen, die in der Natur selbst gegründet und nicht von dem Zufälligen in der Mythologie und den Sitten eines besondern Volkes abhängig sind. Nur um die Kennzeichen dieser Klassen wahrzunehmen, fordert er Bestimmtheit; in jeder andern Beziehung kann er sie entbehren.

Das Sinnliche des Ideals besteht hier in einem einzigen Verhältnisse, nicht zu einem einzelnen besondern Gegenstande, sondern zu der Totalvorstellung des Raums überhaupt. Ein bestimmter Theil dieses Raums erscheint hier ausgefüllt. Von Demjenigen, was ihn ausfüllte, ist nur eine dunkle Vorstellung vorhanden, aber eine desto deutlichere, vollständigere und bestimmtere von seinen Grenzen. Und bloß durch Darstellung dieser Grenzen gelang es dem Künstler, uns für das Bild seiner Phantasie zu begeistern. Die Gestalt, welche uns erschien, war bis auf die kleinsten Theile ihrer Oberfläche bedeutend. Das einzige Merkmal des sinnlichen Stoffs, was uns in der Anschauung gegeben wurde, war die Ausdehnung; aber noch nie hatte uns eine Erscheinung in der wirklichen Welt so viel in einem einzigen Merkmale geliefert.

Wie aber in diesem Falle der höchste Reichthum mit

einer scheinbaren Armuth bestehen könne, wird und begreiflich, wenn wir uns an die Bedingungen erinnern, von denen der Gehalt eines Ideals überhaupt abhängig ist. Wir schätzen die Erscheinung nach Demjenigen, was in ihr nicht erscheint, sondern gedacht werden muß, nach der Summe von Realität, welche durch sie vorausgesetzt wird, nach dem Inhalte unsers Begriffs von Dem, was außerhalb unsrer Vorstellung der Erscheinung zum Grunde liegt. Was wir unmittelbar in der einzelnen Erscheinung wahrnehmen, giebt uns nie eine vollständige Vorstellung eines Gegenstandes: es bleiben Lücken übrig, die durch Schlüsse und Ahnungen ergänzt werden müssen. Zu diesen Ergänzungen nimmt die Einbildungskraft den Stoff aus ihren eigenen Schtzen; aber in der Wahl dieses Stoffes ist sie von Dem abhängig, was ihr in der unmittelbaren Wahrnehmung gegeben wurde. Und je größer diese Abhängigkeit bei Betrachtung eines Kunstwerks ist, je unumstndlicher der Künstler die Phantasie des Kenners beherrscht, desto reichhaltiger ist das Ideal, das durch seine Darstellung vernnlicht wird.

Das Sinnliche in der Erscheinung ist es, was die Einbildungskraft des Betrachters leitet, aber nicht in so fern es mannigfaltig, sondern in so fern es bestimmt ist. Der bloße Hauch einer Sur, den eine Meisterhand auf das Papier wirft, ist hinreichend, unsrer Phantasie Gesetze zu geben. Jeder Punkt der zarten Linie ist gleichsam besetzt; aus jedem spricht ein unverkennbarer Ausdruck von Kraft oder Anmuth. Wir fühlen einen unwiderstehlichen Drang in uns selbst, das Bild auszumalen, was hier nur angedeutet wird; aber wir fühlen auch die Unmöglichkeit, irgend etwas in unsere Idee

anzunehmen, was mit dem Eigenthümlichen einer solchen Erscheinung nicht vereinbar wäre.

Im Werke des Bildhauers sind die Umriss der Gestalt nach allen möglichen Richtungen zugleich bestimmt. Desto öfter also würde die Phantasie gewarnt werden, wenn sie sich eine unpassende Dichtung erlauben wollte; aber desto mehr Aufforderung findet sie auch, ihre eigene Unthätigkeit zu äußern. Und für diese ist ihr eben in Ansehung aller der Merkmale, worüber der Künstler nichts bestimmte, ein unermessliches Feld eröffnet. Alles, was der Gegenstand durch Farbe, durch Bewegung, durch äußere Verhältnisse gewinnen kann, ist in ihrer Gewalt. Auch in der Zeit ist sie nicht beschränkt. Was ihr der Künstler in der Anschauung giebt, kann von ihr als ewig gedacht werden.

Ein einziges sinnliches Merkmal giebt hier dem Ideale Bestimmtheit und Reichhaltigkeit. Willt dieß aber nur von den Umrissen der Gestalt? Oder giebt es auch ein anderes, eben so bedeutendes Merkmal für andere Künste?

Unter die Verhältnisse, welche der Vorstellung eines Gegenstandes Bestimmtheit geben, gehört auch eine besonders angewiesene Stelle in einer Reihe von Ursachen und Wirkungen. Dies Verhältniß ist es vorzüglich, was den Dichter beschäftigt, und hier zeigt er seine Darstellungskraft im weitesten Umfange. Er geht bis zu den entferntesten Veranlassungen der Begebenheiten zurück und folgt ihrem Gange durch die kleinsten Fortschritte bis zur endlichen Entwicklung.

Begnügt sich der Dichter, eine Reihe von Erscheinungen darzustellen, die durch allgemeine Naturgesetze

verknüpft sind, so kann er uns ein sehr belehrendes Werk liefern, aber gewiß kein begeisterndes. Um aus dem Reiche der beschränkten Wirklichkeit in das Reich der Ideale überzugehen, bedarf er der Freiheit. Diese ist die Seele seiner Dichtung. Indem er den Glauben an die Freiheit voraussetzt, verbreitet sich selbstständige Lebenskraft über die Bestandtheile seines Werks und an die Stelle eines Puppenspiels, das von einer unbekannten Macht durch unsichtbare Fäden bewegt wird, treten handelnde Personen. Für jede dieser handelnden Personen giebt es dann einen besondern Wirkungskreis, in dem sie der Mittelpunkt ist, und in diesem Wirkungskreise erscheint eine Reihe von Zuständen, welche Leben genannt wird. Jeder Zustand gründet sich auf ein bestimmtes Verhältniß des freien, selbstständigen Wesens zu der Welt, welche es umgiebt. Beide werden in einem Zusammenhange gedacht, durch welchen die Thätigkeit des einen in die Empfänglichkeit des andern eingreift.

Freiheit, Persönlichkeit, Zustand und Leben als Gegenstände der Kunst betrachtet, sind keine metaphysische Begriffe, sondern Merkmale, die durch den innern Sinn in uns selbst wahrgenommen und auf andere Wesen übertragen werden. Durch Selbstbewußtsein unterscheiden wir in uns Abhängigkeit und Unabhängigkeit von der Außenwelt. Das Unabhängige in uns nennen wir Vermögen. Dies äußert sich theils durch Empfänglichkeit, indem es das Bestimmte in der Außenwelt aufsaugt, theils durch Thätigkeit, indem es den gegebenen Stoff in der Außenwelt nach eigener Willkühr bestimmt. Durch dieses Bestimmtworden und Bestimmen fühlen wir uns mit der Außenwelt in demjenigen Zusammenhange, welchen

wir Zustand nennen. In einem solchen Zustande können wir bestimmte Merkmale wahrnehmen, ohne von unsrer eigenen Natur und der Beschaffenheit der äußern Gegenstände eine deutliche Vorstellung zu haben. Alsdann betrachten wir das Verhältniß unser Vermögen nicht zu einem einzelnen Gegenstande, sondern zu unsrer Außenwelt überhaupt. So gab es auch für die Gestalt bestimmte Umriffe, ohne daß wir von Dem, was sowohl innerhalb, als außerhalb dieser Umriffe vorhanden war, etwas deutlich erkannten. Wie dort nur die Ausdehnung im Raume begrenzt wurde, so hier nur das Vermögen in der Reihe von Ursachen und Wirkungen.

Unter der Voraussetzung, daß ein innerer Trieb, unser Daseyn zu erweitern und der äußern Beschränkung zu widerstehen, seine Wirkjamkeit nie gänzlich verliert, sind uns die Grenzen unser Vermögen nicht gleichgültig. Ihre Wahrnehmung ist daher von gewissen Gefühlen, von Freude oder Schmerz und ihren mannigfaltigen Mittelstufen begleitet. An diesen Gefühlen erkennt der innere Sinn, in wie weit jener allgemeine Lebenstrieb durch unser gegenwärtiges Verhältniß zur Außenwelt befriedigt wird, und dieß gehört zu den bestimmten Merkmalen des Zustandes.

Um nun dies Merkmal eines Zustandes auch an andern lebenden Wesen wahrzunehmen, bedürfen wir gewisser äußern Zeichen, welche den Grad jener Gefühle bestimmt andeuten. Und solche Zeichen finden wir in der Bewegung. Daher ist sie für alle Künste, welche unmittelbar auf die äußern Sinne wirken, das anerkannte Mittel zur Darstellung eines Zustandes. Auch in den Werken des Bildhauers und Malers wird die Lage der

beweglichen Theile des Körpers nur dadurch für den Zustand bedeutend, daß sie die Spur einer verhergegangenen Bewegung enthält. Im Tanz und in der Schauspielkunst erscheint die Bewegung zwar mit Gestalt verknüpft, aber auf jener allein faßt die Aufmerksamkeit bei'm eigentlichen Kunstgenusse und die Gestalt ist gleichsam nur das Gerüste des Kunstwerks. Es entsteht daher die Frage, ob nicht auch Bewegung ohne Gestalt zur Darstellung zu reichend sey, so wie es Gestalt ohne Bewegung ist.

Die Gestalt verschwindet bei einer Bewegung, die wir nicht durch sichtbare, sondern durch hörbare Merkmale wahrnehmen. Daß wir aber solche Merkmale in einer Reihe von Tönen zu finden glauben, lehrt uns schon der Sprachgebrauch. Sind es nur bloß bildliche Ausdrücke, wenn wir von einer Fortschreitung der Melodie, von einem Auf- und Absteigen der Stimme reden, oder giebt es wirklich eine Aehnlichkeit zwischen der Bewegung der Gestalt im Raum und der Bewegung des Klangs innerhalb der Tonleiter?

Die Höhe und Tiefe der Töne wird von dem Ohr auf ähnliche Art unterschieden, wie von dem Auge die Farben. Sind zwei Töne von verschiedener Höhe gegeben, so wird die Phantasie veranlaßt, noch höhere und tiefere Töne zu denken, und dadurch gelangt sie zu der Vorstellung einer Tonleiter, indem sie die Reihe der Abstufungen gegen die beiden äußersten Grenzen, wo das Ohr die Höhe und Tiefe nicht mehr unterscheidet, verlängert.

Ist in einer Reihe von Tönen außer der Mannigfaltigkeit der Höhe und Tiefe auch die Einheit eines besondern Schalls hörbar, so vernehmen wir einen bestimmten

Klang. Dieser Klang — das Beharrliche in der Melodie — ist für das Ohr eben das, was in der sichtbaren Bewegung die beharrliche Masse für das Auge ist. Wie diese ihren Ort verändert, so verändert jener seine Stelle in der Tonleiter.

Eine solche Bewegung eines Klangs hören wir an uns selbst nicht bloß im Gesange, sondern auch in der Rede. Jeder Laut unserer Stimme hat eine bestimmte Stelle auf der Tonleiter und diese Stelle würden wir auch im Sprechen wahrnehmen, wenn der Ton so zu uns gelangte, wie ihn die Stimmriße anzieht, und nicht wie er durch das Geräusch der übrigen Sprachorgane unterdrückt wird. Eine bestimmte Höhe oder Tiefe des Tons wird hörbar, sobald man dies Geräusch von ihm absondert, wie uns beim Anshalten eines Vokals die Erfahrung lehrt.

Durch Selbstgefühl sind wir uns bewußt, daß die Bewegung des Klangs unserer Stimme durch unsere eigene Thätigkeit bestimmt wird. Diese Bewegung gehört zu Dem, was wir, als unabhängig von der Außenwelt, von dem Abhängigen in uns unterscheiden, zu den Aeußerungen unsrer Freiheit. Daher ahnen wir Freiheit und Persönlichkeit in jeder Bewegung eines bestimmten Klangs. Dieser Klang ist für unser Ohr die sinnliche Form eines freien lebendigen Wesens, so wie es die bewegliche Gestalt für unser Auge ist.

Sind nun in der Bewegung der Gestalt die sinnlichen Zeichen eines bestimmten Zustandes nicht zu erkennen, so fragt sich's, ob die Bewegung des Klangs weniger bedeutend sey. Die Gehehrdensprache wird allerdings von einer größern Anzahl für verständlicher gehalten,

als die Sprache der Töne; allein dieser Unterschied verdient noch eine genauere Untersuchung.

Was in der Gehehrdensprache ein bestimmtes Ziel der Bewegung bezeichnet, giebt ihrer Darstellung ohne Zweifel eine Deutlichkeit, die wir in einer Reihe von Tönen vermissen. Durch Wahrnehmung dieses Ziels entsteht eine bestimmte Vorstellung von dem Gegenstande der Begierde, des Abscheu's, der Furcht, des Zorns und der Liebe. Auch in der Musik giebt es zwar ein Ziel der Bewegung, den Hauptton der Melodie. In dem Verhältnisse, wie sich die Fortschreitung des Klangs diesem Ziele nähert oder sich von ihm entfernt, vermehrt oder vermindert sich die Befriedigung des Ohrs. Aber dieses Ziel der musikalischen Bewegung bezeichnet nichts in der sichtbaren Welt. Was es andeutet, ist ein unbekanntes Etwas, das von der Phantasie nach Willkür als irgend ein einzelner Gegenstand oder als eine Summe von Gegenständen, als die Außenwelt überhaupt, gedacht werden kann. —

Zugegeben aber, daß die musikalische Darstellung in dieser Rücksicht weniger vollständig ist und der Einbildungskraft mehr zu ergänzen übrig läßt, als Tonkunst und Mimik, so haben wir im Vorhergehenden an dem Beispiele der Bildhauerkunst gesehen, daß die Bestimmtheit der Darstellung nicht von ihrer Vollständigkeit abhängt. Selbst in der Gehehrdensprache bleibt auch alsdann noch, wenn das Ziel der Bewegung nicht angedeutet wird, in der Art der Bewegung Bestimmtheit genug übrig und es entsteht die Frage, ob wir von dieser Bestimmtheit allein etwas Dem ähnliches erwarten dürfen, was wir in den bloßen Umrissen der Gestalt finden.

Der schwebende Gang der Freude und der schwere Tritt des Kammers sind in der Gehehrdensprache allgemein verständlich, auch wenn wir in beiden Fällen von der Richtung dieser Bewegungen keine deutliche Vorstellung haben. Was diese Zeichen bedeutend macht, ist ein gewisser Zusammenhang, den wir in uns selbst zwischen diesen Unterschieden der Bewegung und den Unterschieden unsern Zustandes wahrgenommen haben und den wir von uns auf andere lebende Wesen übertragen. In den Bewegungen der fremden Gestalt erkennen wir uns selbst wieder.

Von ähnlicher Art ist der Unterschied zwischen dem Jauchzen der Fröhlichkeit und dem gepressten Tone des Schmerzens. Was für einen Zustand diese Verschiedenheit bezeichnet, wissen wir nicht bloß aus eigener Erfahrung von der Art, wie diese Gefühle an uns selbst sich ankündigten, sondern auch durch eine gewisse Sympathie, die schon bei der Gehehrdensprache, obwohl in einem unmerklichen Grade, sich äußert.

Vorausgesetzt nun, daß es selbst für die stumpfsten und ungetrübtesten Sinne deutliche Merkmale giebt, wodurch sich die Zeichen der Freude von den Zeichen des Schmerzens in Gehehrden und Tönen unterscheiden, so sind dadurch auch für eine unendliche Menge von Abstufungen beider entgegengesetzter Gefühle bestimmte Zeichen gegeben.

Der feinere und geübtere Sinn vergleicht die weniger verständlichen Gehehrden und Töne mit den allgemein verständlichen und entdeckt mehr oder weniger Ähnlichkeit mit den anerkannten Zeichen der Freude und des Schmerzens. So bereichert sich die Gehehrdensprache und, wo

es nicht an Gelegenheit fehlt, den Sinn des Gehörs eben so wohl, als den Sinn des Gefühls zu üben, auch die Sprache der Töne. Daß zu Wahrnehmung seiner Unterschiede das Ohr weniger tauglich sey, als das Auge, läßt sich im Allgemeinen nicht behaupten; aber der einzelne Mensch kann sich in Tönen befinden, wo er öfter veranlaßt wird, das Sichtbare, als das Hörbare zu vergleichen. Alsdann werden ihm Tanz und Schauspielkunst verständlicher seyn, als Musik, so wie diese hingegen zu Demjenigen deutlicher sprechen wird, dessen Aufmerksamkeit mehr auf Tönen, als auf Gestalten haftet.

Wenn es der Musik nicht an deutlichen Zeichen fehlt, um einen bestimmten Zustand zu vermittelten, so ist ihr dadurch auch die Realität der Charakterdarstellung gegeben. Was wir Charakter nennen, können wir überhaupt weder in der wirklichen Welt noch in irgend einem Kunstwerke unmittelbar wahrnehmen, sondern nur aus Demjenigen folgern, was in den Merkmalen einzelner Zustände enthalten ist. Es fragt sich also nur, ob auch in einer solchen Reihe von Zuständen, wie sie durch Musik dargestellt wird, Stoff genug vorhanden sey, um daraus die bestimmte Vorstellung eines Charakters zu bilden.

Der Begriff des Charakters setzt ein moralisches Leben voraus, ein Mannigfaltiges im Gebrauche der Freiheit, und in diesem Mannigfaltigen eine Einheit, eine Regel in dieser Willkür. Eine solche Regel wird entweder unmittelbar wahrgenommen, indem man aus der Reihe von Eindrücken eines moralischen Lebens das Gemeinsame heraushebt oder sie wird durch einen Schluß aus einzelnen Zügen gefolgert, wenn diese eine Ursache voraussetzen, deren Wirklichkeit sich nach dem Gesetze der

Analogie nicht auf einen einzigen Fall einschränken kann. Zu diesen charakteristischen Zügen gehören besonders solche Handlungen, die mit den äußern Verhältnissen im Widerspruche stehen und wozu wir also einen Grund innerhalb der Person zu suchen genöthigt werden.

Durch dieses Mittel bewirkt der Dichter eine reiche und lebendige Charakterdarstellung auch in einem kleinen Umfange von Begebenheiten. So sehen wir Achill und Priamus einander gegenüber bei einem traulichen Mahle — jener verläßt den Vater Hektors, dieser den Wörber des Sohns — einer ist im Anschauen des andern verloren und beide ehren die höhere menschliche Natur.

Auf ähnliche Art verfahren auch andere Künstler und je reichhaltiger ihre Produkte an solchen bedeutenden Zügen sind, desto vollkommener ist ihre Charakterdarstellung. Das Beispiel des Sängers und Schauspielers lehrt uns, wie viel besonders durch die Zeichen der Bewegung für diesen Zweck geleistet werden kann.

Willt nun eben dies auch von der Sprache der Töne oder giebt es hierin einen Unterschied zwischen den Bewegungen der Gestalt und den Bewegungen des Klangs?

Auch hier äußern sich allerdings die Folgen des Umstandes, daß in einer Reihe von Tönen kein bestimmtes Ziel, sondern nur eine bestimmte Art der Bewegung wahrgenommen wird. Was der Sänger und Schauspieler durch dieses Ziel andeutet, fehlt in der Charakterdarstellung des Tonkünstlers. Daher vermißt man alles Dasjenige bei ihm, was irgend einen fortdauernden Trieb nach einem besondern Gegenstande betrifft. Aber es fragt sich, ob nicht auch alsdann noch bestimmte Merkmale in der Vorstellung eines Charakters übrig bleiben, wenn sie

von irgend einer besondern Richtung der Triebe nichts bestimmtes enthält.

Außer den Verschiedenheiten der besondern Gegenstände, auf welche unsre Triebe gerichtet sind, giebt es noch einen allgemeinen Unterschied, der die Triebe überhaupt in zwei Classen abtheilt. Ihr Zweck ist entweder unsre Thätigkeit oder unsre Empfänglichkeit zu äußern, zu bestimmen oder bestimmt zu werden. Von diesen beiden entgegengesetzten Classen der Triebe verliert keine ihre Wirksamkeit gänzlich, so lange das Leben selbst währt; aber sie beschränken einander gegenseitig und in einzelnen Momenten hat bald der Trieb der Thätigkeit, bald der Trieb der Empfänglichkeit das Uebergewicht. Wird nun zwischen beiden ein bestimmtes fortdauerndes Verhältniß wahrgenommen, so gehört dieß zu den Merkmalen des Charakters. Daher das männliche und weibliche Ideal und die unendlich mannigfaltigen Abstufungen zwischen beiden.

Gibt es nun in der Musik deutliche Zeichen für ein bestimmtes Verhältniß der männlichen Kraft zur weiblichen Zartheit, so ist dadurch eine Charakterdarstellung möglich, welche in Ansehung dieses Merkmals völlig bestimmt ist, wenn sie gleich die Ergänzung der andern Merkmale dem freien Ercke der Einbildungskraft überläßt. In den Umrissen und Bewegungen der Gestalt erkennt ein geübtes Auge die kleinsten Abstufungen der Männlichkeit und Weiblichkeit. Auch verliert das Bild der Phantasie dadurch nichts an Bestimmtheit, daß man es nicht durch Worte beschreiben kann. Denn welche Sprache wäre wohl reich genug, um die unendliche Mannigfaltigkeit der feinsten Unterschiede dieses Merkmals andeuten zu können?

Ist aber die Frage, ob es für diese Unterschiede in dem Klange und seiner Bewegung deutliche Zeichen gebe, so dürfen wir nicht vergessen, was schon bei den hörbaren Zeichen des Zustandes bemerkt worden ist, daß es nemlich dem Sinn des Gehörs deswegen an sich selbst nicht an Reinheit fehlt, weil er in mehreren Fällen nicht eben so viel Gelegenheit zur Uebung und Ausbildung hatte, als der Sinn des Gesichtes. Daß es für den äußersten Grad der Männlichkeit und Weiblichkeit in einer Reihe von Tönen einen eben so allgemein verständlichen Ausdruck giebt, als für Freude und Schmerz, bedarf wohl keines Beweises. Auch dem ungeübtesten Ohr, das den Klang der Posaune und der Flöte, den Marsch und die ländliche Tanzmusik, den Kirchenhymnus und das Adagio des einzelnen Sängers und Instrumentisten gegeneinander hört, braucht man diese Unterschiede nicht zu erklären. Aus diesen Zeichen aber von anerkannter Bedeutung bildet sich nach und nach eine Sprache wie bei den Zeichen des Zustandes, indem man die undeutlichen Zeichen mit den deutlichen vergleicht und mehr oder weniger Ähnlichkeit zwischen ihnen bemerkt.

Die unverkennbarsten Zeichen des Charakters finden sich in der Verschiedenheit des Klangs. Die mannigfaltigen Grade des Rauhen und Sanften, wodurch sich Menschenstimmen und Instrumente unterscheiden, sind daher eines von den brauchbarsten, aber nicht das einzige Mittel der Charakterdarstellung in der Musik.

In der Bewegung des Klangs bemerken wir theils die Unterschiede der Dauer, theils die Unterschiede der Beschaffenheit. Jene sind für die Charakterdarstellung die wichtigsten. Das Regelmäßige in der Abwechselung von

Leitungen (Abstrahiren) bezeichnet die Selbstständigkeit der Berechnung. Was wir in dieser Regel wahrnehmen, ist das Beharrliche in dem lebenden Wesen, das bei allen äußern Veränderungen seine Unabhängigkeit behauptet. Daher der hohe Werth des Abstrahiren in der griechischen Musik, Poesie und Künste.

Das ruhige Fortschreiten der Würde und das Schwelgen der Anmuth haben diese Künste mit einander gemein. „Das Werthe“, sagt Alerstok, „wandelt in einem guten Gerichte umher, wie in Homer's Schlachten die nur von Wenigen gezeigten Götter.“

Ueber die Werke der Griechen haben wir nur dunkle und unvollständige Nachrichten; aber was sie im Abstrahiren leisteten, können wir schon an dem einzigen Beispiele zweier Verdarten erkennen: den Alcäischen und den Sapphischen. Jene ist eine mauerhafte Darstellung des männlichen, diese des weiblichen Ideals. Der Deutsche — der es aber bedarf, von Zeit zu Zeit an seine Schätze erinnert zu werden — braucht solche Muster so weit nicht zu suchen. Nur zwei Beispiele von eben dem Dichter, der den Werth des Abstrahiren so gut erkannte:

Komm! ich habe vor Loh! Reich mir den Arm
Und das trübende Schwerk! Komm, steh mit mir
Hier in meiner Umarmung
Frei von der Lasternden Schicht —

Und dieser Gedicht gegenüber das ängstliche Mädchen:

Nur in dunkler Nacht erlaßt du Sorgen,
Schwebst in trübender dunkler Nacht auf Wasser;
Ist es nicht nur mit dir die Gefahr, zu sterben,
Wird ich Glückliche nennen?

Was durch die Melodie unmittelbar dargestellt wird, ist der Zustand, das Vorübergehende im Gegensatz des Beharrlichen, der Grad des Lebens in dem einzelnen Momente. Die Bewegung innerhalb der Tonleiter besteht in einem unanhörlichen Schwanken zwischen Realität und Beschränkung. Im Verhältniß der einzelnen Töne zum Haupttone, auf welchem die Einheit der Melodie beruht, erscheint das Streben nach einem Ziele bald Annäherung, bald Entfernung und endlich Ruhe, wenn es erreicht ist.

Neben diesen Veränderungen kann es aber auch in der Melodie etwas Beharrliches geben, gewisse Grenzen nemlich in dem Umfange der melodischen Bewegung, ein gewisses Ebenmaaß in der Art der Fortschreitung. Und in diesem Beharrlichen erkennen wir eine bestimmte Kraft oder Zartheit des Charakters. Daher vielleicht die schenkbare Aengstlichkeit der Kunst-Polizei bei den Griechen in Aufsehung dieser Merkmale des Charakters. Daher der Gensor-Eifer des Spartaners, der auf der Cithre des Timotheus nicht mehr, als sieben Saiten duldete.

Ob sich die Kunst der Griechen bloß auf Rhythmus und Melodie einschränkte oder ob sie auch das kannten, was wir Harmonie nennen, ist in der Geschichte der Tonkunst noch eine Streitfrage.

Es hat neuere Theoretiker gegeben, die wegen dieses Umstandes an dem Werthe der Harmonie überhaupt noch gezweifelt haben. Diese zu widerlegen ist hier der Ort nicht; aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks, um sich von der Wichtigkeit der Harmonie wenigstens für die Charakterdarstellung zu überzeugen. Durch eine Verbindung zugleich tönender Stimmen wird es möglich, die Melodie und den Rhythmus unter diese Stimmen zu ver-

theilen. Leidenschaft und Charakter können beides abge-
 sendert durch verschiedene Bewegungen lebendiger und be-
 stimmter versinnlicht werden, ohne daß das Gleichgewicht
 zwischen beiden aufgehoben wird, was zur vollkommensten
 Wirkung des Ganzen erforderlich ist. Jeder Gedanke,
 jede Empfindung, die durch den Zustand erweckt wird
 und gleichsam als ein einzelnes lebendes Wesen sich durch
 die Töne einer Menschenstimme oder eines nachahmenden
 Werkzeuges verkündigt, bereichert das Ideal der Phantasie
 und erhöht die Verstellung von der Kraft, die in einem
 solchen Kampfe nicht unterliegt. In diesem Anfange
 und Grade giebt es vielleicht keine andere Darstellung in
 der Musik für das Erhabene des Charakters.

Ueber Wilhelm Meister's Lehrjahre.

Ich verweile zuerst bei einzelnen Bestandtheilen und freue mich, in der Darstellung der Charaktere so gar nichts von den schwarzen Schatten zu finden, die nach einem gewöhnlichen Vorurtheile zum Gesteht des Kunstwerks nothwendig seyn sollen. An einen privilegierten Teufel, durch den alles Unheil geschieht, ist hier nicht zu denken. Selbst Barbara ist im Grunde nicht bössartig, sondern nur eine gemeine Seele. Unter dem Druck der Bedürfnisse fehlt es ihr an Engherzigkeit für jedes feinere Gefühl. Gleichwohl hat sie wahre Anhänglichkeit an Marianen und Felix.

Das größte Leiden — Marianens Schicksal — wird durch einen schätzbaren Menschen aus einer edlen Triebfeder veranlaßt.

Eben so wenig erscheint ein übermenschliches Ideal. Ueberall findet man Spuren von Gebrechlichkeit und Beschränkung der menschlichen Natur; aber was dabei den Hauptfiguren das höhere Interesse giebt, ist das Streben nach einem Unendlichen. Aus den verschiedenen Richtungen dieses Strebens entsteht die Mannigfaltigkeit der Charaktere. In endlichen Naturen muß sich dadurch oft Einseitigkeit und Mißverhältniß erzeugen und diese sind die Schatten des Gemäldes, die Dissonanzen der Harmonie, daher bei Jarno die Kälte und Härte des Weltmanns. Er strebt nach Klarheit und Bestimmtheit in

seinen Urtheilen über die Menschen und ihre Verhältnisse. Wahrheit und Zweckmäßigkeit weiß er zu schätzen, aber das Dunkle und Schwankende ist ihm verhasst. Enthusiasmus kennt er nicht, selbst die Kunst verehrt er nur in der Entfernung, weil er sich von ihrem Verfahren nicht Rechenschaft geben kann. Doch wirkt das Vollendete auf ihn. Daher seine Achtung gegen das Streben nach Vollendung im *Pothario*. An *Shakespeare* schätzt er nur den Stoff — die Wahrheit der Darstellung. Er heirathet *Lydien* nicht aus Freundschaft für *Pothario*, sondern weil ihn die Wahrheit der Empfindung anzieht. So ist die Trockenheit und der Mangel an Humanität bei *Nataliens* Tante die Folge ihrer überfülllichen Existenz. Dagegen muß die idealisirte Sinnlichkeit bei *Philinen* in ihrer höchsten Freiheit zuweilen ausarten, da ihr durchaus keine moralische Zucht das Gegengewicht hält. Nur ein paar Figuren erscheinen gleichsam als höhere Wesen in einer Glorie — der Großvater *Nataliens* und der *Abbe* — aber sie stehen im Hintergrunde und von den Umrissen ihrer Gestalt ist wenig zu sehen.

Besondere Kunst finde ich in der Verflechtung zwischen den Schicksalen und den Charakteren. Beide wirken gegenseitig in einander. Der Charakter ist weder bloß das Resultat einer Reihe von Begebenheiten, wie die Summe eines Rechnungserempels, noch das Schicksal bloß Wirkung des gegebenen Charakters. Das Persönliche entwickelt sich aus einem selbstständigen unerklärbaren Keime und diese Entwicklung wird durch die äußern Umstände bloß begünstigt. Dieß ist die Wirkung des Puppentheaters bei *Maister* und die Brustkrankheit bei der Stiftsdame. So sind die merkwürdigsten Ereignisse

in Meisters Leben — (sein Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen — der Räuberanfall — der Besuch bei Lottario) — zum Theil die Folgen einer freien Wahl, die in seinem Charakter gegründet war. Das Ganze nähert sich dadurch der wirklichen Natur, wo der Mensch, dem es nicht an eigener Lebenskraft fehlt, nie bloß durch die ihn umgebende Welt bestimmt wird, aber auch nie Alles aus sich selbst entwickelt. Ein reicher Garten zeigt sich dem Auge, wo die schönsten Pflanzen von selbst zu gedeihen scheinen und jede Spur des Künstlers verschwindet. Aber die Macht des Schicksals zeigt sich auch an zwei Personen, Wignon und dem Alten. Hier unterliegt eine zarte Natur dem gewaltigen Druck der äußern Verhältnisse. Dieser tragische Stoff stört vielleicht die Totalwirkung bei einem großen Theile des Publikums, der sich bei Betrachtung eines Kunstwerks bloß leidend verhält. Die rührende Erscheinung concentrirt die Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punkt. Aber wer seine Besonnenheit gegen diesen Eindruck wenigstens beim zweiten Lesen behauptet, erkennt, wie sehr das Ganze durch eine solche Beimischung an Würde gewinnt.

Die Einheit des Ganzen denke ich mir als die Darstellung einer schönen menschlichen Natur, die sich durch die Zusammenwirkung ihrer innern Anlagen und äußern Verhältnisse allmählig ausbildet. Das Ziel dieser Ausbildung ist ein vollendetes Gleichgewicht — Harmonie mit Freiheit. Je größer das Maas der einzelnen Kräfte, je mächtiger die einander entgegengesetzten Triebe, desto mehr wird dazu erfordert, um in diesem Chaos Einheit ohne Zerstörung zu erschaffen. Je mehr Wildsamkeit in der Person und je mehr bildende Kraft in der Welt, die sie

umgiebt, desto reichhaltiger die Nahrung des Geistes, die eine solche Erscheinung gewährt.

Was der Mensch nicht von außen empfangen kann — Geist und Kraft — ist bei Weistern in einem Grade vorhanden, für den der Phantasie keine Grenzen gesetzt sind. Sein Verstand ist mehr, als die Geschicklichkeit, ein gegebenes endliches Ziel zu erreichen. Seine Zwecke sind unendlich und er gehört zu der Menschenklasse, die in ihrer Welt zu herrschen berufen ist. In der Ausführung dessen, was er mit Geist gedacht hat, zeigt er Geist, Liebe und Beharrlichkeit. Der Erfolg seiner Thätigkeit bleibt immer in einem gewissen Heildunkel und dadurch wird der Einbildungskraft des Lesers freier Spielraum gelassen. Wir erfahren nur seine gute Aufnahme auf dem Salosse des Grafen, seine Gunst bei den Damen, den Beifall bei der Ausführung des Hamlet, aber keines seiner dichterischen Produkte wird uns gezeigt. Seine Seele ist rein und unschuldig. Ohne einen Gedanken an Ehre, ist ihm durch eine Art von Instinkt das Gemeine, das Unedle verhaßt und von dem Trefflichen wird er angezogen.

Liebe und Freundschaft sind ihm Bedürfnis und er ist leicht zu täuschen, weil es ihm schwer wird, irgendwas etwas Arges zu ahnen. Er strebt, zu gefallen, aber nie auf Kosten eines andern. Es ist ihm peinlich, irgend jemanden eine unangenehme Empfindung zu machen, und wenn Er sich freut, soll Alles, was ihn umgiebt, mit ihm genießen. Seine Vorsamkeit ist ohne Schwäche. Muth und Selbstständigkeit beweist er, wie er die Mägen von dem Italiener befreit, wie er sich gegen die Mäner vertheidigt, wie er gegen Farno und

den Abbé seine Unabhängigkeit behauptet. Die persönliche Autorität des Abbé's, die doch in einem Birkel vorzüglicher Menschen von so großem Gewicht ist, überwältigt ihn nicht. Philine ist da, wo sie liebenswürdig ist, sehr reizend für ihn, aber sie beherrscht ihn nicht. Jarno wird ihm verhasst, da er die Aufopferung des Allen und der Wagnen von ihm verlangt. Zu diesen Anlagen kommt noch einnehmende Gestalt, natürlicher Anstand, Wohlklang der Sprache.

Für ein solches Weien mußte nun eine Welt gefunden werden, von der man die Bildung nicht eines Künstlers, eines Staatsmannes, eines Gelehrten, eines Mannes von gutem Ten, — sondern eines Menschen erwarten konnte. Durch ein modernes Costum mußte die Darstellung dieser Welt lebendiger werden. Das antike Costum erleichtert zwar das Idealistiren und verwahrt vor manchen Armseligkeiten der Wirklichkeit, aber die Umrisse der Gestalten erscheinen in einer Art von Nebel und die Wirkung des Gemäldes wird durch die unvollständige Bestimmtheit geschwächt. Ein Ideal, dessen einzelne Elemente wir in der gegenwärtigen Welt zerstreut finden, giebt der Phantasie ein weit anschaulicheres Bild. In einem mindern Grade findet sich dieser Unterschied auch zwischen dem einheimischen und ausländischen Costum und schon dies konnte den Dichter, der zunächst für das deutsche Publikum schrieb, bestimmen, eine deutsche Welt zu wählen. Aber es fragt sich auch, ob man, sobald es auf die Bildung eines Menschen ankommt, durch eine französische, englische oder italienische Welt viel gewinnen haben würde, und ob es nicht gerade für den Deutschen vortheilhaft sey, daß sich in seinem Vaterlande zu einer zwar glänzenden, aber

einseitigen Ausbildung weniger günstige Umstände vereinigen.

Es war eine lebendige Phantasie vorhanden, die vollständig entwickelt werden sollte. Hierzu gehörte ein gewisser Wohlstand und Freiheit vom Druck der Bedürfnisse, aber keine zu günstigen Verhältnisse in der wirklichen Welt. Die Vortheile der höhern Stände gleichen dem Apfel der Proserpina; sie fesseln an die Unterwelt. Wer sich für seinen Stand begeistern kann, wird in diesem Stande vieles leisten, aber eben so wenig, wie Werner, sich je über seinen Stand erheben.

Eine ideale Gestalt zog ihn an; seine Einbildungskraft lieb ihr alle Vergnüge des Geistes. Mariannens Seele glich einer unbeschriebenen Tafel, wo nichts seinem Ideale widersprach; er sah sich geliebt und war glücklich. Sie war nichts, als ein liebendes Mädchen, zu wenig für seine Gattin, zu viel, um von ihm verlassen zu werden. Ihr Tod war nothwendig. Sie erscheint dabei in dem glänzendsten Lichte; aus Meisters Seele verschwindet alle Bitterkeit, die bei dem Gedanken, von ihr getäuscht worden zu seyn, sonst nie vertilgt werden konnte, und wir sehen mit Wohlgefallen, daß Meister's Instinkt richtiger urtheilte, als Werner's Weltklugheit.

Das Theater ist die Brücke aus der wirklichen Welt in die ideale. Für einen jungen Mann, den sein nächster Wirkungskreis nicht verzog und der keine bessere Sphäre kannte, mußte es unwiderstehliche Reize haben. Für ihn wurde es eine Schule der Kunst überhaupt; aber er war nicht zum Künstler berufen. Es war ihm bloß Bedürfnis, seine bessern Ideen und Gefühle laut werden zu lassen. Das Coulissenpiel der theatralischen Darstellung mußte ihm bald widrig werden.

Er sollte auch die glänzende Seite der wirklichen Welt kennen lernen. Ein leichtfertiges Mädchen war seine erste Lehrerin. In Phyllinen erschien ihm das höchste Leben, aber freilich nicht in einer dauernden Gestalt. Eine Reihe von mannigfaltigen Gestalten ging vor ihm vorüber und unter diesen waren einige so lieblich, daß sie ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnten.

Diesem Uebermaas von Gesundheit stellten sich zwei kranke Wesen gegenüber: Mignon und der Harfenspieler. In ihnen erscheint gleichsam eine Voesele der Natur. Wo Meister durch die äußern Verhältnisse abgespannt wird, giebt ihm das Anschauen dieser Wesen einen neuen Schwung.

Die Gräfin war ganz dazu geschaffen, das Bestreben, zu gefallen, bei Meistern zu erregen. Eine gewisse Würde, mehr des Standes, als des Charakters, vereinigte sich in ihr mit helder weiblicher Schwäche. Seine Phantasie hatte sie vergöttert. Er fühlte sich angezogen durch ihre Freundlichkeit und entfernt durch die äußern Verhältnisse. Diese gemischte Empfindung spannte alle seine Kräfte. Sie erscheint auf einer niedrigen Stufe durch die Neue und Furcht, mit der sie ihre Leidenschaft verbüßt. Aber selbst in ihrer Wuth ist Grazie und bei'm lezten Abschiede wird sie uns wieder äußerst liebenswürdig.

Aurelie giebt ein warnendes Beispiel, was Leidenschaft und Phantasie für Zerstörung in einem Wesen edler Art anrichtet, wo es an Harmonie der Seele fehlt.

In Nataliens Fante dagegen ist Ruhe, aber durch Zerschneidung des Knotens, durch Abgeschiedenheit von der sinnlichen Welt. Ihre Frömmigkeit hat als ein vollendetes Naturprodukt wirklich etwas Erhabenes, aber

wie viel schöne Plüthen mußten erstorben, damit eine solche Frucht gedeihen konnte! Indessen sind ihre Härten durch Toleranz möglichst gemildert und ihre Hochschätzung Nataliens ist ein schwerer Zug, der sie der Menschheit wieder nähert.

Eine andere Art von innerer Ruhe, aber mit ununterbrochener äußerer Thätigkeit vereinigt, zeigt sich in Iheresen. Hier ist Leben mit Gestalt vereinigt, aber in diesem Leben fehlt eine gewisse Würze. Keine Kämpfe und keine Ueberspannung, aber auch keine Liebe und keine Phantasie. Gleichwohl hat ihr ganzes Wesen eine Klarheit und Vollendung, die für Denjenigen äußerst anziehend sind, der den Mangel dieser Vorzüge in sich selbst oft schmerzlich gefühlt hat. Zugleich herrscht in ihrem Betragen immer eine gewisse Weiblichkeit, die gleichsam die Stelle eines tiefen Gefühls vertritt. Auch fehlt es ihr nicht an Empfindlichkeit für das Große und Schöne; nur fehlt ihr heller Blick in der Wirklichkeit so viel Mängel dabei, daß es bei ihr nie zum Enthusiasmus kommt. Sie empfindet rein, aber gleichsam im Vorbeigehen; ihr Alles verschlingender Trieb zur Thätigkeit läßt ihr nicht Zeit dazu. Sie wird nie von einem Gefühl überwältigt, aber sie überläßt sich ihm zuweilen aus freier Wahl, wo es in Handlung übergehen kann, und dann zeigt sie sich von der edelsten Seite.

Bei Natalien ist dieselbe innere Ruhe, dieselbe Klarheit des Verstandes, dieselbe Thätigkeit, aber Alles ist von Liebe befeelt. Diese Liebe verbreitet sich über ihren ganzen Wirkungskreis, ohne in irgend einem einzelnen Punkte an Innigkeit zu verlieren. Es erscheint in ihr die Heiligkeit einer höhern Natur, aber diese Erscheinung ist nicht drückend, sondern beruhigend und erhebend.

Von Lothario's früherer Geschichte wünschte man wohl mehr zu erfahren; aber es ist begreiflich, warum hier gerade nicht mehr davon gesagt werden konnte. Er hatte in einer sehr glänzenden Erbhäre gelebt und seine Schicksale hätten gleichsam durch ihre Fokal-Farben der Haltung geschadet. Meister mußte immer die Haupt-Figur bleiben.

Nächst diesen Personen gab es noch besondere Verhältnisse, die auf Meister wirkten. Dahin gehört außer der theatralischen Existenz der Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen und die geheime Gesellschaft. Bei der letzteren finde ich das Resultat der Vossprechung besonders glücklich ausgedacht, weil es durchgängig individuell ist und eben deswegen desto mehr Eindruck machen mußte. Aber alle diese Anstalten waren zu Meisters Bildung nicht hinlänglich. Was sie vollendete, war ein Kind — ein lieblicher und höchst wahrer Gedanke.

Das Verdienst eines solchen Plans sollte noch durch eine Ausführung erhöht werden, wobei man nirgends an Absicht erinnert wurde, und in der Spannung der Erwartung, in der Auflösung der Dissonanzen und in der endlichen Befriedigung einen poetischen Genuß finden mußte, der von dem philosophischen Gehalte ganz unabhängig war. Die Entwicklung der Begebenheiten ist sinnreich und überraschend, aber nicht gekünstelt und paradox. Bei einer genauen Betrachtung findet man den Grund dazu entweder in den vorhergehenden Schicksalen oder in irgend einem charakteristischen Zuge oder in dem natürlichsten Gange des menschlichen Geistes und Herzens. Für einige Dissonanzen gab es keine Auflösung, die jeden Leser befriedigen konnte. Mignon und der Har-

fenspieler hatten den Keim der Zerstörung in sich. Für den Eindruck von Mignon's Tode ist ein Gegengewicht in den Requien. Der heilige Ernst, zu dem sie begeistern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. Vielleicht wünscht man nicht mit Unrecht auch etwas Linderndes nach dem Tode des Harfenspielers. Wenigstens hat der starke Contrast am Schlusse zwischen dieser Begebenheit und der endlichen Befriedigung für mich etwas Unmusikalisches. Rousseau fragt irgendwo, was eine Sonate bedeute? Ich möchte ihm antworten: einen Roman. Wenn ich mir nun diesen Roman in eine Sonate überlege, so wünschte ich nach einer so harten Dissonanz vor dem Schlusse noch einige beruhigende Takte zu hören.

Sollte nicht auch die Deutlichkeit gewinnen, wenn mehr angedeutet wäre, wie bei Natalien allmählig eine Leidenschaft für Weisern entsteht? Ueberhaupt scheint mir der leichte Rhythmus, der in den drei ersten Bänden die Begebenheiten herbeiführt, sich im vierten zu ändern. Doch war dieß vielleicht absichtlich zum Behuf der größern tragischen Wirkung oder um die Spannung überhaupt zu erhöhen.

Bis hierher etwa ging die ästhetische Wänscht des Künstlers, aber nun begann das Werk der Liebe. Das Gebäude war aufgeführt und die Totalwirkung erreicht, aber ohne dieser zu schaden, konnte es noch im Einzelnen durch mannigfaltigen Schmuck bereichert werden. Dahin gehören die Gedichte, die Gespräche über Hamlet, der Lehrbrief und so manche kostliche Nahrung des Geistes, die in den zerstreuten Bemerkungen über Kunst, Erziehung und Lebensweisheit enthalten ist. Von allem diesem durfte

nichts als bloß angefügte Verzierung erscheinen; jedes mußte als ein nothwendiger Theil in das Ganze verwebt werden.

Serlo paßt vortreflich zu einem Gespräch mit Meister. Ihr Contrast ist nicht grell, aber stark genug, um den Dialog zu beleben, und gleichsam vor unsern Augen entspringt die Meinung aus dem Charakter. Abgesonderte Gespräche ähnlicher Art zwischen diesen beiden Personen, die wir nun kennen, wären gewiß ein höchst willkommenes Geschenk. Es fehlt uns noch so sehr an dieser Gattung von Kunstwerken. Auch wünschte man wohl den Abbé und Natalien zusammen über Erziehung zu hören; nur möchten sie nicht geneigt seyn, miteinander darüber zu sprechen.

Bei Betrachtung eines Kunstwerks, wie dieses, giebt es einen gewissen Punkt, bis wie weit man dem Künstler nachspüren und sich von seinem Verfahren Rechenschaft geben kann, — aber weiter hinaus entzieht er sich unsern Blicken, so gern wir ihm auch in's innere Heiligthum folgen möchten. Wo er unterscheidet, wählt, anordnet, wird er uns immer deutlicher, je mehr wir mit seinem Werke vertraut werden; aber vergebens suchen wir den Genius zu belauschen, wenn er dem Wilde der Phantasie Leben einhaucht. Nur durch seine Wirkungen will er sich verkündigen.

Der gemeine Leser ruft aus: „So etwas erfindet man nicht; hier muß eine wahre Geschichte zum Grunde liegen“ — und den ächten Kunstfreund durchdringt ein elektrischer Schlag.

Klar ist der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

Die Piccolomini.

Wallensteins erster Theil.

Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Schiller.

Aufgeführt zum erstenmal Weimar am 30. Januar 1799, als am
Geburtstage der regierenden Herzogin.

Wenn man diesen Tag, der von allen Weimaranern mit freudiger Verehrung begangen wird, auch von Seiten des Theaters durch eine würdige Vorstellung zu feiern wünscht, so war es diesmal ein glücklicher Umstand, daß der Verfasser die Vollendung des genannten Stückes, in den letzten Monaten des vergangenen Jahrs, beschleunigen und eine Vorstellung desselben möglich machen konnte.

Wir legen dem Publiko zuerst den Plan des Stückes vor, um künftighin, wenn das Ganze vollendet seyn wird, auf die verschiedenen Theile desselben zurückzukehren und die Absichten des Verfassers bei der Organisation desselben zu entwickeln.

Wenn der Dichter in dem Prolog, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, sagen läßt:

Von der Parteyen Gnuß und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakter-Bild in der Geschichte.
Doch euren Augen soll ihn ist die Kunst,
Auch euren Herzen menschlich näher bringen,

so giebt er uns dadurch einen Wink, daß wir bei näherer Betrachtung des Stücks hauptsächlich dahin zu sehen haben, von welcher Seite eigentlich er seinen Helden nehme und ihn darstelle. Ja auch ohne eine solche Erinnerung würde dieses, bei einem historischen Stücke, die Pflicht eines ästhetischen Beobachters seyn. Denn wenn es eine große Schwierigkeit ist, eine historische Figur in eine poetische zu verwandeln, so verdienen die Mittel, deren sich der Dichter hierzu bedient, vorzüglich unsere Aufmerksamkeit.

Wir stellen daher gegenwärtig den Helden des Trauerspiels unsern Lesern vor, indem wir ihnen überlassen, denselben mit dem Helden der Geschichte zu vergleichen.

Wallenstein ist während dem Laufe eines verderblichen Krieges aus einem gemeinen Coetmann Reichs-Fürst und Befehlshaber von außerordentlichen Reichthümern geworden; er hat dem Kaiser, als kommandirender General, große Dienste geleistet, wofür er aber auch glänzend belohnt wird; die Gewaltthätigkeiten hingegen, die er an mehreren Reichs-Fürsten ausübt, wecken zuletzt allgemeine Klagen gegen ihn, so daß der Kaiser, durch Umstände abhängig von den Fürsten, genöthigt ist, ihn vom Commando zu entfernen. Wallenstein bringt einen unbefriedigten Ehrgeiz in den Privatstand zurück. Da er schon einen so großen Weg gemacht, so viel vom Glück erlangt hat, so setzt er seinen Wünschen keine Grenzen mehr. Ein astrologischer Aberglaube nährt seinen Ehrgeiz, er hört Wahrsagungen begierig an, die ihm seine künftige Größe versichern, betrachtet sich gern als einen besonders Begünstigten des Schicksals, und überläßt sich ausschweifenden Hoffnungen, um so zuversichtlicher, da ihm sein

Horoscopy die Gewährung derselben zu verbürgen scheint und manche himmlische Aspecten, von Zeit zu Zeit, ihm günstige Ereignisse prophezeien.

Aber auch schon die Aussicht des politischen Himmels rechtfertigt zum Theil diese Erwartungen.

Die Fortschritte der Schweden im Reich und der Verfall der kaiserlichen Angelegenheiten machen einen erfahrenen General, wie er ist, bald nothwendig; er erhält das Commando der kaiserlichen Armee abermals, und zwar unter solchen Bedingungen zurück, die ihn beinahe zum Herrn des Kriegs und im Heere unumschränkt machen. Nur auf solche Weise wollte er wieder an diese Stelle treten und der Kaiser, der ihn nicht entbehren kann, muß drein willigen.

Dieser großen Macht überhebt er sich bald und betrügt sich so, als wenn er gar keinen Herrn über sich hätte. Er läßt den Kurfürsten von Bayern und die Spanier, alte Widersacher seiner Person, auf jede Art seinen Haß empfinden, achtet die kaiserlichen Befehle wenig und führt den Krieg auf eine Weise, die nicht bloß seinen Eifer, die selbst seine Absichten verdächtig macht. Er schont die Feinde nicht, steht mit ihnen in fortdauernden Negotiationen, versäumt manche Gelegenheit, ihnen zu schaden, und fällt den kaiserlichen Erbländern durch Einquartirung und andere Bedrückung sehr zur Last.

Seine Gegner ermangeln nicht, sich dieses Vortheils über ihn zu bedienen. Sie machen die Eifersucht des Kaisers rege, sie bringen Wallensteins Treue in Verdacht. Man will beweise in Händen haben, daß er mit den Feinden einverstanden sey, daß er damit umgehe, die Armee zu verführen, ja man findet es, bei seinem bekannten

Ehrgeiz und bei den großen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, nicht ganz unwahrscheinlich, daß er Böhmen an sich zu reißen denke.

Seine eigenen weitläufigen Besitzungen in diesem Königreiche, der Geist des Aufstrebens in demselben, der noch immer unter der Asche glimmt, die hohen Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihrer Krone, das noch frische Andenken der pfälzischen Annahmung, das Interesse der feindlichen Partei, Oesterreich auf jede Art zu schwächen, endlich das Beispiel mehrerer im Laufe dieses Krieges gelungener Usurpationen konnten ein Gemüth, wie das seinige, leicht in Versuchung führen.

Wallensteins Betragen gründet sich auf einen sonderbaren Charakter. Von Natur gewaltthätig, unbiegsam und stolz, ist ihm Abhängigkeit unerträglich. Er will des Kaisers General seyn, aber auf seine eigene Art und Weise. In seinen wirklichen Schritten ist noch nichts Criminelles, indessen fehlt es nicht an starken Versuchungen. Der Glaube an eine wunderbare, glückliche Constellation, der Blick auf die großen Mittel, die er in Händen hat, und auf die günstigen Zeitumstände, verbunden mit den Aufforderungen, die von außen an ihn ergehen, wecken allerdings ausschweifende Gedanken in ihm, mit denen seine Phantasie sich nicht ungern trägt, doch spielt er mehr mit diesen Hoffnungen, in so fern ihm die Möglichkeit schmeichelt, als daß er seine Schritte fest zu einem Ziele hintentke.

Aber ob er gleich nicht direkt, nicht entscheidend zum Zwecke handelt, so sorgt er doch, die Ausführung immer möglich und sich die Freiheit zu erhalten, Gebrauch von den bereiteten Mitteln zu machen. Er sondirt den

Feind, hört seine Vorschläge an, sucht ihm Vertrauen einzulößen, attachirt sich die Armee durch alle Mittel und verschafft sich leidenschaftliche Anhänger bei derselben. Kurz, er vernachlässigt nichts, um einen möglichen Abfall vom Kaiser und eine Verführung des Heers von ferne vorzubereiten, wäre es auch nur um seiner Sicherheit willen, um an der Armee eine Stütze gegen den Hof zu haben, wenn er derselben bedürfen sollte.

Die natürliche Folge dieses Betragens ist, daß seine Gesinnungen immer zweideutiger erscheinen und der Verdacht gegen ihn immer neue Nahrung erhält. Denn eben weil er sich noch keiner bestimmt criminellen Absicht bewußt ist, so hält er sich in seinen Aeußerungen nicht vorläufig genug, er folgt seiner Leidenschaft und geht sehr weit in seinen Reden. Noch weiter, als er selbst, geben seine Anhänger, die seinen Entschluß für entscheidener halten, als er ist. Von der andern Seite wächst der Argwohn. Man glaubt am Hofe das Schlimmste, man hält es für ausgemacht, daß er auf eine Conjunction mit dem Feinde denke, und ob es gleich an juridischen Beweisen fehlt, so hat man doch alle moralische dafür. Seine Handlungen, seine geäußerten Gesinnungen erregen Verdacht, der Verdacht steigert seine Gesinnungen und Handlungen.

Man hält also für nothwendig, ihn von der Armee zu trennen, ehe er seinen Anschlag mit ihr ausführen kann; aber das ist keine so leichte Sache, da der Soldat ihm äußerst ergeben ist und sehr viele von den vornehmsten Befehlshabern das stärkste Interesse haben, ihn nicht sinken zu lassen. Ehe man also etwas öffentlich gegen ihn beginnt, will man ihn schwächen, seine Macht theilen, ihm seine Anhänger abwendig machen, und der

Sohn des Kaisers, König Ferdinand von Ungarn, ist schon bestimmt, das Commando nach ihm zu übernehmen.

Unter allen Generalen Wallenstein's stehen die beiden Piccolomini, Vater und Sohn, im größten Ansehen bei den Truppen; auf diese beiden rechnet Wallenstein besonders, um seine Anschläge auszuführen, und der Hof, um jene Anschläge zu zerstören.

Octavio Piccolomini, der Vater, ein alter Waffensbruder und Jugendfreund Wallenstein's, hat alle Schicksale dieses Kriegs mit ihm getheilt, Gewohnheit hat den Herzog an ihn gefesselt, astrologische Gründe haben ihm ein blindes Vertrauen zu demselben eingeplößt, so daß er ihm seine geheimsten Anschläge mittheilt. Aber Octavio Piccolomini hat eine zu pflichtmäßige und geordnete Denkart, um in solche Pläne mit einzugehen, und da er den Herzog nicht davon zurückhalten kann, so ist er der Erste, der den Hof davon unterrichtet. Seine laie Weltmoral erlaubt ihm, das Vertrauen seines Freundes zum Verderben desselben zu mißbrauchen und auf den Untergang desselben seine eigene Größe zu bauen. Er geht in geheimen Verständnissen mit dem Hof, während daß sich Wallenstein ihm argwohnlos hingiebt, und er entschuldigt diese Falschheit vor sich selbst dadurch, daß er sie an einem Verräther und zu einer guten Absicht ausübe.

Neben diesem zweideutigen Charakter steht die reine edle Natur seines Sohns Mar Piccolomini. Dieser ist durch Wallenstein zum Soldaten erzogen und wie ein Sohn von ihm geliebt und begünstigt worden. So hat er sich frühe gewöhnt, ihn enthusiastisch zu verehren und wie einen zweiten Vater zu lieben. Seiner edlen und reinen Seele erscheint Wallenstein immer edel und

groß und in den Irrungen desselben mit dem Hof nimmt
er leidenschaftlich die Partei seines Feldherrn.

Mar Piccolomini.

Was giebt's auf's neu denn an ihm anzustellen?
Daß er für sich allein beschließt, was er
Allein versteht? Wehl, daran thut er recht,
Und wird dabei auch sein Verbleiben haben. —
Er ist um einmal nicht gemacht, auch andern
Geschmeitig sich zu fügen und zu weichen,
Es geht ihm wider die Natur, er kann's nicht.
Gewerken in ihm eine Herrscher-Seele,
Und in gestellt auf einen Herrscherthron.
Weht uns, daß es so ist! Es können sich
Nur wenige regieren, den Verstand
Verständig brauchen — Weht dem Ganzen, findet
Sich einmal einer, der ein Mittelbrunn
Für viele Laugen wird, ein Halt: — sich hinstellt
Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Fuß maq schließen und mit Zuersticht.
Es einer in der Wallenstein und tangte
Dem Hof ein And'ret besser — Der Armee
Kreumt nur ein solcher.

Quessenberg.

Der Armee! Ja wehl!

Octavio Piccolomini (zu Quessenberg).

Grucken Sie sich nur in gutem, Freund,
Mit dem da werden Sie nicht fertig.

Alar Piccolomini.

Da rufen sie den Geist an in der Noth
Und grauet ihnen gleich, wenn er sich zeigt.
Das Ungemeine soll, das Höchste selbst
Gesch'n wie das Alltägliche. Im Feld
Da dringt die Gegenwart — Persönliches
Muß herrschen, eignes Auge sehn. Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur,
So gönne man ihm auch, in ihren großen
Verhältnissen zu leben Das Orakel
In seinem Innern, das lebendige, —
Nicht tote Bücher, alte Ordnungen,
Nicht metrische Papiere soll er fragen.

Noch hat es Octavio Piccolomini nicht gewagt, über die wahren Absichten Wallenstein's seinem Sohn die Augen zu öffnen; denn er fürchtet dessen aufrichtigen Charakter und von der Pflichtmäßigkeit desselben hat er eine so gute Meinung, daß er ihn ohne Gefahr sich selbst glaubt überlassen zu können.

So stehen die Sachen, als bei'm Ablauf des Winters 1634 die Handlung des Stücks zu Wisfen eröffnet wird.

„Wallenstein besorgt, daß man ihn absetzen und zu Grund richten will. Am Hofe fürchtet man, daß Wallenstein etwas Gefährliches machinire. Jeder Theil trifft Anstalten, sich der drohenden Gefahr zu erwehren, und der Zuschauer muß besorgen, daß gerade diese Anstalten das Unglück, welches man dadurch verhüten will, beschleunigen werden.“

Wallenstein darf nicht mehr zweifeln, daß man damit umgeht, ihn vom Commando zu entfernen. Er ist

entschlossen, sich das nicht gefallen zu lassen, er muß also zuvorkommen, jetzt, da er seine Macht noch beisammen hat; das Militär hängt an ihm, es ist im Stand, ihn zu halten.

Er versammelt also die Befehlshaber der Regimenter in Pilsen, wo er sich aufhält, um sich ihres Eifers zu versichern und sich aufs Genaueste mit ihnen zu verbinden. Hier ist auch ein kaiserlicher Geschäftsträger mit solchen Aufträgen erschienen, welche Wallenstein's Absetzung vorbereiten sollen. Wallenstein nimmt von dem Inhalt dieser kaiserlichen Forderungen Anlaß, den Hof in's Unrecht zu setzen, die Befehlshaber gegen den Kaiser aufzubringen und seine Privatsache zu einer Sache des ganzen Corps zu machen. Einzelne Befehlshaber sind schon ganz und auf jede Bedingung seyn, andere sind ihm durch Dankbarkeit, Gewohnheit oder Neigung anhängig, wieder andere haben mit ihm Alles zu verlieren, Alle müssen seinen Fall als ein Unglück des ganzen Corps ansehen. Dieses noch entfernte Unglück macht er, um ihren Entschluß zu beschleunigen, gegenwärtig und wirklich, indem er sich vor einer Versammlung der Befehlshaber des Commando's selbst begiebt, gleichsam um sich einer beschimpfenden Absetzung zu entziehen. Dieser Schritt thut die erwartete Wirkung, die Sitzung endigt stürmisch und Wallenstein muß den kaiserlichen Botschafter vor der Wuth der Truppen in Sicherheit bringen.

Dieser ganze Austritt war aber nur eine Maske Wallenstein's, der sich, durch den Feld-Marschall Illo, seinen Vertrauten, der Gefinnungen der Commandeur's schon vorher versichert hatte und gewiß war, daß sie lieber in alles, als in seine Absetzung willigen würden.

Illos Absicht dabei ist, diese Furcht der Generale vor einer Veränderung im Regiment dazu zu benutzen, um sie mit dem General gegen den Hof zu vereinigen. Graf Terzky, Wallensteins Schwager, hat alle in Wilsen anwesende Befehlshaber zu einem Bankett eingeladen. Bei dieser Gelegenheit wollte man ihnen einen Revers vorlesen, worin sie dem Wallenstein Treue und Beistand gegen alle seine Feinde angeloben; zwar unter dem ausdrücklichen Vorbehalt ihrer Dienstpflicht gegen den Kaiser, aber diese Klausel sollte in dem Exemplar, welches wirklich unterschrieben wurde, wegleiben und man hoffte, daß sie diese Verwechslung in der Hitze des Weins nicht bemerken würden. Doch Wallenstein selbst weiß von diesem Betrüge nichts, er selbst sollte vielmehr der Betrogene seyn und die unbedingte Verschreibung der Commandeur's für freiwillig halten.

Indem man sich auf diesem Wege der Commandeur's zu versichern sucht, hat sich von selbst schon ein neues Band zwischen Wallenstein und dem jüngern Piccolomini angeknüpft.

Der Herzog hat seine Gemahlin und Tochter nach Wilsen kommen lassen und das Geleit dieser Damen dem jüngern Piccolomini aufgetragen. War bringt eine heftige Neigung zur Prinzessin zurück, die sich gleich bei seinem ersten Ausritt, wo er von der Begleitung der Prinzessin eben zurückkommt, durch eine weichere Stimmung ankündigt, er wird wieder geliebt und erwartet aus Wallensteins Händen das Glück seines Lebens. Die Gräfin Terzky, Wallenstein's Schwägerin, wird in das Geheimniß gezogen, und lebhaft interessiert für Alles, was die Unternehmung Wallensteins fördern kann, ermun-

tert und nährt sie, ohne Wissen des Herzogs, diese Liebe, wodurch sie ihm die Viccesomini aufs Engste zu verbinden hofft. Sie selbst veranstaltet eine Zusammenkunft beider Liebenden in ihrem Hause, unmittelbar vorher, ehe Max Viccesomini zum Bankett abgeht, wo der Nevers unterschrieben werden soll. Sie behandelt zwar diese Liebe nur als Mittel zu ihrem politischen Zweck, aber schon jetzt zeigt die Leidenschaft der beiden jungen Personen einen zu selbstständigen, heroischen und reinen Charakter, als daß sie den Absichten der Gräfin entsprechen könnte.

Bei dem Bankett zeigen sich die Obersten sehr geneigt, Wallensteins Parthei zu nehmen, und Wuttler, der Chef eines Dragoner-Regiments, übertiefert sich selbst von freien Stücken dem Herzog. Zu diesem Schritte treibt ihn theils die Dankbarkeit gegen Wallenstein, der ihn belohnte und beförderte, theils die Rachsucht gegen den Hof, welcher ihm eine Beschimpfung widerfahren ist. Bei diesem Gastmahl lernt man, in der Person des Kellermeisters, einen Repräsentanten der böhmischen Unzufriedenen kennen, welche, der österreichischen Regierung abgeneigt, der proscribirtten Religion im Herzen anhängen und deren Zahl noch groß genug ist, um Wallensteins Hoffnungen zu rechtfertigen. Ein goldenes Trinkgeschirre mit dem böhmischen Wappen geht herum, welches auf die Krönung des Asterkönigs, Friedrichs von der Pfalz, verfertigt worden und eine bequeme Veranlassung giebt, mehrere historische und statistische Notizen über das damalige Böhmen beizubringen.

Neumann.

Zeigt! das ist eine Pracht von einem Becher!
 Von Geste schwer, und in erhab'ner Arbeit
 Sind unge Dinge zierlich d'rauf gebildet.
 Gleich auf dem ersten Schildein, laßt mal sehn!
 Die stolze Amazone da zu Pferd,
 Die über'n Arnumflak fockt und Büdsefemüßen,
 Auf einer Stange trägt sie einen Hut,
 Neb'n einer Kahn', worauf ein Kelch zu sehn.
 Kömmt ihr mir sagen, was das All' bedeutet?

Kellermeister.

Die Weibeyersfen, die ihr da sieht zu Meß,
 Das ist die Wahlfreieit der böhmischen Kren',
 Das wird bedeutet durch den runden Hut
 Und durch das wille Meß, auf dem sie reitet
 Des Menschen Bierrath in der Gut; denn wer
 Den Gut nicht sitzen lassen darf vor Kaisern
 Und Königen, der ist kein Mann der Freieit.

Neumann.

Was aber stellt der Kelch da auf der Kahne?

Kellermeister.

Der Kelch bezeugt die böhm'sche Kirchenfreieit,
 Wie sie gewesen zu der Väter Zeit.
 Die Väter im Hussitenkrieg erstritten
 Sich dieses schöne Verrecht über'n Papst,
 Der keinem Kai'n den Kelch vergönnen will.
 Nichts geht dem Währ'schen Wender über'n Kelch!
 So ist sein köstlich Kleined, hat dem Böhmen
 Sein theures Blut in mancher Schlacht gekostet.

Heumann.

Was sagt die Nete, die da drüber schweht?

Kellermeister.

Den schmidten Majestätsbrief zeigt sie an,
Den von dem Kaiser Kintels abgezwungen,
Den Kintels, und das alte Pergament,
Das von Göttern mit eigenen Gesang
Der neuen Kirche schwebt wie der alten.
Doch seit der Zimmermänner über uns regiert,
Hat das ein Ende mit der Prager Schlacht,
Die Pfalzgraf Friedrich Kren' und Reich verloren,
Ist unser Glauben nun Kanzel und Altar,
Und nicht mehr Priester sehen mit dem Huden
Die Heimath an, den Majestätsbrief aber
Besitzt nun der Kaiser selbst mit seiner Ehre.

Heumann.

Gott laß mich noch das zweite Schicksal sehn.
Sich doch! das ist, wie auf dem Prager Schloß
Des Kaisers Mahe Martinig, Slavata
Kopf unter sich herabgeschürzt werden.
Ganz recht! da steht Graf Thurn, der es befehlt.

Kellermeister.

Schweig mir von diesem Tag, es war der drei
Und zwanzigste des Mai's, da man eintausend
Erdbeinhundert schrieb und achtzehn. Ist's mir doch,
Als wär' es heut, mit mir dem Unglücks-tag
Ring an das große Herzleid des Landes.
Seit diesem Tag, es sind jetzt sechzehn Jahr,
Ist nimmer Brück' gewesen auf der Orten. —

Nach aufgehobener Tafel wird der untergeschobene Revers, worin die Klausel vom Dienste des Kaisers fehlt, unterschrieben, alle Commandeur's zeigen sich willig, nur Max Piccolomini bittet um Aufschub, nicht aus Argwohn des Betruges, nur aus angewohnter Gewissenhaftigkeit, kein Geschäft von Belang in der Zerstreuung abzu thun. Seine Weigerung setzt den ohnehin schon berauschten Illo in Hitze, er glaubt das Geheimniß verrathen und verräth es eben dadurch selbst.

Octavio Piccolomini findet nun, daß der Moment gekommen, wo er seinem Sohn das Geheimniß entdecken dürfe und müsse. Er hat die Leidenschaft desselben zur Prinzessin von Friedland bemerkt und muß eilen, ihm die Augen zu öffnen. Die Standhaftigkeit seines Sohnes, womit er die Unterschrift geweigert, giebt ihm Hoffnung, daß er ein solches Geheimniß zu ertragen und zu bewahren fähig sey. Er entdeckt sich ihm unmittelbar nach dem Gastmahl, alle Machinationen Wallenstein's kommen zur Sprache und man erfährt nun auch die Gegenmine. Octavio Piccolomini weist ein kaiserliches Patent auf, worin Wallenstein in die Acht erklärt, die Armee des Gehorsams gegen ihn entbunden und an die Ordre des Octavio Piccolomini angewiesen ist. Von diesem Patent sollte im dringenden Fall Gebrauch gemacht werden.

Octavio kann aber seinen Sohn von Wallenstein's Schuld nicht überzeugen, sie gerathen heftig aneinander und Octavio muß ihm versprechen, nicht eher von diesem kaiserlichen Patent Gebrauch zu machen, als bis er selbst, Max Piccolomini, von Wallenstein's Schuld überzeugt sey.

Mar.

Auf den Verdacht hin' willst du rasch gleich handeln?

Octavio.

Rein sey vom Kaiser die Tirannenweise!
Den Willen nicht, die That nur will er strafen.
Nied hat der Fürst sein Schicksal in der Hand.
Er laße das Verbrechen unvollführt,
So wird man ihn still vom Commando nehmen,
Er wird dem Schme seines Kaisers weichen.
Ein ehrenvoll Exit auf seine Schlösser
Wird Wohlthat mehr, als Strafe für ihn seyn.
Jedoch der erste offenkundige Schritt —

Mar.

Was nennst du einen solchen Schritt? Er wird
Nur einen bösen thun — du aber könntest
(Du hast's gethan) den frömmsten auch mißdeuten.

Octavio.

Wie strafbar auch des Fürsten Zwecke waren,
Die Schritte, die er öffentlich gethan,
Verhalteten noch eine milde Deutung
Nicht eher denk ich dieses Blatt zu brauchen,
Als eine That gethan ist, die unwiderprechlich
Den Hochverrath bezeugt und ihn verdammt.

Mar.

Und wer soll Richter d'rüber seyn?

Octavio.

— Du selbst.

Noch während dieses Gesprächs, welchem der dritte
Aufzug gewidmet ist, bringt ein Eilbote dem Octavio

Piccolomini die Nachricht, daß der vornehmste Unterhändler Wallensteins, Sefina, mit allen ihm anvertrauten Briefschaften, von einem dem Kaiser treuen General aufgefangen sey und schon nach Wien geführt werde. Octavio erwartet von diesem Umstand die völlige Aufklärung über Wallenstein's Absichten, War hingegen, unerschütterlich im Glauben an den Herzog, erklärt ihm rund heraus: daß er entschlossen sey, sich unmittelbar an Wallenstein selbst zu wenden.

Alar.

Wenn du geglaubt, ich werde eine Rolle
In deinem Spiele spielen, hast du dich
In mir verrechnet. Mein Weg muß grad seyn,
Ich kann nicht wahr seyn mit der Zunge, mit
Dem Herzen falsch — nicht zusehn, daß mir einer
Als seinem Freunde traut, und mein Gewissen
Damit beschwichtigen, daß er's auf seine
Gefahr thut, daß mein Mund ihn nicht belegen.
Besür mich einer laßt, das muß ich seyn.
— Ich geh zum Herzog. Heut' noch werd' ich ihn
Aufferkern, seinen Kenmund vor der Welt
In retten, eure künstlichen Gewebe
Mit einem graden Schritte zu durchreißen,
Er laun's, er wird's. Ich glaub' an seine Unschuld,
Doch bürg' ich nicht dafür, daß jene Briefe
Guch nicht Beweise leihen gegen ihn. Wie weit
Kann dieser Tergis nicht gegangen seyn,
Was kann er selbst sich nicht verstattet haben,
Den Feind zu täuschen, wie's der Krieg entschuldigt!
Nichts soll ihn richten, als sein eig'ner Mund,
Und Mann zu Manne werd' ich ihn befragen.

Octavio.

Das wolltest du?

Mar.

Das will ich. Zweifle nicht!

Octavio.

Ich habe mich in dir verrechnet, ja.
 Ich rechnete auf einen weisen Sohn,
 Der die wohlthät'gen Hände würde segnen,
 Die ihn zurück vom Abgrund zieh'n — und einen
 Verblendeten entlock' ich, den zwei Augen
 Zum Thron machten, Leidenschaft umnebelt,
 Den selbst des Tages helles Licht nicht heilt.
 Befrag' ihn! Oeh! Seh' unbefonnen g'ang,
 Ihm deines Vaters, deines Ritters
 Geheimniß Preis zu geben! Nöthige mich
 Zu einem lauten Rinde vor der Zeit
 Und jetzt, nachdem ein Wunderwerk des Himmels
 Die heute mein Geheimniß hat beschönt,
 Des Arawaks helle Blinde eingeschläfert,
 Laß auch's erleben, laß mein eig'ner Sohn
 Mit unberachsam rasendem Beginnen
 Der Staatskunst mühevoll's Werk vernichtet!

Mar.

O tiefe Staatskunst, wie verwünsch' ich sie!
 Ihr werket ihn durch eure Staatskunst noch
 In Schritten treiben — ja, ihr könntet ihn,
 Weil ihr ihn schuldig wisset, noch schuldig machen.
 Ihr sperrt ihm jeden Ausweg, schließt ihn eng
 Und enger ein, so zwingt ihr ihn, ihr zwingt ihn,
 Verzweifelsud sein Gefängniß anzuzünden,

Sich durch des Brandes Flammen Luft zu machen.
 O das kann nicht gut enden — und mag sich's
 Entscheiden, wie es will, ich sehe ahnend
 Die unglückselige Entwicklung nahen!
 Denn dieser Königl.iche, wenn er fällt,
 Wird eine Welt im Sturze mit sich reißen,
 Und wie ein Schiff, das mitten auf dem Weltmeer
 In Brand geräth mit einemmal und versinkend
 Aufsteigt und alle Mannschaft, die es trug,
 Anschüttet, plötzlich, zwischen Meer und Himmel,
 Wird er uns Alle, die wir an sein Glück
 Befestigt sind, in seinen Fall hinabzieh'n.
 Halte du es, wie du willst! Doch mir vergönne,
 Daß ich auf meine Weise mich betrage!
 Mein muß es bleiben zwischen mir und ihm
 Und eh' der Tag sich zeigt, muß sich's erklären,
 Ob ich den Freund, ob ich den Vater soll entbehren.

In der nämlichen Nacht, wo das Bankett gehalten
 wird und Octavio Piccolomini seinem Sohn die Augen
 öffnet, beobachtet Wallenstein mit seinem Astrologen die
 Sterne und überzeugt sich von der glücklichen Constel-
 lation. Indem er noch mit diesen Gedanken beschäftigt
 ist, wird ihm die Nachricht gebracht, daß Eßna aufge-
 fangen und mit allen Papieren in den Händen seiner
 Feinde sey. Nun hat er zwar selbst nichts Schriftliches
 von sich gegeben, alle Negotiationen mit dem Feind sind
 durch seines Schwagers Hände gegangen, aber es ist
 wohl vor auszusehen, daß man ihm selbst diese lehtern
 alle zurechnen werde. Auch hat er sich mündlich gegen
 den Eßna sehr weit heraußgelassen und dieser wird
 Alles gestehen, um seinen Hals zu retten. Wallenstein

besindet sich in einer fürchterlichen Bedrängniß, aus der kein Anweg möglich ist, und er muß seinen Entschluß schnell fassen. Ein schwedischer Oberster ist angelangt, der ihm von Lauen O'Brienma's die letzten Propositionen machen will. Läßt er diese Gelegenheit vorbei, so kann er sein Gemmande nicht länger bewahren und er hat Alles von der Rache seiner Feinde zu fürchten.

Ob er den schwedischen Vorkämpfer vorläßt, hält er sich in einem Selbstgespräch gleichsam den Spiegel seiner Gesinnungen und Schicksale vor.

Um diesen wichtigen Theil des Schauspiels recht zu fühlen, zu genießen und zu beurtheilen, muß man den Wallenstein, den uns der Dichter schildert, aus dem Helden vorachenden gefaßt haben. Der Krieger, der Held, der Beschützer, der Löwe sind an und für sich keine dramatische Personen. Eine Natur, die mit sich ganz einig wäre, die man nur beschien, der man nur gehorchen läßt, würde kein tragisches Interesse hervorbringen; unser Dichter hat daher Alles, was Wallenstein's rührte, pekuniäre und moralische Macht antwortet, gleichsam nur in die Umgebung gesetzt. Wir sehen seine Stärke nur in der Wirkung auf Andere; tritt er aber selbst, besonders mit den Seinigen und hier im Monolog nun gar allein auf, so sehen wir den in sich gekehrten, fühlenden, reflektirenden, planvollen und, wenn man will, planlosen Mann, der das Wichtigste seiner Unternehmungen kennt, vorbereitet, und doch den Augenblick, der sein Schicksal entscheidet, selbst nicht bestimmen kann und mag.

Wenn der Dichter, um seinem Helden das dramatische Interesse zu geben, schon berechtigt gewesen wäre, diesen Charakter also zu erschaffen, so erhält er ein dop-

telles Recht dazu, indem die Geschichte solche Züge vorbereitet.

Bei seiner Verschlossenheit beschäftigt sich der historische Wallenstein nicht bloß mit politischen Kalkül; sein Glaube an Astrologie, der freilich in der damaligen Zeit ziemlich allgemein war, jedoch besonders bei ihm tiefe Wurzeln geschlagen hatte, setzt ein Gemüth voraus, das in sich arbeitet, das von Hoffnung und Furcht bewegt wird, über dem Vergangenen, dem Gegenwärtigen und dem Zukünftigen immer brütet, großer Vorsätze, aber nicht rascher Entschlüsse fähig ist. Wer die Sterne fragt, was er thun soll? ist gewiß nicht klar über das, was zu thun ist.

So sind auch kleine Charakterzüge, die uns die Geschichte überliefert, in diesem Sinne besonders merkwürdig, die uns andeuten, wie reizbar dieser unter dem Geräusch der Waffen lebende Kriegsmann in ruhigen Stunden gewesen. Man erzählt, daß er Wachen um seine Paläste gesetzt, die jeden Lärm, jede Bewegung verhindern mußten, daß er einen Abscheu hatte, den Hahn krähen, den Hund bellen zu hören. Sonderbarkeiten, die ihm seine Widersacher noch in einer spöttischen Grabinschrift vorwarfen, die uns aber auf eine große Reizbarkeit deutet, welche darzustellen des Dichters Pflicht und Vorthail war.

In diesem Sinne ist der Monolog Wallenstein's gleichsam die Achse des Stückes. Man sieht ihn, rückwärts planvoll, aber frei, vorwärts planerfüllend, aber gebunden. So lange er seiner Pflicht gemäß handelte, reizt ihn der Gedanke, daß er allenfalls mächtig genug sey, sie übertreten zu können, und in dieser Aussicht auf Willkühr glaubt er sich eine Art von Freiheit vorzubereiten;

jetzt aber, in dem Augenblick, da er die Wacht übertritt, fühlt er, daß er einen Schritt zur Knechtschaft thue, denn der Feind, an den er sich anschließen muß, wird ihm ein weit gestrengter Herr, als ihm sonst der rechtmäßige war, ehe er dessen Vertrauen verlor. Erinnert man sich hierbei an jene Züge, die wir von des dramatischen Wallenstein's Charakter überhaupt dargestellt, so wird man nicht zweifeln, daß dieser Monolog von großer poetischer und theatralischer Wirkung seyn müsse, wie bei uns die Erfahrung gelehrt hat.

Wrangel, der schwedische Bevollmächtigte, erscheint nun und drängt den Fürsten, eine entscheidende Antwort zu geben, nennt die Forderungen und die Versprechungen der Schweden. Wallenstein soll mit dem Kaiser förmlich und unzweideutig brechen, die kaiserlich gestannten Regimenter entwaffnen, Prag und Gzer in schwedische Hände liefern u. s. w. Dafür wird sich der Rhein-Gräf Otto Ludwig an der Spitze von sechszehntausend Schweden mit ihm vereinigen. Eine kurze Bedenkzeit wird ihm gegeben und Wrangel tritt ab, um ihm zu dem Entschluß Zeit zu lassen.

Noch schwankt Wallenstein. In größter Unschlüssigkeit finden ihn seine Vertrauten Illo und Terzky, ja die Konferenz mit Wrangel hat ihm ganz und gar die Lust benommen. Unerträglich ist ihm der Uebermuth der Schweden; die nachtheilige Lage, in die er sich durch seinen Schritt mit dem Feinde setzt, ist ihm fühlbar worden, jetzt noch will er zurücktreten. Da erscheint die Gräfin Terzky und indem sie alle seine Leidenschaftern aufreizt und durch ihre Beredsamkeit alle Scheingründe geltend macht, bestimmt sie seinen Entschluß; Wrangel

wird gerufen und Hilboten gehen sogleich ab, die Befehle des Herzogs nach Prag und Eger zu überbringen.

Mar Piccolomini hatte während dieses Austrittes vergebens vorzukommen gesucht, seine gerade Weise und die natürliche Beredsamkeit seines Herzens würde es ohne Zweifel über die Sophistereien der Gräfin Tergky davon getragen haben; eben darum verhindert sie seinen Eintritt.

Octavio Piccolomini ist der Erste, welchem Wallenstein seinen Entschluß mittheilt und einen Theil der Ausführung übergibt. Ihn erwählt er dazu, die kaiserlich gestünnten Regimenter in der Unthätigkeit zu erhalten und die Generale Altringer und Gallas, welche es mit dem Hof halten, gefangen zu nehmen. Er selbst treibt den Octavio, Wissen zu verlassen; ja er giebt ihm seine eigenen Pferde dazu und befördert dadurch die Wünsche seines heimlichen Widersachers.

Jetzt endlich findet Mar Piccolomini Zutritt und Wallenstein selbst eröffnet ihm seinen Abfall vom Kaiser. Der Schmerz des Piccolomini's ist ohne Grenzen, er versucht durch die rührendsten Vorstellungen den Herzog von dem unglücklichen Entschluß abzubringen, ja es gelingt ihm, ihn wirklich zu erschüttern. Aber die That ist geschehen, die Hilboten haben schon viele Meilen voraus, Wrangel ist unsichtbar geworden. Mar Piccolomini entfernt sich in Verzweiflung.

Allo und Tergky erscheinen. Sie haben erfahren, daß Wallenstein den Octavio verschicken und ihm einen Theil der Armee übergeben will. Nie haben sie dem Octavio getraut und Wallenstein öfters vergeblich vor ihm gewarnt; auch jetzt versuchen sie Alles, den Herzog zu bewegen, daß er ihn nicht aus den Augen lasse.

Aber vergebens! Wallenstein besteht fest darauf! und zuletzt, um sie zum Stillschweigen zu bringen, eröffnet er ihnen den geheimen Grund seines Glaubens an Octavio's Treue.

Wallenstein.

Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist, als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.
Seld' ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lüg'ner Action vorherging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt,
Hinans sah in die Ebene.
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und zukünftiges, in diesem Augenblick
An meinem inneren Gesicht vorüber
Und an des nächsten Morgens Schicksal knüpfte
Der ahnungsvolle Geist die fernste Zukunft.
Da sagt' ich also zu mir selbst: „So Vielen
Gebietest du! Sie sagen keinen Eternen
Und segnen, wie auf eine große Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt und sind
In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo diese Alle
Das Schicksal wieder aneinander frent,
Nur wenige werden treu bei dir verharren.
Den möcht' ich wissen, der der Treu' sie mir
Von Allen ist, die dieses Lager einschließt.
Gieb mir ein Zeichen, Schicksal! Der soll's sehn,
Der an dem nächsten Morgen mir zuerst
Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen.“
Und dieses bei mir denkend schlief ich ein

Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
 Im Feist. Groß war der Drang. Mir tödtete
 Ein Schuß das Pferd, ich sank, und über mir
 Hinweg, gleichgültig, setzten Ross und Reiter,
 Und leuchtend lag ich wie ein Sterbender
 Zertritten unter ihrer Hufe Schlag.
 Da faßte plötzlich hilfsreich mich ein Arm,
 Es war Octavio's — und schnell erwach' ich,
 Tag war es, und Octavio stand vor mir.
 Mein Bruder, sprach er, reite heute nicht
 Den Sceden, wie du pflegst! Besitze lieber
 Das sichere Thier, das ich dir ausgesucht!
 Thu's mir zu Lieb! Es warnte mich ein Traum —
 Und dieses Thieres Schnelligkeit entriß
 Mich Danner's verfolgenden Dragenern
 Mein Vetter ritt den Sceden an dem Tag
 Und Ross und Reiter sah ich niemals wieder.

Octavio Piccolomini verliert nun seinen Augenblick,
 von dem kaiserlichen Patente Gebrauch zu machen. Die
 That, welche den Wallenstein unwidersprechlich verdammt,
 ist geschehen, das Reich ist in Gefahr. Ob er also
 Willen verläßt, macht er einen Versuch, mehrere Com-
 mandeur's zu ihrer Pflicht zurück zu führen, und es ge-
 lingt ihm mit mehreren; er beredet sie, in derselben
 Nacht zu entfliehen

Dieserjenigen unter ihnen, die bloß durch ihren Leicht-
 sinn verführt wurden, Wallenstein's Partei zu ergreifen,
 werden durch einen Ton des Ansehens überrascht, in's
 Gebränge gebracht und zu einer kategorischen Erklärung
 genöthigt. Dieser allgemeineren Fall wird uns in der Per-
 son des Grafen Isolani, Anführers der Kroaten, vorge-

halten. Gegen diesen braucht Octavio das Verbrechen, zu welchem er sich hinreißen lassen wollte, bloß zu nennen, um ihn schnell andres Sinnes zu machen. Ein ganz anderes Betragen wird gegen Buttler, den Anführer der Dragoner, beobachtet, der aus lebhaftem Gefühl einer vom Hof erlittenen Beschimpfung in das Komplotz eingegangen und sich entschlossen zeigt, es auf's Aeußerste kommen zu lassen. Ihn überführt Octavio Piccolomini, durch Vorzeigung authentischer Documente, daß Wallenstein selbst der Urheber jener Beschimpfung gewesen und ihm dieselbe in der Absicht zugezogen habe, ein desto bereitwilligeres Werkzeug seiner Entwürfe aus ihm zu machen.

Buttler, erfüllt von Rache gegen den Herzog, bittet um Erlaubniß, mit seinem Regimente bleiben zu dürfen; seine Abfuhr ist, Wallenstein zu Grunde zu richten.

Die Trennung beider Piccolomini endigt das Stück; Octavio versucht umsonst, seinen Sohn mitzunehmen. Dieser besteht darauf, seine Geliebte noch zu sehen, giebt aber sein Wort, die pflichtmäßig gestannten Regimente aus Pilsen hinweg zu führen oder in dem Versuch zu erliegen.

Aus dieser kurzen Darlegung der dramatischen Fabel geht klar hervor, daß dieser erste Theil Wallenstein's von den beiden Piccolomini seinen Namen nicht mit Unrecht führt. Obgleich der Dichter uns darin nur den Theil eines Ganzen liefert, so ist dieses Ganze doch der Anlage nach schon darin enthalten und Alles ist vorbereitet, was der zweite Theil nur dramatisch ausführen wird. Man sieht den allgemeinen Abfall der Regimente von ihrem Feldherren voraus; auch das Nord-Schwert, wo-

durch Wallenstein zu Eger umkommt, ist jetzt schon über seinem Haupt aufgehangen. Zwar sehen wir Max Piccolomini, von seiner Leidenschaft zur Prinzessin festgehalten, zur großen Besorgniß seines Vaters noch in Pilsen zurückbleiben; aber seine Gemüthsart kennen wir so genau, der Charakter seiner Liebe und seiner Geliebten ist so gezeichnet, daß über den Entschluß, den er fassen wird, kein Zweifel stattfinden kann. Er wird seiner Dienstpflicht das schmerzhafteste Opfer bringen, aber er wird es nicht überleben. Und so sehen wir von fern schon eine Kette von Unfällen aus einer unglücklichen That sich entwickeln und mit dem Einzigen, der Alles hielt, Alles zusammenstürzen.

Wollte man das Object des ganzen Gedichts mit wenig Worten ausdrücken, so würde es seyn: die Darstellung einer phantastischen Existenz, welche, durch ein außerordentliches Zeitmoment, unnatürlich und augenblicklich gegründet wird, aber durch ihren nothwendigen Widerspruch mit der gemeinen Wirklichkeit des Lebens und mit der Rechtllichkeit der menschlichen Natur scheitert und sammt Allem, was an ihr befestigt ist, zu Grunde geht. Der Dichter hatte also zwei Gegenstände darzustellen, die mit einander im Streit erscheinen. Den phantastischen Geist, der von der einen Seite an das Große und Idealische, von der andern an den Wahnsinn und das Verbrechen grenzt, und das gemeine wirkliche Leben, welches von der einen Seite sich an das Sittliche und Verständige anschließt, von der andern dem Kleinen, dem Niedrigen und Verächtlichen sich nähert. In die Mitte zwischen beiden, als eine ideale, phantastische und zugleich sittliche Erscheinung, stellt er uns die Liebe und

so hat er in seinem Gemälde einen gewissen Kreis der Menschheit vollendet.

Nun bleibt uns noch übrig, von der Aufführung selbst zu reden, und wir können dieser Pflicht mit Vergnügen gehorchen.

In der gefühlvollen Darstellung unsers Graff erschien die dunkle, tiefe, mythische Natur des Helden vorzüglich glücklich; was er sprach, war empfunden und kam aus dem Innersten. Seine pathetische Recitation des Monologs, seine ahnungsvollen Worte (in der Scene mit der Gräfin Terzky), als er den unglücklichen Entschluß faßt, die Erzählung des oben angeführten Traums riß alle Zuhörer mit sich fort. Nur daß er zuweilen von seinem Gefühl fortgezogen eine so große Weichheit in seinen Ausdruck legte, der dem männlichen Geist des Helden nicht ganz entsprach.

Bohs, als Max Piccolomini, war die Freude des Publikums und er verdiente es zu seyn. Immer blieb er im Geist seiner Rolle und das feinste, zarteste Gefühl wußte er am glücklichsten auszudrücken.

Der Austritt, wo er Wallenstein von der unglücklichen That zurückzubringen bemüht ist, war sein Triumph und die Thränen der Zuschauer bezeugten die eindringende Wahrheit seines Vortrags.

Ihella von Friedland wurde durch Dem. Jagemann zart und voll Anmuth dargestellt. Eine edle Simplicität bezeichnete ihr Spiel und ihre Sprache und beides wußte sie, wo es nöthig war, auch zu einer tragischen Würde zu erheben. Ein Lied, welches Ihella singt, gab dieser vorzüglichen Sängerin Gelegenheit, das Publikum auch durch dieses Talent zu entzücken.

Madame Teller, welche die Weimarische Bühne vor Kurzem betreten, führte die wichtige Rolle der Gräfin Terzky mit der sorgfältigsten Genauigkeit aus. Durch ihren präcisen und belebten Vortrag in der entscheidenden Scene mit Wallenstein, wo Alles von der Bereitsamkeit der Gräfin Terzky abhängt, erwarb sie sich ein entschiedenes Verdienst um das ganze Stück.

Becker stellte uns den kaiserlichen Abgesandten im Lager mit Anstand und Würde dar und glücklich wußte er die Klippe des Lächerlichen zu vermeiden, dem diese Häßlingsfigur, unter dem Hohn einer übermüthigen stolzen Soldateska leicht ausgesetzt war.

Malkolmi als Butler, Leidring als Graf Terzky, Rordemann als Mo, Dem. Malkolmi als Herzogin von Friedland, Weyrauch als Kellermeister, Beck als Astrolog, Genast als Isolani drückten den Sinn ihrer Rollen glücklich aus und bewiesen durch die Leichtigkeit, womit sie die Aufgabe einer rhythmischen Sprache zu lösen wußten, daß ein allgemeinerer Gebrauch des Sylbenmaasses auf der Bühne recht wohl stattfinden könne.

Sunnius als schwedischer Geschäftsträger stellte in seiner Person den einfachen, schlichten und rechtlichen Krieger, den bedenklichen, vorsichtigen Negotiateur, den religiösen, bibelkundigen Protestanten, den misstrauischen, zugleich aber kühnen und sich selbst fühlenden Schweden überaus treffend und glücklich dar.

Auch die ganz kleine Rolle des General Tiefenbach bei'm Gastmahl, welches Terzky giebt, wurde von Heiden zur großen Ergözung des Publikums ausgeführt.

Um die theatralische Anordnung der ganzen so verwickelten Repräsentation hatte sich Schall, dem sie aufge-

tragen war, ein großes Verdienst erworben und der Fleiß, den er auf seine eigene beträchtliche Rolle, die des Octavio Piccolomini, wandte, hinderte ihn nicht, seine Aufmerksamkeit auf das Ganze zu wenden.

Die Direction sparte keinen Aufwand durch Dekoration und Kleidung, den Sinn und Geist des Gedichts würdig auszuführen, und die Aufgabe, das barbarische Costume jener Zeit, welches dargestellt werden mußte, dem Auge gefällig zu behandeln und eine schickliche Mitte zwischen dem Abgeschmackten und dem Edlen zu treffen, so viel es möglich seyn wollte, zu lösen.

Das Publikum ehrte das Werk des Dichters und die Bemühungen der Schauspieler durch eine fortgesetzte wachsende Aufmerksamkeit, es zeigte sein Interesse und seine Nahrung.

Das Stück wurde am nächsten Spieltag wiederholt und die größere Bekanntheit der Zuschauer mit dem Werk hat dem Eindruck desselben nichts geschadet.

Musenalmanach für 1798.

In dem Schaggräber finde ich das wieder, was ich oft an manchen kleinen Goethe'schen Gedichten bemerkt habe, die von Vielen übersehen werden, weil sie an Stoff weniger reichhaltig sind. Das Ganze ist aus Einem Guß. Ein Bild war der Reim, aus dem sich alle Theile des Gedichts natürlich entwickelten. Nirgends ist eine Spur von angefügtem Puz, weder im Gedanken, noch im Ausdruck. Sprache, Versbau, Ton der Erzählung — Alles vereinigt sich, um auf die einfachste Art dem Leser mitzutheilen, was der Phantasie des Dichters vorschwebt.

Bei'm Prometheus ist's wirklich schade um die Pracht der Sprache und Versification. Diese Versart des Dante hat eine eigene Würde und sie ist Schlegel größtentheils gelungen. Nur selten trifft man auf Härten oder Zwang. Aber das Ganze ist ein unglücklicher Gedanke. Darstellungen aus der Mythologie fordern ein gewisses Dunkel. Sprechen die Personen zu deutlich und ausführlich, so werden sie modernisirt, besonders wenn sie, wie hier, über die menschliche Natur philosophiren. Das Heroische in dem Charakter und der Situation des Prometheus ist ein köstlicher Stoff, aber Schlegel ist ihm nicht gewachsen. Seiner Phantasie fehlt es an Schwung. Die großen Bilder des Alterthums haben nur eine flache Wirkung auf ihn gemacht.

Die Liebe auf dem Lande — ein zarter Stoff, fein gefühlt, aber in einer plumpen Form dargestellt. Im Ton der Erzählung hört man zu sehr den Studenten; den Versen fehlt es oft an Leichtigkeit und Wohlklang und selbst die ununterbrochenen männlichen Jamben geben dem Ganzen eine gewisse Härte.

Der verlorn'e Maitag ist ein Beweis von Talent in Rücksicht auf Sprache und Versification. Aber für ein solches Gelegenheitsgedicht ist der mythologische Eingang zu lang und giebt ihm zu sehr das Ansehen einer Schulübung.

Das Sonnet von Steigentesch ist gut geordnet und macht ein hübsches Ganze. Das Beirwohnen des Amor im zweiten Verse hätte ich weggewünscht. Auch der kleinste Flecken verunstaltet ein Gedicht dieser Art.

An der Braut von Korinth habe ich gemerkt, daß ich älter werde und daß ich bei Beurtheilung eines Kunstwerks vom Einfluß des Stoffs nicht so unabhängig bin, als ich glaubte. „Es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten.“ — Ich liebe das Schauerhafte nicht und dies scheint mir ein Charakterzug des Alters zu seyn. Dies Gedicht ehrte ich daher mehr in der Entfernung und las es mehr aus ästhetischer Pflicht, als aus Trieb. Vielleicht aber ist dies gerade ein Beweis, wie sehr der Künstler sein Ziel erreichte. Er wollte nun einmal eine erschütternde Situation darstellen. Als Dichter verstand er seinen Vortheil und wählte seinen Stoff mehr aus der moralischen, als aus der physischen Welt. Aber das Sinnliche mußte mit dem Un Sinnlichen so innig verwebt werden, daß die Scene sich verkörperte und lebendig der Phantasie vorschwebte. Und nun wurde Alles aufgeboten,

um die Wirkung aufs Höchste zu verstärken. Von dem ruhigsten Anfange steigt das Gedicht allmählig bis zur höchsten Leidenschaft. Die Scene erscheint zuerst in einer düstern Beleuchtung. Nur durch einzelne einfallende Lichtstrahlen vermag man nach und nach, die Gegenstände mehr zu unterscheiden, und mit Entsetzen sieht man die dunkle Ahnung immer deutlicher werden. Die Leidenschaft steigt bis an die Grenze der Karikatur; aber ehe sie diese erreicht, läßt der Dichter den Vorhang fallen. Auf die höchste Spannung folgt eine rührende Ermattung und auf diese das letzte Aufflammen zu einem begeisterten Schluß. Die Wahl der Versart paßt vollkommen zu dem Inhalt. Der fünffüßige Trochäus hat einen eigenen feierlichen Rhythmus, ohne in's Schleppende des sechsfüßigen auszuarten, und der dritte Reim nach der Unterbrechung der langen Trochäen ist für das Ohr äußerst befriedigend und vollendet den prächtigen Bau der Strophe. — Genug, Goethe hat gezeigt, daß er sich auch auf diese Arbeit versteht. Aber ich würde sie nicht bei ihm bestellen und ich wette, daß er selbst den Paustiad mehr mit Liebe gemacht hat.

Lindor und Mirtha hat viel Wohlklang im Verdbau und die fünfte Strophe ist von ächtem dichterischem Gehalt. Die Anordnung des Ganzen aber gefällt mir nicht. Die fünfmalige Abwechselung des düstern und heitern Tons, ohne hinlängliche Mannigfaltigkeit, giebt dem Gedicht einen zu einförmigen Gang. Auch lieb' ich nicht, daß es mit einer Antithese schließt. In der vierten Strophe wird das liebliche Bild des Russes durch den fremdartigen Kreisel ganz verdorben.

Ritter Toggenburg ist mir besonders lieb durch eine

gewisse musikalische Einheit und die durchgängige Gleichheit des Tons, der zu dem Stoffe vollkommen paßt.

Humboldt's Dioskuren sind als Uebersetzung sehr schätzbar und müssen den Liebhaber Bindars besonders interessieren. Aber das ganze Produkt hat für den unbefangenen Kunstfreund zu sehr das Ansehen einer fremden Pflanze, die mit Mühe im Treibhause gezogen worden ist. Im Stoffe selbst liegt eine gewisse mythologische Aristokratie, die unser Gefühl beleidigt. Den Söhnen Zeus ist Alles erlaubt und wer ihre Beleidigungen rächt, wird vom Donner zerschmettert. — Die Klage des Polydeukes klingt ziemlich egoistisch. — Dies Alles mag wohl griechisch seyn, aber rein menschlich ist es nicht. Um den Stoff haben wir die griechischen Dichter selten zu beneiden; Behandlung, Sprache und Versbau machen sie zu unsern Mustern. Noch habe ich bei diesem Produkt bemerkt, daß der Gebrauch der Participien durch die fatale Unselbste für den deutschen Dichter erschwert wird. — Wie hart wird die Stelle: röchelnd, — seufzen, — Thränen vergießend!

In den beiden ersten Strophen der Elegie an Emma finde ich Sprache der Empfindung und Wohlklang. Aber in der dritten ist der Gedanke alltäglich, der Ausdruck matt und die Verse steif.

In der Abendphantasie von Gonz ist die Sprache gewählt, der Vers fließend, der Ton gut gehalten; aber keine Spur von Dichtertalent. Gedanken und Gefühle werden in einer trockenen Allgemeinheit gegeben, ohne alle Eigenthümlichkeit einer besondern menschlichen Natur. Nur den Menschen suchen wir im Gedicht und wo wir diesen nicht finden, bleiben wir kalt.

Ueber den Laucher habe ich dir schon geschrieben. Ich finde immer mehr einzelne Schönheiten darin, je öfter ich ihn lese. Auch die Mannigfaltigkeit des Versbaues und die passenden Abänderungen nach dem Inhalte befördern den Eindruck des Ganzen. Ich weiß kein Gedicht, das mir bei'm Vorlesen so viel Genuß gäbe. So wenig es componirt werden kann, so sehr verträgt es und fordert sogar eine gewisse Einheit der Melodie in der Deklamation, die sich dem Gesang nähert.

In dem Gedicht an den Aether finde ich eine Behandlung, wie ich sie bei einem solchen Stoffe besonders liebe. Der Dichter und sein Objekt bilden ein wohl organisiertes Ganzes. Jedes von beiden empfängt und giebt. Das Objekt wird mit Liebe von dem Dichter aufgefaßt, nicht seiner Sinnlichkeit entkleidet, aber aus der unbedeutenden Masse angehoben. Der Dichter befeelt seinen Stoff, aber geht nicht über ihn hinaus.

Wie dürftig ist dagegen das Meer von Tägeln! Die ersten Strophen haben wohlklingende Verse, aber der Inhalt ist alltäglich. Die nachherigen Schilderungen von den Schrecken des Meeres tragen bloß das Gepräge von Beigehit, so wie der Schluß.

Ueber das Reiterlied habe ich mich schon geäußert. Auch die Wirkung im Allgemeinen hat es nicht verfehlt. Von Thielemann und seinem Zirkel wenigstens wird es mit Enthusiasmus gesungen.

Sollte Goethe's Legende nicht durch die Legenden in Herder's zerstreuten Blättern veranlaßt worden seyn? Herder verfehlte den eigenthümlichen Ton, strebte nach schwermüthiger Empfindsamkeit und vergaß, daß eine gutmüthige Naivität der wahre Charakter der Legende ist.

Goethe konnte dadurch wohl Lust bekommen, sich in dieser Gattung zu versuchen. Aber er wird von Vielen missverstanden, die etwas Spottendes in diesem Gedicht finden. Die treuherzige Jovialität, welche bei der größten Arglosigkeit in manchen Legenden herrscht, ist freilich weniger bekannt. Auch können Manche aus Achtung vor dem Stoff einen solchen Ton nicht vertragen. Mir scheint die Aufgabe, die gewiß nicht ohne Schwierigkeit war, sehr glücklich gelöst, besonders was die jugendliche Schalkheit in der Erzählung betrifft.

Die Fabel von Pfeffel ist hübsch erzählt, aber der Schluß unbefriedigend. Unterdrückung, die aus Heißeit ertragen wird, ist kein Gegenstand für den Dichter. Ueberhaupt ist in Pfeffel's Fabeln die Poesie fast größtentheils nur Mittel, um einer gewissen Bitterkeit Lust zu machen.

In dem Frühlingsspaziergang ist von dem Objekt zu wenig. Ein solcher Ausruf kann einen Theil von einem größeren darstellenden Gedichte ausmachen; aber allein ist er kein Gedicht. Und als Ausdruck einer Empfindung ist er seiner Kürze ungeachtet noch zu gedehnt, da immer derselbe Gedanke wiederholt wird.

Als eine moderne Gnome ist das Regiment musterhaft. Ein glückliches Bild für einen reichhaltigen Gedanken, in einer einfachen, aber edlen Form isolirt aufgestellt.

Dem Schlegel'schen Sonnet: Gesang und Ruß fehlt es an einer guten Anordnung. Es schließt vor den dreizehn Versen, die nun ein maffer Nachtrag sind.

Matthisson's Trost des Edlen gleicht einer verschleierte Predigt. Trotz der poetischen Phrasen, mit denen der

Anfang durchspielt ist, herrscht im Ganzen ein tödtender Frost. —

Bei dem Phaeton von Orles scheint Schlegel's Pigmalion im vorjährigen Almanach als Muster vorge-schwebt zu haben. Sprache und Versbau beweisen Kunst-fertigkeit, aber das Ganze ist gedehnt und matt. Auch liebe ich diese moderne Sentimentalität nicht in einem solchen Prachtsstück der Phantasie. Ovid verstand seinen Vortheil. Seine Darstellung ist ein Deckengemälde, wo die Erscheinungen nur in großen Massen auf uns wirken.

Schlegel's Zueignung an Romeo und Julie hat allerdings mehr Gehalt, als seine meisten Produkte. Die letzte Strophe aber schwächt den Eindruck und ist matt gegen die vorhergehenden. Ohne diese Strophe hätte dies Gedicht zu einer schätzbaren Gattung gehört, wovon wir wenig Beispiele haben. Ein Kunstwerk kann ebenso wohl Objekt des Dichters seyn, als eine Naturerscheinung. Dies war der Fall bei mehreren griechischen Epigrammen und Guido's Aurora in diesem Almanach ist ein moderner glücklicher Versuch von dieser Art. Aber bei Gedichten ist dies schwerer, als bei Werken der bildenden Kunst. Eine verstärkte Recension mag man nicht, sondern der Geist des ganzen Gedichts soll aus der Seele eines andern Dichters wiederstrahlen. Für diese Gattung taugt Schlegel, denn er hat viel Empfänglichkeit. Von seiner produktiven Kraft aber habe ich eine geringe Idee.

Das Gedicht: an Mignon ist der Wiederhall von Mignon's Tönen in einer gleichgestimmten Seele. Ein inniges Gefühl wird laut für sich selbst in der einfachsten Sprache. Hier ist Gesang und musikalische Begleitung an ihrer Stelle und es läßt sich weit mehr leisten, als

Zelter geliefert hat. Seine Melodie ist viel zu gekünstelt. Aber ich bin zu weichlich, mich daran zu versuchen; es würde mich auf viele Tage verstimmen.

Das Lied auf dem Rigiberge ist für mich ein trockenes Produkt. Darstellung von Naturscenen gelingt dem Dichter am besten mittelbar, durch die Ideen und Gefühle, welche die Erscheinungen hervorbringen. Das Gefühl der Ruhe und Heiterkeit, welches hier angedeutet wird, hat gar nichts Eigenthümliches, weshalb man nöthig gehabt hätte, gerade auf den Rigiberg zu steigen. Durch die zum Theil sehr übel klingenden Namen, die noch erläuternder Noten bedurften, wird keine Individualität gewonnen. Der starrende Pilatus hat sogar etwas Possiliches, weil man an Pontius Pilatus erinnert wird, mit dem, was Lavater über ihn commentirt hat. Das Physische der Schweiz führt so natürlich auf das Moralische und auf die Geschichte. Warum ließ die Dichterin dies reiche Feld liegen? Warum erfahren wir wenigstens nicht Mehr von den „Gutlibuchern“, nachdem wir einmal ihren harten Namen gehört haben?

Der Gott und die Rajadere ist wieder eins von den Produkten, an denen man Goethe's Vielseltigkeit erkennt. Die Weichheit der indischen Denkart herrscht in dem Ganzen, verbunden mit einer zarten Sittlichkeit, die von unserer nordischen Decenz himmelweit verschieden ist. In der Behandlung zeigt sich eine gewisse epische Höheit. Der Dichter schwebt über seinem Stoffe und seine Darstellung verbreitet sich gleichmäßig über alle Theile. Der kleinste charakteristische Zug wird aufgefaßt, wodurch das Gemälde mehr Leben und Bestimmtheit erhält, ohne daß der Dichter fürchtet, der Würde seines

Stoß etwas zu vergeben. Hier war die größte Gefahr, durch den kleinsten Mipton den Totaleindruck zu zerstören. Es müßte einen eigenen Genuß geben, mythologische Dichtungen verschiedener Völker, auf eine solche Art behandeln, einander gegenüber zu stellen. Jede besondere Vorstellungsart wird auch einen eigenen charakteristischen Ton in der Darstellung fordern.

Als eine Reihe von wohlklingenden Versen ist die Mode nicht ohne Werth, und gehört zu einer französischen Gattung, die ich nicht geringschätze, aber nur nicht zu den Gedichten rechnen kann. Für diese Gattung ist indessen dies Produkt zu lang und zu wenig gewürzt. Wer uns für Phantasie und Herz keine Nahrung giebt, muß uns durch Wig entschädigen.

Die entführten Götter schwagen so vielerlei durcheinander, daß man eigentlich nicht recht weiß, was sie wollen. Die letzte Strophe ist gut, aber das Uebrige hängt nicht genug damit zusammen. Das Ganze ist nicht aus Einem Guß, sondern es sind zusammengefügte Bruchstücke von sehr verschiedenem Werthe. Manche sind sehr alltägliche Gedanken, durch poetische Phrasen aufgepußt. Gleich der Anfang ist unglücklich. Die ächten Römerinnen waren nichts weniger, als schwach und weichlich.

Die Elegien sind nicht ohne Talent, aber sie tragen zu sehr das Gepräge einer Nachbildung der Goethe'schen, die der Verfasser nur halb verstanden zu haben scheint. Dort war das Schwelgen gleichsam nur ein sinnliches Gewand, in dem eine genialische Natur erschien; hier ist es eigentliches Objekt der Darstellung. Man trifft auf Leben und Wahrheit in einzelnen individuellen Zügen, besonders in der ersten Elegie, die mir überhaupt die

liebste ist — aber oft auch auf allgemeine, zum Theil matte Phrasen. Nachlässigkeiten im Versbau, wie der trochäische Fuß im zweiten Abschnitt des Pentameters und Geklen, wie Demeter als Daktyl, sind in einem Gedicht dieser Art am wenigsten erlaubt.

Eine Reihe von Erscheinungen, die der Garten von Wörtig darbietet, in einer gewählten Sprache und geheilten Versen geschildert, macht noch kein Gedicht. Was das Unentbehrlichste war und dem ganzen Gemälde Einheit und Haltung gegeben hätte — die Totalwirkung dieser kleinen Welt auf eine menschliche Natur voll Geist und Liebe — ist nicht dargestellt. Statt dessen fällt die Dichterin am Schlusse wieder in den gewohnten schwermüthigen Ton. Nur was für diesen paßt, scheint auf sie zu wirken; alles Andere macht bloß einen oberflächlichen Eindruck.

Die Worte des Glaubens und die Erinnerung machen einen interessanten Contrast. Selten steht deine und Goethe's Eigenthümlichkeit einander jetzt noch so unvermischt gegenüber. Die meisten eurer neuern Produkte tragen das Gepräge einer gegenseitigen Annäherung. Aber hier ist der Unterschied auffallend. Vielleicht hört man in dir mehr den Redner, im Goethe mehr den Dichter. Aber Alles, was Sprache, Versbau, Rhythmus und Würde des Tons vermag, um einen Gedanken ohne Vermischung eines sinnlichen Stoffs im glänzendsten Lichte aufzustellen, hast du, deucht mich, geleistet.

Im *Tamalus* von Penz ist ein drolliger Humor, dem man es verzeiht, daß der Ton manchmal feiner seyn könnte.

Die *Madewessische* Todtenklage hat ein dramatisches

Verdienst, obgleich das Costüm Vielen nicht behagen wird. Daß es dir nach Lesung einer Reisebeschreibung einfallen konnte, auch einmal ein solches Bild aufzustellen, war wohl sehr natürlich. Eine solche Sammlung von Nationallicdern würde, so wie die Nationalmusiken und Nationaltänze, ein eigenthümliches Interesse haben.

Die vier Distichen über Gegenstände der Baukunst erinnern mich an die im vorjährigen Almanach über den Hexameter und die Stange; Schade, daß ihr die Idee nicht ausgeführt habt, das ganze Gebiet der Aesthetik auf eben diese Art zu bearbeiten!

Der Abschied hat eine gewisse Dunkelheit, die aber bei einer solchen kleinen Epistel vielleicht unvermeidlich ist. Ueber das besondere zarte Verhältniß, das beide Theile sehr wohl kennen, kann natürlicherweise nicht viel gesprochen werden.

Die Jungfrau des Schlosses beweist mehr Kunstfertigkeit, als Geist. Sprache und Versification sind zu schätzen, aber der Darstellung fehlt es an Leben und Wärme. Von dieser Seite zeichnet sich nur Eine Strophe aus: „Stets bringt den Pokal sie hieher“ u.

Die Götterhilfe von Schmidt hat eine gewisse Härte und Unbehilflichkeit in der Form, die bei einem kleinen Gedichte dieser Art, das sich nicht durch Originalität des Inhalts unterscheidet, weniger zu verzeihen ist.

Licht und Wärme gehört zu der Gattung, die mehr rednerisch, als poetisch ist. Im letzten Verse sind der Kürze zu Gefallen doch fast zu viel Consonanten. Ich kenne freilich die Schwierigkeiten, die besonders ein deutscher Dichter hier zu überwinden hat.

Müller's Epistel an Julius scheint das Produkt eines

jungen Mannes von Gefühl und Talent zu seyn. Zu viel Schmuck kann man ihm vorwerfen; aber man schmückt auch aus Liebe und nicht bloß aus Koketterie — und hier würde ich auf den ersten Fall rathen.

Breite und Tiefe läßt sich zu den Fabeln rechnen, denen die Moral vorausgeschickt ist. Nur habe ich gegen die Fabel selbst oder das Bild in der lezten Strophe manches einzuwenden, so sehr ich auch mit der Moral einverstanden bin. Ohne Stamm und Blätter gab es doch weder Kern, noch Früchte.

In der Epistel an Humboldt sind entweder Druckfehler oder der Schluß des ersten Absatzes ist unverständlich. Ueberhaupt finde ich viel Bräutenston darin und wenig Gehalt. Das epikurische System hat an sich etwas Herzloses und es gehört ein großes Talent dazu, um die Phantasie dafür zu bestechen.

Ueber die Kraniche des Ibykus bin ich mit Humboldt in einen Krieg verwickelt worden. Meinen Vorwurf der Trockenheit kann ich nicht zurücknehmen; aber er hat nie der Behandlung, sondern dem Stoff gegolten. Dagegen beschuldige ich Humboldt geradezu: daß er bei'm Stoffe nicht unbefangen ist, daß ihn eine solche Darstellung griechischer Feste in den dritten Himmel versetzt und daß er Iridolius nordischer Frömmigkeit keinen Geschmack abgewinnen kann. — Eben weil die griechische Volksversammlung und der tragische Chor so lebendig vor unsern Augen steht, haben wir den armen Ibykus ganz vergessen, wenn seine Kraniche gezogen kommen. Es ist kein bekannter Name, dessen bloßer Schall ein interessantes Bild erweckte. Wir haben wenig von ihm erfahren; denn gleich, wie er auftrat, wurde er getödtet. Wir

wünschen seine Mörder entdeckt und gestraft; aber dies Interesse erregt keine sehr gespannte Erwartung. Und diese Spannung muß ganz durch eine Schilderung verschwinden, die so sehr unsre Aufmerksamkeit fesselt, daß wir alles Andere aus dem Gesicht verlieren. Ein erzählendes Gedicht — dies ist's, was ich behaupte — fordert eine menschliche Hauptfigur und für diese die stärkste Beleuchtung. Dies vermißte ich hier und im Ring des Polykrates. In beiden Gedichten wird dadurch die Wirkung des Ganzen geschwächt. Das Schicksal kann nie der Held eines Gedichts werden, aber wohl ein Mensch, der mit dem Schicksale kämpft, wie etwa Prometheus. Ein solcher Kampf giebt der Hauptfigur eine übermenschliche Größe, durch das Unendliche, was wir in dem Begriffe des Schicksals ahnen, was aber nie zur Erscheinung wird.

Arion hat gleich meinen Satz durch die Erfahrung bestätigt. Trotz seiner unbegreiflichen Kälte und Mattigkeit hat er Menschen gefallen, die zwar wenig Geschmack, aber ein unverdorbenes natürliches Gefühl haben. Dies verdankt er der Hauptfigur.

Der neue Amor gehört in eine Sammlung griechischer Epigramme. Das Moderne, was in diesem Gedicht liegt, kann ihm doch schwerlich bei einem Unbefangenen zum Vorwurf gereichen.

An Daphne ist eine Galanterie, die wohl kein Franzose gewagt hätte. Und wirklich hat die Verwandlung der „gelbgesiederten Kleinen“ etwas Auffallendes. Aber gegen diesen Verstoß wider den guten Ton ist wieder so viel Liebliches und Herzliches in der Behandlung, daß ein Deutscher gern bei einem solchen Produkt verweilen wird.

Licht und Schatten ist eine gefällige Einkleidung eines ziemlich verbrauchten Gedankens. Daß zwei Distichen sich reimen — allmächtige Licht — gebrochene Licht — macht einen Nebelklang, den ich von dieser Dichterin nicht erwartet hatte.

Terracina kann ich nur für eine poetische Landkarte, nicht für ein Landschaftsgemälde gelten lassen. Was helfen die Namen, wenn nichts Eigenthümliches von den Gegenständen gesagt wird? Und über die Wirkung der Scene erhält man auch nichts, als allgemeine Phrasen von Sonne, Wehmuth, Thränen und Andenken an Freunde.

Das kleine Gedicht: Macht der Sinne hat in der Anlage eine gewisse Steifheit und Monotonie, aber in der Ausführung viel Gutes.

Das Geheimniß ist eins meiner Lieblinge unter deinen neuern Gedichten. Diese Zartheit des Tons, verbunden mit gehaltener Kraft, dies ruhige Fortschreiten ohne Kälte, diese Reinheit von allem Fremdartigen sind Vorzüge, die nur in sehr glücklichen Stunden erreicht werden.

An den Freuden der Gegenwart bemerke ich den Fehler vieler deutschen gesellschaftlichen Lieder: daß sie fast bloß aus allgemeinen Aufforderungen, Lehren und Warnungen bestehen. Dies giebt ihnen das Ansehen einer Dreßlichkeitspredigt. Nur Bilder, die Leben und Heiterkeit athmen, können eine ähnliche Stimmung verbreiten. Und solche Erscheinungen giebt uns entweder ein erzählendes Gedicht durch Stoff und Ton oder ein lyrisches, in dem ein frohlicher Mensch unmittelbar sich und darstellt, der aber alsdann nicht als Mensch über-

haupt, sondern höchst individuell, obwohl im idealisirten Zustande, sich zeigen muß, wie z. B. im Reiterliede. Für den Chor taugen nur einzelne Zeilen, die gleichsam der Nachhall von dem Gesange des Einzelnen sind. — Daß hier der Reim auf die erste Zeile bis zur fünften verschoben wird, hat für mein Ohr etwas Störendes. Auch sind die langen Zeilen für die Musik unbequem.

Das Lebewohl von Cordes gehört zu der Gattung, die eigentlich der Musik zu dienen bestimmt ist: — Wohlklang, geschmeidiger Rhythmus, mehr Empfindung als Geist, nur ein kleiner Fingerzeig in den Worten für die Bedeutung der Töne; aber noch immer eine unbeschriebene Tafel für den Musiker und freier Spielraum für seine Phantasie.

Die Täuschung beweist, dünkt mich, für das Talent des Verfassers in dieser Gattung. Aber freilich sind diese lyrischen Dichtungen gerade die leichtesten von allen. Wer lebhaft und innig fühlt und einige Fertigkeit in dem Mechanischen der Poesie besitzt, wird in den Momenten leidenschaftlicher Stimmung seine Empfindungen auf eine solche Art laut werden lassen, wenn es ihm gleich an schöpferischem Geist fehlt, aus sich selbst herauszugehen und ein für sich bestehendes Kunstwerk aufzustellen.

Der Gang nach dem Eisenhammer hat für mich einen besondern Reiz durch den Ton der christlichen — katholischen — altheutschen Frömmigkeit, der mit allen seinen Eigenthümlichkeiten durch das Ganze der Erzählung gehalten ist. Von dieser Seite ist es ein treffliches Gegenstück zu Goethe's indischer Legende. Die Idee einer besondern göttlichen Vorsehung, die nur leise angedeutet ist, giebt diesem Gedichte etwas Herzliches,

dem auch die hartnäckigste Sturkgeistererei nur mit Mühe widersteht. Eine der schwersten Aufgaben war die Beschreibung der kirchlichen Gebräuche, wo das Ausmalen charakteristischer Züge so leicht dem Spott Blößen geben konnte. Und gleichwohl hast du nach meinem Gefühl Alles geleistet, was man nur fordern kann. Ich habe das Gedicht mehrmals vorgelesen — wobei ich immer auch den kleinsten Miston am leichtesten wahrnehme — und nie bin ich auf eine Zeile gestossen, die mich aus der Stimmung gebracht hätte. Es bleibt mir immer eins der liebsten Produkte.

(Aus dem Briefwechsel Körner's mit Schiller)

Musen Almanach für 1799.

Der Prolog scheint mir mehr ein Werk der Verebtsamkeit, als der Dichtkunst. Der Schauspieler spricht erst für sich selbst, dann als Repräsentant des Dichters. In beiden ehren wir das Persönliche: im Schauspieler mehr die Anmuth, im Dichter mehr die Würde. Die Rede ist nicht selbstständig, sondern sie hat einen Zweck außer ihr; sie ist Vorbereitung zum Genuß eines Kunstwerks, sie hebt den Zuschauer auf eine höhere Stufe. Durch Sprache und Veröbau erscheint der Medner in einem idealischen Zustande. Eine andere Veröart, besonders der Reim, würde dem Ganzen geschadet haben.

Euphrosine dünkt mir ebenso musterhaft für seine Gattung, als Alexis und Dora. Nur fürchte ich dies Gedicht fast mehr, als ich es liebe; weil es mich allemal verstimmt. Die Phantasie des Dichters hat reichlich ihre frischesten Blumen ausgestreut, aber es sind Blumen auf einem Sarge. — Solcher Gedichte darf es nicht viel geben — doch dafür ist schon gesorgt. Die schmerzliche Totalwirkung hat etwas so Zartes, daß sie durch den kleinsten Veröföf gegen die Geseze der Gattung zerstört wird. Hier war die größte Gefahr bei dem Blick in die

elysische Dichtervelt. Die Wirkung dieser Stelle ist un-
gemein wohlthätig und lindernd; aber man gebe ihr leb-
haftere Farben und sie wird ein kalter poetischer Schmuck.

In den Musageten ist die Behandlung nicht glück-
lich. Der Schluß gäbe Stoff zu einem Epigramme,
etwa wie das Goethe'sche auf die Langeweile. Aber dazu
paßt der Ton der beiden ersten Absätze nicht. Wer
möchte auch wohl Andern erzählen, daß ihn die Musen
„schlafen liegen“ lassen? So etwas erträgt man lieber
im Stillen. Ein Andres ist es, wenn man die Musen
„nicht hört“, weil man sein Mädchen im Arm hat. —
Uebrigens vermiße ich bei einem solchen Gedicht den
Reim. —

An die Nymphen wäre brauchbar zu einer Inschrift
in einem Garten. Nur müßte eigentlich die letzte Zeile
bedeutender seyn und nicht bloß eine frostige, poetische
Zierrath enthalten.

Die Metamorphose der Pflanzen setzt eine Bekannt-
schaft mit Botanik und besonders mit Goethe's Schrift
voraus; aber dann giebt sie vielen Genuß. Eigentlich
soll auch ein Gedicht dieser Gattung nie lehren, sondern
nur zur Betrachtung des Gelernten auffordern. Hier gab
es zwei Abwege: die Liebe zum Stoff konnte in's Klein-
liche und Fändelnde ausarten, oder auf dem höheren
Standpunkte, von dem der Dichter die Wirkungen der
Natur überschaute, konnte er leicht aus dem Gebiete der
Phantasie in die trockene Vernunftregion gerathen. Durch
eine glückliche Mischung von zarter Empfänglichkeit und
ruhiger Hobeit ist beides vermieden. Der Gang der
Phantasie ist analog mit dem Gegenstande. Der Blick
erweitert sich allmählig und auf das Moment des höch-

sten Schwungs folgt Rückkehr zu einem herzlichen Verhältniſſe.

Gong's Liebeszurne hat hier einen unglücklichen Platz. Eine ſolche Armuth fällt hier zu ſehr auf, wenn man gleich eine gewiſſe Reichtigkeit im Verſbau nicht verkennt.

Matthiſſon's Tibur kann, denkt mich, für ein Beiſpiel eines guten lokalen Gedichtes gelten. Der Ort hat durch ſein Eigenthümliches begeistert und dies iſt's, was man ſelten in ſolchen Gedichten findet.

Das Herbitzlied hat einen gewiſſen muſikaliſchen Werth und eine Wärme, Einfachheit und Frischeit, die ächtes Talent verräth.

Stummes Dulden verdient faſt bloß wegen des Wohlklanges der Verſe einige Aufmerkſamkeit. Die Gedanken ſind ziemlich verbraucht und die Ausführung incorrect. Die vierte Zeile iſt dunkel und die beiden letzten haben zu wenig Zuſammenhang mit den vorhergehenden.

In der Ueberräſchung iſt der Ton der Erzählung leicht und einfach. Das „getheilte Bett“ am Ende hätte ich weggewuſcht.

Der Herenſtunde von Matthiſſon kann ich keinen Geſchmack abgewinnen. Produkte dieſer Art müſſen entweder das Schauerhafte von den Liedern im Macbeth oder das Komische von der Herenſcene im Fauſt haben. Hier iſt keines von beiden. Man weiß nicht, was für ein Geſicht man dabei machen ſoll.

In der Erinnerung iſt Gefühl, eine gewählte Sprache und ein leichter, wohlklingender Verſbau. Solche Gedichte ſind immer angenehme Beiträge zum Almanach, wenn ſie auch nicht zu den Produkten vom erſten Range gehören.

Kunſt und Liebe iſt freilich mehr. Eine liebend-

würdige schwärmerische Natur erscheint in ihrer Eigenthümlichkeit, ohne fremdartiges Gepränge. Von diesem Fick ist noch manches Gute zu erwarten.

Die Weissagung hat treffliche Verse, aber Tibur hat mehr Charakteristisches. Hier trifft man schon wieder auf allgemeine Gefühle, die dem besondern Orte nicht angehören.

Das Wiegenlied möchte doch zu arm an Ideen seyn. Correctheit und Fertigkeit in der Versification trifft man auch hier wieder.

Auf der Reise hat weniger Eigenthümliches, als die andern Sachen von Fick. Sprache und Versification sind recht gut.

An mein Reitpferd gefällt durch den fließenden Vers und durch eine gewisse Herzlichkeit am Schlusse, wenn es gleich sonst nicht reich an Gehalt ist.

Socrates und Alcibiades ist nicht recht reif geworden. Die zweite Strophe hat eine gewisse Dunkelheit und der Schluß einen Doppelsinn.

Der neue Frühling (von Fick) hat eine eigene jugendliche Lieblichkeit und erscheint als das Werk eines einzigen glücklichen Moments. Der Ton ist sehr gut gehalten und nirgends merkt man eine angeflachte Zierrath.

Widerstand der Liebe hat eine gewisse Kälte und Streisheit, wofür man durch den wohlklingenden Vers nicht entschädigt wird.

Sarpho, eine matte Erzählung, nachlässig verflücht. Solche Hiatus, wie: wankte ich, weiche ich, können gar nicht geduldet werden.

Die Elementargeister mag ich ganz gern. Es ist ein gewisser Humor darin, der bei Matthißen selten ist,

und der Vers paßt gut zu einem drolligen Produkte dieser Art. Die Gnomen sind freilich das Beste.

Das Glück würde ich zu der Classe der Hymnen rechnen. Es ist ein Prachtstück für ein ästhetisches Fest. Nur in einer Stimmung, die für ein solches Fest paßt, kann es von den Eingeweihten nach Würden geschätzt werden — etwa nach dem Genuß eines vollendeten Kunstwerkes als Epilog, oder mehr als das Produkt eines lyrischen Laumels, anstößig für die gewöhnliche Denkart, aber voll tiefen Sinnes für Den, der etwas mehr über absoluten und relativen Werth nachgedacht hat. Die Ausführung steht dem Inhalt nicht nach und ich weiß nicht, ob du jemals schönere Verse gemacht hast.

Das Lied des gefangenen Grafen ist eine Probe, wie man auch noch für unser Zeitalter im Ton der Minnesänger dichten kann. Der verwöhnte Geschmack wird vielleicht hier nicht Würze genug finden; aber der unbefangene Leser, der das Charakteristische jeder Gattung zu schätzen weiß, wird sich an der treuherzigen Einfachheit erfreuen und in dem Ländeluden der Einfleidung einen Buh erkennen, der zwar nicht modisch ist, aber das Gepräge eines jugendlichen Zeitalters der Poesie trägt.

Hirth's Sonnet: der Lebensgenuß hat viel Gutes in der Anordnung und Versification. Auch ist der Schluß nicht übel gewählt. Schade, daß die Gedanken so verbraucht sind!

Das Gedicht: die Locken der Mägdelein zeugt von Fertigkeit im Versbau; aber es ist nicht poetisch gedacht. Der Anfang verspricht mehr, als der Schluß leistet, der eine alltägliche Moral enthält, die sich gar nicht, insbesondere auf die Göttin der Jugend bezieht.

Die Rettung ist ein liebliches Produkt, voll Anmuth im Ton der Erzählung und des Gesprächs. Geringer ist das Verdienst der Erfindung. Man wird zu sehr an die Mutter in Herrmann und Dorothea bei dem Brande des Städtchens erinnert und hier ist zwischen der erzählten Geschichte und dem Fall, worauf sie angewendet wird, die Aehnlichkeit zu groß. In den Versen trifft man jedoch auf Nachlässigkeiten.

Kampaeye hat einzelne gute Stellen und die vier letzten Zeilen sind mir die liebsten. Aber das Ganze ist dürrig. Der Stoff ist so trocken gedacht, als möglich, und nur, was auf der Oberfläche liegt, ist mit poetischen Phrasen geschmückt. Ich werde immer mehr von Schlegel's Mangel an produktiver Phantasie überzeugt. Er ist zum Uebersetzer geboren. Dazu hat er zarte Empfindlichkeit und viel Praktik in Sprache und Versifikation.

In dem Sonnet: die Einladung ist der Gedanke des ersten Sonnets, der Lebensgenuss, etwas poetischer eingekleidet. Eine Betrachtung über die Zugvögel gäbe aber für sich allein schon Stoff zu einem Gedicht, ohne den Uebergang auf die Horen und ohne die galante Anhangung.

„Sängerwürde“ scheint mir ein verunglücktes Produkt eines Mannes, der nicht ohne Talent ist. Einzelne Stellen zeigen, daß er sich auf Sprache und Veröbau versteht. Aber auf den feierlichen Eingang folgt viel Mattes und Schleckendes. Auch macht das Ausbleiben des Reims ohne Grund, in einem sonst gereimten Gedichte, eine Störung. Die ästhetische Strafpredigt am Ende dünkt mir ganz mißlungen zu seyn.

Goethe's Volkslieder von der schönen Müllerin haben

das Frische und Lebendige, was man in dieser Gattung so selten findet. Mein Liebling ist der Junggesell und der Mühlbach. Nach diesem setze ich den Edelknaben und die Müllerin. Beide zeichnen sich durch eine natürliche Grazie aus, die diese Gattung sehr wohl verträgt. — In dem Verrath erscheint die Müllerin auf eine Art, worüber man in der Reue nicht ganz befriedigt wird.

Matthisson's neuer Pygmalion gehört, dünkt mich, unter seine besten Arbeiten. Der Gedanke ist anmuthig und die Ausführung fleißig und zart. Auch wird die Wirkung des Ganzen nicht durch fremdartige Zierathen gestört.

In den Lebensmelodien finde ich nichts Eigenthümliches in den Ideen und nichts Neues in der Einleidung. Das Nachwerk ist wieder gut, die Verse fließend und wohlklingend, die Reime verständig gewählt. Doch ist auch in der Ausführung Manches mißlungen. Wie fragt man z. B. mit fröhlich vernichtender Lust? Und kann die Freude — selbst die Freude der Tauben — beschelden fern?

In der Sehnsucht nach Rom ist ein Aufwand von Prachtworten, wie in weiland Clodiusen's Gedichten, bei einer Armuth von selbstgedachten Ideen und selbst empfundenen Gefühlen. Die Sehnsucht hat gar nichts Individuelles. Die Herrlichkeiten Italiens werden ohne Plan nach einander aufgeführt und das Ende des Gedichts ist kein Schluß. Am liebsten ist mir die Strophe: „Du stehst nun unter dem Gebilde des Ungeschmacks“ etc. — Posslerlich war mir's, hinter diesem statulichen Herrn im Treppenrock die braune Hexe auftreten zu sehen. Ich habe dich im Verdacht einer Schelmerei bei dieser Anordnung.

Das Lied der Niren ist ein artiges Spiel der Phantasie, das nicht mehr verspricht, als es leistet. Nur kann ich dieser Art von herzlosen Gedichten keinen Geschmack abgewinnen.

Das Gedicht an die Muse hat mehr Wärme, als Goetz's andere Arbeiten, und ist gut versificirt. Was meint er aber damit, daß die Muse ihr Lied „in Thaten singen soll?“

In den Hymnen aus dem Griechischen von Gischen zeigt sich viel Talent für diese Arbeiten. Der Ton ist gut gehalten und das Ganze verfehlt die Wirkung nicht, die man von einem Gedichte dieser Art erwarten kann.

Die Schatten sind fast bloß ein Auszug eines Gedichts. Kürze war, dünkt mich, hier nicht an der Stelle, da der Stoff Den, der etwas zu sagen hatte, zum Sprechen aufforderte.

Schlegel's Sonnet an Island ist trefflich versificirt, aber der Schluß enthält einen verunglückten Gedanken. Was ist das für eine Kunst, die erst von Island's Muth erwarmen soll?

Amynas ist ein kostliches Cabinetstück für den ächten Kunstfreund und hätte eben deswegen lieber ungedruckt bleiben sollen. Das Publikum im Ganzen ist für solche Produkte noch nicht reif genug und wird sie mißverstehen oder mißbrauchen. Es existirt vielleicht nichts in der ästhetischen Welt, wo Sinnlichkeit und Seele inniger ineinander verweht sind.

Anmuth der Sprache hat nichts Neues in dem Gedanken, aber eine schätzbare Einfachheit, Zartheit und Eleganz in der Ausführung.

Phantasie und Gefühl ist schön gedacht und gesagt, aber mehr das Produkt eines Redners, als eines Dichters.

Im Kampfe mit dem Drachen bemerke ich außer der lebendigen Darstellung, die er mit ähnlichen Produkten unter deinen Gedichten gemein hat, eine besondere epische Kunst in der Anordnung, um die vorgesehne Wirkung aufs Vollkommenste zu erreichen. Die Selbstüberwindung des Siegers sollte in's glänzendste Licht gestellt werden. Für die Gefahr des Kampfes sollte man sich nicht interessiren und diese ist's immer, was zuerst die Aufmerksamkeit fesselt. Daher ist der Kampf schon vollendet, wenn das Gedicht anhebt und wir erwarten nun seinen Lohn. Statt dessen hören wir Vorwürfe von einem Manne, der uns doch Achtung abnöthigt. Dies versetzt uns auf einmal aus der stänlichen Welt in die moralische. In dieser soll nun die That des Helden geprüft werden. Und wie erscheint sie? Nicht als ein gelungenes Wagstück eines unbesonnenen Jünglings, in einer raschen Aufwallung beschlossen und ausgeführt; nein, als das Werk des reinsten Wohlwollens, der ruhigsten Aufopferung, der festesten Beharrlichkeit, bei aller Kenntniß der Gefahr. Ein solches Werk, mit der edelsten Begeisterung unternommen und mit unerschütterlicher Geduld Monate lang vorbereitet, wird ihm als ein Verbrechen angerechnet. Unser Gefühl sträubt sich gegen dies Urtheil, aber die Würde der Pflicht verklärt den Großmeister in unsern Augen. Wir glauben ein höheres Wesen zu hören, unterwerfen uns mit dem Mitter zugleich und freuen uns, daß ihm verziehen wird. — Die Länge der Stangen, verbunden mit der Kürze der Zeilen, ist ein passender Rhythmus zu dem einfach feierlichen Gange der Erzählung, die ohne äußeren Pomp mit ruhigem Ernst einhererschreitet.

In den Geißlern des *Ser's* finde ich dichterische Phantasie, edle Sprache, gut gehaltenen Ton und glücklich gewählten Akrostichus; nur fehlt eine gewisse Klarheit, die ich mit der Präcision in der Zeichnung vergleichen möchte. Das *Colerit* dürfte bei diesem Gegenstande nicht heller seyn; aber es schwächt die Wirkung, wenn man auf Stellen trifft, die beim ersten Lesen kein deutliches Bild geben.

Das *Bläpchen im Walde* ist freilich nur ein poetischer Senfzer, aber Sprache und Versbau beweisen für Kunstfertigkeit und Geschmack.

Das *Gericht: die Schiffernde*, hat viel Wohlklang, aber besteht meist aus allgemeinen poetischen Phrasen. Der heiße Brand der Wangen, der mit Blüthenzweigen gekühlt wird, ist eine unglückliche Idee. Auch kann ich das Wort *Lichlingin* nicht lieblich finden.

Die *Gelegenheit*. — Ich finde die Schwierigkeit des dreifachen Reimes im Ganzen ziemlich überwunden; nur hier und da hat der Ton etwas Schwerfälliges. Eigentlich kann ich aber solchen herzlosen Allegorien keinen Geschmack abgewinnen, besonders wenn sie ein so widriges Bild geben, als eine weibliche Figur mit kahltem Hinterkopf, der die Haare von der Stirne über Gesicht und Brust herabhängen.

An die *Herren* — ist ein liebliches Produkt voll Anmuth im Gedanken und Ausdruck.

Der *Pach* — dies *Gericht* macht eine gefällige Wirkung. Nur hätte, dünkt mich, *Plaudusens* Quelle wegleiben sollen. Es ist eine störende Zierrath.

Zwischen der Bürgschaft und dem *Kamys* mit dem *Trachen* bemerkt man einen interessanten Contrast. Hier

ist Alles auf die Spannung berechnet, die durch eine Reihe von angstvollen Situationen bewirkt wird. Dazu paßt der Rhythmus vortreflich, besonders der dritte männliche Reim, und die Anapästcn, die zuweilen an passenden Stellen mit den Jamben abwechseln. Die Ruhe und Sicherheit im Tone des Anfangs, die allmählig bis zur höchsten Leidenschaft steigt, und der befriedigende Schluß, nach der heftigsten Erschütterung, geben dem Ganzen eine gewisse musikalische Wirkung, die dies Gedicht vielleicht für den größeren Theil der Leser anziehender macht, als jenes. Dazu kommt das Sinnliche in dem Stoffe und der hohe Standpunkt, aus dem das Morallische, wie eine Naturerscheinung, mit scheinbarer Kälte betrachtet wird. Beim Vorlesen findet man hier weit weniger Schwierigkeit, als bei andern unter reinen erzählenden Gedichten. Nur die erste Strophe scheint für den Ton der Ballade fast zu gedrängt und die öftere Abwechselung der redenden Personen ist, besonders im Anfange des Gedichts, eine Klippe für den Vorleser. Er fällt leicht in's Dramatische und dabei geht eine gewisse Melodie der Declamation verloren, die bei dem Vorlesen einer Ballade herrschen sollte.

Der Arzt hat die Trockenheit und Kälte der Schlegel'schen Produkte in dieser Gattung. Und für eine so matt verflüchtete Erzählung sind die Trochäen sehr unglücklich gewählt.

In dem Bürgerliebe contrastirt die Einfachheit und ruhige Heiterkeit im Tone des Ganzen mit dem höchst idealisirten Stoffe auf eine sehr gefällige Art. Für ein poetisches Volk würde dies ein Volkslied seyn, für unser jetziges Publikum hat es bloß eine gewisse Form der Po-

pularität. Der Stoß ist nur für den Denker, obgleich verfinnlicht, aber nur für eine sehr gebildete Phantasie, die in der griechischen Welt — sowie sie durch moderne Cultur bereichert und verschönert wurde — zu leben gewohnt ist.

Die weltlichen Erscheinungen sind mehr die Materialien zu einem Gedicht, als ein Gedicht selbst. In den Bildern selbst, die ohne Verknüpfung auf einander folgen, ist Zartheit und Gefühl; aber in der Sprache und dem Veröbau ist eine gewisse Unbehilflichkeit, die Manad an Fertigkeit verräth. Auch hätte ich in der Darstellung des Alters mehr Heiterkeit und Liebe gewünscht.

Poesie des Lebens gehört zur rhetorischen Classe. Es ist ein Fragment eines idealisirten Prieß im höchsten poetischen Schmuck.

In den Stangen dient die Poesie einem gegebenen Zwecke, aber sie dient mit Anmuth und Freude.

Das Grab hat im Inhalte nichts Auszeichnendes, aber die Versification ist leicht und fließend und der schwermüthige Ton gut gehalten.

Des Mädchens Klage gehört zu der Gattung, die dir in vorigen Zeiten nicht gelingen wollte. Jetzt hast du mehr Schonung für deine Phantasie, auch wenn dir ihre Produkte für den Geist nicht reichhaltig genug scheinen. Und dafür lohnt sie dich. Was du tief gefühlt hast, geht rein und einfach aus dir hervor und alle Kräfte der Poesie vereinigen sich zur höchsten Wirkung.

Der Gedanke in dem Jutus an die Dichter hätte eine weitere Ausführung verdient. Hier hat er eine gewisse Undeutlichkeit.

Die Lehre der Bescheidenheit hat viel Zartes und Ge-

fälliges. Auch ist der Vers fließend und die Sprache einfach und gewählt. Manchmal wünschte man etwas mehr Kürze.

Der Genuß des Vergangenen hat viel Leichtigkeit und Wohlklang und einen schönen poetischen Schluß.

In der Schwärmerei der Liebe sind einzelne Stellen vortrefflich; aber es fehlt an der Kraft, die das Ganze zusammenhält. Die Produkte dieser Dichterin haben immer das Gepräge eines kranken Zustandes. Ihre Gefühle sind von krampfhafter Art. Der Geist wird davon überwältigt, anstatt im Moment der Dichtung über sie emporzuschweben.

Das Gedicht: an meine Lieder, kann für ein tragisches Epigramm gelten, das, wie mich dünkt, ziemlich gelungen ist.

Der Abschied ist ein frisches jugendliches Produkt der Phantasie und Liebe. Hier ist auch Schmerz, aber wie man ihn im Gebiete der Kunst gern erscheinen sieht. Ich wünschte mehr Gedichte dieser Art von dem Verfasser zu lesen. An Praktik fehlt es ihm auch nicht.

In dem Gedichte an Mignon hat die Schwermuth zu wenig Individuelles. Als Theil eines größern Werkes würde es an seiner Stelle von guter Wirkung seyn. Poetisches Talent ist nicht darin zu verkennen.

Die Erinnen — fast zu kurz und undeutlich für Den, der die Wetterprophezeiungen dieser Insecten nicht kennt. Der Gedanke ließe sich recht gut benutzen.

Die Epistel an Louise ist nur in der Anlage verfehlt. Die Schilderung von Ossian und Malwine ist rührend und schön. Aber der Anfang und Schluß sind matt und alltäglich, auch mit Ungeschicklichkeit angefügt.

Ueber den Prolog habe ich dir schon geschrieben.

(Aus den Briefen Körner's an Schiller.)

Agel Graf von Orensierna.

Es ist ein seltener Genuß für den Liebhaber der Geschichte, einen Mann, der eine vorzügliche Rolle in seinem Zeitalter spielte, um desto ehrwürdiger zu finden, je genauer man sich mit seinem Persönlichen bekannt macht. Und von dieser Seite betrachtet, verdient Orensierna beinahe noch mehr Aufmerksamkeit, als wegen seines Antheils an den wichtigsten Begebenheiten einer Periode, in der das Schicksal von Deutschland und ganz Europa bestimmt werden sollte. Vielleicht giebt es kein Beispiel, daß ein Privatmann, der sich zu einer solchen Höhe über seine Zeitgenossen empor schwang und ein mehr als königliches Ansehen während einer solchen Reihe von Jahren behauptete, den äußern Verhältnissen so wenig und sich selbst so viel zu verdanken hatte, als er. Was des Glück für ihn that, war nicht Begünstigung, sondern Prüfung. Es stellte ihn in den entscheidendsten Zeitpunkten auf die gefährlichsten Posten, spannte die Erwartung des Publikums aufs Höchste und erschwerte ihm alsdann oft jeden Schritt durch die furchtbaren Hindernisse. Aber er bestand diese Probe und selbst da, wo er dem stärkern Schicksale weichen mußte, erwarb ihm die Würde des Charakters, die er mit den Talenten des Staatsmannes vereinigte, die gerechtesten Ansprüche auf die Verehrung der Nachwelt.

Er stammte aus einem alten und angesehenen adelichen Geschlechte in Schweden und wurde im Jahr 1583 zu Händ in Upland geboren. In einem Alter von fünfzehn Jahren verließ er sein Vaterland, um die deutschen Universitäten Moskau und Wittenberg zu besuchen. Hier studirte er außer Sprachen und Staatswissenschaften auch Theologie und es existiren sogar vier theologische Dissertationen, die er in Wittenberg schrieb und vertheidigte; ein Umstand, der bei dem Religionszeifer der damaligen Zeit und bei dem allgemeinen Interesse an den Streitigkeiten der Kirche weniger auffallend ist. Auf seine akademischen Studien folgte im Jahr 1603 eine Reise an die vornehmsten Höfe in Deutschland, die aber bald wegen einer Staatsveränderung in Schweden abgekürzt werden mußte. Karl der Neunte hatte den Thron bestiegen und wer zum Adel des Reichs gehörte, wurde in sein Vaterland zurückberufen, um dem neuen Könige zu huldigen. Der zwanzigjährige Jüngling erschien vor einem Fürsten, dem es nicht an Beobachtungsgeist fehlte, die frühzeitige Entwicklung vorzüglicher Fähigkeiten zu erkennen, und der sich damals besonders in der Nothwendigkeit befand, außerordentliche Talente zum Dienste des Staates aufzusuchen. Ueberall von Feinden umringt und selbst innerlich seines Reichs gegen die heimlichen Bewegungen der Mißveranungten nicht gesichert, durfte er es nicht wagen, seine Geschäfte mittelmäßigen Köpfen Preis zu geben, die bloß die Empfehlung des Alters für sich anzuführen hatten. Was dagegen für Orenstierna sprach, war unter diesen Umständen von entscheidendem Gewicht. Auch wurde er schon im Jahr 1605 als Gesandter an die Herzoge von Mecklenburg geschickt, bald darauf (1609)

zum Reichsrath ernannt, sodann zu verschiedenen wichtigen Unterhandlungen, besonders in Esthland, gebraucht, und bei jeder Gelegenheit erwarb er sich immer mehr das Vertrauen des Königs.

Karl der Neunte starb (1611) und hatte das Verdienst, Schweden auf Orenstierna aufmerksam gemacht zu haben; aber ihn bei der Nachwelt aufzuführen, war einem Gustav Adolph vorbehalten. Sie fanden sich leicht ein König und ein Minister zusammen, die mehr für einander geschaffen waren. Beide sind uns ein merkwürdiges Beispiel, daß auch in diesem Verhältnisse zwei große Männer neben einander bestehen können, ohne daß einer den andern verdunkelt.

Ein achtzehnjähriger Prinz wird Beherrscher eines Reichs, das durch innerliche Unruhen geschwächt, an allen Hilfsquellen erschöpft und dabei in drei Kriege, mit Dänemark, Rußland und Polen auf einmal verwickelt ist. Daß er zum Feldherrn geboren sey, hat er schon Proben gegeben; aber für die innere Staatsverwaltung und für die Verhandlungen mit auswärtigen Mächten bedarf er nicht bloß eines brauchbaren Werkzeugs, sondern eines Gehilfen. Unter den Männern, die auf sein Vertrauen Anspruch machen können, wählt er einen der jüngsten, überzeugt, daß das Maß der Erfahrung nicht mit der Länge, sondern der Art des Lebens im Verhältnisse steht. Orenstierna wird Reichsfanzler und erster Minister (1612) und ein allgemeiner Beifall der Nation ehrt die Wahl. Geld und Staatsmann arbeiten nun mit vereinten Kräften, ihr Vaterland nicht nur vom Untergange zu retten, sondern es auf einen Gipfel zu erheben,

den es vorher noch niemals erreicht hatte. Gustav liegt an der Spitze des Heeres und Orenskierna durch Unterhandlungen. Ein vortheilhafter Friede mit Dänemark (1613) befreite den König von einem seiner gefährlichsten Feinde. Durch einen zweijährigen Stillstand mit Polen gewann er Zeit, Rußland zu demüthigen, und im Jahr 1617 waren schon zwei Kriege glücklich geendigt. Der dritte und hartnäckigste Feind, Sigismund, König von Polen, war nun allein noch zu bekämpfen übrig. Während dieses langwierigen Krieges bildet Gustav sein Heer zum ersten in Europa und sich selbst zum Ueberwinder Tilly's und Wallenstein's. Unterdessen ist Orenskierna theils im Innern des Reichs beschäftigt, um Ruhe, Ordnung und Wohlstand wieder herzustellen, theils leitet er den Gang der Negotiationen mit den benachbarten Mächten, indem er jedes günstige Moment benützt, um das, was der König auf dem Schlachtfelde leistet, im Cabinete so geltend, als möglich, zu machen. Die Ausführung seiner Pläne vertraut er selten einer Mittelsperson; er selbst ist überall gegenwärtig, wo irgend ein beträchtlicher Vortheil für den Staat gewonnen oder versäumt werden kann. Auch begleitet er oft den König auf seinen Feldzügen und spielt selbst bei der Armee keine unbedeutende Rolle. Bei dem Einfälle in Liefland (1621) und der Belagerung von Riga war er einer von den schwedischen Generalen, die unter dem Könige dienten, und im Jahr 1626 erhielt er nebst der Statthalterschaft von Preußen das Commando über den Theil des Heeres, der diese neue Eroberung zu vertheidigen bestimmt war. Endlich wurde auch Polen nach einem langen, aber fruchtlosen Widerstande zum Nachgeben genöthigt, Schweden hatte keinen

Feind mehr zu fürchten und bei Gustav Adolph erweckte das Gefühl seiner Kraft die schöne heroische Idee, als Retter der Unterdrückten in Deutschland aufzutreten. Zu Ausführung dieses Plans war Stralsund für ihn ein sehr wichtiger Ort. Der Besitz dieser Festung sollte ihm die Landung seiner Truppen auf deutschem Boden erleichtern und die Verbindung mit Schweden durch die Ostsee sichern. Daß Wallenstein die Stadt belagerte und eine dänische Besatzung sie nicht mit Nachdruck vertheidigen konnte, waren günstige Umstände. Örenstierna ging (1628) selbst nach Stralsund, gewann die Vornehmsten der Stadt für das schwedische Interesse, machte sodann eine Reise nach Dänemark und der Erfolg war, daß die dänische Besatzung Stralsund verließ, um einer schwedischen Flagge zu machen. Mit Polen war unterdessen (1629) ein sechsjähriger Stillstand geschlossen worden; aber noch wurde auf dem Congresse zu Danzig der letzte Versuch gemacht, den völligen Ausbruch des Krieges zwischen dem Kaiser und Gustav Adolph zu verhüten. Örenstierna war es, der diese Unterhandlungen abbrach. Er bemerkte hinterlistige Absichten in dem Betragen sowohl der andern Gesandten, als der Stadt Danzig selbst und drang in den König, den Uebergang nach Deutschland zu beschleunigen, ohne den Erfolg des Congresses abzuwarten. Gustav Adolph ließ ihn als Statthalter in Preußen zurück und erst nach der Schlacht bei Leipzig (1631) rief er ihn zu sich nach Deutschland, um theils ihm die Negierungsgeschäfte in den neu eroberten Provinzen zu übertragen, theils ihn zu den wichtigsten Verhandlungen zu gebrauchen. Im folgenden Jahre wurden einige schwedische Truppen am Rhein zusammengezogen, um Deutsch-

land von dieser Seite gegen die Einfälle der Spanier zu decken, und Orenstierna war ihr Befehlshaber.

Es war ihm gelungen, ein spanisches Corps zurück zu treiben, er hatte sein kleines Heer dem Könige wieder zugeführt und nun sollte er als Staatsmann ein Geschäft von großer Schwierigkeit übernehmen, dem nur Er gewachsen zu seyn schien. Die protestantischen Reichskände in Oberdeutschland wünschten sich Glück, an Gustav Adolph einen Beschützer gegen ihre mächtigen Feinde gefunden zu haben; aber die Lasten des Kriegs nach Verhältniß tragen zu helfen, waren sie nicht zu bewegen. Auf einem Congresse zu Ulm sollten deshalb gewisse Punkte festgesetzt werden, Orenstierna hatte hierzu unumschränkte Vollmacht erhalten und war in Ansehung der vier obern Kreise zum Stellvertreter des Königs in allen Staats- und Kriegsangelegenheiten ernannt worden. Aber ehe er noch den Ort seiner Bestimmung erreichte, traf ihn die erschütternde Nachricht, um welchen theuern Preis Schweden und seine Bundesgenossen den Sieg bei Lützen erkauft hatten.

In diesem Zeitpunkte begann die glänzendste Periode von Orenstierna's Leben, aber die glücklichste ging zu Ende. Er hatte in Gustav Adolph den Helden verehrt und den Menschen mit Wärme geliebt. In ihrem Verhältnisse gegen einander war nichts, was des höhern Verdienstes unwürdig ist. Gustav war über die kleinliche Eitelkeit erhaben, niemanden, als sich selbst, seine Fortschritte verdanken zu wollen, und Orenstierna weidete sich an der Größe seines königlichen Freundes. Was und von ihrem gegenseitigen Betragen bekannt ist, hat das Gepräge einer gewissen patriarchalischen Niederkheit, die

dem unverderblichen Gefühle wohl thut und wobei weder der Ruhm des Königs, noch der Vortheil des Staats etwas verlor. Wohlgemeinte Warnungen, wenn Gustav's Jugendfeuer ihn zu weit verleitete, wurden mit Gutmüthigkeit aufgenommen. Ein freundlicher Gegenvorwurf über zu große Kälte war Alles, was Orenstierna dabei wagte. Selbst in Beurtheilung bereits getroffener Massregeln brauchte er nicht schüchtern zu seyn. Es war immer sein Wunsch, daß die Erblande des Kaisers zum Schauplatz des Krieges gemacht würden. Bei der ersten Zusammenkunft mit dem Könige nach der Schlacht bei Leipzig konnte er sich nicht enthalten, zu äußern, daß er ihm lieber in Wien zu diesem Siege Glück gewünscht hätte, und Gustav hielt es nicht unter seiner Würde, sich über die Gründe, die ihn für einen andern Plan bestimmt hatten, gegen seinen Minister zu rechtfertigen. Ein Zeitraum von zwanzig Jahren änderte nichts in den Gesinnungen des Königs. Er schien auf den Besitz des Mannes stolz zu seyn, dessen Verstand allein, wie er öffentlich in den stärksten Ausdrücken bekannte, ihm die Sorgen der Regierung erleichtern konnte. Das unumschränkte Vertrauen, wovon er ihm noch in den letzten Tagen seines Lebens Beweise gab, wird niemand bei einem Gustav Adolph zu einer Wirkung der Schwäche oder des Leichtsinns herabwürdigen. Daß er an Treue, Patriotismus und Freundschaft glaubte, war für ihn eben so rühmlich, als es für Orenstierna verdienstlich war, ihn in diesem Glauben bestärkt zu haben.

Für Schweden gab es nach Gustav Adolph's Tode kein dringenderes Bedürfniß, als die Einrichtung der Regentschaft während der Minderjährigkeit seiner Nach-

folgerin. Orenstierna war es, den man darüber um Rath fragte, und seine Vorschläge wurden durchgängig angenommen. Die fünf obersten Staatsbedienten, zu denen er selbst gehörte, überkamen die Verwaltung des Reichs; aber ihm allein überließ man die Besorgung der deutschen Angelegenheiten. Seine Vollmacht war von dem weitesten Umfange. Gustav's Entwürfe, die Verhältnisse der europäischen Mächte und die Lokalumstände Deutschlands konnten niemanden besser bekannt sein und niemand hatte ein größeres Recht auf das Vertrauen der Nation. Erholung nach vieljährigen, obgleich mit glänzendem Erfolge geführten Kriegen war ein Bedürfnis des Staats; aber Schweden hatte sich für die Uebernehmung seines Königs begeistert und dieser Enthusiasmus äußerte sich nirgends lebhafter, als bei Orenstierna. Das angefangene Werk seines Selben war ihm heilig und es auf eine würdige Art zu vollenden sein höchstes Bestreben. Aber dieses Ziel durfte nicht blos auf Kosten seines Vaterlandes erreicht werden, das schon so viel dafür aufgeopfert hatte. Gleichwohl war von den mächtigsten Fürsten Deutschlands nach Gustav's Tode noch weniger zu erwarten, als vorher. Zu andern Schwierigkeiten gesellten sich nunmehr noch die Verhältnisse des Ranges. Der schwedische Reichskanzler durfte nicht auf alles Anspruchs machen, was man einem Gustav Adolph eingeräumt hatte. Aber eben in dieser Lage zeigt sich an Orenstierna eine seltene Gewandtheit und Festigkeit. Ohne sich etwas zu vergebem, fing er damit an, die schwächern Reichsstände unter den Protestanten zu gewinnen, die in den vier obern Kreisen zerstreut sind, vermied dadurch alle Collisionen mit den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg und überließ

diesen, einen besondern Bund in Ansehung Niederdeutschlands zu errichten. Auf einem Congresse zu Frankfurt am Main sollten gemeinschaftliche Verathschlagungen über die Angelegenheiten der Protestanten geschlossen werden. Von Seiten des Kaisers war man nachgiebiger gegen die deutschen Reichsstände geworden, aber desto größer war die Bitterung gegen Schweden; ein Umstand, der leicht von einigen protestantischen Fürsten benutzt werden konnte, denen die ausländische Hülfe theils entbehrlich, theils äußerst beschwerlich zu werden anfang. Orenstierna konnte den Beistand Schwedens nicht aufdringen und Entschädigung für die geleisteten Dienste war Alles, was er fordern durfte. Und hierzu wußte er ein Mittel auszufinden, das für keine der streitenden Parteien zu drückend seyn konnte. Sein Plan war, Festungen an der Ostsee für Schweden zu gewinnen und ihren Eigenthümern durch Secularisirung einiger Bisthümer einen Ersatz zu verschaffen. Aber diese Idee, welche vierzehn Jahre später im Westbälischen Frieden ausgeführt wurde, fand damals noch wenig Genaug. Orenstierna war nicht in der Lage, Gesetze vorschreiben zu können. Das schwedische Heer hatte gesiegt; aber Alles vereinigte sich, die Früchte dieses Sieges zu vereiteln. Uneinigkeit der Feldherren, Mißveranungen und Unordnungen bei den Soldaten, Eifer der Bundesgenossen, Unmöglichkeit unter diesen Umständen die strenge schwedische Disciplin bei der Armee aufrecht zu halten, waren Ursachen genug, auch die tapfersten Truppen den Feinden weniger fürchterlich und den Freunden verhaßt zu machen. Angesehene deutsche Fürsten hatten als Generale unter Gustav Adolph gedient; mit Unwillen ertrugen sie jetzt die Abhängigkeit von einem

ausländischen Staatsminister. Im Vertrauen auf die Zuneigung eines Heeres, welches selbst größtentheils aus Deutschen bestand, hoffte mancher unter ihnen, jetzt den gemeinschaftlichen Zweck mit seinen persönlichen Nebenabsichten vereinigen zu können, und von diesen Werkzeugen sollte Orenstierna die Ausführung seiner Entwürfe erwarten. Außerhalb Deutschlands war Frankreich die einzige Macht, von der er sich Unterstützung versprechen durfte; aber gegen einen Richelieu konnte er nicht sorgfältig genug, auf seiner Hut seyn. Wer stand ihm dafür, daß Schweden nicht bei der ersten Gelegenheit aufgeopfert wurde, wenn Frankreichs Zweck, das Haus Oesterreich zu schwächen, entweder erreicht war oder durch andere Mittel erreicht werden konnte? Auch fing Richelieu schon jetzt an, einen höhern Preis auf seinen Beistand zu setzen. Die Eroberungen Schwedens an den Ufern des Rheins sollten an Frankreich fallen, ein französischer Prinz sich mit der Königin Christina vermählen und der Reichskanzler zur Beförderung dieser Absichten durch persönliche Vortheile gewonnen werden. Aber Versuche dieser Art hatten hier ganz entgegengesetzte Wirkung. Daß Schweden sich nur für Frankreichs Größe erschöpfen und nach allem, was es für Deutschland gethan hatte, nur eine untergeordnete Rolle in diesem Reiche spielen sollte, war für Orenstierna ein empörender Gedanke und seit dieser Zeit bemerkte man in seinem ganzen Betragen eine fortdauernde Bitterkeit gegen die französische Politik. Bei aller Gewalt über sich selbst, die er in andern Fällen bewies, konnte er doch diesen Zug selbst da nicht in der Folge verläugnen, als er bei den entgegengesetzten Gesinnungen der Königin seinen ganzen

Einfluß dadurch auf's Spiel setzte. Indessen verwandelte damals sein Mangel an Willsfähigkeit, gerade in dem bedenklichsten Zeitpunkt, einen unzuverlässigen Bundesgenossen in einen heimlichen Gegner.

Aber so viel Umstände sich auch gegen Schweden bei dem deutschen Kriege vereinigten, so verlor die Nation doch den Muth nicht und daß sie nicht zu viel von Orenstierna erwartet hatte, bewies der Erfolg des ersten Jahres. Die wichtigsten Schwierigkeiten waren schon überwunden, die Unordnungen bei der Armee größtentheils abgestellt, die dringendsten Bedürfnisse des Heers befriedigt, die protestantischen Reichsstände der vier obern Kreise zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigt, die Friedensunterhandlungen auf eine Art eingeleitet, die weder Hartnäckigkeit oder Vergrößerungssucht, noch Schwäche verrieth, und zu gleicher Zeit die nöthigen Anstalten getroffen, den Krieg auf allen Seiten mit Nachdruck fortzusetzen. Orenstierna hatte das Ansehen seines Vaterlandes und seine persönliche Würde zu behaupten gewußt. Die schwedischen Feldherren wagten es nicht, sich gegen ihn aufzulehnen, und die ausgezeichnete Achtung, mit der ihn die vornehmsten deutschen Fürsten und fast alle europäischen Mächte behandelten, war vollkommen der Wichtigkeit seines Postens angemessen. Vorzüglich aber gelang es ihm, sich die Zuneigung der verbündeten Reichsstände zu erwerben, von denen er sogar den Antrag erhielt, das Erzbisthum Mainz, welches sich damals in den Händen der Protestanten befand, nebst der Chur-Würde für sich selbst in Besitz zu nehmen. Ein solches Anerbieten konnte er weder ablehnen noch annehmen, ohne bei dem schwedischen Reichsrathe anzufragen, und dieser gab seine

völlige Einwilligung unter der einzigen Bedingung, daß Orenstierna die Dienste seines Vaterlands nicht eher, als bis es durch einen annehmliehen Frieden entschädigt seyn würde, verlassen sollte. Einige nicht unbeträchtliche Vortheile, die die schwedischen Truppen über den Feind gewonnen hatten, eröffneten schon die günstigsten Aussichten; aber alle diese glänzenden Hoffnungen zertrümmerte ein einziger Schlag — die unglückliche Schlacht bei Nördlingen. Jetzt sah sich Orenstierna ohne sein Verschulden auf einmal doppelt so weit zurück geworfen, als er bereits von dem Punkte, wo er ausging, vorgeückt war. Aber desto größer war sein Verdienst, in solchen Augenblicken eben so entfernt von Kleinmuth, als von blinder Verwegenheit zu bleiben. Er überfah gleichsam von einem höhern Standpunkte, wo Leidenschaft seinen Blick nicht umhobelte, nicht nur die ganze Größe der Gefahr und das Maß seiner Kräfte, sondern auch jeden günstigen Umstand, der ihm theils neue Hülfquellen eröffnete, theils die drohendsten Nebel wenigstens eine Zeit lang entfernte. Er mäßigte den Eifer seiner Nation, die ihm neue Unterstützung an Geld und Truppen anbot. Aufopferungen dieser Art schienen ihm in der jetzigen Lage fruchtlos. Sein Vaterland bedurfte Schonung, um dann mit erneuten Kräften wieder hervorzutreten, wenn alles vorbereitet seyn würde, um ihm einen glücklichen Erfolg zu versprechen. Jetzt dachte er bloß darauf, Zeit zu gewinnen, Frankreich in den deutschen Krieg zu verwickeln, den Kaiser dadurch an den Ufern des Rheins zu beschäftigen, die Küsten der Ostsee zu decken, den niedergeschlagenen Muth der protestantischen Reichsstände aufzurichten und ihre vereinigten Kräfte gegen den ge-

meinschaftlichen Feind aufzubieten. Aber dieser Feind hatte Klugheit genug gehabt, den schlimmsten Gebrauch von seinem Siege zu machen, den Schweden nur befürchten konnte. Der Prager Frieden (1635) verstärkte die Partei des Kaisers und Orenstierna sah sich bald von dem größten Theile seiner Bundesgenossen in Deutschland verlassen. Glücklicher war er in Frankreich, wohin er selbst reisete und bei einer mündlichen Unterhandlung mit Richelieu seine Absicht erreichte. Und nun gelang es ihm auch in Deutschland, durch unermüdete Thätigkeit und durch eine seltene Mischung von Nachgiebigkeit und Strenge die zerrütteten Angelegenheiten Schwedens zum Theil wieder herzustellen, sich mit den wenigen treu gebliebenen Bundesgenossen fester zu verbinden, die schwankenden von offenbaren Feindseligkeiten zurück zu halten und auf Kosten derjenigen, die sich bereits für den Kaiser erklärt hatten, den Krieg fortzusetzen.

Seine Gegenwart schien nunmehr in Schweden nothwendiger zu werden und im Jahr 1636 ging er zurück. Er wurde mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen, die Reichsstände, denen er Rechenschaft von der Vollziehung des erhaltenen Auftrags ablegte, erkannten seine Verdienste und durch dieses Ansehen, das ihm die Dankbarkeit der Nation erwarb, herrschte er einige Jahre in Schweden mit einer beinahe unumschränkten Gewalt. Aber kaum hatte die Königin Christina Besitz von der Regierung genommen, so änderte sich die Scene. Sie schätzte den Reichskanzler, hatte persönliche Verbindlichkeiten gegen ihn und wußte ihm keinen gegründeten Vorwurf zu machen; aber sein Uebergewicht bei den Berathschlagungen war ihr drückend. In einigen ihrer damaligen

gen Briefe bemerkt man den heimlichen Widerwillen gegen eine Art von fortbauender Vormundschaft und gegen den Beistand eines Rathgebers, dessen Ansehen von Unentbehrlichkeit ihren eigenen Ruhm verdunkelte. Hierzu kam eine gewisse Vorliebe für die französische Nation, die einer jungen geistvollen Königin, theils durch Erziehung, theils durch nachherigen Umgang werth geworden war, aber mit der sich Orenstierna noch immer nicht ausöhnen konnte. Und auf diese Art entstand nunmehr eine Gegenpartei wider den Reichskanzler, an deren Spitze die Königin selbst sich befand. Sie erhob ihren Günstling, Graf Magnus de la Gardie, zu den höchsten Ehrenstellen und in Ansehung der mühsamen Staatsgeschäfte glaubte sie in Adler Salvius, dem zweiten Gesandten bei den deutschen Friedensunterhandlungen, einen Ersatz für Orenstierna zu finden. Frankreich wußte diese Umstände bei dem Congresse trefflich zu benutzen. Während daß Orenstierna's ältester Sohn, als erster schwedischer Gesandter, die siegreichen Fortschritte eines Torstensohn geltend zu machen suchte, hatte der Graf d'Avaux die Königin selbst so sehr zu seinem Vortheil gewonnen, daß sie von Zeit zu Zeit in den stärksten Ausdrücken ihren Unwillen über den Aufschub des Friedens bezeugte. Der Reichskanzler wurde beschuldigt, daß er den Krieg, als ein Mittel, sein Ansehen zu erhalten, verlängere. Zu gleicher Zeit entstand das Gerücht, daß er den Plan habe, seinem zweiten Sohne Erich die Hand der Königin, die schwedische Krone und selbst die deutsche Kaiserwürde zu verschaffen. In dieser Absicht, hieß es, hätte die völlige Gleichheit der Religionen in Deutschland in Ansehung des Kaisertums und aller Bisthümer und die

Verbindung der Churwürde mit den schwedischen Besitzungen zu einer Hauptbedingung des Friedens gemacht werden sollen. Allein bei dem damaligen Glücke der schwedischen Waffen, bei der Besorgniß des Kaisers für seine Erblande und bei seiner Bereitwilligkeit zu einem besondern Frieden mit Ausschluß Frankreichs war es wohl für den schwedischen Patrioten und für den eifrigen Vertheidiger der Protestanten ein sehr erlaubter Gedanke, von den günstigen Zeitumständen den größten möglichen Vortheil zu ziehen. Was aber sonst damals von Orenstierna's romanhaften Entwürfen zum Besten seines Sohnes ausgestreut wurde, paßt zu wenig in seinen bekannten Charakter, um es bloß auf das Anführen der Gegenpartei für wahr anzunehmen. Es giebt einen Brief des Reichskanzlers an den Grafen Grich, in dem dieser Umstand erwähnt wird, ohne daß sich dabei die mindeste Spur von einem angelegten Plane bemerken läßt. Der junge Graf wird ermahnt, die Verläumdungen der Feinde seines Vaters durch eine anständige Heirath zu widerlegen, und aus andern Nachrichten weiß man, daß er sich kurz darauf wirklich vermählte.

Durch diesen Kampf mit einer mächtigen Hofkabale wurde der Abend eines thatenvollen Lebens dem Reichskanzler verbittert. Aber, gestützt auf sein anerkanntes Verdienst und auf die Verehrung seiner unbefangenen Mitbürger, sollte er auch hier nicht unterliegen. Bei aller Abneigung gegen ihn wagte es die Königin nicht, ihn ganz zu entfernen, und nur durch Umwege suchte sie nach und nach seinen Einfluß zu schwächen. Sie hatte Mittel gefunden, die königliche Gewalt über die Grenzen der damaligen Regierungsform zu erweitern, hatte einen

Theil der Reichsstände auf ihre Seite gebracht und dadurch die Macht des Senats vermindert; aber in diesem einzigen Punkte fürchtete sie die Meinung des Volks. Dies ging so weit, daß sie mit dem französischen Hofe sich in eine Art von heimlicher Verbindung gegen ihren eignen Staatsminister einließ. Durch eine öffentliche Beschwerdeschrift gegen den Reichskanzler, worin Frankreich ihn allein als den Verzögerer des Friedens anklagen sollte, hoffte sie ihn bei der Nation verhaßt zu machen. Orenstierna erfuhr dies Vorhaben, ehe es ausgeführt wurde, durch den spanischen Gesandten in Münster und da man nachher diese Idee wieder aufgab, machte er keinen Gebrauch von der erhaltenen Nachricht zum Nachtheil der Königin, sondern erklärte die ganze Sache für eine Erfindung. Einige Zeit darauf bat er um seine Entlassung; aber seine Unentbehrlichkeit während der Friedensunterhandlungen in Deutschland war zu einleuchtend und die Vorstellungen des Reichsraths gegen die Bewilligung seines Gesuchs zu dringend, als daß die Königin diese Gelegenheit hätte benutzen können. Auch nach dem Schlusse des westphälischen Friedens blieb Orenstierna noch immer eine der ersten Personen in Schweden. Selbst der französische Hof, so sehr ihm die Königin ergeben war, glaubte demungeachtet den Reichskanzler nicht vernachlässigen zu dürfen und Mazarin schärfte jedem Gesandten ein, die Gunst eines Ministers zu gewinnen, der seinem Urtheile nach ein zu vollendeter Staatsmann sey, um jemals in Schweden eine unbedeutende Rolle spielen zu können.

Aber nicht genug, daß Orenstierna's Feinde ihre Absicht nie gänzlich erreichten, es war ihnen noch eine

größere Demüthigung vorbehalten. In dem letzten Jahre vor seinem Tode erlebte er noch eine vollkommene Genugthuung und seine Fürstin schenkte ihm mehr, als jemals, ihr ganzes Vertrauen wieder. Sein mächtigster Gegner, Graf Magnus de la Gardie, war so tief gefallen, daß er eben den Mann, den er immer zu verdrängen gehofft hatte, jetzt um sein Fürwort bei der beleidigten Königin bitten mußte.

Nunmehr war Orenstierna auf einmal gegen alle Beschuldigungen gerechtfertigt und seine Reider verstummen. Er widersetzte sich dem Lieblingswunsche der Königin, die Regierung niederzulegen, mit äußerster Hartnäckigkeit; aber er ward doch bewogen weder von ihr noch von ihrem Nachfolger verkannt. Carl Gustav, dem er die Gelangung zur Krone aus allen Kräften erschwert hatte, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und nannte ihn oft seinen Vater. Aber kaum hatte der neue König die Regierung angetreten, so wurde Orenstierna von einer Krankheit befallen, die am 28. August 1654 sein Leben endigte. Noch kurz vor seinem Tode beschäftigte ihn die Sorge für die künftigen Schicksale der Königin und auf Alles, was man dabei über ihre Sonderbarkeiten bemerkte, erwiderte er bloß: „Aber sie ist doch des großen Gustav's Tochter.“ Und dieß waren seine letzten Worte.

An diesem einzigen Zuge erkennt man schon einen Mann, bei dem das Herz seine Rechte bis zu dem letzten Athemzuge behauptete, ungeachtet er eine lange Reihe von Jahren in einer Beschäftigung verlebt hatte, die man gemeiniglich für die Schule des verfeinerten Eigennusses zu halten pflegt. Aber eben so wenig erlag

auch sein Geist unter dem Drucke der Geschäfte. In seinen Unterhandlungen herrschte ein gewisser ächtrömischer Ernst, der aber nie in Steifheit oder Schwerfälligkeit ausartete. In Beobachtung des Ceremoniels wußte er sehr gut die Grenze zu finden, wo die strenge Behauptung seiner Rechte in Bedanterie übergeht. Bei der Conferenz mit einigen stolzen polnischen Magnaten, wo jede Nachgiebigkeit für Schwäche gegolten hätte, wich er nicht einen Fuß breit; aber dagegen fehlte es ihm nie an Auswegen, bei den Unterhandlungen mit Richelieu oder den deutschen Reichsständen alle Rangstreitigkeiten zu vermeiden. Selbst über gewisse anerkannte Regeln der Politik hielt er nicht mit einer solchen Aengstlichkeit, daß er sich nie eine Ausnahme erlaubt hätte, wenn er einen besondern Trieb dazu fühlte. Richelieu war ihm eine sehr wichtige Person; aber gleichwohl konnte er sich nicht versagen, einen verdienstvollen Mann an ihm zu rächen, für dessen Schicksal er sich interessirte. Einer der berühmtesten Gelehrten der damaligen Zeit, Hugo Grotius, hatte den eiteln Cardinal beleidiget, indem er ihn in einer Dedication an den König von Frankreich nicht erwähnte. Die Folge davon war, daß ihm ein Jahrgehalt entzogen ward, den er zeither von dem französischen Hofe empfangen hatte. Grotius ging nach Deutschland und Gustav Adolph, der seine Lage erfuhr, nahm ihn in seine Dienste. Einige Zeit darauf wurde die französische Gesandtschaft erledigt und Oxenstierna glaubte einen Richelieu nicht ausgesuchter kränken zu können, als wenn er ihn nöthigte, eben den Mann, den er so unwürdig behandelt hatte, jetzt als schwedischen Gesandten mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu empfangen. Der Car-

dinal bot Alles auf, um einer solchen Demüthigung überhoben zu seyn, aber Orenstierna blieb unbeweglich. Grotius behauptete sich einige Jahre als Gesandter in Frankreich; keine einzige Auszeichnung, auf die er Anspruch machen konnte, durfte ihm versagt werden und Michellien selbst bequeme sich endlich, das Vergangene durch Mißverständnis und andere Ausflüchte zu entschuldigen.

Orenstierna liebte die Wissenschaften, er beschäftigte sich selbst mit Aufzeichnung der merkwürdigsten Begebenheiten, an denen er Theil genommen hatte, und nach zuverlässigen Nachrichten ist der zweite Theil der Geschichte des schwedisch-deutschen Kriegs, wovon Bogislaus Philipp von Chemnitz für den Verfasser angegeben wird, ganz von seiner Hand. Auch wußte er die Schriftstellerei sehr gut zu Staatsabsichten zu benutzen.

Zu einer Zeit, da die meisten deutschen Reichsstände sich auf die Seite des Kaisers neigten, erschien die berühmte Streitschrift des sogenannten Hippolytus a lapido gegen das Haus Oesterreich, welche damals nicht wenig zur Vereitelung der kaiserlichen Entwürfe beitrug. Und dieses Werk entstand auf Veranlassung des Reichskanzlers, größtentheils aus den von ihm gelieferten Materialien.

Das Wesentliche seines Charakters ist von der Königin Christina selbst in einer kurzen Schilderung zusammen gefaßt worden, die sich unter ihren nachgelassenen Papieren erhalten hat, und ihre eignen Worte mögen diesen Auszug beschließen.

„Dieser große Mann,“ schreibt sie, „besaß einen sehr ausgebildeten Verstand, die Frucht einer nützlich angewendeten Jugend. Auch mitten unter seinen überhäuftten Arbeiten las er noch viel. Sein Geschäftsblick

war schnell und seine Staatskenntnisse eben so ausgebreitet, als gründlich. Er war von der Stärke und Schwäche aller europäischen Staaten unterrichtet. In ihm vereinigte sich eine reife Erfahrung, ein viel umfassender Geist und eine große Seele. Seine Thätigkeit war unermüdet. Geschäfte waren sein Vergnügen und selbst in Stunden der Erholung wußte er von keiner andern Zerstreuung. In seiner Lebensart liebte er die Mäßigkeit, so sehr, als es in einem Zeitalter und bei einer Nation möglich war, wo diese Tugend noch unter die unbekannten gehörte. Für einen Mann auf seinem Posten hatte er ein eigenes Talent, ruhig zu schlafen. Nur zweimal in seinem Leben, versicherte er, hätte er wegen einer Staatsangelegenheit eine Nacht schlaflos zugebracht, einmal nach dem Tode Gustav Adolfs und das Zweitemal nach der Schlacht bei Nördlingen. Außerdem wäre er immer gewohnt, bei'm Schlafengehn mit seinen Kleidern zugleich alle seine Sorgen abzulegen und sie bis zum andern Morgen ruhen zu lassen. Uebrigens war er ehrgeizig, aber treu und unbestechlich. Nur zu viel Langsamkeit und Phlegma war zuweilen sein Fehler."

Biographie des Dichters Körner.

Karl Theodor Körner wurde am 23. September 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater war damals kursächsischer Appellationsrath und seine Mutter ist die Tochter eines in Leipzig verstorbenen geachteten Künstlers, des Kupferstechers Stoll. Die Schwäche und Kränklichkeit des Knaben in den ersten Jahren machte viel Sorgfalt für seinen Körper nothwendig und die Ausbildung seines Geistes durfte nicht übereilt werden. Er war daher die meiste Zeit in freier Luft, theils in einem nahe gelegenen Garten unter Knaben seines Alters, theils im Sommer auf einem Weinberge mit seinen Aeltern und seiner Schwester. Manches lernte er später, als Andere, und gehörte nicht zu den Kindern, die durch frühzeitige Kenntnisse und Talente die Eitelkeit ihrer Aeltern befriedigen. Aber was man schon in den Jahren der Kindheit an ihm wahrnehmen konnte, war ein weiches Herz, verbunden mit Festigkeit des Willens, treue Anhänglichkeit an Diejenigen, die seine Liebe gewonnen hatten, und eine leicht aufzuregende Phantasie.

Mit dem Wachsen seines Körpers entwickelten sich seine geistigen Fähigkeiten. Seine Aufmerksamkeit zu fesseln war nicht leicht, aber wenn dies gelungen war, so sagte er schnell. Zur Erlernung der Sprachen hatte er weniger Neigung und Anlage, als zum Studium der

Geschichte, Naturkunde und Mathematik. Auffallend war sein fortbauernder Widerwille gegen das Französische, als er in andern ältern und neuern Sprachen schon weitere Fortschritte gemacht hatte.

Vielsältige gymnastische Uebungen in frühern Jahren gaben dem Körper Stärke und Gewandtheit und der Jüngling galt für einen raschen Tänzer, dreisten Reiter, tüchtigen Schwimmer und besonders für einen geschickten Fechter. Auge, Ohr und Hand waren bei ihm glücklich organisiert und wurden zeltig geübt. Feinere Drechslerarbeiten gelangen ihm gut und er zeichnete mit Erfolg nicht nur Gegenstände der Mathematik, sondern auch Landschaften. Aber in einem höhern Grade fand sich bei ihm Sinn und Talent für Musik. Auf der Violine versprach er etwas zu leisten, als ihn die Guitarre mehr anzog, der er in der Folge getreu blieb. Seine Zither am Arm dachte er sich gern zurück in die Zeiten der Troubadours. Für dies Instrument und für den Gesang glückten ihm mehrere kleine Compositionen und sein richtiges, feines und lebendiges Spiel wurde mit Vergnügen gehört. Dichtkunst war es jedoch, wofür ihn schon seit den frühesten Jahren ein herrschender Trieb bestimmte. Sein Vater machte sich es aber zur Pflicht, die ersten Versuche des Sohnes nur zu dulden, nicht aufzumuntern. Er hatte einen zu hohen Begriff von der Kunst überhaupt, um in einem Falle, der ihn so nah anging, nicht sorgfältig darüber zu wachen, daß nicht bloße Neigung mit ächtem Beruf verwechselt werde. Leichtigkeit der Produktion allein war hierbei kein hinlänglicher Grund der Entscheidung. Ein Beifall, der nicht schwer errungen wurde, ist gefährlich und verleitet, auf niederer Stufe stehen zu

bleiben, wenn Trägheit sich mit Eitelkeit verbindet. Dies war glücklicher Weise hier nicht der Fall. Ein jugendlicher Uebermuth achtete vielmehr wenig auf ein fremdes Urtheil und wagte sich gern an die schwierigsten Aufgaben.

Schiller und Goethe waren die Lieblingsdichter in dem väterlichen Hause und Schiller's Balladen wahrscheinlich die ersten Gedichte, die der Knabe zu lesen bekam. Alles Hochherzige wirkte mächtig auf ihn, aber in ernstern Dichtungen versuchte er sich später und anfänglich mit Schwüchternheit. Sein Talent zeigte sich zuerst in Produktionen der scherzhaften Gattung, die durch äussere Anlässe entstanden. Es fehlte ihm nicht an Stoff, da das frische Leben und der Frohsinn der Jugend bei ihm durch keinen Zwang unterdrückt wurde, und die Reime strömten ihm zu.

Er verließ das väterliche Haus nicht vor der Mitte des sechzehnten Jahres und erhielt Unterricht theils eine Zeitlang auf der Kreuzschule in Dresden, theils hauptsächlich durch ausgezeichnete Privatlehrer. Unter diesen war der nachherige Historiker Dippold, der als Professor in Danzig zu früh für seine Wissenschaft starb. Eine dankbare Erwähnung verdienen hier noch vorzüglich als Lehrer des Christenthums der jetzige Pfarrer Koller in Laußa, und für einen trefflichen Unterricht in der Mathematik der nunmehrige Professor bei der sächsischen Ritter-Akademie, Bischof.

Eine der schwersten Aufgaben für einen Vater ist, den Sohn bei der Wahl des künftigen Standes zu leiten. Genauere Abwägung der Vortheile und Nachtheile eines jeden Verhältnisses ist von der Jugend nicht zu erwarten; was sie bestimmt, sind oft unzureichende Gründe und

gleichwohl ist es bedenklich, ihrem Entschlus zu widerstreben, da man besonders bei lebendigen und kraftvollen Naturen zu wünschen hat, daß Geschäft und Neigung zusammentreffe. Und ein Geschäft, das ihm künftig ein hinlängliches Auskommen sichern konnte, hatte auch Theodor Körner zu wählen, da er auf den Besitz eines bedeutenden Vermögens nicht rechnen durfte. Der Bergbau hatte viel Anziehendes für ihn durch seine poetische Seite und durch die vielfältige Geistesnahrung, die seine Hilfswissenschaften darboten. Für die innere vollständige Ausbildung des Jünglings war dies zugleich sehr erwünscht. Bei einem überwiegenden Hange zu Dem, was die Griechen Múßik nannten, bedurfte er zum Gegengewicht einer geistigen Gymnastik und bei dem Studium der Physik, Naturkunde, Mechanik und Chemie gab es Schwierigkeiten genug zu überwinden, die aber mehr reizten, als abschreckten.

Um ihn zu dem höhern Unterricht auf der Berg-Akademie in Freiberg vorzubereiten, fehlte es in Dresden nicht an Gelegenheit, während daß in dem Hause der Aeltern sich manche günstige Umstände vereinigten, die auf die Bildung seines Charakters vortheilhaft wirkten. Seine natürliche Offenheit, Fröhlichkeit und Outmüthigkeit entwickelte sich hier ungehindert. In einer Familie, die durch Liebe und gegenseitiges Vertrauen sich zu einem freundlichen Ganzen vereinigte, wurden auch die Rechte des Knaben und Jünglings geachtet und ohne zu herrschen genoß er frühzeitig innerhalb seiner Sphäre einer unschädlichen Freiheit. Außerdem hatte das Vaterhaus für ihn noch manche Annehmlichkeiten. Für Poesie und Mußik war hier Alles empfänglich und bei dem weiblichen Theile der Familie fehlte es nicht an Talenten für Zeich-

nenkunst und Malerei. Es bildeten sich dadurch kleine Abendgesellschaften, wo ein ausgesuchter Zirkel sich versammelte und mancher interessante Fremde sich einfand. In einem solchen Kreise wurde der Sohn vom Hause mit Wohlwollen behandelt, weil er nicht vorlaut und beschwerlich, sondern lebhaft, ungekünstelt und theilnehmend war. Einige Freundinnen seiner Schwester, die sich durch Vorzüge des Geistes und der Gestalt auszeichneten, ergößten sich an seiner Munterkeit und daß sie ihn gern unter sich sahen, war ihm nicht gleichgültig. Unter solchen Verhältnissen gewöhnte er sich, in der bessern Gesellschaft keinen drückenden Zwang zu fühlen, und lernte den Werth des feinem Umgangs schätzen.

Sein Vater gehörte zu Schiller's vertrautesten Freunden und hoffte viel davon für den Sohn. Aber auch für diesen starb Schiller zu früh. Als er das Vierzehnte in Dresden war, hatte der junge Körner kaum ein Alter von zehn Jahren erreicht. Unter den bedeutenden Männern aber, die auf den heranwachsenden Jüngling in dem älterlichen Hause vorzüglich wirkten, war besonders der nachherige kgl. preussische Oberst Ernst von Pfuel, ein geistvoller, vielseitig gebildeter Officier, und der dänische Dichter Oehlenschläger.

Im Sommer 1808 sollte nun das Studium des Bergbaues in Freiberg seinen Anfang nehmen und der neue Bergstudent fand sich dort bald in einer sehr günstigen Lage. Der Bergrath Werner war ein Freund des Vaters und behandelte den Sohn mit vorzüglichem Wohlwollen. Unter den übrigen Lehrern hatte besonders Professor Lampadius viel Güte für ihn. In den angesehensten Häusern fand er eine freundliche Aufnahme und

sein Talent, mit jungen Männern, die ihn interessirten, leicht Bekanntschaft zu machen, kam ihm hier zu Statten. Es traf sich, daß damals glücklicher Weise mehrere gebildete und unterrichtete junge Chemiker und Mineralogen auf der Bergakademie in Freiberg zusammen kamen.

Körner trieb anfänglich das Praktische des Bergbaues mit großem Eifer, scheute keine Beschwerde und war ganz einheimisch in dem Eigenthümlichen des Bergmanns-Lebens. Mit den glänzendsten Farben schilderte er es in seinen damaligen Gedichten und der biedere und erfahrene Berggeschworene, bei dem er wohnte, konnte ihm nicht genug davon erzählen. Nach und nach trat eine weniger anziehende Wirklichkeit an die Stelle des Ideals und der mächtige Reiz der bergmännischen Hilfswissenschaften machte ihn dem Praktischen untreu. Mineralogie und Chemie beschäftigten ihn vorzüglich. Fossilien wurden gesammelt, die Gebirgsgegenden durchstreift, Charten gezeichnet und mit Hülfe eines geübtern Freundes kleine chemische Versuche gemacht. Werner und Lamyadius bemerkten die Fortschritte ihres Schülers mit Zufriedenheit.

Während des zweijährigen Aufenthalts in Freiberg gelangte der junge Körner zu einer gewissen Reife und Besonnenheit, die man bei seinen Jahren und seinem leichten Blute kaum zu erwarten hatte. Viel Einfluß auf ihn hatte ein täglicher Genosse seiner Studien und Freuden, Namens Schneider, voller Geist, Kraft und Charakter, aber durch widrige Schicksale zum Trübfinn geneigt. Von dieser dunkeln Blume wurde der Schmetterling angezogen und der ältere, höchst reizbare Freund mußte mit zarter Schonung behandelt werden. Ein unglückliches Ereigniß trennte diesen Bund. Schneider, ein

verwegener Schlittschuhläufer, brach auf der Eisbahn durch und war aller Anstrengung ohngeachtet nicht zu retten. Der Anblick dieser Leiche und eines andern sterbenden Freundes, der als Künstler viel zu leisten versprach, machte auf Körner einen tiefen und bleibenden Eindruck.

Ueberhaupt war die bei ihm herrschende heitere Stimmung weit entfernt von Trivolität. Eine deutsche Gründlichkeit wurde vielmehr selbst in dem fröhlichsten Kausche an ihm bemerkbar. Er hatte sich vorgenommen, den Genuß der Gegenwart zu erschöpfen, und war eben so sehr mit ganzer Seele in den nächsten Stunden bei einem ernstlichen Geschäft. Eine Unterbrechung seiner Studien gereichte ihm daher weniger, als Andern, zum Nachtheile. —

Dresden ist so wenig von Freiberg entfernt, daß er fast allemal an den kleinen häuslichen Festen seiner Familie Theil nehmen konnte. Auch gab es zu weitem Reisen manche sehr angenehme Veranlassung. Seinem Vater war die Tochter eines abgeschiedenen Freundes, des Kaufmanns Kunze in Leipzig, zur Erziehung anvertraut worden und der junge Körner gewann dadurch eine zweite Schwester. Er durfte nicht ausbleiben, als sie sich an den Herrn von Ginsedel auf Gnandstein verheirathete und die Hochzeit in Leipzig nach alter Sitte mit der unverhaltenen Fröhlichkeit einer glücklichen Jugend gefeiert wurde.

Eben so wenig konnte er die Erlaubniß unbenutzt lassen, auf dem Lande der Frau Herzogin von Curland in Pöbichau bei Altenburg einige Tage zuzubringen. Seine Aeltern hatten das Glück gehabt, dieser Dame und ihrer verehrten Schwester, der Frau Kammerherrin Elisa von

der Rede, näher bekannt zu werden, und erfreuten sich ihres vorzüglichen Wohlwollens. Der junge Körner erhielt als Pathe der Frau Herzogin von ihr ansehnliche Geschenke zu Bestreitung des mit seinen Studien verbundenen Aufwandes und wußte den gütvollen Empfang zu schätzen, den er in Löbichau fand.

Im Sommer 1809 unternahm er nach hinlänglicher Vorbereitung eine eben so unterrichtende als genussreiche Fußreise in die Oberlausitz und in die schlesischen Gebirge. Der Graf von Gessler, ehemaliger preussischer Gesandter in Dresden, mit dem Körner's Vater in vieljähriger freundlicher Verbindung stand, lebte damals in Schlesien. Er und der preussische Oberberggrath von Charpentier gaben dem jungen Mineralogen vollständige Auskunft über die für sein Studium besonders merkwürdigen Gegenstände und verschafften ihm zugleich alle Erleichterung, um sie mit Nutzen zu betrachten. Eingeführt von dem Grafen von Gessler, wurde er von dem Grafen zu Stolberg in Peterdwalda und von dem Minister Graf Neden in Buchwald mit Wohlwollen aufgenommen, die großen und reizenden Naturscenen wirkten mächtig auf sein empfängliches Gemüth und er rechnete seinen Aufenthalt in Schlesien zu den glücklichsten Tagen seines Lebens. Seine Gefühle darüber hat er in einigen Gedichten ausgesprochen.

Von dieser Zeit an wurde überhaupt in seinen poetischen Produkten mehr Ernst und Tiefe, vorzüglich aber ein frommer altdeutscher Sinn bemerkbar. Er hatte die Religion nicht als finstere Zuchtmeisterin und Störerin unschuldiger Freuden, sondern als seelenerhebende Freundin kennen gelernt. Seine ganze Erziehung war darauf

gerichtet, daß er durch edlere Triebfedern, als durch Furcht, bestimmt werden sollte, und frühzeitig gewöhnte er sich, das Heilige zu verehren. Daher die Unbefangenheit und Wärme, mit der er das Herzliche des Christenthums aufsaßte. Zu einer Zeit, da die übermüthige Stimmung einer kraftvollen und sorglosen Jugend bei ihm die herrschende war, entstanden ohne alle äußere Veranlassung aus innerem Drange seine geistlichen Sonnette. Schon ihre Einfachheit bürgt dafür, daß sie nicht zu den Produkten der Mode gehörten. Er selbst schrieb darüber in einem vertrauten Briefe: „Ich denke, daß sich das Sonnet zu dieser Gattung recht eigne; denn es liegt in dem Versmaß so eine Ruhe und Liebe, die bei den kunstlosen Erzählungen der heiligen Schrift recht an ihrem Orte ist.“

Oben so wenig hätte man damals nach seiner Außenseite die erste Idee eines Taschenbuchs für Christen von ihm erwartet. Es sollte aus historischen Aufsätzen, geistlichen Sonnetten und Liedern oder sonstigen poetischen Ergreifungen einzelner Stellen aus der Bibel bestehen und durch eine Reihe von passenden Kupferstichen geschmückt werden. Ein damaliger Brief von ihm enthält darüber folgende Worte: „Soll und denn die Religion, für die unsre Väter kämpften und starben, nicht eben so begeistern und sollen diese Töne nicht manche Seele ansprechen, die noch in ihrer Reinheit lebt? Es giebt so schöne Züge der religiösen Begeisterung in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und vorher, die auch ihren Sängern verlangen.“ — Die Ausführung eines solchen Plans wurde damals durch unerwartete Schwierigkeiten gehindert, obwohl Körner's Vater sich mit Eifer dafür

verwendete und der Buchhändler Götschen zu dieser Unternehmung bereit war.

Körner's akademische Laufbahn in Freiberg endigte im Sommer 1810 und er wünschte anfänglich in Tübingen seine Studien fortzusetzen, um dort besonders Riemeyer's Unterricht zu benutzen. Später entschied er sich für die neu errichtete Universität in Berlin, wo für seine wissenschaftlichen Zwecke sich mehrere günstige Umstände vereinigten. Es sollte jedoch Leipzig, wo Körner's Vater geboren war, wo noch mehrere seiner Verwandten und Freunde lebten und wo es auch für die Bedürfnisse des Sohns nicht an verdienstvollen Lehrern fehlte, nicht ganz vorbei gegangen werden, sondern ein halbes Jahr wurde zu einem dortigen Aufenthalte bestimmt. Die Vorlesungen in Freiberg endigten zu spät, um zu Anfang des Sommerhalbjahres in Leipzig einzutreffen und die Zwischenzeit wurde auf Reisen verwendet. Körner begleitete seine Aeltern nach Karlsbad, machte dort sehr angenehme Bekanntschaften und verlebte nachher einige glückliche Wochen in Böbichau, wo ihn eine Verschädigung am Fuße länger zu verweilen nöthigte, als er sich vorgenommen hatte. Eine beschlossene mineralogische Reise auf den Harz mußte er daher aufgeben.

Für die Abendunterhaltungen in Böbichau wurde auch durch Schriftstellerei gesorgt. Eine geistreiche Dame im Gefolge der Frau Herzogin von Gurland, ein Arzt und ein Künstler vereinigten sich mit Körner, um sogenannte Theeblätter zu liefern, die bloß in der Handschrift für die dortige Gesellschaft bestimmt waren. Körner war eben damals zuerst vor dem Publikum als Autor aufgetreten. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien unter

dem Titel: Knochen. Es wäre vielleicht gegen eine so frühzeitige Autorschaft Manches einzuwenden gewesen, aber Körners Vater fand dabei überwiegende Vortheile. Der junge Dichter sollte auch die Stimme des strengen Tadelö vernehmen, sollte auf Mängel aufmerksam gemacht werden, die den Blicken der Freunde entgangen waren, sollte die Probe bestehen, ob ihn selbst harte und ungerechte Urtheile niederschlagen oder zu neuen Versuchen auffodern würden.

Zu der Zeit, da er in Leipzig eintraf, gab es dort unglückliche Verhältnisse unter den Studenten. Zwei Parteien standen mit großer Erbitterung einander gegenüber und Körner konnte dabei nicht neutral bleiben. Er entschied sich nach eigener Ansicht und nach frühern, schon in Freiberg angeknüpften Verbindungen. Zu den Nennomnisten gehörte er nicht, aber seine Phantasie erhöhte für ihn den eigenthümlichen Reiz des Studentenlebens. Er suchte indessen mit ziemlichem Erfolg das Ungleiche zu vereinigen. Mit Geschichte und Philosophie beschäftigte er sich ernstlich, widmete mehrere Stunden der Anatomie, wurde Mitglied einer ästhetischen Gesellschaft und der *Malaria* — eine Verbindung zu Geistesarbeiten und geselligem Vergnügen —, errichtete einen Dichterklub, war in den angesehensten Häusern wohl aufgenommen und galt zugleich in dem Kreise lebensfroher Jünglinge, die durch den Druck der bürgerlichen Verhältnisse noch nicht gebeugt waren, für einen tüchtigen Kameraden. Wenn er alsdann sich gegen Beschränkungen sträubte, keine Verletzung seines Ehrgefühls duldete und in dem Eifer für seine Freunde keine Mäßigung kannte, so war es begreiflich, daß er nicht jede Forderung befriedigte, die von

der akademischen Obrigkeit Amts - halber an ihn gemacht wurde.

In Berlin, wo er zu Ostern 1811 ankam, fand er einen vieljährigen Freund seiner Aeltern, den Hofrath Parthey, dessen herzliche Aufnahme ihm sehr wohl that. Sein Vater durfte ihn wegen früherer Verbindungen auch dem Grafen von Hoffmannsegg empfehlen, der ihn mit Güte empfing und die Leitung seines botanischen Studiums übernahm, das nunmehr besonders mit Ernst getrieben werden sollte. Ein anderer Theil seiner Zeit war in dem ersten halben Jahre zu Benützung der dortigen Lehrer in der Philosophie und Geschichte bestimmt. Zugleich hatte er durch den Hofrath Parthey den Vortheil eines unbeschränkten Gebrauchs der ansehnlichen Nicolaischen Privat - Bibliothek und für die Abende versprach ihm das Zelter'sche Sing - Institut und das Theater manchen schönen Genuß. Alle diese günstigen Aussichten wurden durch ein dreitägiges Fieber vereitelt, das ihn zu Anfang des Mai überfiel, mehrere Wochen anhielt und wegen öfterer Rückfälle eine solche Ermattung zur Folge hatte, daß zu seiner Wiederherstellung sehr wirksame Maßregeln getroffen werden mußten. Eine Reise wurde für wohlthätig gehalten und schien unbedenklich, da die noch übrigen Vorlesungen des Sommerhalbjahres, nachdem er die vorherigen durch seine Krankheit eingebüßt hatte, von wenigem Nutzen für ihn sein konnten. Er verweilte einen Monat in Karlsbad mit seinen Aeltern und von dort hatte ihn sein Wunsch nach den Rheingegenden und nach Heidelberg geführt. Seinem Vater hingegen mißfiel der damals unter den Studirenden auf den meisten deutschen Universitäten herrschende Geist und es lag ihn

daran, den Sohn in eine Lage zu versetzen, wodurch auf einmal alle solche Verbindungen abgebrochen würden, die bei seinem feurigen Temperamente einen nachtheiligen Einfluß auf ihn haben konnten. Es trat hier ein besonderer Fall ein, wo allgemeine Regeln nicht hinreichen. Ein hoffnungsvoller Jüngling sollte auf einen höheren Standpunkt gestellt, sein Gesichtskreis erweitert und der Trieb zu neuen Fortschritten nach dem Ziele einer vollendeten Ausbildung in ihm belebt werden. Dies alles erwartete der Vater aus mehreren Gründen von einem Aufenthalte in Wien. Außer den allgemeinen Vorzügen dieser Hauptstadt rechnete er besonders auf das Hand des königl. preuß. Ministers und Gesandten, Wilhelm von Humboldt, mit dem er seit mehreren Jahren in genauer Verbindung stand. Auch hatte er wegen freundschaftlicher Verhältnisse mit Friedrich Schlegel von diesem verdienstvollen Gelehrten eine erwünschte Aufnahme für seinen Sohn zu hoffen. Vor den Gefahren einer großen Stadt war dieser Sohn mehr, als andere Jünglinge, durch einen Charakter geschützt, zu dem der Vater Vertrauen haben durfte, und nie hat er Ursache gehabt, dieses Vertrauen zu bereuen.

Mit dem August 1811 als der Zeit, da Theodor Körner in Wien eintraf, begann für ihn eine entscheidende Periode. Er fand sich in einer neuen Welt voll frischen jugendlichen Lebens, süßte sich in der glücklichsten Stimmung, verlor aber dabei die Besonnenheit nicht. Ohne die Gelegenheiten zu geistreichem Umgang zu versäumen oder die edleren Genüsse sich zu versagen, die sich ihm darboten, widmete er einen großen Theil des Tags ernsten Studien und war besonders fruchtbar an dichterischen Productionen. Ungeflört und mit Einver-

händniß seines Vaters konnte er sich nunmehr dem innern Triebe zur Poesie überlassen, da ihm äußersten Falls die in Freiberg erworbenen Kenntnisse eine unabhängige Existenz für die Zukunft sicherten. Was der Vater verlangte, war nicht die Vorbereitung zu einem besondern Geschäft, sondern die vollständige Ausbildung eines veredelten Menschen. Denn nur einen solchen hielt er für berechtigt, sein Inneres als Dichter laut werden zu lassen. Auch erkannte der Sohn besonders die Nothwendigkeit gründlicher Kenntnisse in der Geschichte, sowie in alten und neueren Sprachen. Bei dem historischen Studium war indessen oft eine poetische Nebenabsicht, indem zu irgend einem dramatischen Werke Materialien aufgesucht wurden.

Lange beschäftigte er sich mit den Vorarbeiten und dem Plan eines Trauerspiels: *Conradin*, das aber nicht zur Ausführung kam. Manches, worauf ihn der Stoff führte, konnte vielleicht bei der Censur Anstoß geben und ihm war gleichwohl darum zu thun, sein Werk auf das Theater zu bringen. Seine ersten Versuche waren zwei Stücke von einem Acte in *Alexandrinern*, die *Braut* und der *grüne Domino*. Beide wurden im Januar 1812 mit vielem Beifall aufgenommen. Eine *Posse*: der *Nachtwächter*, machte ebenfalls Glück. Körner sang nun an, sich in leidenschaftlichen und tragischen Stößen zu versuchen, die für ihn anziehender waren. Eine Erzählung von *Heinrich von Kleist* wurde mit einigen Abänderungen als Drama in drei Acten unter dem Titel *Toni* bearbeitet. Kurz darauf entstand ein schauerhaftes Trauerspiel von einem Acte: die *Sühne*. Jetzt hielt er sich für vorbereitet, um eine Darstellung des ungarischen *Leonidas*,

Brinn, zu wagen. Auf diese folgte ein erschütterndes Drama, Hedwig, und ein Trauerspiel: Rosamunde, aus der englischen Geschichte. Sein letztes theatralisches Werk aus der ernstlichen Gattung war Joseph Herderich, wobei eine wahre Begebenheit — die Aufopferung eines braven österreichischen Unteroffiziers für seinen Lieutenant — zum Grunde lag. Zwischen diesen Arbeiten fand er noch Zeit, drei kleine komische Stücke: den Vetter aus Bremen, den Wachtmeister und die Gewerksleute, ingleichen zwei Opern: das Jüschermädchen, oder Haß und Liebe und den vierjährigen Posten, außer mehreren kleinen Gedichten, zu liefern und eine vorher angefangene Oper: die Vergnappen, zu vollenden. Von einer Oper, die er für Beethovens bestimmt hatte, die Rückkehr des Moses, war auch schon ein Theil fertig und Pläne zu größeren und kleineren Stücken waren in Menge vorhanden. Dies alles würde er in einem Zeitraume von höchstens 15 Monaten nicht haben leisten können, wenn ihm nicht eine große Leichtigkeit der Versifikation zu Statten gekommen wäre, die er sich durch die häufigen früheren Uebungen erworben hatte. Die Auffindung historischer Materialien und die Entwurfung des Plans kostete ihm allemal die meiste Zeit. Zur Ausführung eines größern Werks bedurfte es nur einiger Wochen, aber bei völliger Zurückgezogenheit und ununterbrochener Anstrengung. Ein Sommeraufenthalt in Döblingen, einem freundlichen Dorfe bei Wien, war ihm hierzu besonders günstig.

Für seine Produkte fand er im Ganzen eine Aufnahme, wie er sie kaum besser wünschen konnte. Das Publikum zeigte sich am wärmsten bei der ersten Ausführung des Brinn. Der Dichter wurde herausgerufen,

was in Wien eine ganz ungewöhnliche Erscheinung ist. Aber auch einzelne Stimmen von Kunstverständigen waren für ihn sehr aufmunternd und aus der Ferne gelangte an ihn ein erfreuliches Urtheil von Göthe, auf dessen Veranstaltung die Braut, der Domino und die Sühne mit vorzüglicher Sorgfalt und mit Beifall in Weimar aufgeführt wurden.

Wien erfüllte vollkommen, was Vater und Sohn davon gehofft hatten, und übertraf noch weit ihre Erwartungen. Die reizenden Umgebungen und die Kunstschätze dieser Hauptstadt gewährten dem jungen Körner vielfältigen Genuß. Er lernte besonders die lieblichen und romantischen Ufer der Donau auf einer Rückreise von Regensburg kennen, wohin er einen Freund begleitet hatte. Die fröhliche Welt, von der er sich umringt sah und in der er bald einheimisch wurde, setzte ihn in die glücklichste Stimmung. Weit entfernt, dadurch zu erschaffen, erhielt seine rüstige Natur einen neuen Schwung; alle Kräfte wurden aufgeregt, das Ziel immer höher gestellt und eine belebende, warnende, auffodernde Stimme nicht vergebens gehört, wenn sie durch Geist, Kenntnisse, Erfahrung oder weibliche Anmuth sich seine Achtung erworben hatte. Viel verdankte er auf solche Art nicht nur dem Humboldt'schen und Schlegel'schen Hause, sondern auch den gebildeten Zirkeln bei der rühmlich bekannten Dichterin Karoline Fickler und bei der Frau von Pereira.

Daß aber die ungeschwächte Jugendkraft mitten unter den Gefahren einer verführerischen Hauptstadt nicht verwilderte, war vorzüglich das Werk der Liebe. Ein holdes Wesen, gleichsam vom Himmel zu seinem Schutzengel bestimmt, fesselte ihn durch die Reize der Gestalt und

der Seele. Körners Aeltern kamen nach Wien, prüften und segneten die Wahl ihres Sohnes, erfreuten sich an den Wirkungen eines edlen begeisterten Gefühls und sahen einer schönen Zukunft entgegen, als ein glückliches Ereigniß den Zeitpunkt zu beschleunigen schien, der das liebende Paar vereinigen sollte.

In Deutschland kennt man nur eine einzige Stelle, die einem Dichter für die Ausübung seiner Kunst eine unabhängige Existenz verschafft, und diese wurde dem jungen Körner zu Theil. Seine Ernennung zum Hoftheater-Dichter in Wien, war die Folge des Beifalls, mit dem das Publikum seine dramatischen Produkte und besonders den *Freis* aufgenommen hatte. Durch die mit dieser Anstellung verbundenen Vortheile wurde ihm ein hinlänglichliches Einkommen gesichert.

Körner galt unter seinen Bekannten damals für einen Günstling des Glücks und gleichwohl hatte er nie über Neid und Rabale in seinen theatralischen Verhältnissen zu klagen. Durch anspruchlosen Frohsinn und kleine Gefälligkeiten stand er fast mit allen Kunstgenossen im besten Vernehmen. Bei der Aufführung seiner Stücke war der Eifer unverkennbar, mit dem die vorzüglichsten Mitglieder des Theaters ihr ganzes Talent für eine gelungene Darstellung anboten.

Die Aufmerksamkeit, welche seine Produkte nunmehr auch bei der ersten Klasse der Nation erregten, gab zu Anfange des Jahres 1813 zu einer Auszeichnung Anlaß, die für Körner einen großen Werth hatte. Bei seinem tiefen Gefühl für Deutschlands damaligen Zustand war die Schlacht von Aueren sein Trost und Erzherzog Karl sein Held. Ihm widmete er zwei Gedichte voll kriegeri-

scher Begeisterung und hatte die Freude, daß der verehrte Fürst ihn zu sich rufen ließ und seine freimüthigen Äußerungen mit Wohlwollen ausnahm.

Körners Entschluß, sich als einen der Kämpfer für Deutschlands Rettung zu stellen, sobald sich irgend eine Möglichkeit des Erfolges zeigen würde, war schon damals gefaßt. Der preussische Ausruf erscholl und nichts hielt ihn mehr zurück. „Deutschland steht auf,“ schrieb er an seinen Vater, „der preussische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger seyn! — Jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es, bei Gott, ein würdiges Gefühl, das mich treibt; jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. — Eine große Zeit will große Herzen und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung — ich muß hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegendrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen stehenden Brüdern meinen Jubel nachlehn? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen — Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das

ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf."

Theodor Körner verließ Wien am 15. März 1813, mit sehr guten Empfehlungen an einige vorzüglich bedeutende Männer im preussischen Heere versehen. Als er in Breslau ankam, hatte eben der damalige Major von Lützow die Errichtung der unter seinem Namen bekannten Freischaar angekündigt. Auf seinen Ruf strömten von allen Seiten gebildete Männer und Jünglinge zum Kampfe für Deutschland's Freiheit herbei. Begeisterung für die höchsten Güter des Lebens vereinigte hier die verschiedensten Stände, Officiere, die schon mit Auszeichnung gedient hatten, mit angesehenen Staatsbeamten, mit Gelehrten und Künstlern von Verdienst, mit vermögenden Gutbesitzern und mit einer hoffnungsvollen Jugend. Von einem solchen Bunde mußte Theodor Körner sich unwiderstehlich angezogen fühlen und sein Beitritt erfolgte am 19. März auf die erste Veranlassung.

Wenige Tage darauf wurde die Lützow'sche Freischaar in einer Dorfkirche nicht weit von Zobten feierlich eingesetzt. In Körners Briefen findet sich darüber folgende Stelle:

"Nach Abführung des Lieds" (eines Choralgesangs, den Körner gedichtet hatte,) „hielt der Prediger des Orts, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen und freudig zum Siege oder Tode zu gehen. Wir schworen! — Darauf warf er sich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem

Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenwürdig schlugen. Der mit Würde vorgesagte und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Officiere geschworen, und: Eine feste Burg ist unser Gott &c. machte das Ende dieser herrlichen Feierlichkeit."

Für den Dienst zu Fuß hatte sich Körner durch mineralogische Wanderungen abgehärtet und sowohl dadurch, als durch öftere Uebungen im Schießen dazu vorbereitet. Dies bestimmte seine Wahl bei dem Eintritt in die Freischaar. Er widmete sich seinen Obliegenheiten mit anhaltendem Eifer und Pünktlichkeit. Als tüchtiger Kamerad erwarb er sich bald die Achtung seiner Waffenbrüder und gewann ihre Liebe als willkommener und treuer Gefährte in Freude und Leid. War irgendwo Hülfe nöthig, so scheute er weder Aufopferung noch Gefahr und in fröhlichen Zirkeln erhöhte er den Genuß der Gegenwart durch glücklichen Humor und gesellige Talente. Zwar finden sich in seinen damaligen Briefen und Gedichten häufige Spuren von Todes-Ahnung, aber dies trübte seine Stimmung nicht, sondern mit freier und muthiger Seele ergriff er zu jeder Zeit, was der Augenblick darbot und wozu er ihn aufforderte.

Was in den Stunden der Muße ihn vorzüglich beschäftigte, waren kriegerische Gesänge. Viel erwartete er dabei von der musikalischen Wirkung und mehrere seiner Lieder erhielten ihre rhythmische Form nach gewissen einfachen und kräftigen Compositionen, die ihn besonders ansprachen. Auch sammelte er fremde Gedichte, die es werth waren, von deutlichen Kriegern gesungen zu werden, und bemühte sich, passende Melodien dafür zu erfinden.

Er sah mit inniger Freude von einem Publikum sich umgeben, bei dem jeder Funke zündete.

Das aber bei Körner Poesie und Musik dem Ernste des Dienstes keinen Eintrag thaten, davon waren sowohl seine Vorgesetzten, als seine Kameraden überzeugt. Auf ihn fiel die Wahl, als kurz nach seinem Eintritt in das Corps die Stelle eines Oberjägers durch die Stimmen der Waffenbrüder zu besetzen war. Er hatte den Major von Petersdorf, der die Infanterie des Corps commandirte, auf einer Geschäftsreise zu begleiten und erhielt den Auftrag, eine Aufforderung an die Sachsen zum gemeinschaftlichen Kampfe für die gute Sache abzufassen.

Die Reise brachte ihn eine Woche früher nach Dresden, als die Lügen'sche Freischaar dort eintraf. Zum letzten Male sah er hier die Seinigen und empfing den väterlichen Segen zu seinem Verus.

Ein Freund des Vaters, der königl. preussische Major Wilhelm von Röder, — der nachher in der Schlacht bei Culm an der Spitze seines Bataillons sich opferte — war damals bei dem Hauptquartier des Generals von Wülfingrode angestellt. Dieser wünschte Theodor Körner bei sich zu haben und war im Stande, seine Dienstverhältnisse sehr interessant und angenehm zu machen. Aber Körner blieb seinen früheren Verbindungen treu und folgte dem Lügen'schen Corps nach Leipzig, wo er am 24. April durch die Stimmen der Kameraden zum Lieutenant gewählt wurde.

Die Freischaar hatte sich verstärkt und sollte nunmehr in Verbindung mit zwei andern fliegenden Corps im Rücken der feindlichen Armee gebraucht werden, um ihre Operationen durch den kleinen Krieg zu erschweren.

Es waren jedoch die erwähnten zwei fliegenden Corps, welche auf beiden Flanken der Freischaar operiren sollten, aber erst später heranrücken konnten, wegen der nachher eingetretenen Ereignisse gar nicht im Stande, ihre Bestimmung zu erreichen. Indessen geschah durch den Major von Lühew am 26. April ein Versuch, bei Scopau über die Saale nach dem Harze vorzudringen; aber nach bewirktem Uebergange ging sichere Nachricht ein, daß schon ein bedeutendes französisches Armee-Corps unter dem Vicekönig nach den Gegenden sich bewege, welche die Freischaar zu passiren gehabt haben würde, ehe sie das Gebirg erreichen konnte. Auch wurden eben damals die von den verbündeten Heeren vorausgeschickten leichten Truppen durch die feindliche Uebermacht zurückgedrängt. Es schien daher nach der Lage der Umstände das einzige ausführbare Mittel, um der erhaltenen Instruktion zu genügen, auf dem rechten Ufer sich einem der mehr unterhalb aufgestellten verbündeten Truppen-Corps zu nähern und, mit diesem vereint oder als Stützpunkt es benutzend, den des fremden Jochs müden Bewohnern des nördlichen Deutschlands Beistand zu leisten, die für ihre Befreiung alle Kräfte, welche der Feind damals noch für sich zu benutzen verstand, anzubieten bereit waren.

Der Major von Lühew führte seine Schaar über Dessau, Zerbst und Havelberg bis in die Gegend von Lenzen. Hier ging die Freischaar mit dem General Grafen von Wallmoden über die Elbe, um den nordwestlich von Danneberg stehenden Feind anzugreifen. Dies geschah, unter dem Oberbefehl des genannten Generals, bei der Gährde, woselbst am 12. Mai ein lebhaftes Gefecht vorfiel. Die Franzosen wurden mit dem entscheidendsten

Erfolg zurückgedrängt, wobei die preussische reitende Artillerie sich sehr auszeichnete und die Anfangs zu ihrer Deckung commandirte Lützow'sche Cavallerie dem Feinde nachher so lange nachsetzte, als der Plan es vorschrieb. Der General fand sich bewegen, die erlangten Vortheile nicht weiter zu verfolgen, und ging am 13. Mai mit allen Truppen bei Demitz wieder über die Elbe zurück. Der Major von Lützow konnte daher auch in diesem Augenblick seinen Voratz, den Feind im Rücken seines Heeres zu beunruhigen, noch nicht ausführen. Inmitten waren nach der Schlacht bei Groß-Görschen die Franzosen über Treeden nach der Lausitz vorgerückt und die Klugheit erforderte, auf Deckung der Grenzen von allen Seiten Bedacht zu nehmen. Das Lützow'sche Corps war übrigens verschiedentlich von commandirenden Generalen, in deren Nähe es kam — seinem eigentlichen Zweck zuwider — zur Deckung von Uebergängen und Brückenthorfen angewandt und dadurch in seinem Zuge gehemmt, wenn gleich nie dauernd aufgehalten werden. Eine gute Gelegenheit zur Anwendung der Kräfte schien sich darzubieten, als nach der Mitte des Mai der Landsturm organisiert ward und das Militär-Gouvernement der Lande am rechten Elbufer, für den Fall eines feindlichen Angriffs, den Nutzen nicht verkannte, welcher sich gerade für die dabei anwendbare Gattung des kleinen Krieges aus der Nähe der Freischaar und ihrer Führer ergab.

Während der Verhandlungen über diesen Gegenstand war man fortwährend mit regelmäßiger Organisation und Verstärkung der Freischaar aus Hilfsmitteln, die das linke Elbufer darbot, wo man sie dem Feinde entzog, beschäftigt. Die Wehrhaftmachung eines Theils der braven

Altmärker geschah in der Absicht, um von da weiter vorzubringen. Zu diesem Zweck umgab die Cavallerie des Corps die Gegend von Stendal und verweilte dort mehrere Tage.

Für Körner's Ungeduld war diese Zeit der Unthätigkeit bei der Infanterie des Corps sehr drückend und sein Gefühl sprach in einem Gedichte sich aus, das in der Sammlung: *Peyer und Schwert*, befindlich ist.

Aber bald zeigte sich auch ihm eine Möglichkeit, seine Kräfte zu regen. Er folgte am 24. Mai der Cavallerie nach Stendal, als Mitglied der Commission, welche vom Chef bestimmt war, um die westphälischen Civilbehörden zur Mitwirkung für die Zwecke der raschen militärischen Organisation anzubalten, und erfuhr bei dieser Gelegenheit am 28. Mai, daß der Major von Lühow mit vier Schwadronen von seiner Reiterei und fünfzig Kosaken am folgenden Morgen einen Streifzug nach Thüringen zu unternehmen beschloßen habe. Körner bat dringend, ihn begleiten zu dürfen, erbot sich zum Dienst bei der Reiterei und erhielt, was er wünschte, indem er von dem Major von Lühow, welcher ihn schätzte und gern in seiner Nähe sah, als Adjutant angestellt wurde.

Der Zug ging in zehn Tagen über Halberstadt, Gießen, Puttländt und Schlaig nach Plauen, nicht ohne Gefahr wegen der feindlichen Corps, die in den dortigen Gegenden zerstreut waren, aber auch nicht ohne befriedigenden Erfolg. Erkundigungen wurden eingezogen, Kriegsvorräthe erbeutet und Couriere mit wichtigen Briefschaften aufgefangen. Die kühne Schaar erregte Aufsehen und erbitterte den Feind besonders durch Unterbrechung der Communication. Ein Plan wurde von dem französischen

Kaiser gemacht, daß von allen Denen, die an diesem Wagstücke Theil genommen hatten, zum abschreckenden Beispiel kein Mann übrig bleiben sollte. Der damals eben abgezeichnete Waffenstillstand schien hierzu eine Gelegenheit darzubieten, die besonders der Herzog von Padua benutzte, der am 7. Junius durch die Generale Verenzof und Czerniezof unter Mitwirkung zweier Patrouillen der Lützow'schen Infanterie in Leipzig eingeschlossen war und nur durch die Einstellung der Feindseligkeiten gerettet wurde.

Von dem Waffenstillstande hatte der Major von Lützow in Plauen eine Nachricht erhalten, die für offiziell gelten konnte. Ohne daher irgend einen Widerstand zu erwarten, wählte er den kürzesten Weg, um sich mit der Infanterie seines Corps zu vereinigen, erhielt von den feindlichen Befehlshabern die beruhigendsten Zusicherungen und gelangte ungehindert auf der Chaussee bis nach Rixen, einem Dorfe in der Nähe von Leipzig. Hier aber sah er sich auf einmal von einer bedeutenden Uebermacht umringt und bedrückt. Theodor Körner wurde abgeschickt, um darüber eine Erklärung zu verlangen; aber statt aller Antwort hieb der feindliche Anführer auf ihn ein und von allen Seiten begann in der Dämmerung der Angriff auf drei Schwadronen der Lützow'schen Reiter, ehe diese noch den Säbel gezogen hatten. Ein Theil wurde verwundet und gefangen, ein Theil zerstreute sich in die umliegenden Gegenden, aber der Major von Lützow selbst rettete sich durch Hülfe der Schwadron Uhlanen, welche, da sie mit den Kosaken den Vortrab machte, nicht zu gleicher Zeit überfallen worden war, und erreichte mit einer beträchtlichen Anzahl das rechte Elbufer, wo die

Infanterie und eine Schwadron der Cavallerie seines Corps sich befand.

Körnern hatte der erste Hieb, den er nicht pariren konnte, da er zufolge seines Auftrags, ohne den Säbel zu ziehen, sich dem feindlichen Anführer näherte, schwer in den Kopf verwundet und ein zweiter ihn nur leicht verletzt. Er sank zurück, raffte sich aber sogleich wieder auf und sein tüchtiges Pferd brachte ihn glücklich in den nächsten Wald. Hier war er eben beschäftigt, mit Hilfe eines Kameraden sich die Wunden für den ersten Augenblick zu verbinden, als er einen Trupp verfolgender Feinde auf sich zureiten sah. Die Gegenwart des Geistes verließ ihn nicht und in den Wald hinein rief er mit starker Stimme: „die vierte Escadron soll vorrücken.“ Die Feinde fluchten, zogen sich zurück und ließen ihm Zeit, sich tiefer in's Gehölz zu verbergen. Es war dunkel geworden und im Dickicht fand er eine Stelle, wo er nicht leicht entdeckt werden konnte.

Der Schmerz der tieferen Wunde war heftig, die Kräfte schwanden und die letzte Hoffnung erlosch. In den ersten Stunden der Nacht hörte er von Zeit zu Zeit noch die verfolgenden Feinde, die in seiner Nähe den Wald durchsuchten; aber nachher schlief er ein und beim Erwachen am andern Morgen sah er zwei Mauern vor sich stehen, die ihm Weistand anboten. Er hatte diese Hülfe einigen Kameraden zu verdanken, die in der vergangenen Nacht durch den Wald sich geflüchtet und bei einem Wachtfeuer zwei Landleute bemerkt hatten, die das zu einem dortigen Wehrbau bestimmte Holzwerk vor Entwendung sicher stellen sollten. Diese wurden von den Rûpow'schen Reitern über ihre Gefinnungen geprüft und

als sie des Vertrauens werth schienen, zur Rettung eines verwundeten Officiers aufgefodert, der sich im Walde verbergen habe und ihre Dienste gewiß belohnen werde. Als es ihnen gelang, Körner aufzufinden, war er durch den starken Blutverlust im höchsten Grade entkräftet. Seine Reiter verschafften ihm stärkende Lebensmittel und führten ihn auf abgelegenen Wegen heimlich nach dem Dorfe Groß-Zischow, ohngeachtet ein feindliches Commando sich dort aufhielt. Ein nicht ungeschickter Land-Wundarzt verband hier seine Wunden, mehrere deutschgesinnte Bewohner des Dorfs waren zu jeder Unterstützung bereit und es gab keinen Verräther, obgleich die feindlichen Reiter, die Körnern auf der Spur waren und sogar wußten, daß er eine bedeutende Kasse der Lügen'schen Freischaar bei sich hatte, es an Drohungen und Verprechungen nicht fehlen ließen. Von Groß-Zischow schrieb Körner an einen Freund in Leipzig, der mit dem wärmsten Eifer sofort alle nöthige Anstalten traf.

Leipzig senkte unter französischem Jocke und die Verbergung eines Lügen'schen Reiters war bei harter Strafe verboten. Aber Körner's Freunde schreckte keine Gefahr. Einer von ihnen besaß einen Garten, zu dem man von Groß-Zischow aus, theils zu Wasser, theils auf einem wenig betretenen Fußsteige durch eine Hintertüre gelangen konnte. Dieser Umstand wurde benutzt und Körner auf eine solche Art heimlich und verkleidet in die Vorstadt von Leipzig gebracht. Dies gab ihm auch Gelegenheit, die ihm anvertraute Kasse zu retten, die nach der Schlacht bei Leipzig dem Corps zugestellt wurde. Ohne entdeckt zu werden, erhielt er hier die nöthige chirurgische Hülfe und nach fünfzigiger Pflege war er im

Stande, Leipzig zu verlassen und von der peinlichen Sorge für das Schicksal seiner dortigen Freunde, die so viel für ihn wagten, sich zu befreien.

Der Zustand seiner Wunde erlaubte nur kurze Tagesreisen und dies vermehrte die Gefahr der Entdeckung in einem überall von feindlichen Truppen besetzten Lande. Karlsbad schien unter damaligen Umständen der beste Zufluchtsort. Körner hatte dort eine freundliche Aufnahme zu erwarten und es bot sich Gelegenheit dar, ihm auf dem Wege, der dahin führte, hinlängliche Ruhezunfte und ein sicheres Vorkommen zu verschaffen. In Karlsbad fand er eine mütterliche Pflegerin an der Frau Kammerherrin Eliza von der Necke und einen vorzüglichen Arzt für seine durch die Reise schlimmer gewordene Wunde an einem Hofrath Sulzer aus Ronneburg. Nach ungefähre vierzehn Tagen war er im Stande, Karlsbad zu verlassen und sich über Schlesien nach Berlin zu begeben, wo er die nöthigen Anstalten zu treffen hatte, um vor Endigung des Waffenstillstandes in seinen vorigen Posten wieder einzutreten. Während dieses letzten Aufenthaltes in Schlesien und in Berlin genoß er noch mancher glückliche Stunde, erneuerte seine früheren Verbindungen und wurde hier, so wie in Karlsbad, durch Beweise des Wohlwollens von Personen erfreut, deren günstige Meinung ihm höchst schätzbar seyn mußte.

Völlig geheilt und ausgerüstet eilte er nunmehr zu seinen Waffenbrüdern zurück, um an ihrer Seite den unterbrochenen Kampf auf's Neue zu beginnen. Die Lühow'sche Freischaar stand damals nebst der russisch-deutschen, ingleichen der hanseatischen Legion und einigen englischen Hilfstruppen unter dem General von Wallmoden

auf dem rechten Ufer oberhalb Hamburg. Davonst bedrohte mit einer an sich überlegenen und durch dänische Truppen bedeutend verstärkten Macht von Hamburg aus das nördliche Deutschland. Am 17. August erneuerten sich die Feindseligkeiten und das Lügen'sche Korps, das zu den Vorposten gebraucht wurde, war von nun an fast täglich im Geicht. Körner sagte zu seinen Freunden: der Genius des großen Königs, mit dessen Todestage das Wiederbeginnen des Kampfes für deutsche Freiheit eintrete, würde günstig walten für sein Volk. In der Pisonalkütte bei Büchen an der Stecknig begann er an diesem Tage das Kriegeslied: Männer und Buben, zu dichten, das mit den Worten anfängt: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.“

Der Major von Lügen bestimmte am 25. August einen Theil der Reiterei seiner Freischaar zu einem von ihm selbst im Rücken des Feindes auszuführenden Streifzuge. Man erreichte am Abend einen Ort, wo für die Franzosen eine Bewirthung bereitet war. Die Truppen machten Gebrauch davon und nach ein paar Stunden Rast wurde der Marsch bis nach einem Walde unweit Roienberg fortgesetzt, wo man im Versteck auf den Kundschatter wartete, der über die nähern Zugänge eines in der Gegend von ein paar Stunden Weges befindlichen schlecht bewachten feindlichen Lagers, dessen Ueberfall beabsichtigt wurde, Nachricht bringen sollte. Winterweile gewahrten einige, auf einer Anhöhe lauende Kosaken um 7 Uhr Morgens einen heranrückenden, von zwei Compagnien Infanterie begleiteten Transport von Munition und Lebensmitteln. Diesen aufzuheben wurde sogleich beschloffen und es gelang vollständig. Der Major von Lügen be-

fehlte die Kosaken (100 Pferde), den Angriff in der Spitze zu machen, nahm eine halbe Escadron, um dem Feinde in die Flanke zu fallen, und ließ die andere Hälfte, um den Rücken zu decken, geschlossen halten. Er selbst führte den Zug, der die Flanke angriff, und Körner war als Adjutant an seiner Seite. Eine Stunde zuvor entstand während der Nacht im Gehölze Körner's letztes Gedicht: das Schwertlied. — Am dämmernden Morgen des 26. August hatte er es in sein Taschenbuch geschrieben und las es einem Freunde vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde.

Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin, nahe an dem Gehölz, welches eine halbe Stunde westlich von Rosenburg liegt, kam es zum Gefecht. Der Feind war zahlreicher, als man geglaubt hatte, aber nach einem kurzen Widerstande floh er, durch die Kosaken nicht zeitig genug aufgehalten, über eine schmale Ebene in das nahe vorliegende Gehölz von Unterholz. Unter denen, die ihn am kühnsten verfolgten, war Körner und hier fand er den schönen Tod, den er so oft geahnet und mit Begelsterung in seinen Liedern gepriesen hatte.

Die Tirailleurs, welche schnell in dem niedrigen Gehölz einen Hinterhalt gefunden hatten, sandten von da aus auf die verfolgenden Reiter eine große Menge Kugeln. Eine derselben traf Körnern, nachdem sie zunächst durch den Hals seines Schimmels gegangen war, in den Unterleib, verletzte die Leber und das Rückgrat und benahm ihm sogleich Sprache und Bewußtseyn. Seine Gesichtszüge blieben unverändert und zeigten keine Spur einer schmerzhaften Empfindung. Nichts war vernachlässigt worden, was seine Erhaltung noch hätte möglich

machen können. Sorgfältig hatten ihn seine Freunde aufgehoben. Von den Wunden, welche während des fortwährenden Feuerns auf diesem Punkt ihm zuerst zueilten, um ihm zu helfen, selgte Einer, der zu den herrlichsten und vollendetsten jungen Männern gehörte, die für den heiligen Kampf begeistert waren und begeistert haben — der edle Arieien — Körnern ein halbes Jahr darauf. Sanft wurde Keiner in den nahen Hochwald getragen und einem geschickten Wundarzt übergeben, aber umsonst war alle menschliche Hülfe.

Das Gefecht, was nach diesem, von Allen gefühlten Verlust einen sehr raschen Gang nahm, hatte sich bald darauf geendet. Wie gereizte Löwen waren die Lügowschen Reiter in das niedrige Gebüsch auf den Feind eingedrungen und was nicht entran, ward erschossen, niedergebauen oder gefangen. Die wenigen, aber theuern Opfer dieses Tages — außer Körnern ein Graf Hardenberg, ein hoffnungsvoller, sehr einnehmender junger Mann *) und ein Lügowscher Jäger — forderten nunmehr eine würdige Leichenbestattung. Die körperlichen Hüllen der drei gefallenen tapfern Krieger legte man auf Wagen und führte sie mit den Gefangenen und der genommenen Frankfort-Geselle fort. Die bald nachher zur Unterstützung ihrer Kameraden herbeieilenden französischen Truppen wagten es nicht gleich, dem Zuge zu folgen, weil sie erst lange Zeit dazu anwandten, um den Wald zu

*) Als Artillerist bei der russischen Armee dienend, führte er bei diesem Zuge eine Abtheilung Kosaken mit vieler Anbetheit und ward dicht an dem niedrigen Gebüsch in nicht großer Entfernung von Körnern und sah zu gleicher Zeit mit ihm tödtlich getroffen.

durchspähen, in welchem sie noch mehrere Mannschaft versteckt wähten.

Körner wurde unter einer Eiche nah' an einem Meilenstein auf dem Wege von Lübelow nach Dreikrug bei dem Dorfe Wöbbelin, das von Ludwigslust eine Meile entfernt ist, mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen und mit besondern Zeichen der Achtung und Liebe von seinen tiefgerührten Waffenbrüdern begraben. Unter den Freunden, die seinen Grabhügel mit Rasen bedeckten, war ein edler, vielseitig gebildeter Jüngling, von Värenherst, dem es am schwersten wurde, einen solchen Todten zu überleben. Wenig Tage darauf stand er auf einem gefährlichen Posten bei dem Gefecht an der Gährde. Mit den Worten: „Körner, ich folge dir!“ stürzte er auf den Feind und von mehreren Kugeln durchbohrt, sank er zu Boden.

Philosophische Briefe.

(Gemeinschaftlich mit Schiller. Julius — Schiller. Vophael — Körner)

Vor Erinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schicksale, wie das Herz, aber ihre Geschichte wird weit seltener behandelt. Man scheint sich damit zu begnügen, die Leidenschaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rücksicht zu nehmen, wie genau sie mit dem Gedankenysteme des Individuums zusammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moralischen Verschlimmerung ist eine einseitige und schwankende Philosophie, um so gefährlicher, weil sie die unnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet und eben deswegen von dem eingebornen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verstand hingegen veredelt auch die Gesinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lectüre den denkenden Theil des Publikums so erstaunlich vergrößert, wo die glückliche Resignation der Unwissenheit einer halben Aufklärung

Platz zu machen anfängt und nur Wenige mehr da stehen bleiben wollten, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen, scheint es nicht so ganz unwichtig zu seyn, auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschließen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend seyn können, und wenigstens die verbergenden Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders, als durch Extreme zur Wahrheit, — wir müssen den Irrthum — und oft den Ussinn — zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaufarbeiten.

Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die stillliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Ueberzeugung vereinigt haben und nun mit ruhigerem Blick die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe sind der Anfang dieses Versuchs.

Meinungen, welche in diesen Briefen vorgetragen werden, können auch also nur beziehungsweise wahr oder falsch seyn, gerade so, wie sich die Welt in dieser Seele, und keiner andern, spiegelt. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird es anweisen, wie diese einseitigen, oft widersprechenden, Behauptungen endlich in eine allgemeine geläuterte und fest gegründete Wahrheit sich auflösen.

Scepticismus und Freidenkerei sind die Fieberparoxysmen des menschlichen Geistes und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung, die sie in gut organisirten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit beseitigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit; je quälender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und fester Gewißheit. Aber diese Zweifel, diese Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntniß der Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling sie verfehlt, eben so wenig, als die Tugend und die Religion, wenn ein Lasterhafter sie verlängnet.

Dies mußte vorausgesetzt werden, um den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechsel gelesen und beurtheilt wünschen.

Julius an Raphael.

Im Oktober.

Tu bist fort, Raphael — und die schöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbñnebel liegt, wie ein Bahrtuch, über dem ausgestorbenen Gefeble. Einsam durchirre ich die melancholische Gegend, rufe laut deinen Namen aus, und jürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzten Umarmungen überstanden. Das traurige Rauschen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verstummt. Ich Glücklicher hatte schon einen wohlthätigen Hügel von Erde

über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft und jetzt stehst du, gleich deinem abgeschiedenen Geiste, von Neuem in diesen Gegenden auf und meldest dich mir auf jedem Lieblingsplatze unserer Spaziergänge wieder. Diesen Felsen habe ich an deiner Seite erstiegen, an deiner Seite diese unermessliche Perspektive durchwandert. Im schwarzen Heiligthume dieser Buchen erfannen wir zuerst das kühne Ideal unserer Freundschaft. Hier war's, wo wir den Stammbaum der Geister zum ersten Male auseinander rollten und Julius einen so nahen Verwandten in Raphael fand. Hier ist keine Quelle, kein Gebüsch, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, Alles hat sich gegen meine Genesung verschworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Austritt unsrer Trennung.

Was hast du aus mir gemacht, Raphael? Was ist seit Kurzem aus mir geworden? Gefährlicher großer Mensch! daß ich dich niemals gekannt hätte oder niemals verloren! Gile zurück auf den Flügeln der Liebe, komm' wieder, oder deine zarte Pflanzung ist dahin! Konntest du mit deiner sanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlassen, noch so ferne von seiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner stolzen Weisheit wanken in meinem Gehirne und Herzen, alle die prächtigen Paläste, die du bauest, stürzen ein und der erdrückte Wurm wälzt sich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener, — da all' mein Fürwitz und alle meine Wünsche an den Gränzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heiterer Sonnenuntergang nichts Höheres

ahnen ließ, als einen schönen morgenden Tag — da mich nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Weissenstermährchen an eine Rechenschaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel behte und desto herzlicher an der Gerechtigkeit hing. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen.

Erschaffung? — Nein, das ist ja nur ein Klang ohne Sinn, den meine Vernunft nicht gestatten darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir Niemand wußte, also sagt man, ich war nicht. Jene Zeit ist nicht mehr, also sagt man, daß ich erschaffen sey. Aber auch von den Millionen, die vor Jahrhunderten da waren, weiß man nun nichts mehr und doch sagt man, sie sind. Worauf gründen wir das Recht, den Anfang zu bejahen und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Wesen, behauptet man, widerspricht der unendlichen Güte. Entstand denn diese unendliche Güte erst mit der Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat, wo noch keine Geister waren, so war die unendliche Güte ja eine ganze vorhergehende Ewigkeit unwirksam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers ist, so fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erschaffung der Welt? Aber eine solche Voraussetzung widerspricht der Idee des vollendeten Gottes, also war keine Schöpfung. Wo bin ich hingerathen, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüsse! Ich gebe den Schöpfer auf, sobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebete sich vereinigen — zweimal stand ich vor dem Bette des Todes, sah zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisse der Vernichtung siegen und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden.

Göttlich, ja göttlich muß die Lehre seyn, rief ich aus, die die Besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig segt und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung. Eben so Viele, sagtest du mir, drängten sich einst um die Irmenensäule und zu Jupiters Tempel, eben so Viele haben eben so freudig, ihrem Vrama zu Ehren, den Holzstoß bestiegen. Was du am Heidenthume so abscheulich findest, soll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweisen?

Glaube Niemand, als deiner eigenen Vernunft, sagtest du weiter. Es giebt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, ist die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe, gleich jenem verzweifelten Eroberer, alle meine Schiffe in Brand gesteckt, da ich an dieser Insel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung versöhnen, die ich einmal belachte. Meine Vernunft ist mir jetzt Alles, meine einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen

Bürgen auf einem Widerspruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüssen sinkt! wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirne ihren Gang verrückt! — Meine Glückseligkeit ist von jetzt an dem harmonischen Takte meines Sensoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieses Instruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falsch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderschlage wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolze geschmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du hast mich herausgeführt an den Tag; das goldne Licht und die unermessliche Freie haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem bescheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauses, ein Freund meiner Freunde, ein nützlichcs Glied der Gesellschaft zu heißen, du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. Meine Wünsche hatten noch keinen Eingriff in die Rechte der Großen gethan. Ich duldete diese Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menschengeschlechtes zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum ersten Male, daß meine Ansprüche auf Genuß so vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, daß eine Schichte über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gelte, als die Beherrscher der Erde. Raphael schnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaiserthron in mei-

nem Gehirne. Alle Dinge, im Himmel und auf Erden, haben keinen Werth, keine Schätzung, als so viel meine Vernunft ihnen zugesieht. Die ganze Schöpfung ist mein, denn ich besitze eine unwidersprechliche Vollmacht, sie ganz zu genießen. Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geiste — sind meine Mitbrüder, weil wir alle Einer Regel gehorchen, Einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt diese Verkündigung! Welcher Vorrath für meinen Durst nach Erkenntniß! aber — unglückseliger Widerspruch der Natur — — dieser freie emporstrebende Geist ist in das starre unwandelbare Uhrwerk eines sterblichen Körpers geschnitten, mit seinen kleinen Bedürfnissen vermengt, seinen kleinen Schicksalen angejocht — dieser Gott ist in eine Welt von Würmern verwiesen. Der ungeheure Raum der Natur ist seiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwei Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnengiele der Gottheit, aber er selbst muß erst träge und mühsam durch die Elemente der Zeit ihm entgegen kriechen. Einen Genuß zu erschöpfen, muß er jeden andern verloren geben; zwei unumschränkte Begierden sind seinem kleinen Herzen zu groß. Jede neu erworbene Freude kostet ihm die Summe aller vorigen. Der jetzige Augenblick ist das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferstunde der Liebe ist ein aussehender Aberschlag in der Freundschaft.

Wohin ich nur sehe, Raphael, wie beschränkt ist der Mensch! Wie groß der Abstand zwischen seinen Ansprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf! Wecke ihn nicht! Er war so glücklich, bis er anfing, zu fragen, wohin er gehen müsse

und woher er gekommen sey. Die Vernunft ist eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit schien über ihm, wie ein Blitz in der Nacht, der sie finsterner zurückläßt. Unsere Philosophie ist die unglückselige Neugier des Oedipus, der nicht nachließ, zu forschen, bis das entsetzliche Orakel sich auflöste:

„Wöchtest du nimmer erfahren, wer du bist!“

Ersetzt mir deine Weisheit, was sie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüssel zum Himmel hattest, warum mußtest du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wußtest, daß der Weg zu der Weisheit durch den schrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagtest du die ruhige Unschuld deines Julius auf diesen bedenklichen Wurf?

— Wenn an das Gute,

Das ich zu thun vermeine, allzu nah

Was gar zu Schlimmes grenzt, so thü' ich lieber

Das Gute nicht. —

Du hast eine Hütte niedergerissen, die bewohnt war, und einen prächtigen todten Palast auf die Stelle gegründet.

Naphtal, ich fordre meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth ist dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald! Nur deine heilende Hand kann Balsam in meine brennende Wunde gießen.

Naphtal an Julius.

Ein Glück, wie das unsrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zu viel für ein menschliches Loos. Mich

verfolgte schon oft dieser Gedanke im vollen Genuße unserer Freundschaft. Was damals meine Seligkeit verbitterte, war heilsame Vorbereitung, mir meinen jetzigen Zustand zu erleichtern. Abgehärtet in der strengen Schule der Resignation, bin ich noch empfänglicher für den Trost, in unsrer Trennung ein leichtes Opfer zu sehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schicksale abzuverdienen. Du wußtest bis jetzt noch nicht, was Entbehrung sey. Du leidest zum ersten Male.

Und doch ist's vielleicht Wohlthat für dich, daß ich gerade jetzt von deiner Seite gerissen bin. Du hast eine Krankheit zu überstehen, von der du nur allein durch dich selbst genesen kannst, um vor jedem Rückfalle sicher zu seyn. Je verlassenere du dich fühlst, desto mehr wirst du alle Heilkräfte in dir selbst ausbieten; je weniger augenblickliche Linderung du von täuschenden Palliativen empfängst, desto sicherer wird es dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Daß ich aus deinem süßen Traume dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenn gleich dein jetziger Zustand peinlich ist. Ich habe nichts gethan, als eine Krisis beschleunigt, die solchen Seelen, wie die deinige, früher oder später unausbleiblich bevorsteht, und bei der Alles darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens sie ausgehalten wird. Es giebt Tagen, in denen es schrecklich ist, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe Dem, der im Sturme der Leidenschaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer klügelnden Vernunft zu kämpfen hat! Was dieß heiße, habe ich in seinem ganzen Umfange empfunden, und dich vor einem solchen Schicksal zu be-

wahren, blieb mir nichts übrig, als diese unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unschädlich zu machen.

Und welchen günstigeren Zeitpunkt konnte ich dazu wählen, mein Julius? In voller Jugendkraft standst du vor mir, Körper und Geist in der herrlichsten Blüthe, durch keine Sorgen gedrückt, durch keine Leidenschaft gefesselt, frei und stark, den großen Kampf zu bestehen, wovon die erhabene Ruhe der Ueberzeugung der Preis ist. Wahrheit und Irrthum waren noch nicht in dein Interesse verwebt. Deine Genüsse und deine Tugenden waren unabhängig von Beiden. Du bedurftest keine Schreckbilder, dich von niedrigen Ausichweisungen zurückzureißen. Gefühl für edlere Freuden hatte sie dir veredelt. Du warst gut aus Instinkt, aus unentweichter sinnlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einstürzte, auf welchem sie nicht gegründet war. Und noch schrecken mich deine Deseranisse nicht. Was dir auch immer eine melancholische Laune eingeben mag, ich kenne dich besser, Julius!

Undankbarer! du schmähst die Vernunft, du verziffest, was sie dir schon für Freuden geschenkt hat. Hättest du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweifelsucht entgehen können, so war es Wälscht für mich, dir Genüsse nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig warst. Die Stufe worauf du standest, war deiner nicht werth. Der Weg, auf dem du emporstimmtest, bot dir Ersatz für Alles, was ich dir raubte. Ich weiß noch, mit welcher Entzückung du den Augenblick segnetest, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffäpstest, hat deine Alles verschlingende

Phantasie vielleicht an Abgründe geführt, wovon du erschrocken zurückschaudest.

Ich muß dem Gange deiner Forschungen nachspüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdecken. Du hast sonst die Resultate deines Nachdenkens aufgeschrieben. Schicke mir dieses Papier und dann will ich dir antworten! — —

Julius an Raphael.

Diesen Morgen durchstöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlorenen Aufsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner stolzen Begeisterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jetzt das alles; es ist das hölzerne Gerüste der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin ist. Mein Herz suchte sich eine Philosophie und die Phantasie unterschob ihre Träume. Die wärmste war mir die wahre.

Ich forsche nach den Gesetzen der Geister — schwinde mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergesse zu erinnern, daß sie wirklich vorhanden sind. Ein kühner Angriff des Materialismus stürzt meine Schöpfung.

Du wirst dieß Fragment durchlesen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erstorbenen Funken meines Enthusiasmus wieder anzukommen, mich wieder auszufohnen mit meinem Genius — aber mein Stolz ist so tief gesunken, daß auch Raphael's Beifall ihn kaum mehr emporraffen wird.

Theosophie des Inlins.

Die Welt und das denkende Wesen.

Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses idealische Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat und die geborne Welt den Riß ihres Schöpfers erfüllte — erlaube mir diese menschliche Vorstellung — so ist der Verus aller denkenden Wesen, in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wieder zu finden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in dem Phänomen aufzufuchen und das Gebäude rückwärts auf seinen Grundriß zu übertragen. Also giebt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur, das denkende Wesen. Die große Zusammensetzung, die wir Welt nennen, bleibt mir jeho nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannigfaltigen Aeußerungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft, die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffern, welche das denkende Wesen zusammenfügt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabeth, vermitteltst dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geiste und mit sich selbst unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortreflichkeit, geben mir Freude, weil sie mich in den thätigen Zustand ihres Gründers, ihres Besitzers versetzen, weil sie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Wesens verrathen und meine Verwandtschaft mit diesem

Wesen mich ahnen lassen. Eine neue Erfahrung in diesem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der entdeckte Umlauf des Blutes, das Natursystem des Linnäus, heißen mir ursprünglich eben das, was eine Antike, im Herkulanum hervorgegraben, — beides nur Widerschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte — ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo.

Willst du dich überzeugen, mein Raphael, so forsche rückwärts. Jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künstler und Dichter, auch selbst die abstraktesten Denker haben aus diesem reichen Magazine geschöpft. Lebhaftigkeit nennen wir Feuer; die Zeit ist ein Strom, der reißend von hinnen rollt; die Ewigkeit ist ein Firkel; ein Geheimniß hüllt sich in Mitternacht und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja, ich fange an zu glauben, daß sogar das künftige Schicksal des menschlichen Geistes im dunkeln Orakel der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt liegt. Jeder kommende Frühling, der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schooße der Erde treibt, giebt mir Erläuterung über das bange Räthsel des Todes und widerlegt meine ängstliche Besorgniß eines ewigen Schlags. Die Schwalbe, die wir im Winter erstarrt finden und im Lenze wieder aufleben sehen, die todtte Raupe, die sich als Schmetterling neu versüngt in die Luft erhebt, reichen und ein treffendes Sinnbild unserer Unsterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun Alles! — Jetzt,

Rapb ael, ist Alles bevölkert um mich herum. Es giebt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken.

Wo kein Fetter begraben liegt, wo kein Auferstich'n seyn wird, redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir und so verstehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

I d e e.

Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit, Alle — es giebt hier Verirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle streben nach dem Zustande der höchsten freien Aeußerung ihrer Kräfte, alle beßigen den gemeinshaflichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, Alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortreflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortreflichen, ist augenblickliche Festnehmung dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie uns denken, sind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Gründer einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit. Wir selber werden das empfundene Object. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Rapb ael — diese Voraussetzung ist der Grund, worauf ich alles Aelagende gründe, und einig müssen wir seyn, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas Aehnliches sagt einem Jeden schon das innere Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Groß-

muth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewußtseyn in unserm Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu thun? Ver räth nicht schon die hohe Röthe, die bei Anhörung einer solchen Geschichte unsre Wangen färbt, daß unsre Bescheidenheit vor der Bewunderung zittert? daß wir über dem Lobe verlegen sind, welches uns die Verehrung unsers Wesens erwerben muß? Ja, unser Körper selbst stimmt sich in diesem Augenblicke in die Geberden des handelnden Menschen und zeigt offenbar, daß unsre Seele in diesen Zustand übergegangen sey. Wenn du zugegen warst, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Versammlung erzählt wurde, sahst du es da dem Erzähler nicht an, wie er selbst auf den Weihrauch wartete, er selbst den Beifall aufzehrte, der seinem Helden geopfert wurde — und wenn du der Erzähler warst, überraschest du dein Herz niemals auf dieser glücklichen Täuschung? Du hast Beispiele, Raphael, wie lebhaft ich sogar mit meinem Herzensfreunde um die Vorlesung einer schönen Anekdote, eines vortrefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mir's leise gestanden, daß es dir dann nur den Vorbeer mißgönnte, der von dem Schöpfer auf den Vorleser übergeht. Schnelles und inniges Kunstgefühl für die Tugend gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheile kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, dessen Kopf die moralische Schönheit schwer und langsam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntniß einer Vollkommenheit nicht selten das entgegenstehende Gebrechen sich finde, daß selbst den Bösewicht oft eine

hobe Begeisterung für das Vortreffliche anwandte, selbst den Schwachen zuweilen ein Enthusiasmus höher herkulischer Größe durchflamme! Ich weiß z. B., daß unser bewundertes Haller, der das geschätzte Nichts der eisten Ehre so männlich entlarvte, dessen philosophischer Größe ich so viel Bewunderung zollte, daß eben dieser das noch eizere Nichts eines Mitternachts, der seine Größe beleidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideals der Künstler, der Philosoph und der Dichter die großen und guten Menschen wirklich sind, deren Bild sie entwerfen — aber diese Vererbung des Geistes ist bei Vielen nur ein unnatürlicher Zustand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen raschern Schwung der Phantasie gemaltiam hervorgerabr, der aber auch eben deswegen so flüchtig, wie jede andere Bezauberung, dahin schwindet und das Herz der despotischen Willkühr niedriger Leidenschaft desto ermatteter überliefert. Desto ermatteter, sage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rückfällige Verbrecher immer der wüthendere ist, daß die Renegaten der Tugend sich von dem lästigen Zwang der Reue in den Armen des Lasters nur desto süßer erscholen.

Ich wollte erweisen, mein Raphael, daß es unser eigener Zustand ist, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unser wird, worin wir uns eine Vorstellung von ihr erwecken, daß unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend sich endlich in das Bewußtseyn eigener Veredlung, eigener Vereinerung auflöst, und ich glaube, ich habe es erwiesen.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit — aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der stückweisen Vorstellung dreier Successionen: Nichts, sein Wille und Etwas. Es ist wüßte und finstler — Gott ruft: Licht — und es wird Licht. Hätten wir eine Realisire seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer, wie Er.

Jede Vollkommenheit also, die ich wahrnehme, wird mein eigen, sie giebt mir Freude, weil sie mein eigen ist, ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe. Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Die Glückseligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glückseligkeit; also liegt mir daran, diese Vorstellungen zu erwecken, zu vervielfältigen, zu erhöhen — also liegt mir daran, Glückseligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Schönheit, welche Vortreflichkeit, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich in mir hervor; welchen ich vernachlässige, zerstöre, vernachlässige ich mir — ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigene begehre. Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen.

L i e b e.

Jetzt, bester Raphael, laß mich herumsehnen! Die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen, wie in einer blühenden Landschaft stehe ich mitten im Unermesslichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geläutert.

Liebe also — das schönste Phänomen in der besetzten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Widerschein dieser einzigen Kraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechselung der Wesen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens.

Als Raphael sich meiner letzten Umarmung entwand, da zerriß meine Seele und ich weine um den Verlust meiner schönern Hälfte. An jenem seligen Abend — du kennst ihn — da unsre Seelen sich zum ersten Male feurig berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten — stolzer darauf, dich zu lieben, als von dir geliebt zu seyn; denn das Erste hatte mich zu Raphael gemacht.

„War's nicht dieß allmächtige Getriebe,
 „Das zum ew'gen Jubelbund der Liebe
 „Unsre Herzen an einander zwang?
 „Raphael, — an deinem Arm — o Wenne!
 „Wag' auch ich zur großen Geisterseune
 „Stetig den Vellentungsang.
 „Glücklich, Glücklich! Dich hab' ich gefunden,
 „Hab' aus Willküren dich unwunden
 „Und aus Willküren mein bist du.

„Laß das wilde Chaos widerkehren,
 „Durch einander die Atheme hören,
 „Wieg' sich'n sich unsre Herzen zu.

„Nur ich nicht aus deinen Klammernangen
 „Keiner Wellen Widerstrahlen fangen?
 „Nur in dir befaun' ich mich.
 „Schöner malt sich mir die schöne Erde,
 „Heller spiegelt in des Freund's Werke,
 „Reizender der Himmel sich.

„Schwermuth weist die hangen Thränenlaffen,
 „Eüher von des Leidens Sturm zu raffen,
 „In der Liebe Busen ab.
 „Nacht nicht selbst das felterute Entzünden,
 „Naphael, in keinen Seelenblicken
 „Ungetulzig ein wellüß'ges Grab?

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
 „Seelen träumt' ich in die Felsenheine
 „Und umarmend küßt' ich sie,
 „Meine Klagen stöhn' ich in die Füste,
 „Hörte mich, antworteten die Klüfte,
 „Aber genug, der süßen Sympathie.“

Liebe findet nicht statt unter gleichtönenden Seelen,
 aber unter harmonischen. Mit Wohlgefallen erkenne ich
 meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen,
 aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die höhern,
 die mir mangeln. Eine Regel leitet Freundschaft und
 Liebe. Die sanfte Desdemonia liebt ihren Othello
 wegen der Gefahren, die er bestanden; der männliche

Dibello liebt sie um der Thräne willen, die sie ihm weinte.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahnten höhern Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unser Geliebten. Du verstehst mich, mein Maxhael. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortreflichkeit im Kleinen und Großen der Natur aufzulesen und zu dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch liebte, so besäße jeder Einzelne die Welt.

Die Philosophie unserer Zeiten — ich befürchte es — widerspricht dieser Lehre. Viele unsrer denkenden Köpfe haben es sich angelegen seyn lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen und diese Energie, diesen edlen Enthusiasmus im kalten tödtenden Hauch einer fleinnüthigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechts-Gefühle ihrer eignen Entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben sie ihre trostlose Lehre gesponnen und ihre eigene Beschränkung zum Maßstab des Schöpfers gemacht. Entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freiheit verschreien. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Infamie der Menschheit getrieben und an dem Schandpfahl, den er dem ganzen Geschlechte

baute, zuerst seinen eigenen Namen schrieb, Er wußt selbst konnte der menschlichen Natur keine so tödtliche Wunde schlagen, als diese gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfsinns und des Genies den Eigennutz ausschmücken und zu einem Systeme veredeln.

Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Glieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich bekenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennütigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmender Atom im unermesslichen leeren Raume.

A u f o p f e r u n g.

Aber die Liebe hat Wirkungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widersprechen scheinen.

Es ist denkbar, daß ich meine eigene Glückseligkeit durch ein Opfer vermehre, daß ich fremder Glückseligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieses Opfer mein Leben ist? Und die Geschichte hat Beispiele solcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts kosten sollte, für Naphaels Rettung zu sterben. Wie ist es möglich, daß wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unsrer Genüsse zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daseyns sich mit Bereicherung meines Wesens vertragen?

Die Voraussetzung von einer Unsterblichkeit hebt diesen Widerspruch — aber sie entstellt auch auf immer die hohe Grazie dieser Erscheinung. Nicht auf eine

belohnende Zukunft schließt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslängelt, die, auch auf Gefahr der Vernichtung, das nämliche Opfer wirkt.

Zwar ist es schon Veredlung einer menschlichen Seele, den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es ist die edelste Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter, deren Gränzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus ist Einsamkeit. Liebe ist die mitherrschende Bürgerin eines blühenden Freistaats, Egoismus ein Despot in einer verwüsten Schöpfung. Egoismus sät für die Dankbarkeit, Liebe für den Udanf. Liebe verschenkt, Egoismus leiht — Einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblicks oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menschengeschlechte auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfassenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrade der Begeisterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß in seiner Seele das vollständige Ideal jener großen Wirkung emporsteigen — — laß in dunkler Ahnung vorübergehen an ihm alle Glücklichen, die er schaffen soll — laß die

Gegenwart und die Zukunft zugleich in seinem Geiste sich zusammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieser Empfindungen wird sich verwirren mit seiner Persönlichkeit, wird mit seinem Ich in Eins zusammen fließen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt sich denkt, ist er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergessen und entbehrlich, wie ein Blut tropfe schwimmt — wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit versprigen!

G o t t.

Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind.

Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur, (erlaube mir diesen bildlichen Ausdruck) die Natur ist ein unendlich getheilter Gott.

Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Licht in zahllose empfindliche Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtstreif wieder zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas und alle Thätigkeiten der Geister nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gesiel es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zer-

schlagen, so stürzte der Damm zwischen ihr und der Welt ein, alle Geister würden in einem Unendlichen untergehen, alle Afforde in einer Harmonie in einander fließen, alle Wähe in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geister, in's Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müßte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es ausdrücken, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist Liebe.

Also Liebe, mein Raphael, ist die Leiter, worauf wir emporfliegen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, und selbst unbewußt, zielen wir dahin.

„Tecte Myrren hüt wir, wenn wir haßen,

„Götter, wenn wir liebend uns umfassen,

„Recken nach dem süßen Heßelwang.

„Aufwärts, durch die tausentfachen Stufen

„Zahlenloser Geister, die nicht schufen,

„Waltet göttlich tiefer Trana.

„Dem im Arme, höher stets und höher,

„Dem Barbaren bis zum griech'schen Seher,

„Der sich an den letzten Sctarh reißt,

„Wallen wir, einmüth'gen Ringeltanze,

„Die sich vert im Meer des ew'gen Glanzes

„Sterbend untertand'nen Raß und Zeit.

„Arennt'les war der große Weltenweiser,

„Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,

„Soll'ge Erzeugel seiner Seligkeit.

„Haut das höchste Wesen schon sein Gleiches,

„Aus dem Reich des ganzen Wesenreichs

„Schänkt ihm die Unendlichkeit.“

Liebe, mein Raphael, ist das wuchernde Arkan,
den entadelten König des Goldes aus dem unscheinbaren
Kalle wieder herzustellen, das Ewige aus dem Vergäng-
lichen, und aus dem zerstörenden Brande der Zeit das
große Orakel der Dauer zu retten.

Was ist die Summe von allem Bisherigen?

Last und Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie unser.
Last und vertraut werden mit der hohen idealischen Ein-
heit, so werden wir und mit Brudertliebe anschließen an
einander. Last und Schönheit und Freude pflanzen, so
ärnten wir Schönheit und Freude. Last und hell denken,
so werden wir feurig lieben. Seyd vollkommen, wie
euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter
unseres Glaubens. Die schwache Menschheit erblaste bei
diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: liebet
euch unter einander!

„Weisheit mit dem Sonnenlicht,

„Große Göttin, tritt zurück,

„Weiche vor der Liebe!

„Wer die steile Sternbahn

„Ging dir bestenkühn heran

„Zu der Gottheit Sipe?

„Wer zerriß das Heiligthum,

„Zeigte dir Olymum

„Durch des Grabes Ripe?

„Lockte sie uns nicht hinein,

„Wöchten wir unsrerlich seyn?

„Suchten auch die Geister

„Ohne sie den Meister?

„Liebe, Liebe leitet nur
 „In dem Vater der Natur,
 „Liebe nur die Geißler.“

Hier, mein Raphael, hast du das Glaubensbe-
 kenntniß meiner Vernunft, einen flüchtigen Umriss meiner
 unternommenen Schöpfung. So wie du hier findest,
 ging der Samen auf, den du selber in meine Seele
 streutest. Spotte nun oder freue dich oder erröthe über
 deinen Schüler, wie du willst — aber diese Philosophie
 hat mein Herz geabelt und die Perspektive meines Le-
 bens verschönert. Möglich, mein Vester, daß das ganze
 Gerüste meiner Schlüsse ein bestandloses Traumbild ge-
 wesen. — Die Welt, wie ich sie hier malte, ist vielleicht
 nirgends, als im Gehirne deines Julius wirklich —
 — vielleicht, daß nach Ablauf der tausend tausend Jahre
 jenes Richters, wo der versprochene weisere Mann auf
 dem Stuhle sitzt, ich bei Erblickung des wahren Origi-
 nals meine schülerhafte Zeichnung schamroth in Stücken
 reiße — Alles dieß mag eintreffen, ich erwarte es;
 dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch
 nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so
 entzückender, um so majestätischer überraschen. Sollten
 meine Ideen wohl schöner seyn, als die Ideen des ewigen
 Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl dulden, daß sein
 erhabenes Kunstwerk hinter den Erwartungen eines sterb-
 lichen Kenners zurückbliebe? — Das eben ist die Feuer-
 probe seiner großen Vollenbung und der süßeste Triumph
 für den höchsten Geist, daß auch Fehlschlüsse und Täu-
 schung seiner Anerkennung nicht schaden, daß alle Schlangen-
 krümmungen der ausschweifenden Vernunft in die gerade

Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einschlagen, zuletzt alle abirünnigen Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung laufen. Raphael — welche Idee erweckt mir der Künstler, der, in tausend Kopien anders entstellt, in allen tausenden dennoch sich ähnlich bleibt, dem selbst die verwüstende Hand eines Stumpers die Anbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darstellung durchaus verfehlt, durchaus unächt seyn — noch mehr, ich bin überzeugt, daß sie es nothwendig seyn muß, und dennoch ist es möglich, daß alle Resultate daraus eintreffen. Unser ganzes Wissen läuft endlich, wie alle Weltweisen übereinkommen, auf eine konventionelle Fäuschung hinaus, mit welcher jedoch die strengste Wahrheit bestehen kann. Unsere reinsten Begriffe sind keineswegs Bilder der Dinge, sondern bloß ihre nothwendig bestimmten und coexistirenden Zeichen. Weder Gott, noch die menschliche Seele, noch die Welt sind das wirklich, was wir davon halten. Unsere Gedanken von diesen Dingen sind nur die endemischen Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen. — Unser Gehirn gehört diesem Planeten, folglich auch die Idiome unserer Begriffe, die darin aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele ist eigenthümlich, nothwendig und immer sich selbst gleich; das Willkürliche der Materialien, woran sie sich äußert, ändert nichts an den ewigen Gesetzen, wornach sie sich äußert, so lange dieses Willkürliche mit sich selbst nicht im Widerspruche steht, so lange das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So wie die Denkkraft die Verhältnisse der Idiome entwickelt, müssen diese Verhältnisse in den Sachen auch wirklich vorhanden seyn. Wahrheit

ist also keine Eigenschaft der Idiome, sondern der Schlüsse; nicht der Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenstand, sondern die Uebereinstimmung dieses Begriffs mit den Gesetzen der Denkkraft. Eben so bedient sich die Größenlehre der Chiffern, die nirgends, als auf dem Papiere, vorhanden sind, und findet damit, was vorhanden ist in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchstaben A und B, die Zeichen: und $=$, $+$ und $-$ mit dem Faktum, das gewonnen werden soll? — Und doch steigt der vor Jahrhunderten verkündigte Komet am entlegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Scheibe der Sonne! Auf die Unfehlbarkeit seines Kalküls geht der Weltenentdecker Kolumbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrten Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Charte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindlicher Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimath getrieben hätte? — Einen ähnlichen Kalkül macht die menschliche Vernunft, wenn sie das Unsinnliche, mit Hilfe des Sinnlichen, ausmisst und die Mathematik ihrer Schlüsse auf die verborgene Physik des Uebermenschlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen: denn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, seine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eigenen Schranken hat die menschliche Natur, seine eigene jedes Individuum. Ueber jene wollen wir und wechselseitig trösten; diese wird Raphael dem

Knabenalter seines Julius vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntnissen, die man bei Untersuchungen dieser Art als unentbehrlich voraussetzt. Ich habe keine philosophische Schule gehört und wenig gedruckte Schriften gelesen. Es mag seyn, daß ich dort und da meine Phantasien strengern Vernunftschlüssen unterwerfe, daß ich Wallungen meines Blutes, Ahnungen und Bedürfnisse meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufe; auch das, mein Guter, soll mich dennoch den verlorenen Augenblick nicht gereuen lassen. Es ist wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorhersehung des weisesten Geistes, daß die verirrte Vernunft auch selbst das chaotische Land der Träume bevölkern und den kahlen Boden des Widerspruchs urbar machen sollte. Nicht der mechanische Künstler nur, der den rohen Demant zum Brillanten schleift — auch der andere ist schätzbar, der gemeinere Steine bis zur scheinbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den Formen kann zuweilen die masslve Wahrheit des Stoffes vergessen lassen. Ist nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geistes eine kleine Stufe zur Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit mußte Daseyn erlangen in der vollständigen Welt. Die Wirklichkeit schränkt sich nicht auf das absolut Nothwendige ein, sie umfaßt auch das bedingungsweise Nothwendige; jede Geburt des Gehirns, jedes Gewebe des Wibes hat ein unwidersprechliches Bürgerrecht in diesem größern Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Risse der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückseligkeit kein Grad des Genusses fehlen. Derjenige große Haushalter seiner Welt, der

ungenügt keinen Splitter fallen, keine Lücke unbefüllt läßt, wo noch irgend ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menschen anseindet, Nattern und Spinnen sättigt, der in das todte Gebiet der Verwerfung noch Pflanzen sendet, die kleine Blüthe von Wollust, die im Wahnsinne sprossen kann, noch wirtschaftlich auspendet, der Laster und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet und die große Idee des weltbeherrschenden Roms aus der Lüsterheit des Tarquinius und Sertus zu spinnen wußte — dieser erfinderische Geist sollte nicht auch den Irrthum zu seinem großen Zwecke verbrauchen und diese weitläufige Weltstrecke in der Seele des Menschen verwildert und freudenleer liegen lassen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthume, vermehrt ihre Fertigkeit; — Empfängniß der Wahrheit.

Laß, theurer Freund — der Seele, laß mich immerhin zu dem weitläufigen Spinngewebe der menschlichen Weisheit auch das Kleinige tragen. Anders malt sich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majestätischen Spiegel des erdunggürtenden Oceans! Schande aber dem trüben wolkigen Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückgibt! Millionen Gewächse trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer steht offen für Alle; aber sie mischen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder. Die schöne Mannigfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieses Hauses. Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen: ihr Ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sie millionenfach anders, geben sie millionenfach anders wieder; aber eine Wahrheit ist es, die, gleich einer festen Achse, gemein-

schaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht: —
„Nähert euch dem Gotte, den ihr meint!“

Raphael an Julius.

Das wäre nun freilich schlimm, wenn es kein anderes Mittel gäbe, dich zu beruhigen, Julius, als den Glauben an die Erstlinge deines Nachdenkens bei dir wieder herzustellen. Ich habe diese Ideen, die ich bei dir aufkeimen sah, mit innigem Vergnügen in deinen Papieren wiedergefunden. Sie sind einer Seele, wie die deinige, werth, aber hier konntest und durftest du nicht stehen bleiben. Es giebt Freuden für jedes Alter und Genüsse für jede Stufe der Geister.

Schwer mußte es dir wohl werden, dich von einem Systeme zu trennen, das so ganz für die Bedürfnisse deines Herzens geschaffen war. Kein anderes, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei dir schlagen und vielleicht dürftest du nur ganz dir selbst überlassen seyn, um früher oder später mit deinen Lieblingsideen wieder ausgeföhnt zu werden. Die Schwächen der entgegengesetzten Systeme würdest du bald bemerken und alsdann, bei gleicher Unerweislichkeit, das Wünschenswertheste vorziehen oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigstens das Wesentliche davon zu retten, wenn du auch einige gewagtere Behauptungen Preis geben müßtest.

Aber dieß Alles ist nicht in meinem Plane. Du sollst zu einer höhern Freiheit des Geistes gelangen, wo du solcher Behelfe nicht mehr bedarfst. Freilich ist dieß nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der frühesten Bildung ist Unterjochung des

Geistes und von allen Erziehungskunststücken gelingt dieß fast immer am ersten. Selbst du, bei aller Elasticität deines Charakters, scheinst zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrschaft der Meinungen vor tausend Andern bestimmt und dieser Zustand der Unmündigkeit konnte bei dir desto länger dauern, je weniger du das Drückende davon fühltest. Kopf und Herz stehen bei dir in der engsten Verbindung. Die Lehre wurde dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es dir, eine interessante Seite daran zu entdecken, sie nach den Bedürfnissen deines Herzens zu veredeln und über die Punkte, die dir auffallen mußten, dich durch Resignation zu beruhigen. Angriffe gegen solche Meinungen verachtetest du, als hübsche Rache einer Sclavenseele an der Ruthe ihres Zuchtmeisters. Du prangtest mit deinen Fesseln, die du aus freier Wahl zu tragen glaubtest.

So fand ich dich und es war mir ein trauriger Anblick, wie du so oft mitten im Genuße deines blühendsten Lebens und in Aeufferung deiner edelsten Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt wurdest. Die Consequenz, mit der du nach deinen Ueberzeugungen handetest, und die Stärke der Seele, die dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beschränkungen deiner Thätigkeit und deiner Freuden. Damals beschloß ich, jene kümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geist, wie den deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen gesucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Werth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzusößen. Der Erfolg deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr

dabei beschäftigt, als dein Scharfsinn. Ihre Ahnungen erfegten dir schneller den Verlust deiner theuersten Ueberzeugungen, als du es vom Schnecken gange der kaltblütigen Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest. Aber eben dieß begeisterte System gab dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Thätigkeit und ich hütete mich sehr, einen willkommenen Enthusiasmus zu stören, der die Entwicklung deiner trefflichsten Anlagen beförderte. Jetzt hat sich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundschaft deiner Kindheit ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts und du bedarfst keiner Schonung mehr.

Daß ein System, wie das deinige, die Probe einer strengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Versuche dieser Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein anderes Schicksal. Auch war nichts natürlicher, als daß deine philosophische Laufbahn bei dir im Einzelnen eben so begann, als bei dem Menschengeschlechte im Ganzen. Der erste Gegenstand, an dem sich der menschliche Forschungsgeist versuchte, war von jeher — das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Theile hatten Jahrhunderte lang die größten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Gränzen der Lebensweisheit waren für die stolze Wißbegierde seiner Nachfolger zu enge. Neue Systeme entstanden aus den Trümmern der alten. Der Scharfsinn späterer Zeitalter durchstreifte das unermessliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von neuem

sich aufdringenden Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menschliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es sogar, den Resultaten ihres Nachdenkens einen Anstrich von Bestimmtheit, Vollständigkeit und Evidenz zu geben. Es giebt mancherlei Taschenspielerkünste, wodurch die eitle Vernunft der Verschämung zu entgehen sucht, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Grenzen der menschlichen Natur nicht überschreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Bestandtheile zerlegt, aus denen er erst willführlich zusammengesetzt war. Bald dient eine unmerkliche Voraussetzung zur Grundlage einer Kette von Schlüssen, deren Lücken man schlau zu verbergen weiß, und die ersichtlichen Folgerungen werden als hohe Weisheit angestaunt. Bald häuft man einseitige Erfahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegen gesetzten Phänomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlussfolge. Und dies sind nicht etwa bloß Kunstgriffe für den philosophischen Charlatan, um sein Publikum zu täuschen. Auch der redlichste, unbefangenste Forscher gebraucht oft, ohne es sich bewußt zu seyn, ähnliche Mittel, um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was du ehemals von mir gehört hast, Julius, müssen dich diese Aeußerungen nicht wenig überraschen. Und gleichwohl sind sie nicht das Produkt einer zweifelsüchtigen Laune. Ich kann dir Rechenschaft von den Gründen geben, worauf sie beruhen, aber hierzu

müßte ich freilich eine etwas trockene Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntniß vorausschicken, die ich lieber auf eine Zeit verspare, da sie für dich ein Bedürfniß seyn wird. Noch bist du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Gränzen des menschlichen Wissens dir interessant werden können. Mache zuerst einen Versuch an dem Systeme, welches bei dir das deinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unpartheilichkeit und Strenge. Verfahre eben so mit andern Lehrgebäuden, die dir neuerlich bekannt worden sind; und wenn keines von allen deine Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird sich dir die Frage aufdringen: ob diese Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Trost, wirst du sagen. Resignation ist also meine ganze Aussicht nach so viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Gränzen zu setzen, wo er mir am fruchtbarsten zu werden anfing? Mußte ich einen höhern Genuß nur beschweigen kennen lernen, um das Peinliche meiner Beschränkung doppelt zu fühlen?“

Und doch ist es eben dieß niederschlagende Gefühl, was ich bei dir so gerne unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was dich im vollen Genuß deines Daseyns hindert, den Keim jeder höhern Begeisterung — das Bewußtseyn des Adels deiner Seele — in dir zu beleben, dieß ist mein Zweck. Du bist aus dem Schlummer erwacht, in den dich die Knechtschaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maas von Größe, wozu du bestimmt bist, würdest du nie erfüllen, wenn du im

Streben nach einem unerreichbaren Ziele deine Kräfte verschwenderest. Bis jetzt mochte dieß bingehen und war auch eine natürliche Folge deiner neuerworbenen Freiheit. Die Ideen, welche dich vorher am meisten beschäftigt hatten, mußten nothwendig der Thätigkeit deines Geistes die erste Richtung geben. Ob diese unter allen möglichen die fruchtbarste sey, würden dich deine eigenen Erfahrungen früher oder später belehrt haben. Mein Geschäft war bloß, diesen Zeitpunkt, wo möglich, zu beschleunigen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es blickt auf die eiteln Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mittheilig herabseht. Unter allen Ideen, die in deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich dir daher am wenigsten den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung des Menschen sey, den Geist des Weltchöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnen. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild, als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheinst du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals, wieß das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den tothen Stoff, den er zur Verflüchtigung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigenthümliche Werth jedes seiner Bestandtheile gesichert und dieser anhaltende Plick, dessen er jeden Keim von Energie, auch in dem kleinsten

Geschöpfe, würdigt, verherrlicht den Meister eben so sehr, als die Harmonie des unermesslichen Ganzen. Leben und Freiheit, im größten möglichen Umfange, ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meisten verletzt zu seyn scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unserer jetzigen Beschränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir übersehen einen zu kleinen Theil des Weltalls und die Auflösung der größern Menge von Dispönen ist unserm Ohre unerreichbar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für diesen Kunstgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß seinen Werth nur als Mittel, nur in so fern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst seyn. Dem edleren Menschen fehlt es weder an Stoffen zur Wirksamkeit, noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu seyn. Und dieser Beruf ist auch der deingige, Julius. Hast du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überschreiten kann.

Und dieß ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um dich vollkommen mit mir ausgekehrt zu sehen. Erst muß dir der Umfang deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe du den Werth ihrer freiesten Aeußerung schätzen kannst. Wiß dahin zürne immer mit mir, nur verzweifle nicht an dir selbst.

Anhang.

Aus Körner's Briefen an Schiller.

1.

Jeder große Künstler muß mit unumschränkter Macht über den Stoff herrschen, aus dem er seine Welten schafft oder wodurch sich sein Genius verkörpert. Er spricht, so geschieht's; er gebeut, so steht es da. Wehe dem, der noch mit widerspännigen Elementen zu kämpfen hat, wenn ihn eine begeisterte Idee durchglüht!

2.

Licht und Wärme ist das höchste Ideal der Menschheit; beides im möglichsten Gleichgewicht zu halten, ist der vollkommenste Zustand, ein würdiges Ziel unserer Bestrebungen.

3.

Muß denn die Oper gerade Wappenspiel seyn? Kann man nicht Pracht genug in die Musik legen!

4.

Nicht die Natur als Natur erzeugt Begeisterung,

sondern der Schatz von Vortrefflichkeiten, die sie dem besseren Menschen im Zustande der Unbefangenheit zur Betrachtung darbietet; also nicht die leblose, die thierische Natur allein. Alle Spuren höherer menschlicher Thätigkeit müssen bei dem, der Sinn dafür hat, dieselbe Wirkung hervorbringen.

5.

Stoff zur Wirksamkeit bleibt immer genug für den großen Mann; er muß nur das Schwere herausuchen, woran kleinere Menschen sich nicht wagen.

6.

Herder's „Gott“. Die ersten drei Gespräche enthalten eine Ehrenrettung Spinoza's. Zur Darstellung seines Systems dienen folgende Sätze:

Spinoza verstand unter Substanz ein Ding, das für sich besteht, das die Ursache seines Daseins in sich selbst hat. In diesem Sinne sagt er: Gott ist die einzige Substanz. Wenn er alle Dinge Modificationen in Gott nennt, so ist dies bloß ein auffallender Ausdruck, wodurch er die Abhängigkeit aller Dinge, sowohl in ihrem Dasein, als in ihrer Verbindung, von Einem selbstständigen Wesen anzeigen will.

Spinoza sagt: Gott ist die immanente Ursache aller Dinge, d. h. die Abhängigkeit der Welt von Gott ist ohne Anfang und Ende. Daß er die Ausdehnung für eine Eigenschaft Gottes annimmt, ist eine Folge der Cartesischen Begriffe von Geist und Körper, durch welche Spinoza sich verleiten ließ, Ausdehnung (das Wesen der Materie nach Descartes) als körperliche Realität

dem Gedanken als der geistigen Realität entgegenzusetzen und beides, der Quelle und dem Inbegriff aller Realität, der Gottheit, zuzuschreiben. Ueber die Zeit dachte er richtig. Er sah sie für eine Bestimmung abhängiger, beschränkter, veränderlicher Wesen an, deren das unabhängige selbstständige Wesen nicht fähig ist. Eben dieses würde er auch vom Raume eingesehen haben, wenn die Begriffe über das Wesen der Materie zu seiner Zeit mehr aufgeheilt gewesen wären. Ihm fehlte der Mittelbegriff zwischen Körper und Geist: substantielle Kräfte. Unter Voraussetzung dieses Begriffes kann man sich des Ausdrucks „Eigenschaften Gottes“ enthalten. Es ist genug, zu sagen: er offenbart sich in unendlichen Kräften auf unendliche Weisen. Daher unendliche Reihen von nebeneinander, nacheinander und untereinander geordneten, unendlich verschiedenen Organisations-Systemen, in deren jedem die belebende Kraft unendlich ist. Gott als unendliche Denkkraft erkennt und will seiner Natur nach nothwendig das Beste; als unendliche Wirkungskraft führt er es seiner Natur nach nothwendig aus. Dies ist die innere Nothwendigkeit Gottes, welche Spinoza behauptete und dagegen wider alle Wahlen und Absichten Gottes (welche die Möglichkeit eines entgegengesetzten Entschlusses voraussetzen) als gegen Anthropopathien eiferte.

Leibniz's moralische Nothwendigkeit war ein Wort-Fehls, um dem Vorwurf des Fatalismus auszuweichen.

Im vierten Gespräch macht Herder den Uebergang zu seinem eigenen System, welches er auf vorstehende Sätze gründete. Er nimmt die Veranlassung von der Jacobi'schen Schrift und nach einigen Bemerkungen über

Lessing's Aeußerungen (die aber mehr Episoden sind) ver-
 weilt er bei dem Sage, daß der Zweck des menschlichen
 Denkens sei, Dasein zu enthüllen oder das Vorhandene
 zu studiren, d. h. von Erfahrungen auszugehen. Dies
 führt ihn auf den Beweis vom Dasein Gottes. Dieser
 ist folgender: Das Unwillkürliche in der Art, wie die
 vorhandenen Kräfte wirken, beweist die Existenz einer
 inneren Nothwendigkeit. Diese Nothwendigkeit ist, was
 wir von Gott beweisen können. Verstehet Herder unter
 Nothwendigkeit bloß das Abstractum von dem Unwillkür-
 lichen, was bei einzelnen Kräften bemerkt wird, so ist
 der Satz identisch. Verstehet er einen Grund dieser Noth-
 wendigkeit, so beruht der Satz auf dem Axiom des zu-
 reichenden Grundes. Nun hat Kant unwidersprechlich er-
 wiesen, daß der Satz des zureichenden Grundes bloß ein
 Gesetz der menschlichen Denkart ist, daß wir nemlich
 keine Wirkung denken können, ohne eine Ursache dazu zu
 suchen. Ob aber ein Phänomen eine Wirkung sei oder
 ob man in der Kette der Ursachen dabei stehen bleiben
 müsse, wird durch den Satz des zureichenden Grundes
 nicht ausgemacht. Doch zugegeben, daß das Unwillkür-
 liche in der Wirkungsart der einzelnen Kräfte eine Ur-
 sache haben müsse, woher beweist Herder, daß diese Ur-
 sache in einem einzigen Wesen vorhanden sei und nicht
 in mehreren oder allen existirenden Wesen vertheilt sein
 könne? Man nehme ferner ein einziges Wesen an —
 das Fragen nach Ursachen, warum es diese und keine
 anderen Gesetze bestimmt hat, hört noch nicht auf. Wenn
 man also doch einmal in der Reihe der Ursachen stehen
 bleiben muß, warum nicht bei'm Individuum? Es ist
 also Herder nicht besser ergangen, als allen anderen Re-

taphylkern, die an dem Versuche einer Demonstration des Daseins Gottes gescheitert sind.

Warum also diese Bitterkeit gegen Kant, der die Unmöglichkeit einer solchen Demonstration erwiesen hat? Warum diese Ausfälle auf Vernünftelei und leere Speculation, da Kant keine andere Absicht hat, als die Denker seines und der künftigen Zeitalter von unfruchtbaren Speculationen durch Darstellung der Unmöglichkeit ihres Erfolges abzumahnern und zu fruchtbaren Beschäftigungen aufzufordern?

Durch obigen Beweis vom Dasein einer inneren Nothwendigkeit glaubt nun Herder das Spinoza'sche System, so wie er es vorträgt, erwiesen zu haben. Was er hinzusetzt, findet sich in den Aphorismen zusammengedrängt. Seine Erklärungen der Organisation und des Todes sind sinnreich. Aber sein ganzes System hat, so wie das Spinoza'sche, einen großen Einwurf wider sich, den er nicht weggeräumt hat. Wenn nämlich Gott das einzige Prinzip aller Thätigkeit in allen einzelnen existirenden Wesen ist, wo bleibt die Individualität? Was gewinnt man durch eine Hypothese, wogegen sich das Selbstgefühl der Persönlichkeit sträubt, als den trostlosen Gedanken, daß Alles, was der ausgebildete Mensch zu seiner Vervollkommenung gethan hat, nach seinem Tode keine Spur zurückläßt? Die unendliche Kraft, die ihn besetzte, ist keines Wachsthums fähig. Sie vertauscht nur ihren Wirkungs-Kreis und kann durch diesen Tausch nichts gewinnen. Auch im Kleinsten ist sie unendlich, und ist der Begriff einer Gottheit denkbar, die sich selbst auf unendlich mannigfaltige Weise beschränkt, um durch diese Beschränkungen Individuen hervorzubringen?

7.

Der edelste Zweck in den Händen einer Gesellschaft, die durch Subordination verknüpft ist, kann nie vor einem Mißbrauch gesichert werden, der den Vortheil weit überwiegt.

8.

Gotter's Gedichte. Versification und Sprache hat er in der Gewalt. Darum gelingen ihm Uebersetzungen fast immer, als: das „Du und Sie“ (nach Voltaire), der Dorfkirchhof (nach Grey); aber seine eigenen Ideen sind größtentheils alltäglich und er tischt sie oft in einem sehr langweiligen Schwall von Worten auf. Dieß scheint auch bei der „Flucht der Jugend“ der Fall zu seyn, obgleich einzelne hübsche Stellen darin sind.

9.

Es giebt eine Verzärtelung des Geschmacks, bei der jede Größe Caricatur scheint, die jede Idee zurückweicht, welche keiner niedlichen Einkleidung fähig ist, und selbst eine zu ängstliche Beobachtung aller Kunstvortheile muß die Begeisterung lähmen. Wer ein Raphael seyn kann, darf kein Correggio werden wollen. Mag dieser immer für den Künstler in der Art der Darstellung Vorzüge haben, jener wird unter den edleren Menschen aller Zeitalter nie seine Wirkung verfehlen.

10.

Es ist leicht, sich über den Werth einer Entdeckung zu täuschen, die viel Mühe gekostet hat.

11.

Voltaire kann immer ein kleiner Mensch gewesen fern, aber den Stand eines Schriftstellers und seinen Einfluß hat er zu einer Größe erhoben, wovon man bis jetzt noch kein Beispiel gehabt hat.

12.

Das Jagen nach Lebensgenuß, der von außen herbeikommen soll, ist ein undankbares Geschäft, so lange man in sich selbst und in seinem nächsten Zirkel an Freunden keinen Mangel hat.

13.

Kunstgefühl ist bei weitem noch nicht Kunsttalent und schon mancher hat durch diese Verwechslung seine wahre Bestimmung verfehlt.

14.

Ist das Wesen, welches jetzt Mensch ist, bestimmt, sich mit jeder Revolution seiner Existenz dem Ideale des Ideensystemes eines vollkommenen Geistes stufenweise zu nähern, der keiner dunkeln Begriffe fähig ist, der bloß erkennt, ohne zu empfinden, mit anderen Worten: dem Ideale der Wahrheit als eines Urbildes der Schönheit, so läßt sich behaupten, daß die Entwicklung des Gefühls für Schönheit eine Vorbereitung zu einem künftigen Zustande sey. Es giebt etwas höheres für denkende Wesen überhaupt, nicht für den Menschen insbesondere. Ausschließendes Bestreben nach Wahrheit beschränkt den Menschen. Erkenntniß ist ihm sparsam zugemessen, fast nur so viel, als für seine niederen Bedürfnisse zureicht.

Seine Sphäre zu erweitern, bleibt ihm nichts übrig, als Ahnung durch Phantasie. Gefühl für Schönheit ist es, was das Chaos der Erfahrungen ordnet und zu Ergänzung der Lücken aufforderte. Dies ist der Ursprung der erhabensten Systeme, aber zugleich auch der ausschweifendsten Verirrungen der Einbildungskraft. Diese zu verhüten und jene zu bewahren, ist das Geschäft der vollkommenen Kritik. Es gibt aber eine Kritik des Wahren und eine Kritik des Schönen. Die Kritik des Wahren sucht in der Erfahrung die Belege zu den Dichtungen der Phantasie. Die Kritik des Schönen prüft das Ideal, als ein Geistesprodukt, unabhängig von Wahrheit, entdeckt seine Mängel und sucht seine Vollkommenheit zu erhöhen. Sie allein ist es, die die Wissenschaft zum Kunstwerk adeln kann. Ohne sie wird durch die Kritik des Wahren die Schöpfung der Phantasie nur zerstört und bei allem Gewinn an zuverlässiger Erkenntniß bleibt der ganze Vorrath von Erfahrungen doch immer ein unüberschaubares Chaos.

15.

Wahrheiten können eben so gut begeistern, als Empfindungen, und wenn der Dichter nicht bloß lehrt, sondern seine Begeisterung mittheilt, so bleibt er in seiner Sphäre. Was der Philosoph beweisen muß, kann der Dichter als einen gewagten Satz, als einen Drakelspruch hinwerfen. Die Schönheit der Idee macht, daß man es ihm aufs Wort glaubt.

16.

Ein Künstler, der mit Wärme arbeitet, erkennt

leicht das Bild seiner Phantasie in wenigen hingeworfenen Zügen und glaubt, daß es jedem anderen eben so anschaulich seyn muß. So entsteht oft eine Skizze statt eines Gemäldes. Der kalte Künstler ist gleichgültig gegen seine Ideen und denkt nur auf die größte mögliche Wirkung bei seinem Publikum. Er fordert alle Kunst der Täuschung auf und ruht nicht eher, als bis sein Werk die höchste Vollendung erreicht hat.

17.

Die philosophische Geschichte ist einer geistvolleren Behandlung fähig, als die gewöhnliche ist. Einzelne Meinungen sind es nicht, was und bei dem weiteren Fortschritt des menschlichen Nachdenkens an Stoikern, Epikuräern u. interessiren kann, sondern das Eigenthümliche ihrer Denk-Art, die philosophische Kunst, der Geist der Antike, der in ihren Speculationen, besonders in den moralischen Idealen herrscht. Aus diesem Gesichtspunkte ist die philosophische Geschichte nur in Fragmenten von guten Köpfen behandelt worden. Wie wäre es, wenn man eine vollständige Darstellung des Stoicismus u. aus den vorhandenen Denkmälern versuchte?

18.

Ein Haupterforderniß der praktischen Philosophie scheint eine Kritik der Ideale zu seyn, die wir zur Zeit noch nicht haben. Kant's Kritik der praktischen Vernunft geht bloß auf die Moral. Er untersucht, worauf das Materielle (im Gegensatz des Formellen, womit sich die Logik beschäftigt) aller moralischen Sätze gegründet ist. Auf eben diese Art läßt sich aber das Materielle aller

Kunsttheorien (wovon die Moral als Menschen-Vereblung nur eine ist), als der Aesthetik und Politik, untersuchen. Alle diese gründen sich nämlich auf ein Ideal und hier fragt sich's, wie dieses entsteht und ob es willkürlich oder nothwendig ist.

19.

Das Kunstwerk soll durch sich selbst existiren, wie ein anderes organisches Wesen, nicht durch die Seele, die ihm der Künstler einhauchte. Hat er ihm einmal Leben gegeben, so dauert es fort, auch wenn der Erzeuger nicht mehr vorhanden ist, und hierdurch unterscheidet sich eben ein Aggregat von Elementen, die einzeln als Produkte eines höheren geistigen Lebens ihren Werth haben, von einem organisirten Ganzen, wo Theil und Ganzes gegenseitig Mittel und Zweck sind, wie bei den organisirten Naturprodukten. Diese Einheit der Richtung bei der Mannigfaltigkeit der vorhandenen Kräfte und diese Vervielfältigung des Lebens im Einzelnen bei der möglichsten Harmonie des Ganzen unterscheidet Clässicität von Chaos und Leerheit.

20.

Was gedacht worden ist und ein bestimmtes lebendiges Bild giebt, muß mitgetheilt werden können. Des Künstlers Geschäft ist, die Mittel dazu zu wählen. Bequemer ist's freilich, seine Ideen errathen zu lassen. Aber so entsteht kein Kunstwerk.

21.

Kant's Kritik der Urtheilskraft. Kant

will die Begriffe „Schönheit“ und „Vollkommenheit“ entwickeln. Wer dies durch Definitionen allein leisten will, wird schwerlich den Schein der Willkürlichkeit vermeiden. Ein Begriff ist eine Classe von Objecten. Hat man den Grund der Classification gefunden, so weiß man auch, wodurch der Begriff bestimmt wird. Der Sprachgebrauch bestimmt nur das Zeichen der Classe. In der Classification selbst ist ein Fortschritt der Ausbildung. Auch in dem uncultivirtesten Kopfe ist nicht ein bloßes Chaos von Vorstellungen, sondern eine gewisse Ordnung des denkbaren Stoffs nach den daran bemerkten Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten. Der Scharfsinn des Denkers findet Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, die von dem bloßen Verstande übersehen wurden. Nach diesen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten ordnet er sein Gedankensystem und sucht unter den vorhandenen Worten für jede Classe ein Zeichen, dem er nun erst ein bestimmtes wissenschaftliches Gepräge giebt.

Kant spricht bloß von der Wirkung der Schönheit auf das Subjekt. Die Verschiedenheit schöner und häßlicher Objecte, die in den Objecten selbst liegt und auf welcher diese Classification beruht, untersucht er nicht. Daß diese Untersuchung fruchtlos seyn würde, behauptet er ohne Beweis und es fragt sich, ob dieser Stein der Weisen nicht noch zu finden wäre.

22.

Von den Stenzen kann man sagen: „Es wurden Blumen jetzt in einen Kranz gewunden.“ Die Hexameter sind nur einzelne Blätter. Die höchste Kunst bei den Hexametern wäre vielleicht, sie zu einer Art von freien

Stanzen zu verbinden. Ein schöner Rhythmus, in dem die Bilder der Phantasie uns umtanzen, giebt doch wohl mehr Genuß, als der steife gravitatische Schritt, mit dem sie der Hexameter gleichsam aufmarschiren läßt. Und, welche Mannigfaltigkeit im Bau der Stenzen! Wie läßt sich nur allein der Schluß so vorteilhaft nach dem Inhalt abändern! Wie schön wirken nicht oft die zwei weiblichen Reime auf einander vor dem letzten männlichen, als Vorbereitung einer Pointe, und wieder zwei weibliche zuletzt, als eine befriedigende Vollenbung des kleinen Gemäldes!

23.

Die Grenzen des Zweifels sind objektive (aufgebrungene) und subjektive (selbstbeschlossene). Der Zweifel hört vernünftigerweise auf, wo seine Fortsetzung ein größeres Uebel ist, als die noch übrig bleibende Möglichkeit einer Täuschung. Der Zweifel soll uns nämlich vor Täuschung bewahren, aber nicht allen Unterricht zerstören. Es giebt Fragen, deren Beantwortung Bedürfnis ist und wobei wir entweder auf Erkenntnis Verzicht thun oder uns bei denjenigen Sätzen befriedigen müssen, wobei die wenigste Gefahr der Täuschung ist. Ueberhaupt denke ich mir die Philosophie nicht als Wissenschaft, sondern als Kunst. Durch sie wird Ordnung und Harmonie in unserem Denken und Handeln hervorgebracht. Aus dem intellectuellen und moralischen Chaos geht eine neue Schöpfung hervor. Schönheit ist ihr erstes Gesetz. Wahrheit ist ein subordinirtes Bedürfnis, wobei die Erkenntnis bloß als Mittel (oft zu geringfügigsten Zwecken) betrachtet wird.

Was von ästhetischen Regeln die Probe der Untersuchung aushält, reducirt sich vielleicht auf sehr einfache Grundsätze, die aber für den Praktiker nicht fruchtbarer sind, als die Theorie von Molière's Fehltrichter: „immer zu treffen und nie getroffen zu werden.“ Die Ausübung kann vielleicht nur durch den Geschmack geleitet werden. Die feineren Unterschiede, welche das zartere Kunst-Gefühl bemerkt, erwecken keine so deutliche Vorstellungen, die mit philosophischer Bestimmtheit durch Sprache mitgetheilt werden könnten.

Der philosophische Dialog muß wie ein Drama behandelt werden. Handlung, Knotenschürzung, Entwicklung, immersteigendes Interesse sind wesentliche Erfordernisse. Achilles muß einen Hector gegen sich haben. Die Meinungen, sowie die Schicksale im Roman, müssen so viel, als möglich, in den Characteren gegründet sein. Wahrheit wird ein Gegenstand der Kunst nicht in ihrer übermenschlichen Reinheit (objektiv), sondern in sofern sie mit einer gewissen Tinctur von Einseitigkeit gemischt ist, die aus dem Persönlichen (Subjektiven) entsteht.

Die Raphael'schen Logen. Hier zeigte Raphael die Macht des feinsten Gefühls für schöne Formen unabhängig von einer denkbaren Idee. Er wußte das Auge dem Verstande zum Trost zu ergötzen.

Wir suchen einen Grund der Classification des Schönen und Nichtschönen, der nicht willkürlich, sondern nothwendig ist. Zu diesem Ziele gelangen wir nicht, wenn wir das Schöne, als durch Erfahrung gegeben, wie ein Natur-Product analysiren und seine Merkmale zu bestimmen suchen. Indem wir irgend ein Object als schön anerkennen, setzen wir ein eigenes oder fremdes Urtheil als entschieden voraus, da wir doch erst das Willkürliche oder Unwillkürliche dieser Urtheile prüfen wollen. Laßt uns untersuchen, wie wir bei anderen Classificationen das Unwillkürliche von dem Willkürlichen unterscheiden? Classificiren ist die zweite Operation unseres Verstandes; die erste war Unterscheiden. Aus dem Chaos des vorstellbaren Stoffs wird ein einzelnes Object durch Bemerkung seiner Unterschiede von der übrigen Masse ausgehoben und wir erlangen eine Vorstellung. An mehreren vorgestellten Objecten werden gemeinsame Unterschiede von anderen Objecten wahrgenommen und wir ordnen, classificiren, bilden Begriffe. Das Objectiv, Gegebene, Unwillkürliche des Begriffs sind daher die gemeinsamen Unterschiede mehrerer Objecte von anderen Objecten. Dieser Stoff des Begriffes ist nicht erdacht, sondern wahrgenommen, nicht durch subjective, sondern durch objective Täuschung hervorgebracht und alle Prüfung unserer Erkenntniß endigt bei dem Unterschiede zwischen subjectiver und objectiver Täuschung. Nur vor dem Einfluss des Persönlichen können wir uns verwahren; der allgemeine und dauernde Schein gilt uns für Wahrheit oder wir müssen auf alle Erkenntniß Verzicht thun. Unter die

gemeinsamen Unterschiede der Objecte gehört ihre angenehme oder unangenehme Wirkung auf unser Empfindungsvermögen. Aber diese Unterschiede geben nur relative Classen in Beziehung auf die Empfindlichkeit jedes einzelnen Subject. Laßt uns von dem Verhältnisse der Objecte zum betrachtenden Subjecte abstrahiren und sie isolirt unter einander vergleichen! Was wir an den Objecten vergleichen, ist Größe, Beschaffenheit oder Verhältniß. An der Beschaffenheit unterscheiden wir Stoff und Form. Der Stoff der Beschaffenheit besteht aus den einzelnen besonderen Merkmalen der Bestandtheile des Objectes (Mannigfaltiges). Die Form der Beschaffenheit ist die Verbindung dieser Bestandtheile zu einem Ganzen (Einheit). Die Verbindung der Bestandtheile zu einem Ganzen setzt eine herrschende Kraft voraus, der die Kräfte der einzelnen Bestandtheile untergeordnet sind. Das Uebergewicht der herrschenden Kraft unterscheiden wir von dem Uebergewicht der subordinirten Kräfte und nennen jenes Schönheit, Vollkommenheit u., — dieses Häßlichkeit, Verfall, Unvollkommenheit. Diesen Satz postulire ich einstweilen, bis ich durch Anwendung auf die concreten Fälle gezeigt habe, daß, wo wir Schönheit finden, ein Sieg der schaffenden und erhaltenden Kraft über das Chaos der Elemente des Ganzen bemerkt wird. Ich betrachte zuerst einfache Objecte: Farben, Töne, Bewegungen, Gerüche, Handlungen. Ein gefärbter Körper wirft von der Oberfläche nur einen gewissen Theil der Lichtstrahlen zurück. Daß er diesen Theil in seiner Reinheit zurückwerfe, ist das Ziel der Kraft, welche das Ganze der Farbe begründet. Diese Kraft wird durch die Wirksamkeit heterogener Theile beschränkt. Daher das Schmu-

gige der Farben. Ein tönender Körper unterscheidet sich durch die Einheit der Schwingungen in allen seinen elastischen Theilen. Wird diese Einheit durch einzelne schallende Theile zerstört, so entsteht ein Geräusch. Je weniger Geräusch, desto schöner der Ton. Ohne überwundenen Widerstand der einzelnen Elemente giebt es keine Anschauung der Realität eines Ganzen. Bei einer Bewegung in grader Linie ist kein Widerstand; die wellenförmige Linie hat eine herrschende Richtung, aber mit der Spur überwundener entgegengesetzter Richtungen verbunden. Der Stoß eines Gedankens scheint jeder Verbindung zu widerstreben oder eine andere Zusammensetzung zu fordern; aber die Denkkraft überwindet ihn. Die äußeren Umstände fordern zu entgegengesetzten Handlungen auf; aber der Wille des Handelnden behauptet das Uebergewicht. Nach dieser Analogie betrachte ich zusammengesetzte Objecte, an denen man Schönheit bemerkt, als:

Verhältnisse — Größe der Theile, abhängig nicht von heterogenen Kräften, sondern von der herrschenden Kraft des Ganzen.

Umriffe — Sieg der bildenden Kraft oder der Cohäsion über die widerstrebenden Kräfte der Bestandtheile, z. B. bei der Kuppel oder der Vase über die Schwerkraft.

Accorde — überwiegende Einheit der tönenden Schwingungen über ihre Verschiedenheit.

Dies sind die Zusammensetzungen des Coexistirenden. Bei'm Successiven gilt eben diese Analogie.

Tanz, Mimik — Uebergewicht der herrschenden Kraft in einer Reihe von Bewegungen

Melodie, Harmonie — eine Reihe von einzelnen Tönen oder Accorden, der herrschenden Kraft subordinirt.

Werk des Redners oder Dichters — eine Reihe von Gedanken, Bildern, Empfindungen, der herrschenden Idee subordinirt.

Charakter — eine Reihe von Handlungen, einem herrschenden Willen subordinirt.

In dem Verhältnisse der herrschenden Kraft zu den Kräften der Elemente des Ganzen unterscheide ich drei Zustände des Positiven:

- a. Entschiedener Sieg über die widerstrebenden Kräfte, in Beziehung auf einen besonderen Zweck innerhalb oder außerhalb des Object's — Vollkommenheit.
- b. Entschiedener Sieg über die widerstrebenden Kräfte, in Beziehung auf den allgemeinen Zweck aller lebendigen Wesen, die Erweiterung ihrer Schranken — Größe (wenn der Widerstand schwer zu überwinden war).
- c. Kaum errungener Sieg mit Gefahr, überwältigt zu werden, — Schönheit (Mittellinie).

Das Gefallen des Schönen erkläre ich aus der Sympathie, die durch Anschauen des Lebens in den äußeren Objecten erweckt wird. Daher die Begeisterung beim Anblick des Schönen — das Bestreben, auch seine eigenen Schranken zu erweitern. Das Relative im Geschmack entsteht aus der Verschiedenheit der Urtheile über die Frage, ob die herrschende Kraft oder die widerstrebenden Kräfte das Uebergewicht haben? Was Einem leer oder überladen ist, ist dem Andern einfach oder reich.

Es giebt etwas Gemeinsames an den Erfahrungen, was von den Besonderheiten ihres Stoffs unabhängig ist. Unabhängig von den Besonderheiten des Stoffs sind nämlich die allgemeinen Bedingungen der Anschauung oder Dasjenige in der Erscheinung, was die Anschauung von der Nicht-Anschauung unterscheidet. Im Zustande der Nicht-Anschauung verhalte ich mich leidend gegen die ganze auf mich einwirkende Masse des vorstellbaren Stoffs und diese Masse macht einen einzigen Total-Eindruck, indem ich nichts unterscheide. Ich unterscheide mich selbst von allen äußeren Objecten — Bewusstseyn. Ich unterscheide ein Mannigfaltiges in mir (Veränderungen in dem beharrlichen Selbst) — Empfindung. Ich unterscheide ein Mannigfaltiges außer mir — Stoff der Vorstellung. Ich verbinde einen Theil dieses Stoffs und hebe ihn aus der übrigen Masse heraus — Anschauung. Dieses Herausheben, das wesentliche Erforderniß der Anschauung, geschieht durch Wahrnehmung der Schranken, wodurch das angeschaute Object sich von dem übrigen vorstellbaren Stoffe absondert.

Diese Schranken sind:

- a. in der Reihe der Successen — Zeit;
- b. in der Reihe der Coexistenz — Raum;
- c. in dem Verhältnisse der Kräfte des Object's gegen die Kräfte des übrigen Universums — Qualität.

Jedes Wirkliche ist ein bestimmter Theil des Unendlichen — nach Zeit, Raum und Realität. Realität ist, was die Zeit und den Raum ausfüllt — gleichsam der Stoff der Form.

Was ist der gegebene Stoff, das Objective einer Anschauung, bei der wir den Grund der Form nicht außerhalb des Object's suchen? Meines Bedünkens die Uebereinstimmung der Merkmale des Object's mit einem vorhandenen Begriffe. Für diesen Begriff denken wir uns ein nächstes Princip, wodurch er realisiert wird. Dies ist das Innere des Object's. Was in dem Objecte mit jenem Begriffe übereinstimmt, ist aus diesem Innern erklärbar und nur wo wir etwas jenem Begriffe Entgegengesetztes finden, suchen wir einen Grund dazu außerhalb des Object's. Auf diese Art gelangen wir zur Vorstellung der Technik; um aber auch zur Vorstellung der Freiheit zu gelangen, bedürfen wir noch eines zweiten Princip's. Es werden Merkmale an dem Objecte wahrgenommen, die dem technischen Begriffe nicht widersprechen, aber auch nicht durch ihn gegeben sind, die von einer fremdartigen, aber nicht feindseligen Natur zu seyn scheinen. Der Begriff bestimmt gleichsam nur die äußersten Grenzlinien der Form. Für das, was innerhalb dieser Grenzlinien an dem Objecte bemerkt wird, scheint ein anderes Princip erforderlich zu seyn. Wir entdecken nämlich auch in Demjenigen, was innerhalb jener Grenzlinien an dem Objecte erscheint, etwas Gemeinsames, eine Uebereinstimmung. Aber Dasjenige, womit dieses Gemeinsame übereinstimmt, ist keine Idee, sondern eine Empfindung. Das Schauspiel von Kraft und Widerstand in den Elementen der Objecte weckt die Erinnerung an das Selbstgefühl der Freiheit in dem betrachtenden Subjecte. Wir unterscheiden in uns ein Princip, das die

Außerungen unseres geistigen und thierischen Lebens zunächst begründet, von dem Princip, wodurch unsere Form begründet wird, an deren Entstehung wir uns keines thätigen Antheils bewußt sind. Wir unterscheiden das Selbsthervorgebrachte von dem Gegebenen in uns. Einen ähnlichen Unterschied glauben wir auch in den Objecten zu bemerken. Wir sondern Dasjenige ab, was durch das Princip der Technik bestimmt ist, als etwas Gegebenes, und denken uns für das Nichtgegebene ein besonderes Princip, das unserm eigenen Princip von Selbstthätigkeit analog ist. Was dieses Princip sei, bedarf nicht erkannt zu werden; und interessiert nur sein Verhältniß gegen die Masse von Kräften, die ihm entgegen wirken, — der Grad seiner Freiheit.

30.

Ueber die Größe der Objecte giebt es eine Möglichkeit unsere Erfahrungsekenntniß durch Begriffe zu erweitern. Dies lehrt die Mathematik. Sollte es für die Qualität keine ähnliche Wissenschaft geben? Kant mag uns immer zurufen, daß wir an den vorhandenen Objecten Alles nur durch Erfahrung erkennen. Dies bezweifeln wir nicht. Auch der Mathematiker bedarf irgend einer Erfahrung, um die Größe eines besondern Gegenstandes zu erkennen. Aber eine einzige Erfahrung wird für ihn äußerst reichhaltig, wenn sie dem gegebenen Objecte eine Stelle unter einer gewissen Classe anweist, über die er vorher im Allgemeinen gedacht hat. Bei diesem Nachdenken nämlich wurden die eigenthümlichen Merkmale einer Classe in einen Begriff zusammengefaßt, dieser Begriff mit andern Begriffen verglichen, seine Ähnlichkeiten,

Verschiedenheiten und Verhältnisse wahrgenommen und durch dieses Verfahren erlangte man eine Reihe von Gedanken, die durch die einzige Erfahrung, an welche sie angeknüpft werden, objective Realität erlangen. Daß in dem einzelnen Falle ein Triangel vorhanden ist, muß wahrgenommen werden, aber nun gilt von diesem Triangel als wahr, was von dem Begriffe des Triangels überhaupt als wahr gilt. Kant behauptet, daß wir die Lehrsätze der Mathematik nicht durch Begriffe (analytisch), sondern mittels einer reinen Anschauung (synthetisch) erkennen. Diese reine Anschauung ist ein Analogon der Erfahrung. Der Begriff des Triangels, den wir selbst construiren, wird uns gleichsam ein wahrgenommenes Object — eine innere Erscheinung — etwas durch Einbildungskraft Gegebenes. Aber ist diese reine Anschauung nur den mathematischen Begriffen eigenthümlich? Worin besteht eigentlich ihr Unterschied von der sinnlichen Anschauung? Nicht dünkt, darin, daß die Schranken (Umrisse) des Objects durch Selbstthätigkeit in der Vorstellung hervorgebracht werden. Der unendliche Raum ist gleichsam die Masse des Denkens. Aus dieser wird ein Theil durch die Einbildungskraft herausgehoben und abgesondert vorgestellt. Die Form dieses Stoffs ist nicht von außen bestimmt (gegeben), sondern durch die eigene Thätigkeit der Einbildungskraft (hervorgebracht). Wieht es nicht auch eine andere Art von Masse, die von der Einbildungskraft willkürlich geformt werden kann? Sollte es uns nicht gelingen, diese willkürlichen Formen zu fixiren, sie als gegebene Objecte, als Gegenstände der Erfahrung zu betrachten und durch diese inneren Erfahrungen den Unterricht der äußeren Erfahrung fruchtbarer

und vielumfassender zu machen? Es giebt solche willkürliche Formen der Qualität unter dem Namen: Ideale. Der Stoff dieser Ideale ist durch Erfahrung gegeben, aber in einzelnen Erscheinungen zerstreut. Durch die geistige Schöpfung im Gebiete der Einbildungskraft werden diese zerstreuten Elemente zusammengefügt, hier und da individuelle Bestimmungen und Einschränkungen hinweggedacht, die Theile zum Ganzen geordnet und ihr gegenseitiges Verhältniß bestimmt. Dies geschieht, ohne das Bewußtseyn äußerer Einwirkung, bloß durch die innere Thätigkeit der Denkkraft. Ein solches Ideal beschäftigt entweder bloß die Einbildungskraft um seiner selbst willen oder es wird in Beziehung auf wirkliche Objecte gedacht. Im letzteren Falle ist sein Gebrauch entweder kritisch — das vorhandene Object wird mit dem Ideale verglichen und danach geschätzt — oder praktisch — das Ideal wird realisiert, die objective Realität des Ideals wird Ziel der Thätigkeit. Das Idealisieren setzt einen gegebenen Stoff von Qualität voraus, der in mehreren einzelnen Erscheinungen enthalten ist. Bei Entflechtung der willkürlichen Form dieses Stoffs, welche wir ein Ideal nennen, werden gewisse Theile des gegebenen Stoffs in das durch die Selbstthätigkeit der Denkkraft gebildete Ganze aufgenommen und andere Theile davon ausgeschlossen. Bei diesem Aufnehmen und Ausschließen liegt etwas Gemeinsames zum Grunde, welches in den Theilen des gegebenen Stoffs wahrgenommen wird. Das Gemeinsame, wodurch sich der aufzunehmende Stoff unterscheidet, wollen wir positiv (Werth) und Das, wodurch sich der auszuschließende unterscheidet, negativ (Unwerth) nennen. Dieses Positive und Negative ist nach

der individuellen Denkart jedes Subjects verschieden. Dabei die Mannigfaltigkeit in den Idealen ebendeshalb Objectis in mehreren Köpfen. Doch läßt sich dies Positive und Negative unter drei Hauptclassen bringen, deren Anerkennung mit dem Fortschritte der menschlichen Ausbildung im Verhältnisse steht:

Werth und Unwerth A. In Beziehung auf die Wünsche und Bedürfnisse des einzelnen Subjects (individuell, Ideale des Möglichen und Angenehmen,

B. in Beziehung auf irgend einen denkbaren objectiven Zweck, der durch einen Begriff bestimmt wird, (relativ, Ideale des Vollkommenen);

C. in Beziehung auf einen dunkel geahnten subjectiven Zweck, dessen Analogon auf das Object übertragen wird (absolut, Ideale des Großen und Schönen).

31

Der Schriftsteller sollte vielleicht, wie der Soldat, weder Obemann noch Vater sein. Aber wehe Dem, der sich auf die Schriftsteller-Griffen einschränken wollte. In jüngeren Jahren ist es möglich, bloß für die Kunst zu leben; aber wenn die Momente der Begeisterung seltener werden und unsere Thätigkeit sich mehr auf Geschäfte des Fleißes, des Scharfsinns, des Geschmacks einschränkt — da wird das Bedürfnis dringender, sich als den Mittelpunkt eines glücklichen häuslichen Kreises zu sehen und in der Freude der Wesen, die uns angehören, sich eine neue Quelle von Genuß zu eröffnen.

32.

Im Vollkommenen so gut als in dem Schönen ist

eine objective Einheit des Mannigfaltigen; nicht, wie im Aggregate, das zusammen vorgestellt wird, eine subjective Einheit. Diese objective Einheit bringt die Erscheinung einer Welt im Kleinen hervor. Besteht dieser Mikrokosmos aus einer todtten Masse und einer Weltseele, wird der leblose Stoff despotisch von einer einzigen Idee beherrscht, so kann das Object vollkommen seyn, aber nicht schön. Besteht das Ganze aus lebendigen Theilheiten, in denen das freie Spiel der einzelnen Kräfte zu einer Idee zusammenstimmt, wie der Wille der Bürger eines republikanischen Staats, so ist das Object schön. Die Empfindung des Schönen entsteht aus einer dunkeln Vorstellung von Entstehung der Form, wie der Streit der Elemente in Harmonie sich auflöst. Zwang der Form gegen den Stoff giebt Härte. Nur die milde Herrschaft der Form, die sich in Wellenlinien, verschmolzenen Uebergängen der Töne, sanften Bewegungen, seßellosem Gange der Phantasie äußert, erzeugt Schönheit. — Wir fragen bei der Schönheit nicht, was, sondern wie es hervorgebracht wird; nicht nach der Form selbst, sondern nach der Entstehung der Form. Und daher liegt bei der Empfindung des Schönen kein Begriff, sondern eine dunkle Anschauung dessen zum Grunde, was in der Werkstatt der bildenden Natur oder Kunst vorgeht, um ein schönes Object hervorzubringen. Diese Anschauung geschieht durch die Phantasie, welche jedes Element des vorgestellten Objects belebt. In jedem Kunstwerke ist eine Reihe coexistirender oder successiver Vorstellungen, die durch irgend ein Medium verknüpft werden. Diese Vorstellungen, diese Bilder der Phantasie denkt man sich im Momente des Kunst-Genusses als lebendige Wesen.

(nach Art der platonischen Ideen). Sie sind die Elemente der Kunstschöpfung, keine todtte Masse, sondern geistige Kräfte, die einander zu verdrängen oder zu beherrschen suchen. Je mehr Lebenskraft in diesen Elementen, desto größer das Verdienst des Künstlers, der diesen Kampf in Harmonie zu verwandeln weiß. Bei Verflüchtigung der Idee durch ein todttes Medium scheint mir nicht von Schönheit, sondern von Wahrheit, Zweckmäßigkeit, Uebereinstimmung der Erscheinung mit dem Ideale die Rede zu sein. Der Künstler muß sein Medium unumschränkt beherrschen. Aber wenn dieses Medium aus lebendigen Wesen besteht, deren Freiheit geschont werden muß, wie in der Staatskunst, so ist diese Schonung selbst, mit dem Streben nach einem bestimmten Ziele verbunden: das Erforderniß der Schönheit in der Darstellung des Ideals.

33.

Kant endigt seine Untersuchung des Schönen und Erhabenen bei dem Zustande des Subjects, der diese Erscheinungen begleitet. Jenseits dieser Grenzen, behauptet er, sei nichts zu finden. Aber wie, wenn sich durch Kant's eigene Bemühungen an einem anderen Orte ein Weg zeigte, um zu dem Objectiven des Schönen und Erhabenen zu gelangen? Wie, wenn die Kategorien der bürre Welt wären, aus dem sich dieser lebendige Quell herauseschlagen ließe? Die Kategorien erschöpfen alle Erfordernisse der Bestimmtheit einer Vorstellung nach Stoff und Form. Der Stoff einer Vorstellung sind die Merkmale des Objectis. Diese Merkmale werden wahrgenommen:

- a. wenn wir das Object einzeln betrachten (Qualität),
- b. wenn wir es in Verbindung mit anderen Objecten betrachten (Verhältniß).

Diese Verbindung ist

- a. subjectiv (Vergleichung, Quantität),
- b. objectiv (Zueinanderwirkung, Relation).

Die Form der Vorstellung ist die Art der Verbindung ihrer Bestandtheile zu einem Ganzen. Diese Verbindung geschieht

- a. mit dem Bewußtseyn von Selbstthätigkeit (Dichtung im weitesten Sinne), daher die Vorstellungen des Möglichen. Der Stoff ist gegeben, die Form erdacht;
- b. mit dem Bewußtseyn des Auffassens eines äußeren Eindrucks. Stoff und Form sind gegeben (Erkenntniß im weitesten Sinne, das Wirkliche).

Die Qualität wird wahrgenommen

- a. durch Vergleichung des Object's mit anderen äußeren Objecten,
- b. durch Vergleichung des Object's mit einem inneren Objecte, das die Einbildungskraft aus gegebenem Stoffe zusammensetzt (dem Ideale). Dies ist die Schätzung des Object's nach den Idealen:

- a. des Subjectiv-Guten (Möglichen, Angenehmen),
- b. des Objectiv-Guten (Vollkommenen, Schönen).

Ebenso die Quantität. Das innere Object, womit das Gegebene verglichen wird, ist der Maßstab der mittleren Größe, den wir uns von mehreren Erfahrungen von Objecten, die unter eben diesen Begriff gehören, abstrahirt haben. Was über diesen Maßstab ist, nennen wir groß; was unter ihm ist, klein. Der Maßstab

hängt von den Erfahrungen des betrachtenden Subjects ab. Daher das Relative in den Urtheilen über Größe.

Eine Größe, die jeden denkbaren Maßstab übersteigt, ist unendlich. Was uns als unendlich erscheint, heißt erhaben.

Bei der Relation giebt es einen eben solchen Maßstab der mittleren Kraft, die aus mehreren Erscheinungen von Objecten gleicher Gattung abstrahirt wird. Daher die relativen Begriffe von Stärke und Schwäche, wie Größe und Kleinheit.

Das Unendliche der Kraft übersteigt jeden denkbaren Maßstab und ist die zweite Classe des Erhabenen. Die Kraft wird uns nur durch den überwundenen Widerstand anschaulich. Daher erscheint das Dynamisch-Erhabene, wenn ein unendlicher Widerstand beslegt wird.

Das Erhabene der Kraft ist

- a. physisch; Uebergewicht über unendliche Natur-Kräfte,
- b. intellectuell, Herrschaft des Geistes über denkbaren Stoff von unermesslichem Umfange; dieses ist wieder theils theoretisch, theils praktisch;
- c. moralisch, Sieg des Willens über die Reize der Sinnlichkeit. Leidenschaft und Charakter können, ohne Beziehung auf Moralität, als Naturproducte ein physisch-erhabener Gegenstand seyn.

Die Wirkung der Größe und Kraft in der Anschauung auf das betrachtende Subject ist von dessen Selbst-Gefühl abhängig: fühlt es sich klein, so ist sie niederschlagend; fühlt es sich groß, erhebend. Das erhebende Gefühl nennen wir Begeisterung; aber diese ist nicht, wie Kant ohne Beweis behauptet, auf das Sitt-

liche eingeschränkt. Es giebt auch eine heroische Begeisterung, die von der Sittlichkeit unabhängig ist.

Kant's Theorie, auf die Kunst angewendet, scheint ihren Wirkungskreis zu beschränken, indem dabei auf diese heroische Begeisterung nicht Rücksicht genommen wird. Auch hat das Furchtbare eben die Wirkung auf ein Subject, das der sittlichen Begeisterung fähig ist, welche Kant als Kennzeichen des Erhabenen angiebt, und gleichwohl dürfen doch diese Begriffe nicht verwechselt werden.

34.

Zur inneren poetischen Form gehört, dünkt mich, erstlich: Erscheinung des Stoffs unter einer bestimmten Gestalt. Durch diese Gestalt wird der Gedanke ein Element der dichterischen Schöpfung, ein darstellbares Object. Die Phantasie muß das Product des Verstandes gleichsam verkörpern, es mit einer Hülle überkleiden, wodurch es anschaulich wird. Aus der Hand der Phantasie empfängt nun der Genius den Stoff seiner Thätigkeit — der Geist schwebt über dem Chaos und die Schöpfung beginnt; — dies ist das zweite Erforderniß der inneren poetischen Form.

35.

Die ästhetische Erziehung ist Zweck an sich selbst. Sie bedarf keiner Empfehlung als Mittel. Aber selbst als Mittel hat sie ihren Werth für Den, der nur für politische Zwecke Sinn hat. Alle Staatsverwandlung ist Geschäft eines Stumpers oder Barbaren, sobald sie kein würdiges Ideal zum Ziele hat. Der Staat ist bloß

Mittel; Zweck ist allein die Menschheit. Das Ideal des Staats setzt also das Ideal der Menschheit voraus und das Ideal der Menschheit gründet sich auf die Gesetze des Schönen. Der Staat kann nie die Verwandlung der Individuen erzwingen. Er kann bloß Gelegenheiten darbieten und Hindernisse entfernen. Dieser Zweck bestimmt das allgemeine Ideal eines Staats. Dies auf die besondern Verhältnisse eines einzelnen Volks angewendet, giebt ein besonderes Ideal für dieses Volk. Ist das allgemeine und besondere Ideal gefunden, so fragt sich's, wie es realisirt werden soll; ob durch allmähliche Annäherung oder durch plötzliche Umwandlung. Die Entscheidung dieser Frage hängt von dem Zustande der Gesundheit des Staats ab. Ein todtkranker Staat kann nur durch Revolutionen geheilt werden. Die Realisirung des Staats-Ideals, die allmähliche sowohl, als die gewaltsame, kann nicht von Statten gehen ohne persönlichen Werth der Mehrheit unter den Staats-Gliedern oder wenigstens einer Partei, die durch Kraft die Zahl ersetzt. Daher die Nothwendigkeit der höchsten Ausbildung der Individuen, wenn nicht bloß Uebel gegen Uebel vertauscht werden soll.

36.

Ungebildete Kraft, im Streben nach Größe, Gedanken-Gehalt und erschütternder Wirkung, ist Das, was man als das Characteristische dem Schönen entgegengesetzt. In beiden scheint nur ein Trieb nach dem Unendlichen, das Wesentliche des Kunsttalents, zum Grunde zu liegen; nur ist er bei dem Characteristischen auf die einzelnen Theile, bei dem Schönen auf die Verbindung

des Ganzen gerichtet. Es giebt nämlich ein Unendliches in der Verbindung des Ganzen, welches von der Beschaffenheit der Theile unabhängig ist, und in diesem scheint mir das Wesen der Schönheit zu liegen. Es besteht in unbeschränkter Einheit, verbunden mit unbeschränkter Freiheit. Diese Verbindung nennen wir Harmonie. Sie ist vollkommen, wenn die Uebereinstimmung auch in den kleinsten Theilen vorhanden ist, aber als ein freiwilliges Resultat ihrer Freiheit, ohne daß diese in irgend einem Theile beschränkt wurde. An dieser Harmonie, dünkt mich, erkennen wir den Geist der Antike.

37.

Ein großer Vortheil bei den Balladen ist gewiß die Wahl des Stoffes. Ist dieser an sich schon poetisch, so verträgt er eine einfache Behandlung und bedarf keines hinzugefügten Schmuckes, um zu interessiren. Der Geist des Dichters zeigt sich dann in dem Vermögen, allen Gehalt, der im Stoffe liegt, aufzufassen und darzustellen. Je weniger wir irgend eine Grenze in diesem Vermögen wahrnehmen, ohne daß es doch aus der menschlichen Natur herausgeht, desto größer der Künstler. Und wenn wir den Geist des Künstlers verehren, so lieben wir zugleich seine Seele in dem Ton, der in seiner Darstellung herrscht. Sein Character und seine Stimmung malt sich durch die Gegenstände, die er heraushebt, durch den Gesichtspunkt, aus dem er sie ansieht, besonders durch eine hohe Ruhe, die bei der innigsten Theilnehmung über das Ganze verbreitet ist. In Sprache und Versbau erscheint besonders, was ich Seele nenne, — die menschliche Gestalt des Geistes.

Große Natur-Scenen sind sehr passend für die Pallade, und alles Klein-Menschliche; aber moderne Cultur und conventionelle Verhältnisse sind nicht zu brauchen. Die Begebenheit soll durch ein poetisches Denkmal verewigt werden; dazu gehört eine vollkommene Behandlung, die aber freilich von einem vöbelhaften Ton sehr verschieden ist. Das Volk, von dem hier die Rede ist, — Menschen von Herz und Phantasie, aber ohne ausgebreitete Kenntnisse und verfeinerte Ausbildung — soll die Stimme eines höheren Wesens — nicht Seinesgleichen — zu vernehmen glauben; aber diese Stimme muß ihm durchaus verständlich seyn. Durch die Pracht des Rhythmus und den Wohlklang der Sprache wird die unverbundene Menschen-Natur ergriffen und in eine festliche Stimmung versetzt. Nun ist sie empfänglich für höhere Gefühle und für jedes Bild der Phantasie, wozu die Bestandtheile in ihrer Sphäre liegen. Jede Erinnerung an ihre Beschränkung würde diesen Zustand der Begeisterung zerstören; daher die schädliche Wirkung einer jeden Idee, die eine besondere Art von Kenntnissen voraussetzt.

Das Subjective muß in der Pallade, wie im Epös überhaupt, von höherer Natur seyn, nämlich von der allgemeinen Natur des Dichters, ohne die Persönlichkeit des besondern Dichters. Im Drama dürfen wir zwar nicht an den Dichter erinnert werden; aber auch hier wollen wir nicht das Object selbst sehen, sondern wie es in einer Dichter-Seele sich spiegelt. Im lyrischen Gedicht dagegen erscheint die besondere Natur des Sprechenden mit möglichstem Reichthum an Individualität, doch immer im idealischen Zustande.

Abstracte Begriffe schaden der dramatischen Dar-

stellung nicht, weil die Aufmerksamkeit zu sehr auf der handelnden und leidenden menschlichen Natur haftet und die unsinnliche Idee gleichsam nur im Hintergrunde steht. Aber im erzählenden Gedicht darf das Unsinnliche, däncht mich, nicht herrschen. Der eigentliche Stoff der Ballade ist wohl höhere menschliche Natur in Handlung. Das Begeisterte in einer menschlichen Begebenheit wird aufgefaßt und gleichsam in einem dichterischen Monument verewigt. Das Ziel ist entweder Sieg nach einem schweren Kampfe oder eine heldenmäßige Resignation bei dem Uebergewichte der äußeren Kraft.

Was die Ballade von dem sogenannten epischen Gedicht unterscheidet, ist, däncht mich, nur der kleinere Umfang. Das Wesen eines selbstständigen Gedichts besteht, däncht mich, in der höheren Natur des Dichters, die sich an irgend einem Stoffe veränlicht. Hier gilt nur subjectiver Werth; das Object soll nie um seiner selbst willen dargestellt werden. Aber der subjective Werth soll erscheinen und dies geschieht entweder in einem Zustande der Betrachtung oder Campfandung — lyrisches Gedicht — oder in einer Schöpfung — episches und dramatisches Gedicht. Hier erkennt man den Schöpfer aus seinem Werke, wenn er die ganze Fülle seiner Kraft darin verherrlichte; es mag nun die Welt, in der er lebt und herrscht, von größerem oder kleinerem Umfange seyn. Auch eine einzelne Begebenheit kann einen Stoff enthalten, der die Liebe des Dichters entzündet. Daher das innige Band zwischen Subject und Object, das Eindringen in das Mark des Stoffes — kurz, der Geist in der Behandlung. Von ganz anderer Art ist die Geschicklichkeit, mit der die äußere Form der Poesie zu

einem fremdartigen Zwecke gebraucht wird. Dabin gehört die Fabel, das Lehrgedicht, die Beschreibung, die Epistel, die Erzählung.

38.

Selbst bei der besten Aufführung eines Drama's wird die Phantasie des Hörers beschränkt. Er sieht bestimmte Gestalten, die Das nicht erreichen, was er sich unter den Idealen des Dichters dachte. Dafür verlange ich Entschädigung durch das eigene Talent des Schauspielers. Er soll das Werk des Dichters uns nicht bloß rein wiedergeben, sondern — weil er es nicht vermeiden kann, ihm etwas zu nehmen, soll er auch von dem Seinen etwas hinzuthun. So soll der Musiker nicht bloß declamiren, was der Dichter gesagt hat — er soll durch sein eigenes Organ Gedanken aussprechen, die der Dichter nur ahnen ließ.

39.

Die Zümmerei beim Idealißren besteht, dünkt mich, nur in der Personificirung leerer Abstracta. Der ächte Künstler giebt seinen Gestalten so viel Bestimmtheit, als möglich; aber bei aller Beschränkung, die mit jeder Bestimmtheit verbunden ist, bleibt in dem unendlichen Gebiete der Phantasie noch Spielraum genug für den Betrachtet übrig.

40.

Die Studenten sind wohl noch diejenige Classe des deutschen Publikums, von der man die meiste Empfänglichkeit für das Poesische zu erwarten hat. Durch die

Verhältnisse der wirklichen Welt sind sie noch nicht abgestumpft. Viele unter ihnen sind bekannter mit Griechenland und Rom, als mit ihrem Vaterlande. Das eigentliche Burschenleben ist ein immerwährendes Fest und eine festliche Stimmung ist eine Hauptbedingung des höheren Kunstgenusses. Bei dem übrigen Publikum hat die Kunst erst Alles zu überwinden, was dieser Stimmung entgegen ist. Manche Feinheit in der Behandlung wird dem Studenten entgehen, aber das Große und Heroische wird er lebhaft auffassen und mächtig davon ergriffen werden.

41.

Die falschen Begriffe unseres Publikums über das Natürliche sind wohl zum Theil durch einige Kunsttheoretiker veranlaßt worden, die die Kunst gern zu einem Geschäft herabwürdigen möchten. Ueber Gemälde hört man auch noch öfter ein gesundes Urtheil, als über ein Gedicht. Das Produkt der Phantasie des Malers wird um seiner selbst willen geschätzt; man vergleicht es nicht mit der Alltagswelt, die uns umgiebt, man fordert nur Zusammenhang, Consequenz, Einheit, man verlangt Bestimmtheit, Character, Bedeutung in allen Theilen des Werks — nur wo man auf etwas Formloses trifft, ist man unzufrieden. Wann wird es dahin kommen, daß auch poetische Kunstwerke auf solche Art beurtheilt werden? Mancher hat sich auch oft über poetischen Klitterstaat oder über eine gewisse Nennmisterlei unter jugendlichen Dichtern geärgert und wird dadurch nach dem entgegen gesetzten Extreme getrieben.

Der ächte Dichter giebt sich selbst kein Gesetz, aber in der Gesetzlosigkeit sucht er kein Verdienst. Seinen Stoff behandelt er mit Leichtigkeit, nicht mit Leichtsinne, spielend, aber nicht tadelnd. Die Gestalt, die seiner Phantasie erscheint, ergreift er mit Liebe, sucht sie festzuhalten und ihr in der ästhetischen Welt eine Wirklichkeit zu geben. Dies unternimmt er in dem Glauben, daß es in seinem oder einem künftigen Zeitalter Seelen geben wird, die mit ihm gleiche Empfänglichkeit haben. Die Totalwirkung des Bildes in dem Momente, da es ihn zur Ausführung begeisterte, soll auf sein Publikum übergehen. So dichteten die Griechen. Ebenso verfuhr auch Shakespeare, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihm jede einzelne Scene ein besonderes Kunstwerk ist. Diese Scenen sind unter einem gemeinschaftlichen Titel an einander gereiht, ohne daß er auf die Verbindung des Ganzen seine Kraft verwendete. Einheit scheint in seinen Werken mehr unversäglich zu entstehen, indem der Character, der seiner Phantasie einmal lebendig vorschwebte, in einer Reihe von Scenen sich gleich blieb. Auch entwickelte sich oft eine Situation aus der andern, ohne einen vorher überdachten Plan. So finden wir Gemälde von älteren vorzüglichen Meistern, in denen die Figuren ohne Gruppierung und Anordnung neben einander gestellt sind und jede einzeln betrachtet werden muß.

Aus Körner's Briefen an seinen Sohn.

Dresden, am 10. Juni 1808.

Seit heute bist Du nun, lieber Sohn, Dir selbst überlassen. Ueber diese wichtige Veränderung in Deinem Leben habe ich Dir wenig zu sagen. Ich liebe die Vermahnungen nicht, weil ich sie für unnöthig halte, wenn man Grund zum Vertrauen hat, und weil sie im entgegengeetzten Falle ganz unnütz sind. Ohne Vertrauen auf Dich würde ich sehr unglücklich sein, aber ich rechne fest darauf, daß Du fortfahren wirst, Deinen Eltern Freude zu machen.

Dresden, am 11. Februar 1809.

— — Hat der Vergbau für Dich sein Interesse verloren, so getraue ich mir nicht, Dir zur Fortsetzung des Vergstudiums zuzureden. In Deinen Jahren denkt man zu wenig an die Mittel, sich vor künftigen Nahrungssorgen zu sichern. Es ziemt mir also, bei Deiner jetzigen Wahl, Dich auch an diesen Punkt zu erinnern. Aber eine zu große Aengstlichkeit darfst Du dabei von mir nicht fürchten. Die Virtuosität, das weiß ich sehr wohl, nährt in der Wissenschaft, wie in der Kunst. Also nur nach dem Höchsten gestrebt, nur keine Erschlaffung, kein Strohfeuer, keine Mittelmäßigkeit! Ernst und Liebe, die dem Deutschen so wohl anstehn, werden auch Dich zu einem würdigen Ziele führen. Dein jetziger Entschluß

gibt mir die Aussicht, Dich nach Deinen akademischen Studien ein paar Jahre bei uns zu sehn. Ich gestehe, daß es mir erwünscht wäre, wenigstens etliche Jahre mit meinem ausgebildeten Sohne als Freund zu verleben. Vielleicht könnte ich Dir selbst, in Deinem Fache, als unbefangener Betrachter nützlich sein und Dich auf Lücken aufmerksam machen, die ich Dir auszufüllen überlassen müßte.

Tredden, am 11. Mai 1810.

An Deinen jetzigen Briefen, besonders an dem letzten, habe ich viel Freude. Ich verzünge mich selbst, wenn ich sehe, wie Lebenskraft und Lebenslust sich jetzt in Dir regt. Vorn möcht' ich etwas beitragen, die Dauer eines solchen Zustandes bei Dir zu sichern. Viel gewinnst Du schon dadurch, daß Dich dein Studium begeistert, folglich die Abwechslung zwischen ernster Thätigkeit und Genuß und das Streben nach einem hohen Ziele Dich vor Uebersättigung bewahrt. Dein Körper ist gesund und abgehärtet und Du kannst ihm Vieles zumuthen, was mancher Andere nicht unternehmen darf. Aber eben deswegen wäre es schade, wenn Du ihm doch vielleicht manchmal zu viel zumuthetest und in den Momenten eines jugendlichen Muthes nicht Meister Deiner selbst bleibst. Ich verlange von Dir keine altkluge Aengstlichkeit, kein pedantisches Wachen über Deine Gesundheit; aber auch für die Freude giebt es einen Rhythmus.

Tredden, am 6. Dezember 1811.

Der Conradin hat viel Anziehendes für den tragischen Dichter und je vertrauter Du mit der Geschichte

des ganzen Zeitalters wirkt, desto mehr Individualität und bestimmte Umriffe wird Dein Gemälde erhalten. Es gehört zum Reichthum eines dramatischen oder epischen Gedichts, daß die ganze damalige Welt sich in ihm spiegelt. Für den Helden des Stücks bedarf es der Liebe gewiß nicht, um ihn interessant zu machen, und die Freundschaft wird genug rührende Situationen darbieten. Aber an weiblichen Charakteren darf es doch nicht fehlen. — Ich sollte meinen, daß die Frauen in einer Tragödie sehr gut die Stelle des Chors vertreten könnten, wenn man sie selbst nicht in die Handlung eingreifen lassen will.

Freeden, den 17 Januar 1812.

— — Ueber Deinen Beruf zur Poesie habe ich Dir sonst schon geschrieben. Ich bin weit entfernt, Dich davon abzuhalten, aber ich habe nur die Besorgniß, daß, wenn Du jetzt schon das Produciren zum Hauptgeschäfte machst, Du vielleicht Manches versäumen wirst, was zu Deiner vollkommenen Ausbildung gehört und was Dich auch zu einem höheren Ziele führen würde. Es ist eine gefährliche Klippe für den Künstler, wenn er sich eine gewisse Fertigkeit erworben hat und mit dem, was er in kurzer Zeit fertig macht, eine günstige Aufnahme bei dem Publicum findet. Er bleibt dann leicht auf einer niedrigeren Stufe stehen. — Zu bedauern ist Jeder, der von der Günst der Muse Unterhalt erwartet. Nühren soll den Mann sein Geschäft und hierzu soll sich der Jüngling vorbereiten. Zu der Kunst treibt ihn die Liebe und was sie ihm dagegen darbietet, hat er bloß als Geschenk anzunehmen, aber nie als auf einen

Geld darauf zu rechnen. — — Die Kunst sei die Würde Deines Lebens. Widme ihr Deine schönsten Stunden, aber nicht immer zur Produktion, sondern auch oft zum Studium!

Dresden, den 23. Januar 1812.

Zwei Briefe von Dir liegen vor mir, mit der Nachricht von Deinem Theaterglück. Eine so gute Aufnahme mußte Dich freuen und auch uns war es kein kleines Fest, Deinen Namen auf dem Komödien-Zettel zu lesen und einen guten Erfolg zu wissen. Auf dem Parnass ist nicht immer schönes Wetter; genieße den Sonnenschein, so lange er währt, und verliere den Muth nicht, wenn sich der Himmel umwölkt! In Wien hast Du mit einem Publikum zu thun, das noch lebensfroh und unbefangenen ist, sich einem angenehmen Eindruck zu überlassen. Anderwärts trifft man so oft auf abgewerktes und alskluges Gesindel, das bei einem neuen Kunstwerke nichts weiter empfindet, als die Angst, sich durch ein voreiliges Urtheil lächerlich zu machen und gegen eine anerkannte Autorität anzustoßen — oder ein heimliches Grauen, wie vor einem mächtigen Feinde, dem man die schwachen Seiten abzlauern muß, um nicht von ihm überwältigt zu werden. Manchem ist dann erst recht wohl zu Muth, wenn er einen Grund aufgefunden hat, ein neues Geschenk der Kunst in den Winkel zu werfen.

Dresden, den 21. Februar 1812.

— — Von dem Success Deines Nachtwächters haben wir vor Anfunft Deines letzten Briefes zweimal Nachricht erhalten. Uebrigens gratuliere ich zu dem gu-

ten Erfolg und wünsche Dir Fortdauer dieser Gunst oder Gerechtigkeit des dortigen Publikums. — — Wegen den gräßlichen Stoff, den Du jetzt bearbeitest, wird von der Tante sehr protestirt. Ich habe an sich nichts dagegen, wenn ein Dichter auch einmal den Trieb fühlt, sich an einem solchen Stoff zu versuchen. Auch bin ich der Meinung, daß der bessere Dichter, aus Schonung für ein weichliches Publikum, dem Schauderhaften nicht ausweichen darf, wo er es auf seinem Wege trifft. Indessen giebt es in der Wahl des Stoffes eine Grenze, wo das Widrige überwiegend wird und auch für stärkere Nerven allen Kunstgenuß zerstört. Diese Grenze wirst Du hoffentlich nicht überschreiten. Auch möchte ich nicht gern, daß es den Anschein hätte, als suchtest Du durch das Seltsamere und Wilde des Stoffes Deinem Werke eine Würze zu geben. Solcher Kunstgriffe bedarfst Du wohl nicht. Und wenn von Ueberwindung der Schwierigkeiten die Frage ist, so würde ich die schwierigen Aufgaben in der Behandlung vorziehen.

Dresden, am 27 Februar 1812.

— — Ob Du mehr Talent zum Tragischen oder zum Komischen hast, kann ich noch nicht beurtheilen, da mir die Thatfachen zur Vergleichung fehlen. Indessen vereinigt sich Vieles bei Dir, was Dir einen glücklichen Erfolg im Komischen verspricht. Du hast vielseitige Empfänglichkeit, ein leichtes Blut, Witz, Fertigkeit im Verbau, Bekanntschaft mit dem Tone der feinen Welt und eine heitere Phantasie. Schade wär' es, wenn Du diese Vorzüge nicht gebrauchtest, um etwas Ausgezeichnetes in einem Fache zu leisten, das in der deutschen Literatur

unter die ärmeren gehört. Ich wünsche deswegen nicht, Dich von der tragischen Poesie ganz abzugiehn. Vielmehr mußt Du Dich in jeder Gattung versuchen und das Publikum muß überzeugt werden, daß es nicht Unvermögen zum Tragischen ist, was Dich mehr für das Komische bestimmt. Eine Rangordnung zwischen beiden Gattungen kann gar nicht statuiert werden. Du gestehst selbst, daß ein schauderhafter, gräßlicher Stoff Dich empört und Deine Nerven angreift. Wozu aber diese Kasation, wenn Dir ein anmuthiges Feld sich öffnet, wo jedoch ebenfalls, um den höheren Forderungen Genüge zu leisten, alle Kräfte aufgeboren werden müssen? — Du scheinst den Frühling noch in Wien genießen zu wollen. So gern ich Dich bald bei uns sähe, so habe ich doch nichts dagegen, wenn Du den nächsten Sommer noch in Wien bleibst. Mein Plan ist also dann, Dich im Julius zu besuchen. — Unter jetzigen Umständen glaub' ich, daß Du in Wien besser aufgehoben bist. Freilich wünscht' ich aber, daß Du neben dem Produciren auch studierst, nicht etwa eine Brodwissenschaft, sondern was zur Ausbildung des Dichters gehört, Sprachen, Literatur und Geschichte. Suche nur bei der Vermehrung Deiner Bekanntschaften Herr Deiner Vormittage zu bleiben! So freut mich, wenn der Success Deiner Stücke Dir den Eingang in mehrere Zirkel öffnet und wenn Du überall gern gesehen bist. Aber wache über Dich, daß Du beim Uebermaß des Genusses nicht erschlaffst! Schon mancher vorzügliche Kopf ist auf diese Art untergegangen.

Dresden, am 3. April 1812.

Die Eühne ist gestern angekommen und ich kann

Dir schon von dem Erfolg des zweiten Lesens Nachricht geben, mit dem bei einem solchen Stoffe für mich der eigentliche Kunstgenuss erst angeht. Ich gestehe, daß bei dem ersten Eindruck das Feinliche überwiegt, und vielleicht eben deswegen, weil in der Behandlung kein poetischer Schmuck verschwendet ist, weil Sprache und Dialog größtentheils einfach und herzlich sind, weil der Dichter nicht vorlaut wird, sondern man die Personen selbst vor sich sieht. Das Liebliche der beiden ersten Scenen wird durch den einzigen Namen Wilhelm unter den Personen verbittert. Jetzt bin ich abgekühlt genug, um bloß die Form zu betrachten, und freue mich ungestört dessen, was Du für eine solche Aufgabe geleistet hast. Die Wahn, auf welcher ich Dich fände, scheint mir die rechte zu sein. Laß Dich nicht verleiten, den Ruhm der Genialität in der Wildheit, Formlosigkeit und Frechheit zu suchen! Fahre fort, Deine Pläne mit Besonnenheit zu entwerfen, aber bei der Ausführung überlaß Dich ganz Deiner Phantasie und Deinem Gefühl! Lebe in Deinem Stoffe, ohne an irgend etwas in der übrigen Welt zu denken! Aus Deinem Innern muß Charakter und Situation in ihrer ganzen Fülle hervorgehen und was Dir lebendig vorschwebt, wird auch immer lebendiger in die Wirklichkeit treten, je mehr Du die Mittel beherrschest, die Du zur Darstellung brauchst. Schon jetzt bist Du in einem hohen Grade Herr Deiner Sprache und hast im Versbau Gewandtheit und Wohlklang. Kein Gedanke der Koketterie, nicht die kleinste Rücksicht auf den Effect bei irgend einem bestimmten Publikum, entweihe Deine Stunden der Produktion. Aber die Würde der Kunst und ihre Bestimmung sei immer vor Deiner Seele!

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben: bewahret sie!
 Sie steht mit euch, mit euch wird die gekunkene sich heben!“

Fresden, den 29 Mai 1812.

— Dir müßte es in vieler Rücksicht angenehm sein, mit des Freundes Familie nach Italien zu reisen, und wenn es erst im künftigen Jahre geschähe, so hätte ich nichts dagegen. Vorher wünschte ich nur, daß Du der Einladung Goethe's folgest und ihn noch recht benugtest, da er jetzt noch bei vollen Kräften ist und sich für Dich interessirt. Eine solche Gelegenheit darf, wie mich dünkt, nicht versäumt werden. Auch zu der italienischen Reise könntest Du Dich bei ihm sehr vorbereiten. Deine Ausbildung nimmt nun einmal einen eigenen Gang und ich bin bis jetzt dabei mit meinem Verfahren zufrieden, das von dem gewöhnlichen ganz abweicht. Es kommt nicht darauf an, in welcher Ordnung Du die vorhandenen Lücken ergänzest, wenn Du nur Fortschritte machst, Dich immer mehr entwickelst und mit dem Genuß, den Dir die Umstände darbieten, eine ernste Thätigkeit verbindest.

Den 8. September 1812.

Deinen Beruf zum Dichter habe ich in Brinn völlig gegründet gefunden und ich getraue es mir bei Gott und meinem Gewissen zu verantworten, wenn ich Dich nicht hindere, Deiner Neigung zu folgen. Aber mit dem Gefolge Deiner Thätigkeit steigen auch meine Forderungen. Du arbeitest in voller Jugendkraft, unter sehr günstigen Umständen. Dir liegt also ob, nach dem höchsten Ziele zu streben. Binnen zwei Jahren mußt

Du zu den Lieblingssdichtern der Nation gehören, die Achtung der Kenner erworben haben und auf ein sicheres Einkommen rechnen können. Benutze alle Deine vorhandenen Verbindungen und suche sie zu erweitern; aber übereile Dich nicht, wenn man Dich fesseln will! Suche Dich noch ein paar Jahre frei zu erhalten, um Deine Ausbildung zu vollenden und um Deinen Ruf in Norddeutschland zu gründen! — — Viel hast Du empfangen und viel zu hoffen, daher Deine Verbindlichkeit, die Würde Deines Berufs nie zu vergessen. Auf den Flügel der Dichtkunst soll die gesunkene Nation sich erheben. Dein Geschäft ist, alles Gute und Große und Heilige zu pflegen, wodurch die menschliche Natur sich verberlicht. Ich verlange nicht, daß Du bei Deinen dichterischen Arbeiten an einen moralischen Zweck denken sollst. Lebe und wirke in der ästhetischen Welt, aber nie feindselig oder mit unbändigem Muthwillen gegen irgend etwas, das guten Seelen ehrwürdig ist! Zeige Dich selbst nie anders als wie Du Dich nicht schämen würdest, vor Deiner Geliebten zu erscheinen!

Den 21. September 1812.

— — — Du feierst Deinen Geburtstag diesmal unter sehr günstigen Umständen. — — — Du kannst, ohne Dir Vorwürfe zu machen, vielmehr mit Zufriedenheit auf das vergangene Jahr zurücksehn. Du bist thätig gewesen und hast in der Kunst, sowie in Deiner persönlichen Ausbildung bedeutende Fortschritte gemacht. Deine Produkte haben den Beifall der Menge erlangt und sind von Sachverständigen geschätzt worden. Deinen Eltern hast Du viel Freude gemacht und sie sehen für Dich

einer glücklichen Zukunft entgegen. Mit frohen Ausblicken werden wir Deinen Tag feiern, werden Gott danken für Alles, was er uns in Dir gegeben hat und noch zu geben verspricht, und die Hoffnung, Dich bald wieder zu sehen, wird uns die Trennung erträglich machen. Ich drücke Dich im Geist an die Brust und gebe Dir meinen besten Segen. — — — Der ältere Blümner ist jetzt hier. Er hat Deine Bühne in Weimar gesehen und war sehr dafür eingenommen. Die Aufführung soll vorzüglich gewesen sein.

Dresden, den 1 Februar 1813.

— — Tu hast den Sinn für das Heilige bewahrt, aber kirchliche Meinungen haben jetzt für Dich kein Interesse, jedoch nicht aus Trivialität oder Heringschätzung, sondern weil Liebe und Kunst ausschließend in Deiner Seele herrschen. Du hast zu viel Tiefe, um nicht früher oder später auch auf Untersuchungen über Gegenstände der Religion geführt zu werden. Für diesen Zeitpunkt ist es wichtig, die Freiheit Deines Geistes zu behaupten und nicht in die reinliche Lage eines Streites zwischen Deinem Bekenntniß und Deiner Ueberzeugung zu gerathen. Der wesentliche Vortheil des Protestantismus ist, daß er zu der ursprünglichen Reinheit des Christenthums den Weg öffnet und von der Knechtschaft kirchlicher Autoritäten befreit. Ohne den hohen Werth einer göttlichen Offenbarung zu verkennen, darf man mit äußerster Strenge prüfen, was unter diesem Namen uns dargeboten wird. Das Edelste muß ausarten, wenn es durch mehrere Zeitalter von Menschen bewahrt und fortgepflanzt wird. Daher die Nothwendigkeit, den Gehalt von den Schladen zu sondern.

Bemerkung.

Der wichtigste Brief Körner's an seinen Sohn, derjenige nämlich, in welchem er seine Einwilligung zum Eintritt desselben in den Kriegsdienst erklärt hat, muß zur Zeit leider als verloren gegangen betrachtet werden. Freunde, die ihn gelesen, versichern aber, daß eben in diesem Briefe das lebendigste Bild des würdigen Mannes dargestellt gewesen sei, in der Art und Weise, in welcher er, voll der innigsten Vaterliebe und in dem Sohne sein köstlichstes Besizthum erkennend, dennoch, durchdrungen von der Heiligkeit der Sache, welche derselbe verfechten wollte, und von der Größe des Moments, zur Verfolgung seines Weges ihn selbst ermuntern habe. Es war dieselbe Gesinnung, mit welcher er auch den Tod des Sohnes ertug, indem er mit immer gleicher Liebe bis an sein eigenes Ende, aber mit ruhiger Fassung und heiter dem Vorausgegangenen nachblickte.

Einen kleinen Beleg hiefür enthält der noch bewahrte Brief des Sohnes an den Vater, welchen er nach erhaltener Einwilligung unmittelbar vor seiner Abreise von Wien an Letzteren schrieb, indem er seine Aeltern darin aufjederu konnte, an Toni (seine Braut) etwas Vernünftiges zu schreiben, und ihnen selbst noch die Abschiedsworte zuzufügen: „Sehnet mich, wenn auch ein paar Thränen mit drein fallen sollten!“ — Noch in demselben Monate schrieb er einer Freundin: „Kein Tod ist so mild, wie der unter den Augen der Feinde: denn was den Tod sonst verbittern mag, der Gedanke des Abschieds von Dem, was einem das Liebste, das Thuerste auf dieser Erde war, das verliert seinen Wermuth in der schönen Ueberzeugung, daß die Heiligkeit des Untergangs jedes verwundete, befreundete Herz bald heilen werde.“



Den Mänen der Kinder.

Oht Euch, seliges Paar! hoch schwebet Ihr über der Erde;
 Wir verweilen noch hier, wandelnd auf vernichteter Bahn,
 Aber in Blumen und Sternen, in jeder Fierde des Weltalls
 Sieht der sehnte Blick seine Geliebten verkört,
 Auch in der Grotte, die hier die kethrüntten Gräber beschattet,
 Zeigt, was Ihr waret und seid, uns sich als liebliches Bild.
 Nah' an der Wurzel entsteh'n aus dem Herzen des Stammes
 zwei Kesse,
 Kräftig steht einer empor, ihm schließt der zweite sich an
 Bald, wie durch fremde Gewalt, seh'n wir sie gehemmt und
 vereint,
 Aber der höhere Trieb steht über irdische Macht.

(In Weselin geschrieben)

Bemerkung.

Den Platz neben der Grotte, unter welcher Theodor Körner
 begraben wurde, und einen umgebenden Mann erhielt sein Va-
 ter als ein Geschenk von einem edelmüthigen deutschen Fürsten,
 dem regierenden Herzog von Mecklenburg-Schwerin. Die Grab-
 stätte ist mit einer Mauer eingefast, bekrönt und mit einem
 in Eisen gegossenen Denkmal bezeichnet. Hier ruht auch die ir-
 dische Mutter der gleichnamigen Schwester Theodor Körner's,
 Emma Serbie Kowle. Von stiller Gram über den Verlust des
 innig geliebten Bruders zehrte ihre Lebenskraft auf und ließ ihr
 nur noch die Zeit, sein Bildniß zu malen und seine Grabstätte
 zu zeichnen.

Alfred der Große.

Oper in zwei Aufzügen.

(Der Plan dieser Oper ist von Christian Gottfried Körner, die Ausführung desselben von Theodor.)

Personen:

Alfred der Große, König von England.
Alwina, seine Braut.
Hewena, ihre Freundin.
Dorset, englischer Ritter.
Eicward, Alfrede Anapre.
Harald, } Dänische Fürsten und Geldherren.
Gothron, {
Chor der Engländer.
Chor der Dänen
Chor der Gefangenen.
Chor der dänischen Frauen.

(Scene: Dänisches Lager in England. Gegend in der Nähe desselben. Zeit: das Jahr 878.)

Erster Aufzug.

(Vager der Dänen. Im der Herne ein Schloß.)

Erster Auftritt.

(Vollstreck) Die Dänen (liegen theils einzeln, theils gruppiert auf dem Boden, trinken und rauchen. Im Hintergrunde wird getanzet). Einige dänische Frauen (berufen die Krieger). Andere (sitzen mit ihnen auf der Erde). Gothron (ganz im Vordergrunde, sitzt auf einem Heisensack und scheint in Gedanken verloren).

(Der Overtüre schließt sich unmittelbar an:)

Chor der Dänen. Auf, tapfere Gesellen zum Feste,
Zum Pecher ihr lebenden Wäße!
Wir zehren vom löstlichen Raub! —
Hoch lebe der muthige Krieger,
Der Däne, der Brittenbesieger!
Und Alken nieder in Staub!

Chor der Frauen. Einsam unter fremdem Himmel,
Von dem Mutterlande weit,
Begen wir durch's Kampfsgetümmel,
Durch der Männer blut'gen Streit.
Nach der Heimath oft, der lieben,
Wankte sich der trübe Blick;
Doch wir sind noch tren geblieben,
Trene hielt uns hier zurück.

Chor der Dänen. Auf, tapf're Gesellen, zum Feste!

Gothron. Im Siegestaumel schwebst das Volk, doch mich
 Verfolgt das Schreckensbild der letzten Nacht. —
 Wie, Gothron! ist das der geprüfte Muth,
 Ist das der feste Sinn bei jedem Sturme?
 Mein, denke, wer Du bist, und sey ein Mann,
 Sei nicht der Mörder deiner eignen Kraft!
 Der Nacht gebieten finst're Göttermächte,
 Und senden, Unglück stierend, uns den Traum.

Recitativ und Arie.

Recitativ.

Dech stand es nicht mit voller Kraft des Lebens
 Vor meiner Seele wie ein Bild des Lichts? —
 Noch seh' ich ihn, den königlichen Jüngling,
 Die gold'ne Krone auf dem stolzen Haupt;
 Den Leoparden führt' er in dem Schilde,
 Vornugsühend trat er vor mich hin, ich sank,
 Von seines Blickes Flammenkraft getroffen.

Arie.

Drückend schwer in die Luft —
 Im Nebel schreiten,
 Winkend von Weiten,
 Geister der Ahnen,
 Senken die Fahnen,
 Denten zur Gruft —

Aber ob Wetter auf Wetter sich thürmen,
 Donner auf Donner kracht,
 Fest noch sich' ich unter den Stürmen,
 Oder fall' als Held in der Schlacht!

(Gesang und Triumphmarsch in der Ferne.)

Hoch töne Trompetengeschmetter
Dir, Odin, du höchster der Götter,
Der trogende Feinde befehlt!

Guthron. Was hör' ich — wie? Trümmergesang der Unfern?
Ist das nicht Harald's Siegesmarsch?

Ein Däne (kommt aus Ferne und spricht während das A. verschleierten Blickes
nachher):

Ja, Herr!

Er traf mit seiner Hingewebenen Schaar
Auf König Alfreds Heer; es focht verzweifelt,
Doch Harald drang in seine dicht'sten Reihen.
Und Englands letzte Mauer war gebrochen.
Der König ist entflohn mit wenig Edlen
Nach nur das Leben hat er sich gerettet.

Guthron (bei Seite).

Denn Harald sagt, darf Guthron nicht mehr träumen.

Zweiter Auftritt.

Der Triumphzug der dänischen Sieger. Harald. Drittlige Gefangene.

Chor der dänischen Krieger und Frauen.

Hoch töne Trompetengeschmetter,
Dir, Odin, du höchster der Götter,
Der trogende Feinde befehlt!

Die Krieger (allein). Wir trafen gerüdet die Britten,
Wir haben wie Dänen geschritten,
Als Helden gekämpft und gesiegt.

Chor der Gefangenen.

Woh! was haben wir verbrochen? —
Vater der Varmherzigkeit!

Unser Stärke ist gebrochen,
Hingewürgt im blut'gen Streit! —
Zahllos, Herr, sind unsere Leiden;
Nest' uns aus der Nacht der Feinden!

Chor der Krieger (unter sich.) Hoch töne Trompetengetöse
H. H. H.

Als Helden gekämpft und gesiegt.

Harald (zu seinen Dänen).

Das war ein blut'ges Tagewerk, Kampfgesellen!
Ihr habt Euch Eures Führers werth geschlagen.
Stand doch das Volk der Briten wie ein Feld,
Als wollt' es einer Welt entgegen kämpfen.
Doch wie der Blitzstrahl aus den Wolken schmetterte,
War Harald da und seiner Dänen Schaar
Und wo bies Schwert kämpft, ist der Tag gewonnen.

Gotthard (bei Seite.)

Der Uebermüth'ge! (laut) Heil Dir, edler Heldenherz!
Du hast die Kraft des Dänenarms bewährt.
Im blut'gen Epiel der Schlachten grau geworden,
Kann ich mich nimmer solcher Großthat rühmen.

Harald. Die Welt hat einen Harald nur geboren
Und nur ein Harald soll der Welt gebieten

Gotthard (bei Seite).

Fahr' hin, fahr' hin! auch Deine Stunde schlägt!
Das Schicksal wird den Knabenhochmuth beugen.

Harald. Jetzt, Kampfgesellen, laßt Euch noch der Arbeit!
Eergles könnt Ihr die Nächte jetzt verschlummern:
Alfred hat unserer Schwertkraft geküßt,
Er ist besiegt und Albieu ist unser.

Gotthard. Noch, Harald, ist's nicht Zeit zu Siegesfeiern;
Noch ist das Werk, das große, nicht vollbracht

Daß mancher Morgen muß noch blutig tagen,
 Ob Albion des Siegers Schwert erkennt:
 Denn Alfred lebt und viel der edlen Britten;
 Ich ahne hier noch eine wilde Zeit.
 O wane nicht dem kühn'gen Glück der Schlachten!
 Denn schneller, wie die Welle steigt und fällt,
 Treibt uns das Schicksal auf dem Meer des Lebens.
 Fürst! auch dem schwachen Feind ist nicht zu traue'n.
 Nur jetzt noch schwelge nicht im Siegestaumel,
 Nur jetzt zum Jürl —

Harald. Mein Werk hab' ich gethan.
 Willst Du die Luß des Tages mir vergiften?
 Ich schlage nur in freier, off'ner Schlacht;
 Doch liebst Du es, die Wälder zu durchspüren,
 Folg' dem armsel'gen König nach. — Nur zu!
 Mich hat es nie nach solchem Rang gelüftet —
 Und jetzt sei Siegemahl und Laug. Ich will's!

Gonthron. Verschmähe meinen Rath, ich muß es dulden;
 Doch eine Zeit wird kommen, wo Dich's reut!
 Mich aber hält Dein Spotten nicht zurück.
 Nicht eher soll der Siegestrunk mich laden,
 Bis Alfred's Blut mein Dänenshwert gefärbt.
 Ihm folg' ich durch der Wälder dicke Nacht;
 Denn in dem Fürsten fällt des Volkes Nacht.

(Ab mit seiner Schaar.)

Dritter Auftritt.

Harald. Deine Pläne. Die Gefangenen.

Harald (dem Gonthron nachsehend).
 Geh', Alfer! geh', du hörst nur unser Heile;
 Dich treibt der Reid, die Wiffung meines Ruhms.

(Da den Kriegen)

Führt die Gefang'nen fort zur Ähren
Bewahrung. — Alwina führ't herbei! Dann lehr't
Zurück, das Siegesfest mit mir zu feiern.

(Die Gefang'nen werden von einigen dänischen Kriegen abgeführt.)

Geralt. Auf, wähere Tünen! auf, und frisch begonnen
Das hehe Lied von der geschlag'nen Schlacht!

Chor der Dänen (von Ballet-Pantomime begleitet).

Wir kämpften mit dem Schwert.

Geralt. Furchtbar wehten die Walkyren
Das Gewebe der Schlacht
Mit blutigen Lanzen
Und Menschengliedern
In der Helsen Nacht.

Chor der Dänen. Wir kämpften mit dem Schwert.

Geralt. Das Loos des Kampfes ist gefallen,
Wenn Odin gedenkt
Es zogen wir an,
Dem Reinde entgegen
Zum wogenden Streit.

Chor der Dänen. Wir kämpften mit dem Schwert.

Geralt. Speere blinken,
Krieger hulen.
Durch des Kampfes Nacht
Schreiten die Walkyren,
Führen die Gefall'nen
Zu Odins Burg,
Zu Walhalla's Pracht

Chor der Dänen. Wir kämpften mit dem Schwert.

Harald.

Der Nordstahl rasste furchtlich
In Männer-Brust Der Dritte wich
Und seine Mauer brach;
Denn Harald warf den blut'gen Speer
Und jagte siegend durch das Heer.
Gewonnen war der Tag.

Chor der Dänen.

Wir kämpften mit dem Schwert,
Wir siegten mit dem Schwert;
Des Feindes Mauer brach,
Gewonnen war der Tag.

(Während des letzten Gesanges zieht sich der Chor nach und nach in den Hintergrund zurück, lagert sich dort und beginnt das Siegesmahl.)

(Hier kann auch ein charakteristischer Tanz eingelegt werden.)

Vierter Auftritt.

Harald, Die Dänen, Alwina und weibliches Gesolge, von Kriegern geleitet.

Harald. Ich stehe nicht in Deins Genuß allein,
Auch Freya hat zum Lieblich mich erlesen;
Denn in der Schlacht, der siegend ich gebot,
Ward mir die schöne Dittin dort erkämpft
Und heut noch will ich sie als Braut umarmen. —
Dein Volk, Alwina, sonst vor meiner Nacht,
Ich habe Dich als Beute mir erkritten;
Du bist in dieses Arm's Gewalt: so höre! —
Es hat Dein Blick mein Siegerherz gewonnen
Aus Deiner Glieder reizende Gestalt
Erregte meiner Seele tiefsten Grund!
Denn reich' ich Dir, ein freier Dänenfürst,
Die selbe Hand. Erhöre Du meinen Wunsch,

So will ich Männertreue Dir geloben, —
Als Königin wird Dich mein Volk verehren. —

Recitativ und Arie.

Alwina (bei Seite).

Kümmstüger, verleihe mir Kraft! — Wuth! — Wuth! —

Harald. Du wirfst Dein eig'nes Leed. — Bist du entschlossen?

Alwina (stolz).

Ich bin's und war's, eh' Du Dein Wort vollendet.

Arioso.

Wagst Du's, nach mir die Hände auszustrecken? —

Ein Brittenberg schlägt hier im Busen laut

Und nimmer kann Dein Drohen mich erschrecken;

Denn ich bin Alfred's stolze Königsbraut!

Ich hasse Dich mit aller Kraft der Seele! —

Jetzt, Dänensfürst, jetzt frage, was ich wöhle!

Harald. Du, Alfred's Braut, Alwina? — Tod und Hölle!

Muß der mir überall als Feind begegnen?

Und Du, Verräth'rin, wagst's, mich zu verschmähen?

Ich werfe Dich in tiefe Kerker Nacht;

Dich soll der Tag nicht freundlich mehr umwehen,

Verblüht sei Dir des Lebens Rosenpracht;

Und hab' ich Deinen Tuhlen einst im Streite,

So wird er meines Grimmes blut'ge Deute.

Arie.

Alwina. Es lebt noch ein gerechter Gott im Himmel

Und ich verachte Deine blinde Wuth.

Alfred erhebt sich einst im Schlachtgetümmel

Und schreitet muthig durch des Kampfes Wuth.

Orgin're! tiefe Ressen wird er brechen
Und meine Schmach in Eurem Blute rächen.

(Als mit ihrer Begleitung. Harald setzt ihr. Sobald Alwina geschlossen, fällt festlich der Chor ein.)

Fünfter Auftritt.

Die dänischen Krieger.

Chor der Dänen. Das höhlliche Reth ist beschloffen,
Wir haben die Zimten geneffen.
Nun geht es an so Neue zum Streit;
Ehen hüt wir zum Kampfe bereit.

(Die Scene bleibt einige Augenblicke unverändert, bis der Gesang der abziehenden Dänen ganz verhallt.)

Sechster Auftritt.

(Eine der Geigen im Walde, von Helsen umgeben.)

Alfred noch in völliger Königstrübsung, tritt veräthert auf.

Gavatine.

Weht euch, ihr tapfern Streiter!
Ihr laßt mit Besinnung im Wind;
Aber ihr harbt vergebens!
Den herrlichen Preis des Lebens
Wandt uns ein feindlich Geschid.

Recitativ.

Der Schlag ist hart; doch laß ich schon verjagen?
Ist denn das Gedächte, Leberste gethan?
Mich liebt mein Fell; es archt mich nicht verlieren
Und stürzt sich frentig in des Kampfes Nacht. —

Noch fühl' ich Kraft in diesem Arm sich regen
Und meinem Schicksal geh' ich Loos entgegen.

Arie.

Mild brandet der Sturm, die Fenner brüllen
Und aus der Wellen dunklen Hüllen
Dringt noch ein Strahl des Lichts hervor.
Der Adler sieht's und ohne Grauen
Darf er die stütze Kraft vertrauen
Und schwingt zur Sonne sich empor.

(Wie er abgehen will, begegnet ihm Seward.)

Siebenter Auftritt.

Alfred. Seward.

Seward. Mein König!

Alfred. Seward!

Seward. Herr! Gott sei gedankt!

Du lebst, Du lebst!

Alfred. Mein alter, treuer Diener!

Seward. Jetzt mag das Schwert der Dänen mich erreichen;
Ich sterbe gern, denn du bist ja gerettet!

Alfred. Ach, viel des edlen Blutes ist geflossen
Und schwer getroffen sank manch' theures Haupt. —
Doch! — Himmel! — sprich, wo ist Alwina? sprich,
Hab' ich Sie nicht in Deinem Schutze verlassen? —
Wo ist sie, Altes? — Gute meine Angst!

Seward (bei Seite). Danks ich ihm das Gräßliche verkünden! —
(Laut) Alwina, edler Herr —

Alfred Ist teth? — Vollende!
Ich bin ein Mann und will als Mann es tragen.

Siward Teth ist sie nicht, doch schlimmer wohl, als teth; —
Alwina ist gefangen von den Dänen!

Alfred Oerchter Gott! gefangen von den Dänen!
In Harald's übermüthiger Gewalt?

Siward Als Du zum Kampfe muthig angezogen
Und wir im Lager streber Kunde harrten,
So stehst du ein Blindhauer an uns veränder
Und rief uns zu: Der König ist umzingelt!
Und während uns dies Wort zu Ohren schlägt
Und uns die Angst nicht Worte finden läßt,
Schwingt sich Alwina auf des Kelters Rücken
Mit wilhem Blut und freunt das edle Noß,
Daß es hochbäumend in die Luft sich hebt,
Stürzt ihn dem nahen Feinde sich entgegen
Und fällt, noch eh wir rettend sie ereilen,
In Harald's Macht. —

Alfred Die Unglückselige!

Siward Ich aber steh in einem armen Harnet —
Die nahe Hütte ist sein Aufenthalt, —
Der vor des Feindes Plüden mich verbarg
Und so das Leben sorgend mir erhielt.

Alfred O welche Warte wird dir nicht bereitet,
Hochberog Wäthen! kannst du es ertragen?
Doch meine Lage wird sie nicht erretten,
Die muth'ge That nur führt zum fernem Ziel. —
Der Augenblick ist günstig. Zergo's schmelzt
Im Uebermuth des Siegs der Feinde Schaar.
Ein neuer Angriff glückt wohl; doch vorher

Ist noch des Lagers Schwäche zu ertränken
Und in des Harpners Hülle darf ich's wagen. —
Alwina gilt's. Es gilt das Glück des Lebens;
D'rum, Sieward, eile, führe mich zu ihm!

Sieward Ich fühl' es wohl, mein Weigern ist vergebend;
Die That ist groß, das Herz ist ungeschwemmt. (Reite ab.)

Achter Auftritt.

(Baldige Gegenb. sinkt ein Thurm.)

Gothron und seine Dänen.

Gothron. Noch laub ich seine Eyre des Drittenkönigs,
Auch seiner Freunde Reinen hier verbergen.
Das ganze Volk hat püchlig sich zerstreut;
Doch in dem Dunkel seiner kühnen Wälder
Sant die Natur ihm eine feste Burg —
Nun will ich noch den nächsten Kern durchstreifen,
Aus dem Gefahr und Treuen könnte. — Harald
Mag mich verhöhnen; ich veräume nichts,
Was Abgheit federt. — Helt' mir, treue Dänen! (Alle ab.)

Neunter Auftritt.

Alwina (erscheint hinter den Leuchtergittern des Thurms). Alfred
und Sieward (ersterer als Hünner verkleidet, kommen später von der
rechten Seite während Alwinens Gesangs.)

Romanze und Terzett.

Alwina (allein). In des Thurmes Nacht gefangen,
Sinkt die Lebenslust in's Grab;

Heber die verblutten Wangen
 Fließt die Thräne mir herab.

(Alfred kommt mit Sieward.)

Alfred. Was hör' ich! Gott! Vernahmst Du wohl die Stimme?

Sieward. Sie ist 's. Es war Alwinus Silberken,

Alwina (fährt fort). Wie ertrag' ich meine Schmerzen,
 Von dem Heißgeliebten fern?
 Doch sein Bild strahlt mir im Herzen
 Wie ein goldner Himmelsstern.

Alfred. Alwina schmachtet vert in jenem Thurm!
 O laß uns ihr die nahe Rettung künden!

Arie.

Nicht länger sollst Du trostlos weinen;
 Palt überhantet ist der Schmerz
 Dein Ketter naht, er wird erscheinen
 Und liebend süßt er Dir an's Herz.

Alwina. O süßes Wort, das du gesprochen!
 Des Herzens Kummer ist gestillt,
 Palt sind die Hefeln mir gebrochen;
 Der Liebe Hoffnung wird erfüllt!

Alfred. Das Wagniß muß ich vollbringen;
 Den Dänischswertern biet' ich Loth.

August. **Alwina.** Was Du gewagt, es muß gelingen;
 Die Ficke ist Dein schöner Lehn.

Sieward. Das Schicksal wird er kühn bezwingen,
 Mag es ihn feindlich auch bedroh'n.

Alwina. Gewiß, gewiß, Du wirst mich retten;
Du wagst für mich die süßne That.

Ich trage muthig meine Ketten;

Ich glaube Dir: mein Retter naht!

Alfred. Gewiß, gewiß, ich will Dich retten;

Für Dich wag' ich die süßne That.

Ertrage muthig Deine Ketten;

Verzage nicht: Dein Retter naht!

Sieward. Gewiß, gewiß, er wird Dich retten;

Er waget für Dich die süßne That.

Ertrage muthig Deine Ketten;

Verzage nicht: Dein Retter naht!

Zugleich.

(Alwina zieht sich hinter die Heckerlatten zurück. Indem Alfred und Sieward abgehen wollen, kommt Gothron.)

Zehnter Auftritt.

Alfred. **Sieward.** **Gothron** (kommt mit seinen Dänen.)

Gothron. Was spürt Ihr hier herum? Wer seid Ihr? spricht!

Alfred. Gestranger Herr! ich bin ein armer Harsner
Und lebe einsam dort in jener Hütte.

Ein Däne. Wir kennen ihn und seine Liebeskunst.

Gothron. So führt ihn fort; er soll auch mich ergötzen.

Alfred (leise).

Jetzt, Alfred, gilt 's, jetzt mußt du es vollbringen
Und fehlt die Kraft, muß es der List gelingen.

(Alfred wird abgeführt.)

Gothron (zu Siemar).
 Doch wer bist Du? Gewiß vom Heer der Britten? —
 Gesähe!

Siemar Herr! ich bin ein Flüchtling;
 Der Hunger anßte mich, ich suchte Hülfe.
 Erbarm't Euch, wenn ich nicht verkommen soll.

Gothron. Man bringe ihn und fuhr' ihn in's Gefängniß!

(Siemar wird gebunden.)

So wäre denn der ganze Wan durchsucht
 Nichts von Bedeutung hab' ich aufgefunden;
 Nur Ein Mal hatt' ich eine leichte Spur.
 Doch halt war sie im Tüchtel mir verloren.
 Ich kehre leer zurück! — Auf, setzet mir, Dänen!

(Alle ab.)

Gilster Auftritt.

(Nacht. Finstliches Saal. Zur Seite ein Brunnen. Die Bühne
 bleibt einige Zeit leer.)

Gothron und sein Gefolge. Ein Fackelträger. **Harald** (tritt auf
 mit seinem Gefolge und einem Fackelträger.)

Finale.

Harald (freut sich). Werth'n! herrliche Beute
 Hat uns Dein Streifzug gebracht.
 Wenn ich zu früh mich erfreute.
 Haß Du im's Ganze gewacht.

Gothron Harald! zu lange ichen
 Duldt' ich den Gehn.
 Was dieser Arm noch vermag.

Hat auch in früheren Jahren
 Mancher erfahren
 Bis auf den heutigen Tag.

(Er zieht sein Schwert; Harald ebenfalls. Gothron's und Harald's
 Gefolge treten davollstehen.)

G h r.

Kürken, bedenkt, was Ihr thut!
 Hier, wo Ihr Beide zum Kampfe verbunden,
 Kränze des Siegs um die Schläfe gewunden,
 Fließe nur kriegerisches Blut!

Ein Rote (kommt zu Harald). Vergebens, gestrenger Gebieter,
 Ward Alwina im Thurne bewacht.
 Durch unterirdische Gänge
 Entsprang sie im Dunkel der Nacht.

Harald. Wie? Ist euch wohl? — Alwina entsprungen?
 Das kühne Wagniß war' ihr gelungen?
 Das soll sie braven in kühner Gruft! —
 Auf! wachre Thoren, die Wache ruft!

(Mit seinem Gefolge und seinem Fackelträger ab.)

Gothron (dem Harald nachsehend).
 Hat sich Dein Glück schon gewendet?
 Noch ist nicht Alles geendet!

(Zu den Dänen).

Dezt ruft den Harsner mir
 Hier in des Himmels Freie,
 Dafi er mit Saitenlang
 Den frehen Rnth erneue!

Alfred (tritt als Harsner auf). [Harsen-Vorspiel]

O e m a n z e.

Des langen Kampfes müde,
 Lag unberührt der Stahl;

Gin süßer, stiller Friede
 Beglückte unser Thal,
 So lebten wir die Tage
 Des Lebens froh dahin;
 Kein Schmerz und keine Klage
 Trübte den heitern Sinn.

(Bei den folgenden Strophen werden die Dänen immer aufmerksamer,
 drohender und erzürnter und Othron immer tiefsinniger.)

Doch schnell sind verschwunden
 Die glücklichen Stunden,
 Zur dunklen Nacht
 Da kam es gezogen
 Durch brausende Wogen
 Mit eburner Wacht.
 Und Schwerter klirrten,
 Und Pfeile schwirrten:
 Der Kampf begann.
 Es fielen die Krieger
 Der Fremde bleibt Sieger,
 Der blutig gewann.

Othron (heimlich). Was mag er beginnen?
 Was mag er erfinden?

Alfred. Doch viel kann der Mensch ertragen,
 Bis die letzte Schranke bricht.
 Dann muß er das Höchste wagen;
 Tod und Hölle schreckt ihn nicht.
 Denn erzittert dort, Ihr Dänen!
 Muthig wird der Dritte sich'n.

Chor der Dänen (auf Alfred eindringend).

Wie? Du wagst uns zu verhöhnen?
 Wobe! Dir soll 's übel geh'n. --
 Herr! das hörst Du so gelassen?

Gothron. Keiner wag' s, ihn anzufassen!

Alwina (schleicht hinter den Dänen heimlich im Hintergrunde hervor, leise).

Hier hört' ich des Geliebten Stimme;
Ich achte nimmer der Gefahr!
Steht er nicht dort im heil'gen Grimme,
Umringt von seiner Feinde Schaar?

Alfred (in immer größerer Begeisterung).

Mutig wird der Morgen grauen,
Wird im Kampf die Britten schanen;
Alfred naht in Königspracht,
Schreitet durch die düstere Nacht —
„Freiheit“ ist das Lösungswort.

Zugleich. { **Dänen.** Treibt den frechen Harnier fort!
 { **Alwina** (leise). Ach! zu löhn war dieses Wort.

Alfred. Siegend wird die Fahne weh'n!

Dänen. Soll er ungestraft und schmah'n?

Alwina (leise). Alfred! wie wird Dir's ergeh'n!

Alfred. Das Gewagte ist gelungen
Und der Däne ist bezwungen,
Hingeschleudert in's Verderben!

Zugleich. { **Dänen.** Frecher Bube! Du mußt sterben!
 { **Alwina.** Ach! er denkt nicht der Gefahr!

Gothron. Vange Ahnung, wirst du wahr?

Dänen (in der höchsten Wuth auf ihn eindringend).
Dein Blut soll diese Schwerter nehen,
Derweg'ner, schweigst Du jetzt nicht bald!

Alfred (intem er des Harniers Kleid voll Begeisterung abwirft und im königlichen Schmucke dasicht).

Wer wagt es noch, mich zu verlegen,
Des Königs heilige Gewalt?

Alle (außer Alwina, fahren erschrocken zurück).

Der Brittenfürst!

Alwina (ungleich) Wie groß und süß!

Alfred. Erkenn't Ihr mich?

Sothron.

Mein Traum? mein Traum?

Alwina (springt hervor, reißt dem einen noch anwesenden Hackselträger die Hackel aus der Hand und wirft sie in den Brunnen, Dunkle Nacht).

Hert, rette Dich!

(Sie reißt ihn seitwärts im Dunkel mit sich fort.)

Sothron. Wo ist es hin, das Schreckensbild?
Das war's, was mir im Traum erschienen;
Ich laun' es an den edlen Nieuwen —
Die dunkle Ahnung ist erfüllt.

Chor

Er ist entrückt! Schnell hinterdrein!
Die Nacht hat ihn in Schutz genommen;
Doch soll er nimmer uns entkommen! —
Auf, Brüder, auf, und hel't ihn ein!

(Wollen dem Blüthigen in großer Unordnung nachhelfen.)

Zweiter Chor

(tritt aus dem Innern des Theaters ihnen entgegen und hält sie zurück),

Halt! Laßt ihn! Er ist vernichtet.
Ein hat über ihn gerichtet —
Seld ein Fürst ohne Land und Heer
Dreht uns keine Gefahren mehr.

Beide Chöre

(ungleich, wiederholen).

(Während des wilden Tumults fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

(Helsen-Berg im Walde. Zur Seite eine große Höhle. Morgenröthe. Sonnenaufgang.)

Erster Auftritt.

Dorset. Dritten.

Morgengesang der Dritten.

Sei uns willkommen, freundlicher Morgen!
 Sei uns willkommen, freundlicher Tag!
 In deinem Schooße liegt es verborgen,
 Was uns die Zukunft noch bringen mag.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Alwina (tritt aus der Höhle).

Dorset (der sie erblickt). Alwina!

Alwina. Ja! ich bin's und Alfred ist
 Gerettet!

Dorset. Doch Du getrennt von ihm? und hier?

Alwina. Gerettet waren wir, doch zeigten sich
 Bei Tages Anbruch einzeln in der Ferne
 Noch Feinde. — Hier blieb ich, in dieser Höhle,
 Auf sein Geheiß verborgen. Ihn hielt nichts
 Zurück. Er machte Bahn sich durch sein Schwert

Und eilte zu der trenen Schaar, die dort
In jenem Thale seiner harrete.

Dorset. Wehl!

So suchen wir ihn auf.

Alwin. Ich bleibe hier.

Hier soll ich ihn erwarten.

Dorset (zu den Kriegern). **Wach're Brüder!**

Hier steht Ihr Gutes Könige ekle Prant. —

O sag' es ihnen selbst, Du Herrliche,

Dass unser Alfred frei ist und gerettet.

Und fühle ihren Muth mit Deinen Worten!

Recitativ. Arie und Chor.

Recitativ.

Alwin. Ja, tref're Briten, dankt dem großen Gott!
Der König ist befreit und ist gerettet
Und mächtig seines Arms und seiner Kraft.
Drum, Briten, sammelt Euch zu seinen Bahnen!
Er selbst wird Euch den Weg zum Siege bahnen.

Arie.

Auch mich soll't Ihr im Kampfe sehen
Mit Euch vereint im Schlachtgewühl;
An seiner Seite lobn zu stehen,
O welch' erhebendes Gefühl!

Ich durfte Alfred's Herz erwerben,
We zu vertreiben, heist' ich nie;
Jetzt kann ich für die Liebe sterben,
Hab' ich doch nur gelebt für sie!

O süße Banberkraft der Liebe!
Ich fühle dein allmächtig Weh'n;

Wenn nichts im Leben heilig bliebe,
 Dein schönes Reich wird doch besch'n! —

Auch mich sollt Ihr im Kampfe sehen
 Mit Euch vereint im Schlachtgewühl;
 An seiner Seite stehn zu stehen,
 O welch' erhebendes Gefühl!

Zugleich.

Chor.

Mit Alfred wird sein Volk erscheinen;
 So lebt in uns nur ein Gefühl.
 Uns Alle soll er würdig sehen,
 Zu folgen ihm in's Schlachtgewühl —
 Alfred und Sieg!

(Der Chor mit Vorsatz ab)

Dritter Auftritt.

Alwina. Nachher Harald mit Gefolge.

Alwina. „Alfred und Sieg!“ welch' schöne Harmonie
 In diesen Worten liegt! Ihr mächt'ger Zauber
 Stürzt heut' noch Tausende in Kampf und Tod. —
 O segne, Gott, den Glauben Deines Volkes!

(Sie geht der Höhe zu.)

Doch was vernehm' ich! War' er schon gefunden? —
 Ja, Stimmen und der Laut von Männertritten —
 Ja, das ist Alfred! Alfred — — Himmel! — Harald! —

(Harald und sein Gefolge tritt auf.)

Harald. Da ist sie! — Nicht so leicht, Alwina,
 Entirrt man mir.

Alwina.

Welch' feindliches Geschick!

(Sinkt nieder.)

Harald. Sie sinkt, sie stirbt! — Bei allen Höllengöttern!
bringt sie zum Leben wieder oder zittert
'ür Euer eia'nes! — Fürstin! Brant! Alwina! —
Sie schlägt die Augen auf. — Dank, Odin, dir!

Recitativ.

Alwina. Wo bin ich? Sind das noch des Lebens Reiche?

Ist es das Licht der Sonne, was mich blendet?

Gehör' ich noch der Erde an? — Ein schwerer Traum

Lag gräßlich auf dem jungen vollen Herzen —

Harald. Alwina.

Alwina. Weg mit diesem Schreckensbild!

Verfolgt's mich auch in diesen Regionen,

Was mich im Leben fürchterlich gequält?

Harald. Du träumst, Geliebte! — Frisch in Lebensfülle

Steht Du noch hier auf dieser Erdenwelt.

Alwina. Weh! so hat mich der schönste Traum betrogen?

So stößt's mich wieder in die Wirklichkeit?

Und feindlich wühlt mit allen ihren Schmerzen

Die Gegenwart in dem zerrissnen Herzen.

Duet.

Alwina. Welch' ein Erwachen! Ich seh' mit Grauen

Wieder mich in des Fiegers Klauen. —

(Zu Harald).

Töte mich oder hinweg von mir!

Harald. Mädchen, such' mich zu Deinen Füßen!

Laß Dich als meine Brant begrüßen!

Harald, der Sieger, kniet vor Dir.

Alwina. Ich will ich das blühende Leben lassen!

Dich muß ich ewig verachten und hassen,

Harald. Und magst Du, Stelze! mich ewig hassen;
Ich will Dich mit starken Armen umfassen;
Nein mußt Du sein, Du entziehst mir nicht!

Alwina. Stärker, als Du, ist Lieb' und Pflicht.
Bald ist's entschieden, bald muß es lauten.
Rettung erscheint oft in äußerster Noth.

Harald. Nein, länger kann ich's nicht ertragen!
Zitt're, Verweg'ne, wenn Harald droht! (Alle ab.)

Vierter Auftritt.

(Wald.)

Dorset und brittische Krieger (von der entgegengesetzten Seite).
Dann Alfred.

Dorset. Noch find' ich keine Spur von unserm Helden;
Ich fürcht' ich fast, er fiel in Feindes Hand.

Alfred. Nun, Dorset, gilt es einen großen Kampf
Und ungeheurer ist der Preis des Sieges.

Chor (hinter der Scene).

Heil unserm König! — Alfred und Sieg!

Dorset. Was hör' ich! welchen Jubel! War' der König
Unden? — Ja, er ist's! —

(Alfred tritt auf mit dem Chor.)

Alfred. Mein Dorset!

Dorset. Alfred!

Chor.

Heil unserm König! — Alfred und Sieg!

Alfred. So find' ich Dich denn wieder, treuer Freund!

Dich, mein wack'res Volk, Dich seh' ich wieder

Im Siegeslust und frischem Heldenmuth. —

Ich habe viel, viel wieder gut zu machen;

Ich tranet meinem königlichen Schwur:

Nicht eher ruht dies Schwert an meiner Seite,
 Bis ich mein schönes Vaterland befreit! —
 Wie dank' ich, Dorset, Dir für Deine Liebe!
 Hast Du mir dieses Meer nicht angeführt?
 Ist's nicht Dein Werk, daß viel tausend Männer
 Zum neuen Kreuzzugelampt gerüstet sehn?

Dorset. Was ich thatan, mein edler, theurer Fürst,
 War meine Pflicht. Ge hätte jeder Witter
 Für Dich mit Äventen Alles hingegeben
 Und Gut und Leben Deinem Gluck geopfert!

Alfred. Den schönen Glauben hab' ich an mein Volk!
 Im Unglück ehn bewährt sich Männerkraft
 Und Kreuzzugstreue ruht man ehn im Sturme. —
 Nun, wach'ee Volk, nun ruhe Dich zur Schlacht! —
 Nur Eine Wahl giebt's: Siegen oder sterben!
 Ein Gott, der über Wollen treben wachet,
 Er läßt sein Volk nicht hül'u und verderben.
 Er ruft ihn an um seinen großen Segen
 Und dann dem Feinde, dann dem Sieg entgegen!

Arie.

Alfred und Chor (knieend).

Gebet.

Höre unser lautes Flehen,
 Gott der Siege, Gott der Schlacht!
 Laß dein treues Volk beschützen,
 Mach' es stark durch deine Macht!
 Gluck und Leben und Verderben
 Wägh tu mit gerechter Hand.
 Laß uns siegen oder sterben
 Für das theure Vaterland!

(Alfred aufstehend, nach ihm der Chor.)

Alfred (allein). Gott, laß mein Volk gerettet sein!
 Wenn will ich mich zum Opfer weih'n.

(Mit Iher)

Hinans, hinans in Kampf und Schlacht!
 Gott ist mit uns und seine Macht!

G h e r.

Alfred und Sieg!

(Alle ab.)

Fünfter Austritt.

(Der innere Hofraum eines alten Castells in der Nähe des Schlachtfeldes, mit einem breiten verschlossenen Gitterthor in der Mitte und niedriger Mauer.)

Howena. Seward und mehrere gefangene Britten

R i n a l e

Chor der gefangenen Engländer.

Wir verschmachten hier in Ketten,
 Sind zu neuem Schmerz erwacht!
 Will der Himmel uns nicht retten
 Aus des Feindes roher Macht?

Howena und Seward.

Alfred lebt, wir dürfen hoffen,
 Bald wird er den Kampf cruch'n;
 Bald steht dieses Thor uns offen,
 Siegend wird er uns befrei'n.

Chor der Gefangenen.

Wir verschmachten hier in Ketten u.

Geshäler Auftritt.

Die Vorigen Harald und Alwina (treten ein).

Harald. Hier in festverschlossnen Mauern
Soll sich erweichen Dein harter Sinn;
Wagst Du um Deinen Alfred trauern —
Doch reich' mir die Hand und sei Königin!

Alwina. Wie werd' ich Dich bitten um Dein Erbarmen;
Denn bei dem Gott, der dort oben wachet!
Viel lieber wär' ich in Grabesnacht,
Als in Deinen verhassten Armen!

Harald. Du sollst es bereu'n!

Alwina. Bei'm Himmel, nein!

Harald. Sieh' diese Alle in Sklaverei —

Willst Du mich lieben, so sind sie frei;
Aber wirst Du mich länger verschmä'h'n,
Müssen sie mit Dir untergeh'n
Und alle ziehst Du mit Dir in's Verderben

Alwina. Sie sind Britten und wissen zu sterben.

(Zu den Gefangenen).

Doch was schwachtet Ihr in Sklaverei?

Alfred, Euer König, ist frei!

Er wird Euch retten,

Er löst die Ketten.

Stürmt ihm entgegen im Siegerlauf!

Precht Eures Kerkers Thore auf!

Harald. Bist Du rasend, Alwina? Was fällt Dir ein?

Alwina. Ich will meines Helten würdig sein.

Chor der Gefangenen (mit Alwina und Harald zugleich).

Ja wir wollen ihn es wagen,

Länger diese Schmach nicht tragen,

Da das Vaterland es gilt!

Alwina.
 Ihr seid Britten, müßt es wagen,
 Länger diese Schmach nicht tragen,
 Da das Vaterland es gilt!
Harald.
 Wer es wagt, der ist verloren!
 Dieses Schwert soll ihn durchbohren!
 So ein Sturm ist bald gestillt.

(Trompeten des englischen Heeres hinter der Scene.)

Quartett und Chor.
 Welch' ein Ton? was mag er bedeuten?
 Laut bringt er ein zu uns mit Macht!
 Ist es der Ruf zu neuem Streiten?
 Naht Alfred sich in blutiger Schlacht?
 Ein Grauen faßt mich mit bangen Qual,
 In Furcht und Hoffnung schwankt die Wahl.

Chor der Britten (hinter der Scene).

Alfred und Sieg!

Harald. Was hör' ich?

Alwina. Ha!

Der Unfern Hellschrei!

Chor (wie oben hinter der Scene).

Alfred und Sieg!

Chor der Gefangenen. Sieg! Sieg! Sieg! Sieg!

Harald. Wer Sieger ist, wird bald sich zeigen.

Ihr sollt die Freude schwer berein'n!

(Er will durch das Mittelthor zurück, durch welches er eingetreten ist. Die Gefangenen vertreten ihm den Weg. Die Mauer und das Thor wird von außen eingeschlagen und stürzt zusammen. Dorset stürzt mit mehreren Britten herein. Man sieht im Hintergrunde das

freie Schlachtfeld, mit brittischen Kriegeren besetzt, und ihre Fahnen
fliegen.)

Dorset. Halt! — Ergebt Euch, Harald!

Harald. Nimmermehr!

Nach' erer Tod! Nicht diese Schmach!

Dorset. So mag Dich ein brittisches Schwert durchbohren.

(Sie fechten. Harald wird entwaffnet.)

Harald. Tod und Hölle! Ich bin verloren!

G a n o n.

Dorset. Alwina. Rowena. Seward.

Augleich. { Wie schnell hat sich das Glück gewendet,
Welch' ein verhängnißvoller Tag!
Weht uns! die Leiden sind geendet,
Und Alfred hält, was er versprach.
Harald. Wie schnell hat sich das Glück gewendet!
Welch' ein verhängnißvoller Tag!
In Alfred's Ruhm hat er geendet
Und Harald duldet diese Schmach?

(Hinter der Scene Helldgeschrei).

Die Dänen. Ein und Sieg!

Die Britten. Alfred und Sieg!

(Die Britten bringen von allen Seiten vor und besetzen das Theater.)

Chor der Britten. Gewonnen war die blut'ge Schlacht!

Gott war mit uns und seine Macht!

Alfred. (zuletzt eintretend). Alwina!

Alwina.

Alfred! { Du hast gesiegt?

Alfred.

{ Ich habe gesiegt.

Alwina. Du kehst in meinen Arm zurück?

Alfred. Als Sieger lehr' ich froh zurück!

Beide. O herrlicher Tag! o himmlisches Glück!

Alfred. Den Siegerpreis hab' ich errungen
Und Gethron fiel durch dieses Schwert. —
Ihr Dänen habt den Kampf begonnen;

(Zu Harald:)

Doch glaub' ich Dich der Achtung werth!
Das Meer hat früher uns geschieden,
Auch künftig schied' es Dich von mir:
Dies schwöre, dann zieh' hin in Frieden
Und Deine Mannen folgen Dir.

Harald. Soll ich Dich seh'n in ihren Armen?
Ich hasse Dich und Dein Erbarmen!
Tod oder Schande bleibt für mich:
Und glaubst Du, Stolz, daß ich wähle?
Alfred, mein ganzer Fluch auf Dich! —
Dbin, empfang' meine Seele!

(Er erstickt sich mit einem versteckten Dolch.)

Alle (während Harald in die Scene getragen wird).
Gott! welch ein Augenblick
Voll Entsetzen!
Er stirbt, er opfert sich
Seinen Götzen!

Alfred. Die Dänen sind im Kampf gefallen,
Der Leopard erhebt den Blick;
Doch Dir, mein Vorfet, ja, Und Allen
Verdank' ich dieses Sieges Glück. —
Und nun — Alwina! welch' Gefühl!

Alwina. Hoch schlägt das Herz. Wir sind am Ziel!

Beide. O Glück der Liebe, Götterlust,
Wie hebst du meine velle Brust!
Es hebt das Herz im Hochgefühl. —
Die Liebe siegt. Wir sind am Ziel!

Schluß-Chor.

Heil, Alfred, Heil!
 Der edlen Fürstin Heil!
 Wo Du thronest, herrliches Paar,
 Fürchten wir keine Gefahr.

Alfred (nach der Melodie von *Hulo Britannia*).

Stets, auch unter Friedenspalmen
 Soll dies Volk gerüstet steh'n,
 Freche Feinde zu zermalmen,
 Hoch der Freiheit Fahne weh'n.

Chor.

Stets soll dies Volk zum Kampf gerüstet steh'n
 Und hoch der Freiheit Fahne weh'n. —
 Alfred und Eirg!

(Allgemeine Gruppe der Verehrung Alfred und die brittischen Krieger werden von den englischen Frauen mit Eichenlaub geschmückt.)

(Der Vorhang fällt.)



Verichtigung.

Bei aller Vorsicht und Sorgfalt konnte ich es doch nicht vermeiden, einen Irrthum zu begehen. Der in vorstehenden Blättern mitgetheilte Aufsatz „die Piccolomini“ (S. 46) ist nicht von Körner, sondern scheint von Schiller und Göthe gemeinschaftlich verfaßt zu sein; übrigens ist er auch wenig mehr gekannt und behält in sofern immer noch Interesse. Ein anderer Aufsatz, welcher wirklich von Körner herrührt, ist dagegen erst nachträglich von mir entdeckt worden und muß deswegen hier dafür eingeschaltet werden. Spätere Auflagen werden Beides verbessern. Der Körner'sche Aufsatz, von welchem ich so eben gesprochen habe, ist folgender:

Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffs.

Werke der Begeisterung zu genießen, ist selbst in unserm Zeitalter kein gemeines Talent. Bei aller Empfänglichkeit für die feinern Schönheiten der Kunst fehlt es doch oft an einer gewissen Unbefangtheit, ohne die es unmöglich ist, sich ganz in die Seele des Künstlers zu denken. Zwar nähert sich in unseren Tagen die ästhetische Kritik einer größern Vollkommenheit, indem sie Achtung gegen die Freiheit des Genies mit Strenge gegen seine Nachlässigkeiten vereinigt. Aber in Ansehung des Stoffs haben nicht selten gerade die bessern Menschen die wenigste Nachsicht. Sie können oft durch nichts mit einem Kunstwerk ausgeöhnt werden, in welchem sie ir-

gend ein Verstoß gegen Wahrheit oder Moralität beleidigt hat. Allein während daß sie selbst dadurch manche schätzbare Genüsse entbehren, erbittern sie zugleich den Künstler durch die Strenge ihrer Forderungen. Unwillig über die engen Grenzen, in die seine Thätigkeit eingeschränkt werden soll, behauptet er oft seine Freiheit bis zur Uebertreibung und wagt es, einem Theile des Publikums zu trosten, den er zu gewinnen verzweifelt.

Schon dieß wäre Grund genug zu einer Revision der Begriffe, die bei jener wohlmeinenden Aengstlichkeit zum Grunde liegen, um wo möglich zwei Gattungen von Menschen, die nur durch Mißverstand entzweit werden konnten, einander näher zu bringen. Vornehmlich aber kommt hierbei das Interesse der Kunst in Betrachtung, das mit dem Interesse der Menschheit in genauerer Verbindung steht, als man gewöhnlich sich einbildet.

In Ansehung der Mannigfaltigkeit des Stoffs hat unter allen Künsten die Poesie den weitesten Umfang und bei ihr scheint es daher am Nützlichsten, den Künstler auf gewisse Rücksichten bei der Wahl seines Gegenstands aufmerksam zu machen. Auch hält man die gewöhnliche Ausartung der Beredsamkeit in Sophisterei für ein warnendes Beispiel, um einen ähnlichen Mißbrauch der dichterischen Talente zu verhüten. Und gleichwohl ist es aber ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Redner und Dichter, der diesen bei der Wahl seines Stoffs zu einer größern Freiheit berechtigt, als jenen.

Insofern der Redner zu belehren, zu überzeugen, durch Erweckung von Leidenschaften eine bestimmte Absicht zu erreichen sucht, ist er kein Künstler. Er gebraucht die Sprache als Mittel zu einem besonderen

Zwecke, nicht zur Darstellung seines Ideals. Die Kunst ist keinem fremdartigen Zwecke dienstbar. Sie ist selbst ihr eigener Zweck.

Die Wahrheit dieses Satzes kann freilich nicht eher einleuchten, als bis die jetzt herrschenden Begriffe über die Bestimmung der Kunst durch edlere verdrängt werden. Noch immer ist ein großer Theil des Publikums in Verlegenheit, wenn vom Verdienste des Künstlers die Frage ist. Unter den allgemein anerkannten Bedürfnissen ist keines, für dessen Befriedigung er arbeitet, und das Vergnügen, wofür er bezahlt wird, möchte man nicht gern für den Zweck seines Daseins erklären. Selbst unter denen, die die höheren Geisteskräfte des Virtuosen zu schätzen wissen, entsteht oft der Zweifel, ob es keine würdigere Anwendung dieser Kräfte gebe, als den Willen des Luxus zu fröhnen. Daher die wohlgemeinten Versuche, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen und die Würde der Kunst dadurch zu erhöhen, daß man sie zur Predigerin der Wahrheit und Tugend bestimme. Aber ist denn wirklich ihr Werth davon abhängig, daß ihr eine beschränktere Sphäre angewiesen wird? Ist es so ausgemacht, daß sie zu ihrer Empfehlung eines entlehnten Verdienstes bedarf?

Unter die weniger bekannten, aber desto dringenderen Bedürfnisse der Menschheit im Ganzen gehört die Erhaltung der Energie bei einem hohen Grade der Verfeinerung. So lange der Trieb zur Thätigkeit bei einer Nation nicht erschläft, hat sie bei ihrer vollkommensten Ausbildung nichts zu besorgen. Es ist Vorurtheil, die Ausartung eines Volks für ein unvermeidliches Schicksal einer alternden Cultur anzusehen. Die Geschichte der äl-

tern und neuern Zeiten belehrt uns, daß die erhabensten Verdienste neben den wildesten Ausschweifungen des Luxus bestehen konnten und daß selbst eine sinkende Nation so lange aufrecht erhalten wurde, als der Keim der Begeisterung bei ihren edleren Bürgern noch nicht völlig erstickt war. Das untrüglichste Kennzeichen des Verfalls ist Trägheit, — Mangel an Empfänglichkeit für die Freude, die eine gelingende Anstrengung durch sich selbst gewährt. Diese Trägheit ist mit einem gewissen Trohdienste sehr vereinbar, den die Furcht vor Mangel oder Schande auslegt und für den man sich in Stunden der Ruhe durch unthätiges Schwelgen zu entschädigen sucht. Der verzärtelte Mensch will seinen Genuß auf dem kürzesten Wege erlangen, er will ärndten, wo er nicht gesät hat. Höhere Freuden, die nur durch Aufopferung oder Arbeit erkaufte werden können, reizen ihn nicht und dies ist der Grund, warum er an innerem Gehalte nicht in dem Verhältnisse gewinnt, wie sich der Reichthum seiner Ideen vermehrt. Es fehlt ihm an Kraft, diese Nahrung des Geistes zu verarbeiten. Der höchste Grad dieser Erschlaffung ist ein hektischer Zustand, ein allmähliges Absterben alles wahren Verdienstes. Aber nicht immer ist dies Uebel unheilbar. Der Mensch ist oft schwach, weil er seine Kräfte nicht kennt. Er entbehrt oft die höheren Freuden, weil er sie niemals gekostet hat. Ihn zum Gefühl seines Werths zu erheben und ihm durch würdigere Genüsse die niedrigen Befriedigungen der Eitelkeit und thierischen Sinnlichkeit zu veredeln, ist das wichtigste Geschäft der ächten Ausbildung, ohne welches alle übrige Cultur nur Glitterstaat ist. Und hier zeigt sich das wahre Verdienst der Kunst in seiner Größe. Sie

erscheint in einer ehrwürdigen Gesellschaft an der Seite der Religion und des Patriotismus.

Was diese drei mit einander gemein haben, ist die Bestimmung, Leidenschaft zu veredeln, — ein Ziel, dessen sie sich nicht schämen dürfen. Der Mensch ist zu abhängig von den Gegenständen, die ihn umgeben, um der erhabenen Ruhe fähig zu seyn, die nur der Gottheit eigen ist. Leidenschaften waren von jeher ein Bedürfniß der Menschheit und werden es auch in ihrem vollkommensten Zustande bleiben. Sie haben die schlummernden Reime der edelsten Thätigkeit entwickelt und dieß ist ein reichlicher Erfaß für alle unglücklichen Folgen ihrer Ausschweifungen. Sie waren die Stufe, auf der der sinnliche Mensch sich von der Slaverei der thierischen Triebe zu einer höhern Vollkommenheit emporschwang und noch jetzt rächen sie oft ihre Verachtung an dem, der sich reiner Geist genug zu sein dünkt, um ihrer entbehren zu können.

Die wohlthätigen Wirkungen des religiösen und bürgerlichen Enthusiasmus sind einleuchtend und daß beide zuweilen in Schwärmerei ausarten, benimmt ihrem Werthe nichts. Licht und Wärme im glücklichsten Verhältnisse bleiben immer das Ideal der menschlichen Vollkommenheit. Weniger gefährlich von dieser Seite ist indessen der ästhetische Enthusiasmus oder das verfeinerte Kunstgefühl, weil man ihm gerade das kräftigste Gegenmittel wider dergleichen Ausschweifungen, die Bildung des Geschmacks, zu verdanken hat. Aber zugleich sind die Wirkungen der Kunst auch weniger glänzend. Ihr Einfluß äußert sich oft erst in den entferntesten Folgen und dieß ist der Grund, warum man so oft ihren Werth verkennet

und es beinahe zur Toleranz gegen den Künstler für nöthig hält, ihm irgend ein anerkannt nütliches Geschäft anzuweisen.

Nicht in der Würde des Stoffs, sondern in der Art seiner Behandlung zeigt sich das Verdienst des Künstlers. Die Begeisterung, welche in ihm durch sein Ideal sich entzündet, verbreitet ihren wohlthätigen Strahl in seinem ganzen Wirkungskreise. Wer ihn zu genießen versteht, fühlt sich emporgehoben über das Prosaische des alltäglichen Lebens, in schönere Welten versetzt und auf einer höhern Stufe der Wesen. Und daß dieser Zustand nicht immer bloß ein augenblicklicher Schwung ist, daß der Nachhall dieser Empfindungen noch oft in der wirklichen Welt fortdauert, ist der Grund, warum eine Veredlung der Menschheit durch Kunst möglich ist. Was sie zu leisten vermag, besteht nicht bloß in der Gewöhnung an höhern Lebens-Genuß. Die schönste Wirkung der Kunst ist die edle Schaam, das Gefühl seiner Kleinheit, das einen Menschen von Kopf und Herz bei Betrachtung jedes Meisterstücks so lange verfolgt, bis es ihm selbst gelungen ist, in seiner Sphäre Schöpfer zu seyn.

Begeisterung ist die erste Tugend des Künstlers und Blattheit seine größte Sünde, für die er auch um der besten Absichten willen keine Vergebung erwarten darf. Er verfehlt seine Bestimmung, wenn er, um irgend einen besonderen moralischen Zweck zu befördern, eine höhere ästhetische Vollkommenheit aufopfert. Sein Geschäft ist Darstellung des Großen und Schönen der menschlichen Natur. Auch wo sein Stoff von einer andern Gattung zu seyn scheint, sind es doch nicht die Gegenstände selbst,

welche er schildert, sondern ihr Eindruck auf einen glücklich organisirten Kopf, die Art, wie sie in einer großen oder schönen Seele sich im Momente der Begeisterung spiegeln. Besonders ist es das eigenthümliche Verdienst der Dichtkunst, die Anschauung menschlicher Vortrefflichkeit möglichst zu vervielfältigen. Es giebt aber interessante Seiten der menschlichen Natur auch außerhalb der Gränzen der Wahrheit und Moralität. Es gibt einen ästhetischen Gehalt, der von dem moralischen Werthe unabhängig ist.

Betrachtet man den Menschen in Verbindung mit der ihn umgebenden Natur, seine Begriffe und Meinungen im Verhältniß mit der Beschaffenheit der Dinge selbst, seine Art, zu handeln, in Beziehung auf andere empfindende Wesen, so läßt sich kein anderer Maßstab seines Werths denken, als Weisheit und Tugend. Aber dieser Gesichtspunkt ist nicht der einzige. Die Summe von Ideen, Fertigkeiten, Anlagen und Talenten, die in jedem einzelnen Menschen vorhanden ist, hat einen für sich bestehenden Werth, auch wenn auf den Gebrauch derselben gar keine Rücksicht genommen wird.

Bei dieser Schätzung wird der Mensch isolirt und sein innerer Gehalt, wodurch er sich von andern einzelnen Wesen unterscheidet, von seinem relativen Werthe abge sondert, auf den er als Glied eines größeren oder kleineren Ganzen Anspruch machen kann. Aus der Verwechselung dieser Begriffe entsteht das Unbefriedigende in den gewöhnlichen Theorien vom Verdienste und ebenso wichtig ist dieser Unterschied bei der Frage, in wiefern es den Künstlern erlaubt ist, die Gränzen der Wahrheit und Moralität zu überschreiten.

Irthum und Laster sind an sich selbst kein Gegenstand der Kunst, wohl aber der eigenthümliche Gehalt, der auch durch die Fehler und Ausschweifungen eines vorzüglichen Menschen hindurch schimmert. Es gibt Thorheiten und Verbrechen, die eine Vereinigung von außerordentlichen und an sich sehr schätzenswerthen Eigenschaften des Kopfes und Herzens voraussetzen. Durch diese Mischung von Licht und Schatten entsteht eine Gattung von Gegenständen, die sich besonders der tragische Künstler am ungernsten versagen würde, weil oft seine erschütterndste Wirkung gerade von einem solchen Contraste abhängt. Auch hat man hierin vorzüglich den dramatischen und epischen Dichtern mehr Freiheit einräumen müssen, wenn sie nicht bloß abstrakte Begriffe personifiziren, sondern lebendige Menschen mit bestimmten Umrissen darstellen sollten. Strenger beurtheilt man aber in dieser Rücksicht gewöhnlich den lyrischen Dichter, obgleich er sich vom dramatischen eigentlich nur in der äußern Form unterscheidet und die Dichtung nichts anders ist, als der Monolog eines idealischen Menschen in einer idealischen Stimmung. Indessen ist man größtentheils darüber einverstanden, daß der Dichter sich aller leidenschaftlichen Darstellung enthalten müßte, wenn ihm gar keine Aeußerung erlaubt seyn sollte, die nicht mit den besten Wünschen der Vernunft und den Gesetzen der Moralität völlig übereinstimme. Nur über den Grad dieser Freiheit ist unter dem geschmackvollern Theile des Publikums eigentlich noch die Frage.

Kühnheit in der Auswahl des Stoffes ist bei Künstlern von vorzüglichen Talenten sehr oft die Folge eines gewissen republikanischen Stolzes. Gleich bei dem Publi-

kum durch gefällige Gegenstände einzuschmeicheln, halten sie für den Behelf der Schwäche. Die Wirkung, welche ihr Ziel ist, wollen sie ganz ihrer eignen Kraft zu danken haben. Und wohl der Nation, wo dies Gefühl von Unabhängigkeit noch unter den Künstlern möglich ist, wo sich die Kunst nicht bloß mit bestellter Arbeit beschäftigt, sondern auch ihre freien Geschenke dankbar genossen werden! Durch zu viel Rücksicht des Publikums indessen artet jene Kühnheit nicht selten in Uebermuth aus und daher die Mißgeburten einer wilden Phantasie, die oft auch den tolerantesten Kunstliebhaber empören. Diesem Uebel zu steuern, ohne die rechtmäßige Freiheit des Künstlers einzuschränken, ist ein Geschäft der ächten Cultur.

Es gibt nämlich eine Gränzlinie, die der Künstler eben sowohl aus ästhetischen, als aus moralischen Rücksichten nicht überschreiten darf. Er handelt wider sich selbst, wenn er das Interesse seines Kunstwerks zerstört. Und dies geschieht, wenn die widrigen Empfindungen, die er erweckt, den Genuß überwiegen, auf dem der Werth seines Produkts beruht. Was an sich selbst ein unverdorbenes Gefühl für Wahrheit und Moralität beleidigt, darf nur in so fern ein Gegenstand der Kunst werden, als es einer begeisterten Idee untergeordnet und zu ihrer lebendigen Darstellung nothwendig ist. Zwei Extreme sind hier zu vermeiden, Barbarei und Vergärtelung; zwischen beiden ist der Geschmack in seiner höchsten Vollkommenheit.

Dichterische Wahrheit fordert oft mit Recht eine gewisse Aufopferung der philosophischen. Seinem Ideale auch da noch getreu zu bleiben, wo dessen Darstellung an Karrikatur gränzt, ist eine schätzbare Kühnheit, ohne

die besonders der Dichter die Wirkung des Erhabenen im leidenschaftlichen Schilderungen nie zu erreichen vermag. Einseitigkeit und Uebertreibung im Urtheilen und Ausschweifung im Handeln ist der Charakter der Leidenschaft. Wo dieser in wirkliche Karrikatur übergeht, ist er kein Gegenstand der Kunst mehr. Aber diesen Punkt genau zu unterscheiden, ist eben der Vorzug des wahren Genies. Der große Mann scheint nur zu wagen. Er kennt die Gefahr, aber zugleich ahndet er seine Ueberlegenheit.

Eine solche Kühnheit der Darstellung bei dem Dichter und der Toleranz bei dem Publikum ist mit der feinsten Ausbildung vereinbar und aus dieser Verbindung entsteht ein gewisser heroischer Geschmack, der einen hohen Grad von Gehalt bei einem Volke voraussetzt. Vergleicht man in diesem Punkte den Deutschen und Engländer mit dem Franzosen, so zeigt sich ein merklicher Unterschied. Und wohl uns, wenn wir den männlichen Charakter in unserm Kunstgeföhle behaupten! Der französische Künstler glänzt in der Gattung, wo es auf Feinheit ankommt, aber in allen übrigen verfolgt ihn eine gewisse entnervende Aengstlichkeit, die wir ihm nicht zu beneiden Ursache haben. Diese Aengstlichkeit entsteht zwar eigentlich mehr aus einer Uebertreibung des Geföhls für conventionellen Wohlstand. Aber es gibt nur eine ähnliche Uebertreibung des moralischen Geföhls, die uns hindert, menschliche Größe und Kraft auch in ihrer Verwilderung zu erkennen und das Gold aus den Schlacken heraus zu finden.

Indessen kann auch diejenige Toleranz, die aus Empfänglichkeit für Begeisterung entsteht, gemäßbraucht wer-

den, wenn ein gewisses Streben nach Paradoxie sich ausbreitet, das eigentlich ein Behelf des kleinen Talents ist und wozu sich der große Künstler nur aus Bequemlichkeit herabläßt. Er bedarf des Kunstgriffs nicht, sein Wirkung durch prahlende Contraste zu verstärken, und auf diese Manier sich einzuschränken, wäre bei ihm ein Art von Erschlaffung. Der höchste Triumph der Kunst ist: Größe mit Grazie vereinigt und wer dieses Ziel zu erreichen bestimmt war, versündigt sich an sich selbst wenn er aus einer Art von Trägheit auf einer niedrigeren Stufe stehen bleibt.

An die Spitze des Aufsatzes „Musen Almanach von 1798“ ist noch zu stellen:

Den neuen Pausanias genieße ich am besten, wenn ich mir ein Gemälde dazu denke, auf dem das Blumen Mädchen mit ihrem Geliebten dargestellt ist, so wie der Dichter die Gruppe in den sechs ersten Distichen schildert. Mit diesem Kunstwerk wetterte das Gedicht. Der Dichter kennt seinen Vortheil und eilt über das sichtbare Bild hinweg in die Sphäre der Ideen, Gefühle und Erinnerungen. Aber die Vergangenheit soll und nur ein leibhaftigeres und vollständigeres Bild von der Gegenwart geben. Die Erzählung selbst, nicht das Erzählte allein, ist ein Gegenstand der Darstellung. Und hier verehere ich besonders die Kunst, mit der die Erzählung unter beiden Personen vertheilt ist. Jedes scheint sich nur die Zuhörer auszuwählen, die ihm die wichtigsten sind. Contrast und Harmonie stehen im schönsten Obenmaße und aus ihrer Vereinigung geht ein Ganzes hervor, dessen Theile si

von selbst in einander zu fügen scheinen. Man vergißt Künstler und Kunst und weidet sich an einem Produkte der edleren menschlichen Natur.

Der Traum scheint von Fräulein Imhof zu seyn. Er ist gefällig erzählt und in der Versification ist — kleine Nachlässigkeiten ausgenommen — viel Wohlklang. Aber der Schluß hat etwas Mattes.

Im Ring des Polykrates finde ich besonders einen gewissen Rhythmus in den Verhältnissen der kleineren Abschnitte, die aus mehreren Strophen bestehen, welcher für die musikalische Wirkung nicht gleichgültig ist.

Das Gedicht: Sängers Einsamkeit zeigt Talent und Empfindung. Nur wird man zu sehr an einige Lieder des Harners im Meißner erinnert und diese Vergleichung hält es nicht aus.

Im Zauberlehrling ist die Versart besonders glücklich gewählt und die Zauberworte haben eine eigene drollige Feierlichkeit.

Der Keentreigen entschädigt durch den Wohlklang der Verse nicht für die Armuth an Ideen und Phantasie. Die Stelle: Sei manches entzückender so scheint mir zu den Uebrigen gar nicht zu passen.

Das Sonett ist als ein musikalisches Ganzes zu schätzen, aber als Gedicht ist es zu dürftig.

Urtheile Schiller's über Körner'sche Arbeiten.

1.

Mit Deinem Briefe an Julius hast Du mich ganz überrascht. Thätig habe ich Dich gar nicht vermuthet, und vollends thätig für mich. Ueber die Art, wie ein lebhafter freier Geist dennoch das Joch fremder Meinung ziehen kann, sind leichte Blicke dar-
ein gegeben und wie es kommt, daß sich ein solcher Geist, wenn er diesem Joch entrißen wird, gerade in diese Bahn wirft. Nur das giebt mir wenig Trost (so recht Du auch haben magst), daß auch die Wahrheit ihre Zaisens bei den Menschen haben soll, daß, wie Du hier annimmst, eine gewisse Philosophie in einer gewissen Epoche für unsern Julius gut seyn und doch nicht die wahre seyn soll; daß man hier, wie in Eurem manierischen Orden im ersten und zweiten Grade, Dinge glauben darf oder gar soll, die im dritten und vierten wie unnütze Schalen ausge-
zogen werden. Daß sich mein Julius gleich mit dem Universum eingelassen, ist bei mir wohl individuell; nämlich weil ich selbst fast keine andere Philosophie gelesen habe und zufällig mit keiner anderen bekannt geworden bin. Ich habe immer nur das aus philosophischen Schriften (den wenigen, die ich las) genommen, was sich dichterisch fühlen und behandeln läßt. Daher wurde diese Materie, als die dankbarste für Wig und Phantasie, bald mein Lieblings-Gegenstand. Was Du von den sogenannten Taschenspieler-Künsten der Vernunft sagst, die Kunst-Griffe, wo-

durch man der Wahrheit gleichsam zu entrinnen sucht, um ein System zu retten, hñte ich sehr gut gesagt; mir hat es Klarheit gegeben. Ich mñhte mich sehr irren, wenn Das, was Du von trockenen Untersuchungen über menschliche Erkenntniß und de^r mñthigenden Grenzen des menschlichen Wissens fallen liehest, nicht eine entfernte Drebung — mit dem Kant in sich faßt. Was gilt's, Den bringst Du nach? Ich kenne den Wolf am Heulen. In der That glaube ich, daß Du sehr recht hast; aber mit mir will es noch nicht so recht fert, in dieses Reich hinein zu gehen. Noch eins! Du verwirfst die Kunst-Idee, die ich auf das Weltall und den Schöpfer herübertrage; aber hier, glaube ich, sind wir nicht so weit von einander, als Dir scheint. Wenn ich aus meiner Idee Alles heranebringe, was Du aus der Teiniam, so wñste ich nicht, was Du ihr anhaben sollst.

2.

Hier für Dich die Iphig, worin Du Deinen Anssag über Declamation hñten wirst. Mehrere solche Anssäge wñrden uns für die Heren sehr vertheilhaft seyn. Du wirst Dir selbst gesehen mñssen, wenn Du ihn wieder liest, daß diese simple und nachlässige Form dieser Materie sehr gut anseht, und gewiß ist sie in kleinen Anssagen die allerpassendste.

3.

Nur ein Paar Worte für heute, um Dir zu sagen, daß Dein Anssag (über das Ideal des Charakters in der musikalischen Darstellung) mir große Freude gemacht hat. Er enthält herrliche Ideen, die so fruchtbar als neu sind und mich doppelt freuen, da sie Dem, was ich über die Kunst überhaupt bei mir festge-

setzt habe, so unerwartet begegnen. Er ist sehr gut geschrieben, in einem so männlichen, ruhigen und gehaltenen Ton.

4.

Dein Brief über den Meister hat mich eben so erfreut, als er mich überrascht hat, und ich unterschreibe Göthe's Meinung darüber vollkommen, dessen Brief ich Dir hiermit übersende. Hoffentlich wirst Du es billigen, daß ich diese Gedanken über den Meister ganz so, wie sie sind, als Zugabe aus einem Briefe in die Horen einrücke. In der anspruchslosen Manier müssen sie jedem lieb seyn, der den Roman gelesen hat, und werden sicher mehr wirken, als eine Recension in forma.

5.

Deine Kritik des Almanachs ist mir immer ein rechter Schmaus und hält mich auf der guten Bahn. Mache ja fort! Ich werde die Blätter Göthe, den ich nächste Woche endlich erwarte, zusammen verlegen und mich mit ihm über die Einkimmigkeit Deines Urtheils mit dem anfrigen freuen.

6.

Hier Dein Anschlag. Mein Rath wäre, Du ließeß ihn nicht eher drucken, bis mehrere beisammen sind. Vielleicht beschceert mir der Himmel unterdessen auch ein paar gute Gedanken und es findet sich auch wohl noch ein dritter Compagnon — so können wir zusammen ein Bändchen herausgeben. Deine Briefe über die Almanache ließen sich auch noch zu diesem Zwecke brauchen. Ueberhaupt wird das Fach der Kritik viel Stoff dazu geben können.

Ich hätte Dir so gern gleich meinen vollen Beifall über Deinen Aufsatz (über die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffes) geschrieben, der mich in der That außer seiner sehr lichtvollen und durchsichten Auseinandersetzung durch das Verdienst eines sehr edeln und angenehmen Styls überrascht hat. Alles, was mir zu wünschen übrig blieb, war, daß Du mit etwas mehr Ausführlichkeit in's Detail gegangen seyn möchtest, weil es nach Deiner Entscheidung immer noch freitig bleibt, wo die etle Kunstfreiheit aufhört und die Ueberreitung anfängt, denn natürlich wird jeder, dem es um Einschränkung dieser poetischen Freiheit zu thun ist, Deinem Raisonnement eine willkürliche Anlegung geben. Mir schien's, daß Dir wirklich mein Gedicht (die Götter Griechenlands) einige Details an die Hand gegeben haben würden, Deine allgemeine Richtschnur auf einen besondern Fall anzuwenden. Ueberhaupt, glaube ich, ist hier die allgemeine Regel festzusetzen: der Künstler und dann vorzüglich der Dichter behandelt niemals das Wirkliche, sondern immer nur das Idealtische oder das aus einem wirklichen Gegenstande künstmäßig Ausgewählte: z. B. er behandelt nie die Moral, wie die Religion, sondern nur diejenigen Eigenschaften von einer jeden, die er sich zusammen denken will, — er vergeht sich also auch gegen keine von beiden, er kann sich nur gegen die ästhetische Anerkennung oder gegen den Gesch-mack vergehen. Wenn ich aus den Ueberehen der Religion oder der Moral ein schönes übereinstimmendes Ganze zusammenstelle, so ist mein Kunstwerk gut und es ist auch nicht immoralisch oder gottlos, eben weil ich beide Gegenstände nicht nahm, wie sie sind, sondern erst wie sie nach einer gewaltsamen Operation, d. h. nach Absonderung und neuer Zusammenfügung wurden. Der Geist, den ich in dem

Göttern Griechenlands in Schatten stelle, ist nicht der Gott der Philosophen oder auch nur das wehlthätige Traumbild des großen Hansens, sondern er ist eine aus vielen gekreuzlichen schiefen Verstellungsarten zusammengesehene Mißgeburt. Die Götter der Griechen, die ich in's Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in eine Verstellungsart zusammengefaßt. Kurz, ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Nachschafft geben darf und keiner anderen Forderung unterworfen ist. Hingegen glaub' ich auch fest, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zwecke setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle anderen Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er's will oder weiß, gleichsam zur Aufgabe mit erreicht haben; da im Gegentheil der, der zwischen Schönheit und Moralität oder was es sonst sei, unsicher flattert oder um beide buhlt, leicht es mit jeder verdirbt. Hier entführe ich mich einer Stelle aus einem ungedruckten Gedichte, die hierher paßt:

„Der Freiheit freie Löhne (die Künstler),
 Erhebet euch zur höchsten Schöne,
 Um andere Kronen buhlet nicht!
 Die Schwester, die euch hier entschwunden,
 Holt ihr im Schooß der Mutter ein.
 Was schöne Seelen schon empfunden,
 Muß trefflich und vollkommen seyn.

Außerdem würde Dein Aufsatz, der wirklich für den Trost der Leser zu gründlich ist, durch einzelne Anwendungen, auch auf andere Kunstwerke, wie der Nathan und dergleichen ist, eine An-

lesung mehr und Du würdest die Freude gehabt haben, einen armen Sunder wie Stelberg, der eine gewisse Schöpfung beim Publikum ankündigt, in sein wahres Licht gestellt zu haben. Indessen verübere ich Dir (und ich glaube, daß hier keine Parteilichkeit aus mir spricht), daß Dein Aufsatz eine feste Hand und eine schöne Diction verbindet und daß Du allen Schwierigkeiten festlich Freg biegen kannst.



Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Vorwort	III
Nekrolog	V
Ideen über Deklamation	1
Ueber Charakter-Darstellung in der Musik	10
Ueber Wilhelm Meister's Lehrjahre	35
Die Piccolomini	46
Musen Almanach für 1793	75
Musen Almanach für 1799	91
Karl Graf von Orenstierna	104
Biographie des Dichters Körner	124
Philosophische Briefe	156

Anhang.

1. Aus Körner's Briefen an Schiller	194
2. Aus Körner's Briefen an seinen Sohn	229
3. Den Wännen der Kinder	240
4. Alfred der Große, Dyer, ...	241
5. Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffs	273
6. Urtheile Schiller's über Körner'sche Arbeiten	285



G. Körner.

Gottfried Körner (1756—1831), der Dichters Karl Theodor Körners, gewährte Friedrich Schiller die Möglichkeit eines sorgenfreien Lebens: in Oohls (Mäi—September) und später in Dresden, wo Schiller teils in Körners Haus, teils auf seinem Weinberg in Oohls wohnte. Am 20. Juli 1787 verließ Schiller

die gastliche Familie. Körner war Schillers geistlicher Berater, er wies ihn auf das Studium Kants, besorgte die erste Ausgabe von Schillers Werken, einer biographischen Skizze (Stuttgart 1812—13, 2 Bände). Von hohem literarischen und zeitgeschichtlichen Wert sind „Schillers Briefwechsel mit Körner“ sowie die Briefe W. v. Humboldts an Körner.

Körner

Ditt

Christian Gottfried Körners

Gesammelte Schriften

Herausgegeben

von

Adolf Stern

Leipzig

Verlag von Fr. Wih. Grunow

1881

116/11/11

Universitäts-
bibliothek
München

Vormort.

Im Mai dieses Jahres waren fünfzig Jahre verflossen, seit Schillers Herzensfreund Christian Gottfried Körner zu Berlin aus dem Leben schied. Im Laufe dieser fünfzig Jahre ist durch die Veröffentlichung des Schiller Körnerschen Briefwechsels und die Verbreitung der eingehenderen Biographien Schillers die Gestalt des charakterfesten, warmempfindlichen und hochgebildeten Mannes zu einer vertrauten geworden, Tausende haben ihn, den die Besten seiner Zeit geliebt und hochgehalten hatten, aus seinen Briefen lieben gelernt und eine Sammlung seiner zerstreuten „Schriften“ hat ein volles Recht erlangt. Körners schönstes Ehrendenkmal bleibt natürlich der Briefwechsel mit Schiller, allein seine ästhetischen, biographischen und politischen Aufsätze geben gleichfalls einen werthvollen Beitrag zur Charakteristik des Mannes und der Zeit. Eine frühere „Sammlung“ dieser Schriften, welche von Dr. C. Barth in Augsburg 1859 veranstaltet ward, ist so lückenhaft ausgefallen, daß sie auch den mäßigsten Ansprüchen nicht zu genügen vermag. Die vorliegende neue Sammlung der Körnerschen Schriften wird eine annähernd vollständige sein, wenigstens fehlt keiner der Aufsätze Körners, von dessen Existenz sich in den Briefen eine Spur zeigte, und ist es mir im Laufe der Jahre gelungen, manches völlig Vergessene und Verschwundene aus Körners Feder wieder aufzufinden. Den für die „Allgemeine Zeitung“ bestimmten Aufsatz Körners über Schillers „Wallenstein“ von 1799 hingegen, dessen im Schiller Goetheschen Briefwechsel gedacht wird, habe ich absichtlich weggelassen, da aus dem nurgenannten Briefwechsel

zur Genüge hervorgeht, daß Körners Entwurf den Absichten der Freunde nicht entsprach und von Goethe vollständig überarbeitet wurde. — In die Sammlung der Schriften mußte Manches aufgenommen werden, was nur noch ein historisches Interesse beanspruchen kann, jedoch im Zusammenhang mit allen Uebrigen bald den klaren und reinen Sinn, den geläuterten Idealismus Körners, bald die Schärfe seines Blicks und die Vielseitigkeit seiner Bildung erweist. Veranlassung und Entstehungszeit der einzelnen Schriften sind in den kleinen Einleitungen zu jeder erörtert; die vorangestellte biographische Skizze gründet sich auf ein Material, das für eine eingehende Biographie des älteren Körner ausgereicht haben würde. Da ich inzwischen in Erfahrung brachte, daß Dr. F. Jonas in Berlin, der Herausgeber der Briefe Wilhelms von Humboldt an Körner, eine biographische Arbeit über den letzteren nahezu vollendet habe, glaubte ich mich auf die Skizze beschränken zu dürfen. —

Wo ich im Text die Schriften Schillers oder den Briefwechsel Schillers mit Körner anzuführen hatte, ist dies nach den vorzüglichen Ausgaben Karl Goedeckes geschehen. Wie Jeder, der auf diesem Felde gearbeitet hat, bin ich auch sonst dem Verfasser des „Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung“ mannichfachen Dank schuldig geworden, den ich nicht nur aufs wärmste empfinden, sondern auch öffentlich aussprechen möchte.

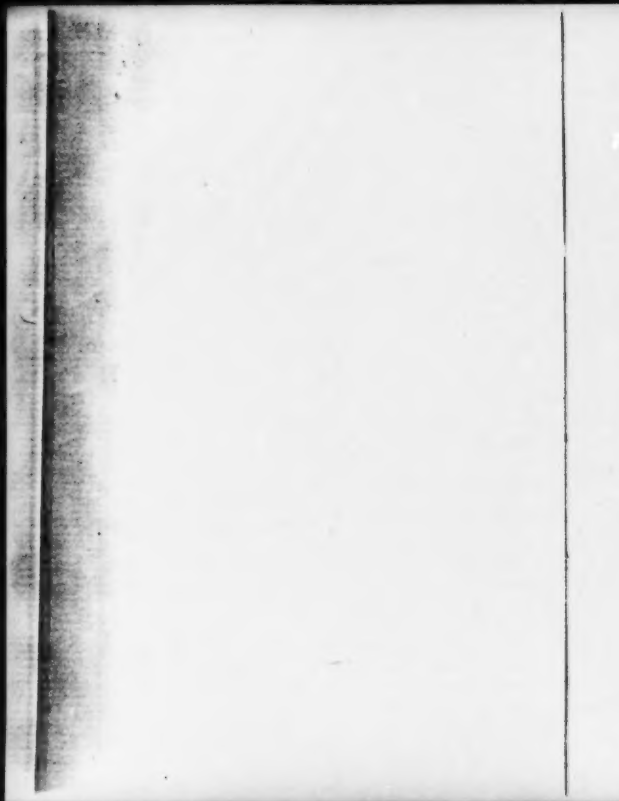
Ein weiterer herzlicher Dank gebührt der Verwaltung der Kgl. Bibliothek zu Dresden, speciell Herrn Oberbibliothekar Hofrath Dr. Förstemann und Herrn Bibliothekar Dr. Schnorr von Carolsfeld, welche mich bei dieser, wie bei mancher anderen Arbeit mit der lebenswürdigsten Bereitwilligkeit unterstützt und mir die Benutzung der in der Bibliothek bewahrten ungedruckten Briefe Körners an G. J. Göschen gewährt haben. Ebenso hat mir der Director des Dresdner „Körner Museums“, Herr Dr. E. Peschel, alles was von Handschriften und selten gewordenen Drucken in seiner Sammlung

vorhanden war, mit größter und dankenswerthester Liberalität zur Verfügung gestellt. Für einzelne wichtige Nachweise und Notizen bin ich auch der Verwaltung der Universitätsbibliothek zu Leipzig, dem Secretariat der juristischen Facultät daselbst und Herrn Prof. Dr. Karl Elze in Halle verpflichtet.

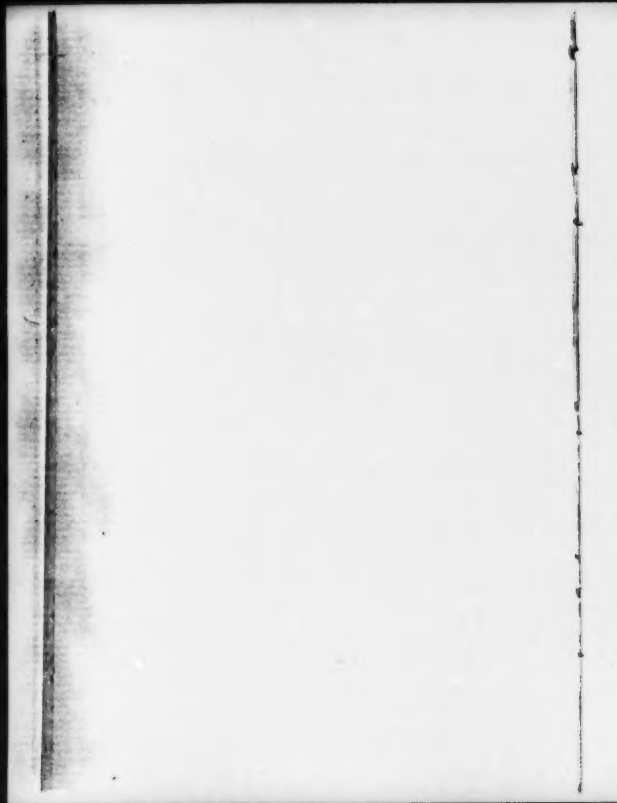
Möge denn diese Ausgabe der Körnerschen Schriften alle Verbreitung finden, deren sie ihrer Besonderheit nach fähig ist, und das erfreuliche Bild eines der edelsten und liebenswürdigsten Männer aus den letzten Jahrzehnten des vorigen und den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts Vielen auffrischen und aufs neue lebendig vor Augen stellen!

Montreux am Genfersee, 8. October 1881.

Ad. Stern.



Chr. Gottfr. Körners Leben.



Christian Gottfried Körner wurde am 2. Juli 1756, wenige Wochen vor Beginn des siebenjährigen Krieges, zu Leipzig geboren. Er gehörte seiner Abstammung und seinen Familienverbindungen nach einer Familie des gelehrten Patriciats an, deren das damalige Leipzig noch viele aufzuweisen hatte. Sein Vater, Dr. Johann Gottfried Körner, welcher (16. September 1726 geboren) als Superintendent und Prediger an der Thomaskirche, Assessor des Kurfürstlichen Consistoriums, ordentlicher Professor der Theologie an der Universität und Domherr des Stiftes Meissen am 5. Januar 1785 verstarb, war eine der Säulen des gelehrten Leipzig im alten Sinne. Die Familienverbindungen des würdigen Theologen erstreckten sich weit in die Kreise der angesehenen, gut und zum Theil glänzend gestellten halb erblichen Inhaber von Professuren, Präbenden und Stiftungseinkünften aller Art und andererseits in die der aufstrebenden und reichen Handelsherren hinein, die ihre Beziehungen zu den Gelehrten noch als einen besondern Vorzug empfanden und pflegten. Dr. Johann Gottfried hatte nicht blos stattliche Einnahmen, sondern eignes Vermögen — lauter Dinge, welche nach der Auffassung jener wie andrer Zeiten den heranwachsenden Sohn zu einer glänzenden und glücklichen Laufbahn befähigten. Eine solche hat derselbe denn auch zurückgelegt, wenn auch in anderem Sinne, als in dem seiner Familie.

Körner selbst hat in der ersten Zeit seines Verkehrs mit Schiller und ehe sich noch die beiden Freunde persönlich begegnet waren, vertrauliche Mittheilungen über seine Jugendbildung gemacht. Er besuchte das Thomaskgymnasium seiner Vaterstadt und die Fürstenschule zu Grimma und begeisterte sich, wie ein Jahrzehnt zuvor Goethe, an der Zukunft:

ausblick, sich der Alterthumswissenschaft zu widmen. „Meine Schullehrer hatten mir eine große Verehrung für alte Literatur eingeträgt — ich beschloß Autoren herauszugeben.“ Sobald er inzwischen die Universität der Vaterstadt bezog, verflieg dieser Zukunftsraum. Nicht nur weil die philosophischen Vorträge Garves und Platners, die er mit Eifer hörte, „eine Neigung zur Speculation erweckten“, eine Neigung, der er übrigens lebenslang treu bleiben sollte, sondern weil seine Familie einen bestimmten Entschluß über seine künftige Lebensrichtung forderte. „Um diese Zeit mußte ich mich für eine der drei Facultätswissenschaften bestimmen. Theologie würde mich gereizt haben, wenn nicht die Philosophie schon Zweifel in mir erregt hätte. Die unangenehmen Situationen praktischer Aerzte verleideten mir die Medicin. Jurisprudenz allein blieb übrig. Ich wählte sie als Probstudium und angebliche Beschäftigung, aber mir eelte vor dem buntscheckigen Gewebe willkürlicher Sätze, die trotz ihrer Widersinnigkeit dem Gedächtniß eingeprägt werden mußten. Ich suchte philosophische Behandlung rechtlicher Gegenstände, Entwicklung allgemeiner Begriffe, pragmatische Geschichte von den Ursachen und Folgen einzelner Gesetze und fand nirgends Befriedigung.“ So versuchte er es neben seiner „Probstwissenschaft“ mit einem Studium, das damals in jedem Betracht noch in den Anfängen lag — und strebte sich in dem Wissenskreise der heutigen Technologie und Nationalökonomie heimisch zu machen. „Ich warf mich in das Studium der Natur nebst Mathematik und ihren Anwendungen auf die Bedürfnisse und Gewerbe der Menschen.“

Gelegenheit zu diesen „Abschweifungen“ gab ihm die Fortsetzung seiner juristischen Studien an der Universität Göttingen in den Jahren 1776 und 1777. Begeistert wurde Körner für seine Nebensächer durch den allgemeinen Zug der Zeit. Der Geist der Sturm- und Drangperiode mit seiner Abneigung gegen das schale Herkommen, gegen den geistlosen und dürftigen Petrieb einer nach Lessings Wort geschwind erlernten Wissenschaft, die nur zu Amt und Brod verhelfen sollte, und nicht minder gegen die zwecklose Volghistorie, die keine innere Befriedigung weckte, der besondre Eudämonismus der damaligen Jugend hatten auch Körner erfasst. „Es war etwas herrliches in dem Gedanken, das Feld dieser Wissenschaft zu erweitern, um dadurch die Macht des Menschen

über die ihn umgebenden Wesen zu vergrößern und ihm neue Quellen von Glückseligkeit zu eröffnen.“ Leicht möglich, daß neben der jugendlichen Schwärmerei hierfür eine bestimmte Erkenntniß gieng, daß Kenntnisse dieser Art einem jungen Juristen in dem damaligen Kursachen sehr förderlich sein konnten. Wenigstens wurden sie nachmals bei Körners Anstellung in Dresden geltend gemacht und führten zu seiner Anstellung als Assessor der „Commerzdeputation“.

1777 kam Körner nach Leipzig zurück, erwarb 1778 die Magisterwürde bei der philosophischen, 1779 die Würde eines Doctors beider Rechte bei der juristischen Facultät und habilitierte sich im gleichen Jahre als Privatdocent an der Universität. Körner gedachte in späterer Zeit seiner Docentenlaufbahn mit einer gewissen leichten Ironie, so z. B. wenn er am 5. Juni 1789 scherzend an Schiller schrieb: „Mit mehr Geräusch hättest Du Deine neue Laufbahn nicht beginnen können. Ich kann mich desto besser in Deinen Fall denken, da ich selbst etlichemale zu Anfange des halben Jahres am Fenster gelauert habe, wobei jedes Stieftretschens mir willkommene Musik war.“ Er las drei verschiedene Collegien zu gleicher Zeit, im Sommer 1779 nach dem Lectiionscatalog „Naturrecht“ (nach Achenwall's Leitfaden), „Politische Oekonomie“ (nach Körners Handbuch) und „Technologie“. Im mehrerwähnten Briefe an Schiller betont er ausdrücklich, daß ihn selbständige Untersuchungen über das Naturrecht „ziemlich lange interessirten.“ Mit dem Fleiß Körners und dem Anlauf, den er für seine Zukunft nahm, konnte seine gesammte Familie sehr wohl zufrieden sein.

Aber freilich war zu dieser Zeit, obgleich jene Liebe des jungen Mannes für die reizende und lebenswürdige Marie Jakobine (Winna) Stod, die Tochter eines damals schon über ein Jahrzehnt in Leipzig lebenden Nürnberger Kupferstechers, die ihn so viele Kämpfe mit seiner Familie bringen sollte, erst später volle Macht über Körners Leben gewann, der unbedingte Einfluß mit den Lebensanschauungen der Seinigen bereits nicht mehr vorhanden.

Christian Gottfried hatte im elterlichen Hause eine beinahe puritanische Erziehung erhalten, seine Neigungen waren unter einem theils heilsamen, theils allzu strengen Zwang gehalten worden, selbst die früh

hervortretende leidenschaftliche Theilnahme an den Darbietungen der Kunst hatte er nicht frei und unbefangen walten lassen, obgleich er guten musikalischen Unterricht genossen haben muß und in späterer Zeit einer jener ausgezeichneten Musikdilettanten war, die den Reiz von Künstlern erregen können. Auch hier enthalten die Geständnisse an Schiller bezeichnende Wendungen. „Von meiner ersten Erziehung her klebte mir lange Zeit der Gedanke an: Der Künstler arbeite nur für sein und anderer Menschen Vergnügen. Eltern und Lehrer hatten sich so viele Mühe gegeben, den Gang zum Vergnügen bei mir zu unterdrücken, es war ihnen gelungen, durch eine Art von leidenschaftlicher mönchsartiger Frömmigkeit mich so sehr zur Resignation zu gewöhnen, daß ich über jede Stunde, die ich ohne Vorwissen und Erlaubniß meiner Vorgesetzten mit irgend einer Ergöpflichkeit zugebracht hatte, Gewissensbisse fühlte und nie zufrieden war, als wenn ich eine beschwerliche und unangenehme Arbeit vollendet hatte. Es fehlte mir nicht an Gefühl für dichterische und musikalische Schönheiten, aber ich erlaubte mir nicht lange bei ihrem Genuß zu verweilen.“ Auf diesem Gebiet nun war es, wo sich Körner zuerst von dem Einfluß und den Anschauungen seiner Familie befreite, wo er untertauchte in den Enthusiasmus für die schöpferische Kraft und die Schönheit, welcher die Sturm- und Drangperiode erfüllt, wo er eine „unbegrenzte Verehrung für den wahren Virtuosen in jeder Art“ faßte. Mühte er bald erkennen, daß ihm persönlich ein productives Talent versagt sei, so begann er nun in den Genüssen, welche Lectüre und Musik ihm boten, zu schwelgen und erweiterte seinen Pflichtbegriff dahin, daß es Pflicht sei, in der Kunst das Mittel zu erkennen, wodurch eine Seele besserer Art sich ändern versinnlicht, daß das Genußbedürfniß der menschlichen Natur mit den Genüssen der Kunst am edelsten genährt werde.

Anfang October des Jahres 1779 trat Körner als Reisebegleiter des jungen Grafen Schönburg-Glauchau eine längere Reise an. Die Forderung der großen „Cavaliertour“, die das siebzehnte Jahrhundert ausgebildet, war noch nicht völlig verschwunden, Graf Schönburg sollte eine solche zurücklegen und Körner bei dieser Gelegenheit ein Stück Welt sehen, das damals weder so leicht erreicht, noch so im Fluge durchzogen werden konnte, als gegenwärtig. Das Tagebuch, welches Körner auf dieser Reise führte,

mit kurzen, flüchtigen, aber zum Theil sehr charakteristischen Aufzeichnungen, ist bruchstückweise erhalten worden. (Die Handschrift im „Körner museum“ zu Dresden). Wir entnehmen daraus, daß die Reisenden über Eisenach, Barcha, Fulda, Frankfurt am Main, Mainz, Coblenz, Neuwied, Bonn, Köln, Düsseldorf, Geldern, Cleve nach Holland gingen. Die genannten Orte bezeichnen die Nachtquartiere, in Frankfurt und Köln hielten sich Körner und Graf Schönburg einige Tage auf, am 15. October erreichten sie Krummweg. Die Tagebuchnotizen Körners geben manchen Zug zu dem kranken Bilde des damaligen römischen Reiches, die Stokhsenjer über schlechte Wege, die in keinem Reiseberichte jener Zeit fehlen, finden sich auch hier. Körner zeigt großen Eifer, sich alles Sehenswerthe und Wissenswürdige anzueignen, ihm selbst vielleicht unbewußt tritt seine eigentliche Natur, die überwiegende Freude am Schönen, auch in diesen Tagebuchblättern hervor. So lebhaft er sich bemühte, sein Interesse Fabriken und den Verhältnissen des Handels zu widmen, so fallen doch die Aufzeichnungen über den Kölner Dom und die (damalige) Düsseldorfer Gemädegalerie reicher und lebendiger aus. — Bereits am 16. October waren Graf Schönburg und Körner im Haag, wo sie im Vorgefühl der demnächst bevorstehenden englischen Reise im „Parlament von England“ Quartier nahmen, sich rasch entschlossen, nach England abzureisen und den größeren Theil Hollands bis auf ihre Rückreise zu versparen. Doch besuchte Körner in den nächsten Tagen Amsterdam und Rotterdam und ließ sich angelegen sein die Zeit anzukausen; die er dann in Helvoetsluis, wo die Packetschiffe wegen des Krieges und der möglichen Gefahr durch Kaper nur mit dem besten Wind auslaufen wollten, mit vieltägigem Warten fündlich verlieren mußte. Erst am 7. November konnten sie von dort nach Dover absegeln, erreichten die englische Küste am 9. und trafen im „Royal Hotel“, Pallmall, zu London ein. In der englischen Hauptstadt verweilten sie während des ganzen Winters von 1779 bis 1780, verschiedene Ausflüge nach Cambridge, Greenwich und auf einzelne Landsitze abgerechnet. Es waren Monate voll mannichfaltiger, mächtiger, dem Deutschen jener Tage völlig neuer Eindrücke. Ende April traten beide Reisende eine Fahrt in die englischen Provinzen an, gingen nach Portsmouth und sahen die englische Flotte bei Spithead; kamen

nochmals nach London zurück, worauf im Juni der Besuch von Halifax, Manchester, einer Reihe von Städten im Norden Englands folgte, deren emporblühenden industriellen Leben der werdende Nationalökonom nun allerdings seine Theilnahme widmen mußte. Im Hochsommer ward England verlassen, man ging wieder durch Holland, durch Belgien, über Aachen, durch Westfalen nach Frankfurt am Main, von da durch Baden und Elsaß nach der Schweiz, wo Körner namentlich die persönliche Bekanntschaft mit den Koryphäen des Züricher literarischen Kreises, mit Lavater, Salomon Gessner u. A. interessirte. Leider sind Körners Reisetagebücher über Zürich hinaus nicht erhalten oder nicht fortgeführt worden. — Jedenfalls wendeten die Reisenden sich über Genf, Lyon nach Paris und von dort nach der Heimat zurück.

Seine Docententhätigkeit an der Leipziger Universität nahm Körner alsbald (Ostern 1781) wieder auf, er las abermals „Naturrecht“, „Politische Oekonomie“, im Sommersemester 1782 auch „Katholische Kirchengeschichte“ nach Schrödh. 1781 ward er als Consistorialadvocat in seiner Vaterstadt angestellt; 1783 aber — Dank seinen guten Empfehlungen — als jüngster Rath des Oberconsistoriums und gleichzeitig als Assessor der „Landesökonomie-, Manufactur- und Commerziendeputation“ nach Dresden berufen. Er war damit, und trotz seiner höchst geringen Besoldung, in die Kreise des höheren Beamtenthums eingeführt und sah sich die besten Aussichten eröffnet. Seine tüchtige juristische und zugleich weltherrliche Bildung, seine ästhetischen, namentlich seine musikalischen Neigungen waren ja für gewisse Kreise des damaligen Dresden gute Empfehlungen, und Körner erfreute sich offenbar von Beginn seiner Beamtenlaufbahn an mannichfacher Begünstigungen und wußte sich mit gutem Takt in geselliger Beziehung volle Freiheit zu wahren und manchen Armuteligkeiten seiner neuen Umgebung geschickt auszuweichen.

Aber bei seiner Uebersiedelung nach Dresden blieb Körners Herz zunächst in Leipzig zurück und begreiflich genug brachte er bei verschiedenen Gelegenheiten noch Wochen und Monate in der Vaterstadt zu. Denn schon 1782 hatte er der leidenschaftlichen Liebe, die er für die anmuthige Minna Stod im Herzen hegte, Ausdruck gegeben, hatte die Gewißheit erhalten, daß auch ihm das Herz dieses Mädchens gehöre. Seine Familie

septe seiner Liebe und einer Heirath mit der „Muspelhermammell“, wie es in einem Familienbrief heißt, den entschiedensten Widerstand entgegen. Im zweiten Briefe, den Körner an Schiller richtete (Tresden, 3. März 1785), erzählt er mit der wohlthuenden phrasenlosen Einfachheit, die so charakteristisch für ihn ist, die Geschichte seiner Liebe. „Ich liebte Minna vier Jahre lang, ohne es ihr und mir selbst zu gestehen. Jetzt ist es drei Jahr, daß ich mich ihr entdeckte. Wir kämpften seit dieser Zeit mit Schwierigkeiten, die fast unüberwindlich schienen, — hatten des Manners viel — waren genöthigt uns zu trennen, um uns unserm Ziele zu nähern.“ Allein es war eben die Zeit, in welcher für die Rechte des Herzens die Achtung und Geltung, die man ihnen bis hierher im deutschen Gesellschafts- und Familienleben versagt hatte, stürmisch gefordert wurden. Körner dachte keinen Augenblick ernstlich daran, seine Liebe zu dem reizenden, charaktervollen und gebildeten Mädchen den Vorurtheilen und Forderungen seiner Umgebung zu opfern. Unter Tausenden erwies er durch sein ganzes späteres Leben das Recht einer edlen Leidenschaft, so daß der Hinweis auf diesen Mann und dies Haus allein hinreicht, um eine ganze Reihe von Vorwürfen und Anklagen, welche gegen die Sturm- und Trugperiode gerichtet worden, zu entkräften. Minna Stod stand ihrem Verlobten in dem Kampfe um das künftige Glück treulich zur Seite. Eine kleine Gruppe von Freunden nahm an dem Geschick des jungen Paares förderlichen Theil und am Ende wurde Körners Vater dahin gebracht, der Verlobung nicht ferner zu widerstreben. Wahrscheinlich wäre die endliche Verbindung der Beiden aber noch längere Zeit hinausgeschoben worden, wenn nicht Körner durch den am 5. Januar 1785 zu Leipzig erfolgten Tod seines Vaters in eine vollkommen unabhängige und selten begünstigte Lage versetzt worden wäre.

In wenigen Wochen und Monaten drängten sich damals die wichtigsten Entscheidungen von Körners Leben zusammen. Schon im Sommer zuvor (Juni 1784) hatte er sich mit seiner Braut, mit deren älterer Schwester, der talentvollen und witzigen Malerin Dorothea Stod, mit Ferdinand Huber, dem jugendlichen Bewunderer und Anbeter Dorotheens, zu jener Fuldigung an den in Mannheim lebenden Dichter der „Räuber“ vereinigt, von welcher Minna Körner nach Schillers Tode schreiben

durfte: „Wenn ich nachdenke, wie wohlthätig unsere Schwärmerci auf sein Leben gewirkt hat, so preis ich uns glücklich und selig.“ Die Uebersendung der huldigenden Briefe Körners und Hubers, einer Körnerschen Composition von Amaliens Gesang aus dem dritten Acte der Räuber, einer kostbaren von Minna gestickten Briefftasche und der von Dora gezeichneten Portraits der vier Verbundenen, enthusiastisch den Dichter Verehrenden, hatte Schiller tief ergriffen und erhoben, aber trotzdem hatte er die Sendung erst am 7. December 1784 beantwortet. Sein Brief ließ keinen Zweifel, daß er sich in Mannheim in den unerquicklichsten Verhältnissen befinde und mit aller Partheit ging Körner, der am 11. Januar 1785, wenige Tage nach seines Vaters Begräbniß, von Leipzig aus wieder an Schiller schrieb, auf dessen Alogen ein und sprach die Hoffnung aus, den augenscheinlichen Kummer des Dichters lindern zu können. Schiller erwiderte mit dem unwiderruflichen Entschluß, sich in die Arme der neuen Freunde in Leipzig zu werfen und eröffnete Huber seine Lage, welche ihm einen Voranschuß unumgänglich nöthig machte, um Mannheim mit Ehren verlassen zu können. Körner konnte hier um so leichter helfend eingreifen, als er inzwischen neben seinen Dresdner Aemtern und mannichfachen Vorsätzen literarischer Thätigkeit auch Verleger, das heißt Gesellschafter des jungen Buchhändlers Georg Joachim Göschen geworden war, dem es eben nur durch Körners Freundschaft ermöglicht wurde, seine Verbindung mit der Dessauer „Buchhandlung der Gelehrten“ zu lösen und ein eignes Verlagsgeschäft zu errichten. Körner theilte sich zuerst mit einer Summe an einem von Göschen selbständig, aber noch in Dessau unternommenen Bibelverlage; Göschen scheint zu dieser Zeit den Gedanken einer völligen Societät noch nicht klar ausgesprochen und durchgeführt zu haben. Als er aber dann andeutete, daß bei dem augenblicklichen Stande der Literatur mit einigen tausend Thalern sich vielleicht ein bedeutendes, gewinnbringendes Verlagsgeschäft begründen lasse, fing der Dr. jur. und Dresdner Oberconsistorialrath Feuer. Das literarische Interesse an der Sache stand natürlich bei ihm im Vordergrunde. Der Verlag, den Göschen mit seinen Mitteln begründen sollte, mußte vor allem die Werke solcher Schriftsteller an sich zu bringen suchen, die „zeigten, was der Mensch auch jetzt noch vermag“, und dem „besseren

Theile der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete“, den Durst löschten. (Körners erster Brief an Schiller in Mannheim, vom Juni 1784.) Indessen zeigte sich Körner, dessen Befoldung damals noch eine außerordentlich geringfügige war und der sich bis zum Erlangen einer wirklich einkömmlichen Stellung wie tausende von damaligen Beamten darauf angewiesen sah, „einstweilen vom Seinigen zu zehren“, für die Vorstellung nicht unempfänglich, daß ihm ein reichlicher Gewinn aus den geplanten geistig-mercantilen Unternehmungen erwachsen könne. Er war der Mann eines anspruchlosen, aber frohen und freien Lebensgenusses, er theilte gern großmüthig mit Andern, wie sich eben gegenüber Schiller erweisen sollte. Der Traum, zu gleicher Zeit die bessere Literatur zu fördern und dabei für seinen Beutel zu sorgen, konnte nichts Abschreckendes für den durch und durch idealistischen, jedoch dabei klaren und hellen Mides ins Leben schauenden Körner haben. Er machte daher einen Ueberschlag seines Vermögens und schrieb (3. März 1785) an Götschen: „Wenn Sie mit 3000 Thalern eine Handlung anfangen können: so bin ich Ihr Mann. Mehr kann ich jetzt nicht gewiß versprechen, weil ich meine Angelegenheiten noch nicht ganz übersehen kann. Doch wenn sich uns eine Unternehmung darbietet, die mehr Geld erfordert, so wird auch zu mehrerem Rath werden.“

Mehr Geld nun wurde allerdings erfordert, und Unternehmungen von großer Tragweite und von entscheidender Wichtigkeit in Körners wie in Götschens Sinne boten sich alsbald dar. Schon am nächsten Tage nach der gedachten Erklärung an Götschen griff Körner selbständig für das Interesse der „Handlung“ ein und schrieb an Götschen: „Jetzt noch eine Sache, die keinen Aufschub leidet. Es äußert sich eine Gelegenheit, Schillern einen Freundschaftsdienst zu erweisen und ihn zugleich für unsern Verlag zu gewinnen. Huber hat Ihnen schon davon ausführlich geschrieben, doch muß es das Ansehen haben, als ob es von Ihnen geschähe, um den Verlag der Rheinischen Thalia zu bekommen. Ich werde Schillern schreiben, daß ich in Ihrer Handlung ein Capital hätte, daß ich daher mit Ihnen in Abrechnung stünde, daß er aber die Bedingungen wegen der Uebernahme der Rheinischen Thalia bloß mit Ihnen auszumachen hätte, daß Sie ihm auf eine Art wie er es ver-

langte 300 Thaler zuschicken würden, gegen einen Schein, den Sie mir auf den Fall, daß Sie über die Bedingungen nicht einig werden könnten, als baares Geld anrechnen würden. So sieht er, daß man ihm nicht etwa einen nachtheiligen Handel abnöthigen will. Werden Sie mit ihm einig, wie ich nicht zweifle, so wird uns hiernach wohl nichts von seinen übrigen künftigen Schriften entgehen.“ (Körner an Götschen, Dresden, 6. März 1785, Originalbrief in der Dresdner Bibliothek, abgedruckt bei Goedeke, Geschäftsbriefe Schillers. Leipzig, 1875, S. 5.)

Körners waches Herz und sein guter Tact leuchten aus dem angeführten Briefe ebenso hervor, wie die frohen Hoffnungen, die er damals an „unsre“, seine und Götschens, „Handlung“ knüpfte. In der That ließ es Götschen auch seinerseits an Eifer für das gemeinsame Geschäft nicht fehlen und stimmte mit Körner darin überein, daß man vor allen Dingen hervorragende Namen, die Hierden der zeitgenössischen Literatur, für die junge Buchhandlung gewinnen müsse. Einstweilen aber benutzte Körner seine neue Eigenschaft als Socius der Götschenischen Verlagsbuchhandlung zur pietätvollen Herausgabe eines Bandes Predigten seines kurz verstorbenen Vaters, die unter dem einfachen Titel „Einige Predigten von Dr. Johann Gottfried Körner“, den Freunden des Verstorbenen gewidmet (Dessau und Leipzig, J. W. Götschen, 1785), erschienen.* Ein von Endner nach einem Graffschen Porträt gestochenes

* Das Vorwort zu diesen Predigten, „Dresden, am 19. Juli 1785“ datirt, ist wohl die älteste an das Publicum gerichtete literarische Leistung Körners. Da es zu kurz und zu unbedeutend ist, um einen eignen Platz in den „Schriften“ zu beanspruchen, mag es immerhin hier stehen:

„Wenn gegenwärtige Sammlung nur einigen guten Seelen, die meinen entschuldeten Vater schätzten und liebten, als ein Andenken willkommen ist, so ist meine Absicht erreicht. Schriftstellerischen Ruhm dadurch für den Verstorbenen einzubringen, konnte mein Zweck nicht sein. In wie weit er auf diesen Anspruch machen konnte, läßt sich nicht nach solchen Arbeiten beurtheilen, die nicht für den Druck bestimmt waren und denen die letzte Hand des Verfassers fehlt. Indessen wird auch vielleicht die strengere Kritik eine gewisse Popularität und einen nicht gemeinen Erfindungsgeist in fruchtbarer Benutzung vorgeschriebener Texte nicht darin verkennen. — Daß der Stil fast ganz unverändert geblieben ist, werden mir diejenigen verdanken, welche das eigen-

Bildniß des Herrn Domherrn, Professors und Superintendenten in geistlicher Amtstracht war dem Bande beigegeben.

Körner muß die Redaction desselben mitten unter der seligen Unruhe und Zerstreuung, in der er in diesen Monaten dahinlebte, vollendet haben. Für den Hochsommer des Jahres hatte er seine Heirath mit Minna festgesetzt und war schon sehr eifrig bemüht, der Geliebten ein reizendes Heim nach den schlichten Ansprüchen jener Zeit zu bereiten. Ein Haus neben dem japanischen Palaisgarten in der Dresdner Neustadt und ein Weinberggrundstück, das er in Loschwitz aufkaufte, sollten sein junges Glück aufnehmen. Inzwischen traf nun am 17. April 1785 Schiller in Leipzig ein und begrüßte, nachdem er die persönliche Bekanntschaft der beiden Schwestern Stod und Jerd. Hubers gemacht, in enthusiastischen Briefen den Freund, der seinerseits mit brüderlichem Händedruck nur erwidern konnte, daß er sich von Jugend auf nach einem Freunde in dem erhabensten, heiligsten Sinne des Wortes gesehnt, schon alle Hoffnung zu einer solchen Glückseligkeit aufgegeben gehabt und vom Weib seines Herzens, die ihm Geliebte und Freundin zugleich gewesen sei, die Erfüllung seiner jugendlichen Sehnsucht erwartet habe. „Auch nun, da ich mich dem Zeitpunkt nähere, wo ich sie ganz mein nennen kann, da meine Glückseligkeit schon einen Gipfel erreicht hat, der mich fast schwindelnd macht, nun soll auch jener frühere Wunsch in vollem Maße befriedigt werden. Ist das nicht zu viel für einen Menschen wie ich?“ Gleichzeitig aber faßte der klare, männliche, energische Körner die Sorge, „den Bau des künftigen Glückes zu gründen und alles zu entfernen, was den Genuß der künftigen Freuden stören könne“, ernsthaft und vor allem in jener Weise ins Auge, welche

thümliche Gepräge des Verfassers gegen jede Verbesserung, die der Ausdruck durch mehrere Fellen hätte erhalten können, sehr ungern vertauschen würden. Allein eben diese werden vielleicht weniger mit der Auswahl der Predigten zufrieden sein, werden manche vermissen, die ihnen vielleicht vorzüglich denkwürdig erschienen haben, werden aber auch einen Sohn entschuldigen, wenn ihn die Besorgniß, durch Herausgebung unvollendeter Arbeiten zu unbilligen Urtheilen über einen achtungswürdigen Mann Gelegenheit zu geben, zu weit verleitete.“

ihn für immer der deutschen Nation theuer gemacht hat. Er erkannte, daß Schillers beständig wiederkehrende Verlegenheiten in der Unzulänglichkeit seiner literarischen Einnahmen ihren Grund hatten, daß Schiller in einer geistigen Uebergangsperiode lebe, in der er unmöglich rasch produciren könne und daß für den Dichter jetzt alles darauf ankomme, ohne Störung von außen her seinen „Don Carlos“ brendigen zu können. So schrieb er Schiller (Dresden, 8. Juli 1785) jenen berühmten Brief, in welchem er ihn wegen seiner Bedenklichkeiten, sich in Geldsachen ganz zu entbeden, sanft tabelte und dann fortfuhr: „Ich weiß, daß Du im Stande bist, sobald Du nach Brod arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern.“ Aufathmend und im innersten beglückt, tiefer beglückt durch die Erfahrung über Menschenwerth, die er hier machte, als durch die Befreiung von den Armseligkeiten, welche ihn bis hierher gedrückt hatten antwortete Schiller (Wehlis, 11. Juli): „Für Dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimüthigkeit und Freude, womit ich es annehme. Durch Dich kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. — Werde ich das, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat, kann niemals aufhören.“ —

Am 7. August 1785 fand zu Leipzig Körners Hochzeit mit Minna Stodt statt. Die Erwartungen des Bräutigams und seiner Freunde vom Glück dieser Verbindung waren hohe, aber auch die höchsten wurden nicht enttäuscht. In Körners Ehe bewahrten beide Gatten in festem Maße die Frische der Empfindung, die reine Freude am gegenseitigen Besiz, das Bewußtsein, daß Jedes im andern eine durchaus wahre und edle Natur zu ehren habe, Beide gaben sich das Beste, was die Ehe zu geben hat. Zwanzig Jahre nach jenem festlichen 7. August in Leipzig durfte Körner ohne jede Spur poetischer Uebertreibung in einem kleinen Gedichte an Minna (i. Anhang) sagen, daß ihm mit seinem Hochzeitstage erst wahrhaft der Tag angebrochen sei. Und das rührendste Zeugniß für Leben und Lieben der Beiden gab noch am Spätabend ihrer Tage

Minna Körner, die Gealterte, tief Vereinsamte, als sie (Berlin, 10. Januar 1833) an Caroline von Wolzogen, Schillers Schwägerin, schrieb: „Nach der Vergangenheit bleibt mein Blick gewendet und so seh ich rückwärts ein langes beglücktes Leben. Ob auch nun dunkel um mich ist und es umfängen mich Schatten — vergeß ich nicht, wie mir sein Sonnenlicht an tausend Morgen erschienen ist, heiter und unendlich glücklich, und mein weinendes Auge hängt an der Vergangenheit in stiller Zuversicht.“ (Literarischer Nachlaß der Frau Caroline von Wolzogen. Leipzig, 1867, II. Band, S. 367.)

Die ersten beiden in der langen Reihe glücklicher Jahre, welche dem Körnerschen Ehepaar beschieden war, theilten bekanntlich Schiller und Ferdinand Huber. Beide siedelten im September 1785 nach Dresden über und lebten zwar nicht unmittelbar in Körners Hause, aber in nächster Nähe desselben, im engsten Bunde mit demselben und, soweit dies Schillers Lage und innere Unruhe zuließ, im fröhlichen Genuß des guten Augenblickes. Körner hatte die Genußthnung, dem genialen Freunde eine Situation geschaffen zu haben, wie sie Schiller in der Einsamkeit von Bauerbach und den Zerstreuungen seiner Mannheimer Theaterdichterexistenz umsonst ersehnt hatte. Freilich konnten bei dem Entwurf des Glückgebäudes weder Körner noch selbst Schiller jene inneren Kämpfe und Wandlungen, in die sich der letztere während der Arbeit am „Don Carlos“ verstrickt fand, voraussehen. Gerade weil er in dieser Tragödie nach Läuterung und Klärung zu ringen begann, vermochte Schiller der Frage, die für Körner keine Frage war, nicht auszuweichen: der Frage nach seinem Dichterberuf. Den Zweifeln, die ihn anwandelten und dem keimenden Entschluß, in historischen Studien eine Vertiefung seiner Bildung und eine Erweiterung seines Darstellungsgebietes zu suchen, setzte Körner damals und später seinen ganzen Einfluß entgegen. Für ihn war und blieb es ausgemacht, daß „alles was die Geschichte in Charakteren und Situationen Großes liefert und Shakespeare noch nicht erschöpft hat, auf Schillers Pinsel warte.“ Er ließ nicht ab gegen jede Abschweifung Schillers von der poetischen Laufbahn zu protestiren (nur zur Philosophie hätte er ihn gern herübergezogen!) Schiller andererseits mußte hier dem innersten Trange seiner Natur folgen. Es braucht kaum ge-

sagt zu werden, daß Körner jederzeit die geistige Selbstständigkeit des großen Freundes zu ehren wußte. So unablässig er die Ueberzeugung ausdrückte, daß Schillers eigentliche Lebensaufgabe das dichterische, vorzugsweise das dramatische Schaffen sei — so widmete er doch jeder andern Thätigkeit und Betreibung des Ringenden den enthusiastisch warmen, eifrigen, verständnißvollen Antheil, der für Schiller so wohlthätig war und der die Zeit des beständigen Zusammenseins überdauerte.

Am Schlußteile schloß es auch diesen schönen Jahren nicht, Körner wirkte manche Sorgen junger Schwärmer nicht erpart, es gab trübe Tage und Stunden. Schiller und Huber bewährten sich in ihrem Zusammensein als gute Kameraden, aber der geistige Abstand und die Grundverschiedenheit der Charaktere machte sich zwischen ihnen demal geltend, daß Schiller wenig über ein Jahr später (30. December 1786) gegen Körner und seine Frau, die gerade in Leipzig verweilten, das Gewandbuch nicht unterdrückte: „Ich bin Hubern nichts and' er mir wenig.“ Und je tiefer er fühlte wie unentbehrlich ihm das Körnerische Ehemann geworden sei, um so härter sagte er den neuen Freunden gegenüber den „schwarzen Genius seiner Hypochondrie“ an. „Ihr marret mir soviel und ich Euch noch wenig, nicht einmal das, was ich fähig sein konnte Euch zu sein.“ Lieberoll wies Körner die Selbstanklagen zurück. „Heber das, was Du and' gewichen bist, kannst Du Dir wohl nur in den größten Anfällen von Hypochondrie Vorwürfe machen.“ Und inniger als je schloß man sich in der ersten Hälfte des Jahres 1787 zusammen, welche Schiller durch eine heftigste Leidenschaft für Jeanne Henriette Elisabeth von Arnim getrübt wurde. Eine momentane Entfernung schien rathlich, und Schiller entschloß sich nach Weimar zu gehen. Er selbst, wie die Freunde planten keine baldige Zurückkunft nach Dresden — das er indeß nur noch einigemal auf Wochen als Gast des Körnerischen Hauses besuchen sollte.

Die Abreise Schillers nach Weimar (welcher erst im März 1788 der Weggang Hubers folgte) veranlaßte Körner, seine Verhältnisse sorgsam zu prüfen und namentlich die geschäftliche Societät mit Weichen in Leipzig zu lösen. Vereinstwillig hatte er im Jahre 1786 die Mittel zur Verfügung gestellt, welche es Weichen ermöglichten, die erste rechtmäßige

Zusammensetzung von Goethes Schriften zu verlegen. Die Litteratur 1787 stellte wiederum schwere Anforderungen an Körners Geldbeutel und die Aussichten auf einen Gewinn aus der neugegründeten Verlagsbuchhandlung schienen nicht erhellend. Körner entschied sich daher, gewiß erst nach manchem innern Kampfe, auf seine unmittelbare Thätigkeit als Verleger, auf den Gewinn, der ihm daraus erwachsen könne, weise Verzicht zu leisten. Mit sorgfältiger Zehnung der zur Zeit noch einigermaßen kritischen Lage seines Socius schlug er als besonnenen Haushalter die Trennung der bisherigen Verbindung vor, indem er (Dresden den 28. Juli 1787, Briefe Körners an Weiden in der Dresdner Bibliothek, Hf.) an den Leipziger buchhändlerischen Freund schrieb: „Je mehr ich über die Societät nachdenke, wie wir sie uns ausgelegt hatten, je mehr stöße ich auf Schwierigkeiten in Auseinandersetzung unserer gegenseitigen Erwartungen und sehe in der Zukunft eine Menge Unannehmlichkeiten für uns beide voraus. Lassen Sie uns bey dem einzigen stehen bleiben, daß unsere Absichten eigentlich ganz verschiedene sind. Ihnen ist es darum zu thun ein dauerhaftes Werk für die Zukunft zu gründen und für die Entbehrung des gegenwärtigen Gewinnes, halten Sie sich durch vortheilhafte Aussichten schadlos. Mir ist daran gelegen mein Capital jetzt so gut als möglich zu nützen, weil ich jetzt hauptsächlich von Interessen leben muß. Eine entferntere Aussicht, bey der ich mich jetzt häufig Geldverlegenheiten ausgelegt sehe, kann für mich wenig Reiz haben, da ich ohnehin an Aussichten zu einträglicheren Verbindungen und beträchtlichen Erbschaften keinen Mangel habe. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir vom Buchhandel einen unrichtigen Begriff gemacht habe, der mich eine frühere Ernte hoffen ließ. Sie haben dabey keine Schuld, aber jetzt ist es noch Zeit unser Verhältniß auf einen Fuß zu setzen, der uns beide befriedigt. Wie wäre es wenn wir annehmen ich hätte Ihnen ein Capital zu 5 p. 100. in Ihre Handlung geborgt. Ich entlagte allem Antheil an der Handlung, wenn Sie mir das Capital von der Zeit, da Sie es empfangen haben, verpfauschten. Sie könnten mir abzulaglich, doch nicht unter 100 Thlr. wiederbezahlen, soviel und wann Sie wollen. Der Ablauf eines größern Termines kann ich das Capital nicht aufkündigen. — Auf diese Art können Sie ganz mit der Handlung schalten

und wählten, ersparen sich die mühsame und gewiß sehr verwickelte Berechnung der Bilanz und haben mich bloß als Ihren Gläubiger anzusehen. Ich habe den gewissen gegenwärtigen Vortheil, anstatt eines größeren, der entfernt und ungewiß ist. Sie haben die Aussicht binnen wenigen Jahren, wenn Sie glücklich sind, sich eine Handlung ganz zu eigen erwerben zu können. Kurz wir befinden uns gewiß besser dabei.“

Wolchen setzte sich rasch, sich (wie ein Brief Körners vom 19. August an Schiller in Weimar mittheilt) in seiner Antwort durch. Widen, daß ihm selbst die buchhändlerische Societät mit dem Oberconsistorialrath drüben gemeldet sei, und sprach in einem kurzen Schreiben seinen Dank für des Freundes Uneigennützigkeit und Rücksichtnahme in den Festsetzungen bezüglich der Rückzahlung des Capitals aus. Körner aber fiel ein Stein vom Herzen, als die Angelegenheit sich friedlich und freundlich löste. Er bemerkte (Tresden, 17. August 1787, Dresdner Vöhl. Hf.): „Ich bin nunmehr vollkommen beruhigt, lieber Freund und es freut mich sehr, daß mein Vorschlag mit Ihren Wünschen übereinstimmt. So uneigennützig bin ich übrigens nicht, als Sie mich schildern. Es war allerdings Rücksicht auf meine Lage, was mich zu meinem Vorschlage veranlaßte, aber freilich war mir daran gelegen, daß Sie dabei keinen Nachtheil haben sollten.“

Freilich dauerte es auch jetzt noch einige Jahre, ehe Körner, der mit Recht als einer der vorzüglichsten Beamten galt und dessen ruhig harte, feste Männlichkeit von den tüchtigern seiner Vorgesetzten nach Gebühr geachtet wurde, eine ansehnliche Stellung erhielt. Erst im August 1790 ward der kaiserliche Oberconsistorialrath zum Appellationsrath in Tresden ernannt. Damit fielen die Pläne eines Uebertritts in weimarische Dienste, welche zwischen 1788 und 1790 mehrfach zwischen Körner und Schiller besprochen worden waren, hinweg. — Körner schloß sich mit den Dresdner Verhältnissen um so mehr aus, als sein inneres Leben nicht nur durch Lectüre und Kunstgenuss, sondern vor allem durch den Briefwechsel und die treue Freundschaft mit Schiller bereichert und genährt wurde. „Mühsamweise habe ich das Bedürfnis des mündlichen Umgangs in sehr geringem Grade. Indessen fühle ich,

dah ich an Fertigkeit verliere, mich mündlich über interessante Gegenstände auszubreiten, weil ich zu wenig Veranlassung habe mich hierin zu üben. Graf Oefler ist der Einzige, mit dem man über manche Dinge sprechen kann; aber er ist zu unthätig, zerstreut durch seine Verhältnisse und inconsequent, als daß man auf ihn rechnen könnte.“ (Körner an Schiller. Dresden, 24. October 1789.) Für Schiller blieb Körner der eigentliche Vertraute seiner Seele — rüchthaltlos offenbarte der Dichter dem Freunde seine Empfindungen, an der mächtigen Entwicklung Schillers nahm Körner nicht bloß genießend, sondern mitlebend den tiefsten Antheil. Das persönliche Verhältniß gewann selbst noch an Wärme und Innigkeit, seit sich Körner und die Seinen nicht verhehlen konnten, daß die Krankheitsanfälle, die Schiller 1791 zu befehen gehabt, die Gesundheit des großen Freundes für immer geschwächen hatten. Aber um so mehr klammerte sich der treue Körner an die Hoffnungen, welche Schillers geistige Frische, die Unbesiegbarkeit seines Idealismus unwillkürlich einkösteten. Was er nach dem letzten längeren Versammlen sein mit Schiller an diesen schrieb: „Ich weide mich an der Gesundheit und Kraftsfälle Deines Geistes. Deine herrschende Stimmung ist unbesungen und heiter und immer vorwärts strebst Du auf Deiner Bahn. So erscheint mir Deine Existenz und indem ich sie mir aneigne, fühle ich die meinige bereichert und verschönert!“ (Körner an Schiller, Leipzig, 22. September 1801) das drückte die Empfindungen seiner Seele treu aus. Körner gestand sich freudig, daß er die Auszeit der Jahre 1785 bis 1790 reich eingeerntet!

Uebrigens blieb seine Existenz in Dresden keine isolirte. In seinem Hause sammelten sich nach und nach alle die Naturen, welche gleich ihm von der freiesten edelsten Bildung des 18. Jahrhunderts erfüllt oder wenigstens berührt waren. Wenn Schiller von seinem Freunde rühmen durfte, daß sich in ihm „eine gewisse Freiheit in der Moralität und in Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zar testen moralischen Gefühl und mit einer instinkthartigen Herzensgüte verbinde“ (Schiller an Lotte und Karoline, Weimar, 4. December 1788), wenn Goethe, der Körners nächste Bekanntschaft 1790 in Dresden machte, nach seiner Rückkunft mit Wärme von dem neuen Bekannten sprach

und die persönliche Verührung mit demselben gegen das junge Schiller'sche Ehepaar „gar sehr rühmte“, wenn Wilhelm von Humboldt nach einem Aufenthalt in Dresden im Herbst 1793 an Körner selbst schrieb: „Sie verzeihen mir ja wohl, wenn ich gern eine Gelegenheit suche, Ihnen zu sagen, welche innige Freude mir Ihre Bekanntschaft gewährt hat. Gewiß hat Sie eigne Erfahrung selbst belehrt, welch ein seltner Reizgenuss es ist, auf ausgezeichnet interessante Menschen zu stoßen, und ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, welch eine wohlthätige Erscheinung mir Ihr Haus war“ (W. von Humboldt an Körner; Burg Cerner, 27. October 1793 in „Ansichten über Aesthetik und Literatur“; Humboldt's Briefe an Ch. G. Körner, herausgegeben von A. Jonas, Berlin 1880) — so hätten Wunder geschehen müssen, um die Existenz eines solchen Mannes und solchen Hauses, selbst in einer Stadt wie das damalige Dresden, gänzlich verborgen zu halten. Schlicht, prunklos wie Körner sich gab und wie er blieb, ward er doch einer der im Stillen einflussreichsten Männer. Sein freier Blick, sein scharfer Takt, seine Welt- und Sachkenntniß, seine bedeutenden Verbindungen und sein literarisches Urtheil fielen an Stellen ins Gewicht, wo man äußerlich die Miene annahm, nicht mehr von ihm zu wissen, als daß er einer der tüchtigsten Räte des kurfürstlichen Appellationsgerichtes sei. —

Was Körner in den Jahren, die zwischen 1787 und 1805 verstrichen (die Jahre, über welche sich der ununterbrochene Briefwechsel mit Schiller hinerstreckte), den guten Ruch und die Heiterkeit des Lebens erhielt, war freilich vor allem das eigne Haus, in dem ihm wohl war, wie wenigen beglückten Menschen an ihrem Herde wohl geworden ist. Minna, welche er mit Bräutigamszärtlichkeit zu lieben fortfuhr, hatte ihm zwei prächtig gedeihende Kinder, Emma (geboren 19. April 1788) und Carl Theodor (geboren am 23. September 1791), geschenkt und Körner fand eine reiche Quelle der Beglückung für sich in der vielversprechenden Entwicklung derselben. Freilich litt der Bodere eine Zeit lang im Innersten seines häuslichen Cirkels, als das Verhältniß zwischen Ferdinand Huber und seiner Schwägerin Tora Stod im Herbst 1792 sich auflöste und Huber's Beziehungen zu Therese Forster weltkundig wurden — aber es scheint, daß sich Dorothea rascher als Körner und Minna ge-

glaubt hatten, in die Tantenrolle hineinzufand, auf welche sie nach dem Scheitern ihrer Hoffnungen sich angewiesen sah. —

Mit einem freilich wollte es Körner nicht glücken: mit der von früh auf beabsichtigten, anhaltenden und vielseitigen literarischen Thätigkeit. Nur in langen Zwischenräumen, nur bei völliger Sammlung des Geistes, unter den günstigsten Umständen führte er den einen und den andern seiner literarischen Pläne aus. Schiller hatte zu Körners Geburtstag am 2. Juli 1787 den kleinen Scherz „Körners Vormittag“ gedichtet und mit gutmüthigem Spott die zwei Zeilen der „Philosophischen Reise“ angeführt, die das ganze literarische Resultat eines Vormittags sind. Die zwei Zeilen blieben symbolisch. Lange versuchte Körner sich durch äußere Mittel zu rascherer Arbeit zu zwingen. Aber die Natur hatte ihm den nicht rathenden Zwang des gebotenen Schriftstellers so gut versagt wie die Schamlosigkeit des leichtfertigen Buch- und Artikeleschreibers. Dies bewahrheitete sich besonders in den ersten neunziger Jahren, in denen Körner, nachdem ihm einige kleinere Arbeiten philosophisch-ästhetischer Natur und sein biographischer Aufsatz über Cressiermas wohl gelungen waren, von einer Verwerthung seiner literarischen Thätigkeit träumte. „Ich muß darauf denken“, schrieb er an Göthe (Dresden, 28. December 1792, Hf. Dresdner Bibl.), „was mir zu meinen Bedürfnissen an Einkünften mangelt, durch Arbeit zu ersetzen, bis ich eine bessere Stelle bekomme. Aber diese letztere Aussicht ist verloren, sobald mein Name bei einer Autorschaft von großem Umfange bekannt wird.“

In der That würde Körner einen guten Theil seiner Beliebtheit und vermuthlich seine ganze „politische Wichtigkeit“ eingebüßt haben, wenn man ihn als Autor eines vortheilhaften Buches gekannt und erkannt hätte. Einzelne da und dort verstreute Aufsätze konnten als Tiletantenarbeit betrachtet und demgemäß verziehen werden. Uebrigens aber war wenig Gefahr, daß für Göthes Freund eine so schlimme Möglichkeit hätte eintreten sollen. Der Verlagsbuchhändler bedachte sich zwar, den Wünschen Körners entgegenzukommen, und bot ihm die Fortsetzung des historischen Tamenkollenders und die Bearbeitung einer Geschichte der Reformation für denselben an. Allein sowie Göthe Ernst machte, trat Körner zurück und bedachte sich am 19. November für das gezeigte

Vertrauen bestens dankend, die Arbeit zurückzuweisen: „Ihren Vorschlag lieber Freund erkenne ich mit Dank theils als einen Beweis Ihres Vertrauens, theils als die Wirkung Ihrer Bereitwilligkeit meine ökonomischen Wünsche zu befriedigen. Aber ich habe nicht Vertrauen genug zu mir selbst, um eine solche Unternehmung zu wagen.“ Ähnlich ging es mit einem „Abriß der Geschichte des Spanischen Erbfolgekrieges“, für den Körner einige Monate hindurch Material sammelte, um dann schließlich aufzuathmen, als Göttschen die Geduld verlor und sich den Aufsatz vom Mauvillon compiliren ließ. — Schiller, der Körners Fähigkeiten nicht gering schätzte, der ihn unablässig anfeuerte, erhielt doch nur einige Beiträge zu den „Horen“ wie früher zur „Thalia“ von ihm.

Körners Leben war so eng und innig mit dem Schillers verknüpft gewesen, daß der so vielmal befürchtete und zuletzt doch so unerwartet kommende Tod des gewaltigen Freundes, am 9. Mai 1805, ihn mit der ganzen Härte eines plötzlichen Schicksalsschlages traf und in sein vollkräftiges und freudiges Dasein den ersten Bruch brachte.

Zunächst suchte Körner sich der Familie des Freundes, soweit es in seinen Kräften stand, theilnehmend und hilfreich zu erweisen. Das Gedächtniß des Dahingeshiedenen zu bewahren, den großen Todten der gesammten deutschen Welt zu zeigen, wie er (Körner) ihn mit liebendem Auge geschaut hatte, galt ihm als heiligste Ehrenpflicht. Die Herausgabe von Schillers Werken, welche einige Jahre später erfolgte, scheint schon in der ersten Zeit nach dem Tode Schillers geplant worden zu sein. Unter dem 4. October 1805 schrieb Minna Körner an ihren Verwandten, F. W. Weber: „Wir erwarten jetzt alle Tage die Schiller und die Wolzogen, wenn nur schon für den geliebten Körner die ersten Momente vorbei wären. Ich fürchte auch für beide Frauen, wenn sie uns zuhüf sehen werden. Körner fand gestern noch einige ungedruckte Gedichte von dem Unvergesslichen, sie bringt Körners Briefe mit, die er geordnet hatte; dieser achtzehnjährige Briefwechsel wird uns manchen schönen Genuß geben. Dieses Verüßten der Geister hatte so schön auf Beide gewirkt.“ — — Und unmittelbar darauf heist es in einem vom 7. November datirten Briefe: „Die Schiller und die Wolzogen haben die jetzigen Zeitumstände abgehalten zu kommen. Sie werden aber Körner

zur Winterarbeit die Papiere schiden; von vielen Studien haben sich ganz ausgearbeitete Pläne gefunden, die immer ein schönes Ganze machen.' (Briefe der Familie Körner. Herausgegeben von Prof. Albr. Weber Deutsche Rundschau, Bd. XV. 1878.)

Freilich verzögerte sich das wirkliche Erscheinen der ersten Gesamtausgabe bis ins Jahr 1812, und am 22. August 1809 ließ Cotta gegen Charlotte Schiller den Stoffseuffer vernehmen: „Was macht dem Körner mit den Schriften des Verewigten? Ich höre gar nichts von ihm.“ (Schillers Briefwechsel mit Cotta. Anhang.) Charlotte Schiller gab zu, daß sie selbst einen kleinen Theil der Schuld trage, indem sie Körner gewisse Papiere noch nicht zur Verfügung gestellt habe. Im Uebrigen kam wohl Körners alte Gewohnheit, literarisch sehr langsam zu arbeiten, ins Spiel, obschon in der That die nächsten Jahre nach Schillers Tod, auch abgesehen von der Herausgabe der Werke und der Abfassung der mit denselben erscheinenden Biographie Schillers, die literarisch productivsten in Körners Leben waren.

Die erste Gesamtausgabe, welche 1812—15 in zwölf Octavbänden im Cottaschen Verlag hervortrat^{*)}, half die schon außerordentliche Popularität Schillers zu Körners innerlicher Genüthung wesentlich steigern. Die von Körner getroffene Zusammenstellung und Eintheilung blieb in den zinander zahlreich folgenden Schiller Ausgaben vielfach maßgebend.

Körners Leben, obschon durch den Tod des großen Freundes eines höchst unerseßlichen Elements beraubt, trug zunächst durchaus noch den Charakter, den es in den beiden letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts gezeigt hatte; den immer näher rückenden, sich immer bedrohlicher gestaltenden politischen Ereignissen und Katastrophen gegenüber suchten er und die Seinigen sich ausschließlich in den ästhetischen Interessen zu behaupten. Während des Herbstes 1805 und angesichts der französischen Invasion in Süddeutschland und der Siege Napoleons bei Ulm schrieb Minna Körner, nachdem sie ihre menschlich wassem

^{*)} Der Jammer der Zeit repräsentirte dabei das dem ersten Bande vorausgedruckte „Königlich Preussische“ Privilegium.

Theilnahme für diejenigen ausgedrückt, die dem Kriegshauptplatze näher seien, als sie selbst: „Rein Körner fühlt sich ganz glücklich, wenn er den Genuß von Musik hat, und die äußeren Dinge haben keinen Einfluß auf seinen Frieden. Seine schöne Seele verbreitet Ruhe und Muth um alle die, die um ihn leben.“ (Briefe der Familie Körner.) Selbst nach der Katastrophe vom Herbst 1806, welche die nächste politische Zukunft Sachsens entschied, konnte sich die Liebenswürdige, in einem Briefe an Weber vom 19. Februar 1807, rühmen: „An uns find Gott sei Dank die gewaltigen Erschütterungen vorübergegangen und wir haben nur durch das unnenndbare Unglück gelitten, welches so viele andere traf. — — Aber den inneren Frieden haben wir uns zu erhalten gewußt und Alles in unserem Hause ist unverändert geblieben. Körner ist uns ein gutes Vorbild; in seiner Nähe schämt man sich, Kleinmüthig zu sein. Das Unvermeidliche trägt er mit Ruhe, blickt vertrauend in eine schönere Zukunft und genießt jede Freude mit dem unnachahmlichen Kindersinn, welchen Sie an ihm kennen. Unsere Concerte waren nur kurze Zeit unterbrochen und wir haben ein paar Mal in unserem Hause Comodien gespielt, die uns und den Zuschauern viel Freude gemacht haben.“ Freilich, wenige Monate später und nach Abschluß des Tilsiter Friedens, welcher die unseligsten und unmöglichsten politischen Zustände in Deutschland vertragsmäßig befestigte, und das System despotischer Fremdherrschaft scheinbar für immer begründete, muß auch Körners Vertrauen auf die schönere Zukunft gewaltig ins Wanken gekommen sein. In dem Briefe seiner Schwägerin Dora Stod (Loischwitz, den 7. August 1807) klingen seine ernststen Betrachtungen und Befürchtungen entschieden nach: „Der längst gewünschte Frieden hat uns alle in einen angenehmen Zustand versetzt. Wir waren exaltirt ohne recht deutlich zu wissen, was wir dabey gewinnen, und kann man eigentlich auch recht glücklich sein, wenn man sieht, wie der Nachbar leidet? — Dem sey, wie ihm wolle, das herrliche Wort Frieden hat einen so großen Jauher, die Gewißheit, daß durch ihn ein Theil der Leiden endeten, die der unselige Krieg veranlaßte, machte, daß wir Freude trinken waren, ohne uns durch Untersuchungen in unserm Genuß stören zu lassen.“

Die dämonische Persönlichkeit Napoleons erregte noch ein Interesse, welches man beinahe naiv nennen kann, aber die specielle Lage Sachsens erpöchte bereits den ahnungsvollen Stoßseufzer: „Unser König nimmt sich vortrefflich; durchaus rechtschaffen wie immer und ohne Falch, möchten alle folgenden Ereignisse immer sich mit seinem strengen Grundsätzen und mit der Güte seines Herzens vereinigen lassen.“ Körner hatte sich auch in früheren Zeiten, wie der Schiller-Körnerische Briefwechsel mannichfaltig ausweist, ohne ein tieferes Interesse für Politik zu empfinden, dennoch durch politischen Scharfblick ausgezeichnet. Er stand jetzt den Dingen um so näher, als er seit 1798 als Geheimer Referendar im geheimen Consilium (der sächsischen Ministerconferenz) arbeitete, und sich erst 1811 an das Appellationsgericht zurückversetzen ließ. Er beschäftigte sich in eben diesen Jahren neben den ästhetischen wieder lebhafter mit staatswirtschaftlichen Fragen. Die politische Lage war seit dem Tilsiter Frieden so, daß sich dem Denkenden die Trostlosigkeit der deutschen Zustände, die Schmach und der Uebermuth der Fremdherrschaft auf Schritt und Tritt aufdrängten. Die Handlung, welche damals in Körner begann, hatten zahlreiche Deutsche innerlich zu durchleben, wir erinnern nur an die ähnliche Entwicklung Heinrichs von Kleist, der sich seit dem Herbst 1807 in Dresden niedergelassen hatte und viel und freundschaftlich in dem immer gastlichen Hause Körners verkehrte. Bei Körner kamen die Beziehung zu Wilhelm von Humboldt, der freundschaftliche Umgang mit dem preussischen Gesandten Grafen Westphalen hinzu, um seine Zweifel über das politische System, welches das neue Königreich Sachsen seit der Katastrophe vom October 1806 einhielt, erheblich zu verstärken.

Für den Augenblick freilich empfand Körner mit tausend Anderen das tiefste Bedürfniß, in literarischen und künstlerischen Genüssen ein momentanes Vergessen der Noth der Zeit zu suchen. Die musikalischen Unterhaltungen im Körnerischen Hause gewannen an Wichtigkeit. Aus den sorgfältig vorbereiteten Aufführungen und den Uebungen in diesem Hause ging einige Jahre später die Dresdnische Singschule (noch heute der bedeutendste gemischte Chorgesangsverein Dresdens) hervor. An der Literatur nahm die Körnerische Familie nach wie vor lebhaften und

wahrhaft innerlichen Antheil. 1806 las Cehleschläger seinen „Aladin“, 1808 Heinrich von Kleist seine „Penthesilea“ im Kreise der Körnerischen Familie vor. Wegen Kleists Talent, das in seinem scharfen Realismus der Richtung so entgegengesetzt war, die Schiller dem deutschen Drama gegeben hatte, vermochte man hier nicht völlig gerecht zu sein, doch fühlten natürlich Körner und die Seinen die außerordentliche Begabung und die Phantasiefülle des spröden Romantikers ganz wohl heraus. Im übrigen erschien nichts irgendwie Bedeutendes, an welchem man nicht Antheil nahm.

Inzwischen waren Körners Kinder herangewachsen. Seine Tochter Emma war seit dem Winter von 1805 zu 1806 eine viel bewunderte und höchst anmuthige Erscheinung in der Geselligkeit Dresdens. Als Schülerin ihrer Tante Dora copirte sie wie diese Bilder der Dresdner Gallerie und versuchte sich als Porträtmalerin. Der Sohn Carl Theodor bezog 1808 die Bergakademie zu Freiberg, entschied sich aber nach zwei Jahren für einen Wechsel des Studiums; ging Octbr 1810 nach Leipzig, wo er die Rechte zu studiren begann, und begab sich im März 1811 nach der neugegründeten Universität Berlin, wo er historischen und philosophischen Studien obliegen sollte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der begabte, aber leichtsinnige und draufend feurige Sohn Körner in diesen Jahren schwere Sorge bereitete. Eine Reihe von Briefen, die er an Schleiermacher und Andere schrieb, bestätigen dies. Wenn auch die Herausgabe der „Knospen“ (Leipzig 1810), der Jugendgedichte „Theodors“ (wie er sich von nun an nannte), die poetische Laufbahn des Sohnes eröffnete, so war Körner durch die ersten Arbeiten des Sohnes zunächst keineswegs zu hohen Erwartungen gestimmt. Dazu gesellte sich im Sommer des Jahres 1811 eine schwere Krankheit Theodors, die den Jugendlichen zwang, Heilung in Karlsbad zu suchen und die ganze Körnerische Familie dorthin führte. Körner ließ den Sohn nicht nach Berlin zurückkehren; bei seinen Verbindungen war es leicht möglich, daß er Kenntniß von den im Sommer 1811 zur Reife gediehenen, verzweifeltsten Erhebungsplänen der preussischen Kriegspartei hatte und den Sohn einer möglichen Katastrophe entziehen wollte. Carl Theodor ging nach Wien, wo er im Hause Wilhelms von Humboldt (damals preu-

kischer Gesandter am österreichischen Kaiserhofe) und überhaupt in den besten geselligen und kunstsinrigen Kreisen der Kaiserstadt fördernde Aufnahme fand. Der Vater hatte ihm die Mittel gewährt, sich einige Zeit ausschließlich der Literatur, vor allem der dramatischen Poesie, zu der es ihn hinzog, zu widmen; Körners alte Verbindungen kamen dem Sohne in aller Weise zu Gute; nicht nur auf dem Wiener, sondern auch auf dem Weimarer Theater wurden des letztern kleine versificirte Lustspiele, sowie die Tragödien „Toni“ und „Feiny“ alsbald angenommen und „als Nachflänge einer kurz vergangenen Epoche, von den Schauspielern leicht aufgefaßt und wiedergegeben und eben so dem Publikum sinn- und artverwandt von ihm günstig aufgenommen.“ (Goethe in den „Annalen“, 1812.) Der junge Dramatiker wurde in Wien zum officiellen „Hof- und Theaterdichter“ ernannt; er verlobte sich im Sommer des Jahres 1812, nachdem er die frohe Zustimmung seines Vaters und seiner mit dem Vater nach Wien gekommenen Familie erhalten hatte, mit der reizenden Schauspielerin Toni Adamberger. So ward das verhängnißvolle Jahr 1812, daselbe, in dem Napoleon die Streikräfte halb Europas gegen Rußland führte, für Körner und die Seinen das letzte hoffnungsfreudige und wahrhaft glückliche. Man fühlt es den Briefen der Körnerschen Familie von dieser letzten frohen Reise, namentlich jenen aus Wien, deutlich an, wie sie sich im Glück und Gedeihen Theodors sonnte und wie bei dem älteren Körner die langgehegte geheime Sorge um den begabten Sohn einer festen und frohen Zuversicht auf dessen Entwicklung Platz gemacht hatte. Und man darf es dem Freunde Schillers zutrauen, daß ihm diese Zuversicht nicht sowohl durch den rauschenden Beifall, mit welchem das Wiener Theaterpublikum die Tramen Theodors überschüttete, als durch die inneren Fortschritte erweckt wurde, welche er in den neuesten poetischen Arbeiten des jungen Dichters wahrnahm und empfand.

Der Winter von 1812 zu 1813 brachte die letzte entscheidende Wendung im Leben Körners und seines Hauses. Längst war Körner von dem politischen Indifferentismus früherer Tage zu einem starken, ja leidenschaftlich patriotischen Gefühl gediehen; längst wußte er, daß die Schmach der Fremdherrschaft und der Napoleonischen Bündnisse durch

eine große kriegerische Erhebung allein abzuwickeln sei. Auch darüber täuschte er sich nicht, daß diese Erhebung von der Nation wie von den Einzelnen ungeheure Opfer beanspruchen werde. Als ihm Ende Februar und Anfang März 1813 Theodor von Wien aus seinen Entschluß meldete, in die Reihen des preussischen Heeres einzutreten, konnten Körner und die Seinigen nach ihren heiligsten Ueberzeugungen diesen Entschluß nur freudig-schmerzlich billigen. Mit bangter Ahnung und schwerer Sorge, aber fest und würdig erteilte Körner seine väterliche Zustimmung und ließ dem neuen Krieger, der am 19. März 1813 in die Lützowsche Freischaar eingetreten war, jede Sorgfalt und Unterstützung zu Theil werden. Er selbst aber schloß sich der kleinen Gruppe derjenigen Sachsen an, die (leider umsonst) alle Bemühungen aufwandten, den König und das Land von der Rheinbundspolitik zu lösen und beiden damit im künftigen Deutschland eine würdige und rühmliche Stellung zu sichern. Die im Frühling gehegten Hoffnungen, daß die Entscheidungsschlachten des Krieges am Rhein und Main geschlagen werden könnten, wurden aus tausend mal erörterten Ursachen bitter enttäuscht. Die Schlacht von Lützen brachte die französischen Heere nach Sachsen zurück und verstrickte diesen Staat tiefer als jeden andern in Napoleons Glück und Unglück. In der Sorge um den Sohn, welcher in Lützows Freischaar rasch zum Offizier aufgerückt war, zu dem nagenden Schmerz um die ersten ungünstigen Entscheidungen des heiligen Krieges trat jetzt die Möglichkeit, den französischen Militärbehörden, die in Sachsen verschalteten, als einer der gefährlichsten jener deutschen „Ideologen“ denunciirt zu werden, welche Napoleon damals tiefer haßte als je zuvor. Während des Monats April hatte Körner in seinem Hause nur „angenehme Einquartierung“ gehabt, vom 6. bis 13. war Theodor bei den Seinigen gewesen und so lange die Verbündeten Dresden besetzt hielten, hatte Ernst Moritz Arndt im Hause Körners gewohnt. Kein Wunder, daß dieser im Mai den wiederkehrenden Franzosen aus dem Wege zu gehen suchte. Er begab sich nach Leipzig, wo er die Trauerkunde von der schweren Verwundung seines Sohnes erhielt, welche bei dem tödtlichen Ueberfall von Rügen (17. Juni 1813) erfolgt war. Theodor Körner vermochte sich bekanntlich zu den altbewährten Freunden des Körnerschen

Hauses, der Familie Kunze in Leipzig, zu retten; er suchte völlige Heilung seiner Wunden in Karlsbad, wo er einige Wochen verweilte. Während der Sohn geheilt und neuer Hoffnung voll zum Lützow'schen Corps wieder abging, mußte sich der Vater entschließen, nach Dresden zurückzukehren, welches Hauptquartier Napoleons, Mittelpunkt der französischen Gewaltstellung war, und wo Körner von Glück zu sagen hatte, daß ihm seine fünfundsiebenzigjährige Wirksamkeit im Dienste des sächsischen Staates hochstehende Güter und Wohlwollen genug erworben hatte, um ihn gegen die Niedertracht Jener zu schützen, die im verhängnißvollen Sommer und Herbst von 1813 ihre sächsische Gesinnung dadurch zu betheiligen meinten, daß sie eifriger als je um die Gunst der Franzosen warben. Aber obschon er persönlich unangefochten blieb, ward die Lage von Tag zu Tag trostloser. Die Monate September und October mußten für die Familie furchtbar gewesen sein. Theodor Körner war bekanntlich gleich nach Wiedereröffnung des Feldzuges am 26. August in dem Gefecht bei Gadebusch gefallen, die Eltern blieben zunächst ohne Kunde; unbestimmte Gerüchte ihres unerseßlichen Verlustes drangen zu ihnen, Klarheit ließ sich nicht gewinnen, in unbeschreiblicher Seelenangst verbrachten sie die Tage. Dresden war im October zu einer belagerten Festung geworden, in welcher der brutale Trotz der französischen Militärbehörden, der bitterste Mangel und Lazareth- und Nervenfieber neben einander wütheten. Als es Anfang November Körner mit den Seinigen gelang, die unglückliche, verpestete Stadt zu verlassen und nach Großenhain zu flüchten, waren sie über das Ende des tapferen Sohnes noch immer nicht gewiß unterrichtet, wennschon sie das Schlimmste fürchten mußten. Draßlich und anschaulich schildert ein Brief Minna Körners an Wilhelm Kunze (Großenhain, den 3. November 1813, Hs. des Körner-Museums, Dresden) das durchlittene Elend und die quälenden, inneren Leiden. „Zum zweytenmal,“ heißt es da, „sind wir Flüchtlinge, mein theurer Wilhelm, und nachdem wir durch unendliche Schwierigkeiten sind hier in sichern Port angekommen, ergreife ich die Feder, an Sie, treuer Freund unseres geliebten Theodors, um Nachricht von dem theueren Sohn von Ihnen zu hören. Umsonst sind alle Versuche gewesen, die wir in Dresden nahmen

und Nachricht von Karl zu verschaffen. — Was wir seit dem Monat May erlitten haben ist unbeschreiblich. Die Krankheiten nahmen so überhand, daß alle Wochen 150 und 160 Bürger sterben und in den Lazarethten alle Nächte 200—300 Franzosen. Dresden ist ein weites Grab. Der Mangel nahm stündlich zu. Am 29. October mußten wir unsere Vorräthe angeben, den 30. erhielten wir den Befehl, uns auf 2 Monate zu verproviantiren oder aus der Stadt zu gehen. Den sächsischen Officieren wurde, nachdem man sie entwaffnet hatte, die Wahl gelassen, dem Kaiser Napoleon zu schwören oder aus der Stadt zu gehen. Sie entschlossen sich sogleich, den 1. November aus der Stadt zu gehen. Dies erfuhr mein Mann, wie er aus der Session kam und sagte uns: wir müßten den andern Tag fort, er wollte uns und sich retten. Wer soviel von seinem Vermögen schon verloren hat wie wir, der wird sehr gütig gegen den Rest. — — Mitnehmen haben wir nicht viel können, weil beide Häuser voll Einquartierung seyn und meines Mannes Sehnsucht aus der Sklaverey und Nachricht von unserm Sohn zu haben, trieben uns fort.“

Die entscheidenden Nachrichten müssen die bedrängte Familie bald erreicht haben: vom 9. November und aus Großenhain ist die Todesanzeige Theodors datirt, welche Nr. 223 der „Leipziger Zeitung“ vom 20. November 1813 veröffentlichte. Am 11. November capitulirte der Marschall St. Cyr in Dresden, Anfang December waren Körners wieder daselbst und unter dem 6. December 1813 schrieb Körner an Weber: „Ihre hertzliche Theilnahme an meinem Verluste hat mir sehr wohl gethan, ich weiß, daß Sie den Verewigten geliebt haben und auch er hatte viel Anhänglichkeit für Sie. Mich hat Gott über Erwartung gestärkt, daß ich seinen Tod auf eine Art betraure, die seiner würdig ist. Nur in einzelnen Momenten erlangt die Natur das Uebergewicht. Die Meinigen haben an Körper weniger gelitten, als ich erwartet hätte. Meine Frau war durch die früheren Nachrichten vorbereitet, denen nachher widersprochen wurde. Sie hatte die Hoffnung schon aufgegeben, da ich und Emma noch immer hofften.“ — Das Jahr 1814 brachte Körner zu der Trauer um seinen herben Verlust, zu der wachsenden Sorge über den Leidenszustand seiner Tochter Emma,

die sich im stillen Schmerz um den geliebten Bruder langsam verzehrte, neue innere Kämpfe. Die Lage Sachsens, die Ungewißheit über die Zukunft seines Heimatlandes waren für ihn um so beunruhigender, als er durch seine persönliche Situation, durch die Opfer, die er der deutschen Sache gebracht, einer der wichtigsten sächsischen Beamten des provisorischen russisch-preussischen Generalgouvernements des Königreichs geworden war, dessen König nach der Leipziger Schlacht als Gefangener der Verbündeten in Berlin und Schloss Friedrichsfelde lebte. Körner hatte die eigenthümliche Stellung, in der er sich fand, nicht gesucht, aber sich ihr weder entziehen können noch mögen. Er sorgte in dieser schweren Zeit, getreu seiner Vergangenheit, hauptsächlich dafür, daß die alten Culturinstitute der sächsischen Residenz erhalten wurden. Er saß in der Commission, welche seit Mai 1814 über die Zukunft der Hofcapelle, der italienischen Oper und des bisher nur subventionirten deutschen Schauspiels verrieth, und sämtliche Kunstinstitute zu einem „Königlichen Hoftheater“ vereinigte, das am 26. September 1814 eröffnet ward. Auch sonst wirkte er nach vielen Richtungen hin wohlthätig, alle Unsicherheit über die Gestaltung der Zukunft hielt den charakterfesten Mann nicht ab, das zu thun, was er für nothwendig und ersprißlich erachtete.

Im September 1814 unternahm er mit den Seinen eine längst beabsichtigte Reise nach Berlin und Mecklenburg an das Grab Theodors, eine Reise, auf welche er nach dem Ausdruck seines alten Freundes Graf Gehler mit „fürchterlicher Hartnäckigkeit“ bestand. Die Heimkehr der siegreichen Truppen aus Frankreich im Sommer 1814 hatte natürlich alle Bunden wieder aufgerissen. „Von uns, bester Vetter“, schrieb Emma Körner an Weber (Dresden, 5. Juli 1814), „kann ich Ihnen wenig sagen; wir leben ohne Hoffnung und ohne Freude einen Tag wie den andern und nur die Ueberzeugung, daß die Freiheit unsers deutschen Vaterlandes durch den großen Kampf, der uns soviel kostete, gesichert worden ist, kann uns aufrecht erhalten.“ Nach dreimonatlichem Aufenthalt in Berlin ward die schmerzliche Pilgerfahrt nach der „Körnerische“ bei dem Dorfe Möbblin angetreten, unter welcher der Sängerkönig von „Leher und Schwert“ ruhte. Körner ließ dem Sohne

hier ein gubeisernes Denkmal errichten, welches er in Berlin hatte herstellen lassen. Da der Herzog von Mecklenburg ihm den Platz schenkte, so wurde der Beschluß gefaßt, daß die gesammte Familie Körner dereinst hier ihre letzte Ruhestätte finden solle.

Der Winter von 1814 zu 15 ward für Körner und die Seinen ein unfäglich trauriger. Der Kampf um die selbständige Fortexistenz Sachsens oder die Einverleibung des Landes in Preußen gestaltete sich täglich hoffnungslos verbitterter. Selbst wenn Körner in diesem Kampfe auf Seiten seiner engeren Heimat hätte stehen wollen und können, so würde man ihm nicht die Möglichkeit dazu gelassen haben. In den Augen gewisser Wortführer der patriotisch-sächsischen Partei war er schon darum ein Vaterlandsverrätther, weil sein Sohn für die deutsche Sache gefallen war. Mehr und mehr stellte sich überdies heraus, daß die Theilung des Königreiches der Ausweg aus der verhängnißvollen Lage sein werde, in welche sich die hohe Politik mit der sächsischen Frage verrannt hatte. In der düsternen Enge und der ganzen Atmosphäre des nach der Theilung übrig bleibenden Landes meinte Körner keine Wirksamkeit, keine Zukunft für sich zu erblicken. Er knüpfte daher Verhandlungen für seinen Uebtritt in den preußischen Staatsdienst an, die rasch zu glücklichem Ende führten. Durch Decret König Friedrich Wilhelms III. (vollzogen zu Wien am 3. Mai 1815, unterzeichnet von Hardenberg und Schuckmann) wurde er zum preussischen Staatsrath im Ministerium des Innern (für die Abtheilung des Cultus und öffentlichen Unterrichtes) mit einem Gehalt von 2400 Thalern ernannt.

Noch bevor aber dieser Abschluß erreicht war, stand Körner unter dem Druck eines neuen niederbeugenden Schmerzes. Am 15. März 1815 starb zu Dresden seine Tochter Emma, die er neben ihrem Bruder Theodor zu Wöbbelin bestatten ließ. Von der Lebensstimmung, welche in den ersten und, nur gemildert, auch in den folgenden Jahren das Körnerische Haus in Berlin beherrschte, giebt ein Brief von Dora Stod an Weber (Berlin, 15. October 1815, Briefe der Familie Körner) ein getreues und schmerzlich ergreifendes Zeugniß. „Wenn ein tiefer endloser Schmerz jede Kraft der Seele lähmt, wenn selbst die Worte fehlen, um das grauenvolle Schicksal zu schildern, was uns betroffen, dann ist es

Begreiflich, daß man auch seinen liebsten Freunden nicht schreibt. Unser irdisches Glück umschließen zwei Gräber und nur, wenn wir mit unsern himmlischen Kindern wieder vereinigt sind, endet unser Schmerz. Körner ist ein Held, keine Klage kommt über seine Lippen und doch überrascht ich ihn oft auf seinem Zimmer in Thränen. Zimmer zeigt er uns ein freundliches Gesicht, ergreift mit einem krampfhaften Eifer jede Zerstreuung und sein Herz blutet. — Hier hält man uns für getrostet, weil uns unser Nummer zu heilig ist, um in Gesellschaft davon sprechen zu können. Sie interessieren sich für unser trauriges Schicksal, aber nicht für uns. — Wir leben hier sehr einsam und da Porthey's noch auf dem Warten sind, vergehen oft acht Tage, ohne daß ein fremder Fuß ins Zimmer tritt. Wir haben die Wabe verloren, die Menschen zu unterhalten."

Natürlich machte dieser so leidenschaftliche als tiefe Schmerz im Laufe der Jahre einem milderen Platz; der Grundzug im weiteren Leben der Körnerschen Familie blieb stille Resignation. Körner warf sich mit Eifer in seine neuen Amtsgeschäfte; er suchte, so rasch es angehen wollte, sich mit den eigenthümlichen Zuständen des preussischen Staates vertraut zu machen. Da es Angelegenheiten der Wissenschaft, der Kunst und des Unterrichts waren, die er als Staatsrath zu bearbeiten hatte, so fühlte er sich, soweit das in seiner neuen Lage noch möglich war, voll befriedigt. Gleich in einem seiner ersten Briefe aus Berlin rühmte er es als ein besonderes Glück, daß ihm die Curatel des Gymnasiums zum grauen Kloster zugetheilt worden sei. Mannigfache Zeugnisse seines lebendigsten Theils an den großen Culturfragen blieben erhalten, noch im Jahre 1824 bearbeitete er ein interessantes „Gutachten über die Bedingungen eines blühenden Zustandes der preussischen Universitäten." (Hf. im Dresdner Körnermuseum.) Daß übrigens sein Einfluß ein mäßiger, seine Wirksamkeit eine in gewissem Sinne beschränkte blieb, lag sowohl in seiner Natur als in den Verhältnissen. Schon als er 1815 nach Berlin kam, mußte er sagen: „Ich finde hier einen sehr lebendigen Parteigeist, der sich außer der Politik auch auf Religion, Wissenschaft und Kunst verbreitet. Man hört fast blos von Engeln und Teufeln. Mich setzt dies zuweilen in Verlegenheit, weil ich zufälligerweise mit

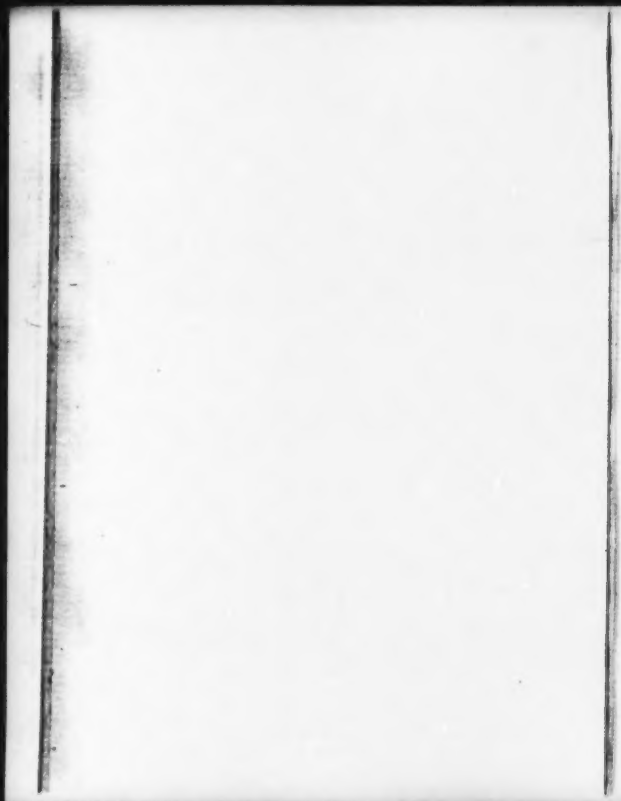
Personen von entgegengesetzten Parteien Bekanntschaft habe." Uebrigens wußte man in den höchsten Regierungskreisen sehr gut, daß Körner nach seiner ganzen Vergangenheit und Bildung der seit 1817 am Hofe und im Staate mächtig werdenden, die Befreiungskriege und ihren Aufschwung als eine unliebsame Jutung ansehenden Partei nicht angehöre. Doch scheint er persönlich völlig unangefochten geblieben zu sein. In einem Briefe, den er an den Leipziger Buchhändler Hartnoch während eines längeren Sommeraufenthaltes auf dem Schlosse der altbefreundeten Herzogin von Curland schrieb, bemerkt er über seine Lage: „In meinen Verhältnissen hat sich nichts geändert; mein Wirkungskreis ist nicht groß und ich bin zufrieden, wenn ich nur manchmal zu etwas Nützlichem beitragen kann. Aber die Muße, die mir zu Theil wird, suche ich zu benutzen, um die Resultate meines philosophischen Studiums aufzustellen.“ (Körner an Hartnoch. Löbichau, d. 5. Juli 1820. Körnermuseum, Hf.)

Körners fernere literarische Thätigkeit erstreckte sich hauptsächlich auf seinen Antheil an der Herausgabe der Werke seines Sohnes, auf gelegentliche kleine Schriften politischen und nationalökonomischen Inhalts. Das größere philosophische Werk, von dem er in Briefen noch immer sprach, kam niemals zum Abschlusse.

Daß er sich die volle Theilnahme für alle besseren Darbietungen in Literatur und Kunst bewahrte und so den Idealen seiner Jugend treu blieb, bedarf kaum erst der Erwähnung. Seinen musikalischen Neigungen genügte er als eifriges Mitglied von Jesters Singakademie und durch Vertretung der musikalischen Angelegenheiten im Ministerium. Auch der persönliche warme und fördernde Antheil an jungen Künstlern und Schriftstellern blieb der gleiche. Noch im Jahre 1824 empfiehlt er den jungen Tonkünstler und nachmaligen Hofkapellmeister Reisinger dringend an seine Dresdner Freunde. Seine Beziehungen zu der alten Heimat übrigens wurden stets lotheter; am 3. April 1826 entäußerte er sich seines letzten Dresdner Besitztums durch den Verkauf jenes Loschwitzer Weinberges, auf dem er seine Hüttenwochen verlebte, auf welchem Schiller am „Don Carlos“ gedichtet und Körner hunderte und aberhunderte der hervorragendsten und besten Menschen seiner Zeit als Gäste empfangen hatte.

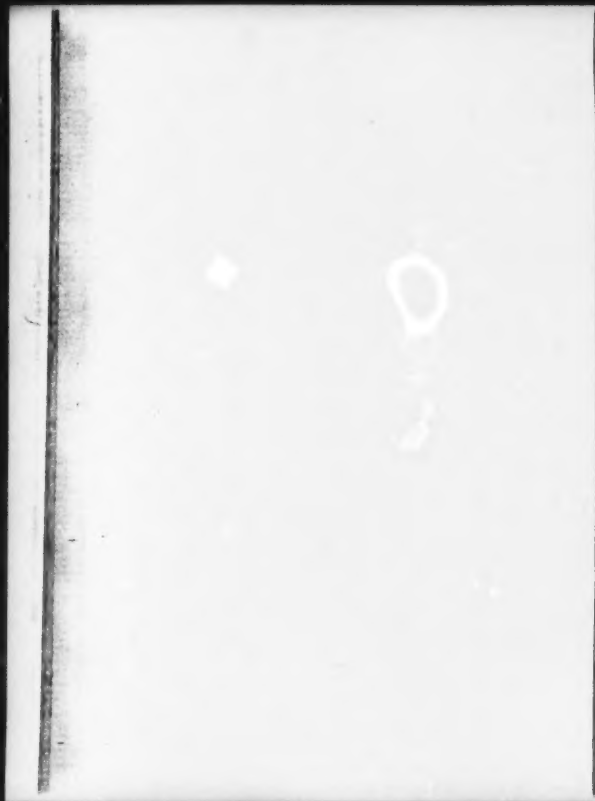
Am 21. Februar 1828 war es Körner vergönnt, in einem großen Kreise von Freunden sein 50jähriges Doctorjubiläum zu begehen. Die philosophische Facultät der Leipziger Universität stellte sich bestens mit einem Glückwunschdiplom ein. Es fand ein Festmahl statt, bei dem es an ernstem und heiterem Reden nicht fehlte und bei dem Wilhelm von Humboldt, der langjährige Lebensgenosse Körners, die erste Ansprache hielt. Dagegen scheint, wie billig, im nächsten Jahre eine besondere Feier der fünfzigjährigen juristischen Doctorwürde unterblieben zu sein, im Archiv der Leipziger juristischen Facultät findet sich keine Notiz über ein zweites Jubeldiplom. Auch die letzten Lebensjahre des Alternden verliefen friedlich. Nach kurzer schmerzloser Krankheit schied er am 18. Mai 1831 aus dem Leben. Seine Leiche wurde nach einer bedeutenden Trauerfeier, bei welcher Bischof Reander ihm einen herzergreifenden und ehrenden Nachruf widmete, nach Wöbbelin übergeführt und dort neben seinen Kindern unter jener Eiche, „bedeckt mit Moos und Schorfe“ beflattet, welche Friedrich Rückert nun schon vor mehr als einem Jahrzehnt besungen hatte.

Körners Minna und die treue Schwägerin Dora überlebten ihn. Johanna Dorothea Stod nur um ein Jahr. Sie starb zu Berlin am 26. Mai 1832. Minna Körner erreichte hingegen das höchste Alter, erst am 20. August 1843 entriß sie der Tod den wehmüthig freundigen Erinnerungen, denen sie ihre letzten Lebensjahre gewidmet hatte.



Erster Theil.

Philosophische, literarische und ästhetische Schriften.



Philosophische Briefe.*)

*) Schillers „Ihaha“. Dritter Heft (1797), S. 199. Siebentes Heft (1799), S. 116.

Die „Philosophischen Briefe“ waren ein Produkt und was Körners letzten Raphaelbrief anlangt, ein Nachklang des Zusammenlebens Schillers und Körners in Dresden. Der erste Brief Raphaels an Julius (S. 46) ist durch den bekannten Satz „Körners Vermittlung“ (Schillers Werke, Götterisch-kritische Ausgabe von Goedeke. Bd. IV., S. 182; ausdrücklich als Körners Eigentum bezeichnet, der Schlussbrief, den Schiller nicht erwiderte, hat in dem betreffenden Feste der „Thalia“ Körners H. zur Unterschrift. Körner hatte ihn bereits am 4. April 1788 an Schiller gehendet (Laskers Briefwechsel mit Körner, I. 176). Schiller versprach zwar noch Rudolstadt, 28. August 1788; Briefwechsel I. S. 116; eine Antwort: „In einem Briefe an Raphael hat sich Stoff gesammelt, aber digeriert ist er noch nicht.“ Der Hauptgrund der Nichtantwort lag wohl in Schillers Ueberzeugung, daß die Philosophischen Briefe keinen Beifall beim Publikum (seines Journals) gefunden hätten. „Unser Philosophischen Briefe in der „Thalia“ sind ein Beispiel eines nach keinem Plane äußerlich vorbestimmten und schönen Productes — wie viele weiter haben sie gefunden?“ (Schiller an Körner, Weiskäbe, 12. Juni 1788. Briefwechsel I. S. 200.) — Der Abdruck erfolgt aus der „Thalia“; die gedrängtere Schrift bezeichnet Schillers Anteil an den Briefen.

Vorerinnerung.

Die Vernunft hat ihre Epochen, ihre Schicksale wie das Herz, aber ihre Geschichte wird weit seltner behandelt. Man scheint sich damit zu begnügen die Leidenschaften in ihren Extremen, Verirrungen und Folgen zu entwickeln, ohne Rücksicht zu nehmen, wie genau sie mit dem Gedankensysteme des Individuums zusammenhängen. Die allgemeine Wurzel der moralischen Verschlimmerung ist eine einseitige und schwankende Philosophie, um so gefährlicher, weil sie die umnebelte Vernunft durch einen Schein von Rechtmäßigkeit, Wahrheit und Ueberzeugung blendet, und eben deswegen von dem eingebornen sittlichen Gefühle weniger in Schranken gehalten wird. Ein erleuchteter Verstand hingegen veredelt auch die Gesinnungen — der Kopf muß das Herz bilden.

In einer Epoche, wie die jetzige, wo Erleichterung und Ausbreitung der Lektüre den denkenden Theil des Publikums so erstaunlich vergrößert, wo die glückliche Resignation der Unwissenheit einer halben Aufklärung Platz zu machen anfängt, und nur wenige mehr da stehen bleiben wollen, wo der Zufall der Geburt sie hingeworfen, scheint es nicht so ganz unwichtig zu sein, auf gewisse Perioden der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschließen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend sein können, und wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert hat. Wir gelangen nur selten anders als durch Extreme zur Wahrheit — wir müssen den Irrthum — und oft den Unsinn zuvor erschöpfen, ehe wir uns zu dem schönen Ziele der ruhigen Weisheit hinaus arbeiten.

Einige Arcunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und die sittliche Schönheit befeelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerem Blit

die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausweisungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln, und in Form eines Briefwechsels der Welt vorzulegen. Folgende Briefe sind der Anfang dieses Versuchs.

Meinungen, welche in diesen Briefen vorgetragen werden, können also auch nur beziehungsweise wahr oder falsch sein, gerade so, wie sich die Welt in dieser Seele und keiner andern spiegelt. Die Fortsetzung des Briefwechsels wird es ausweisen, wie diese einseitige, oft überspannte, oft widersprechende Behauptungen, endlich in eine allgemeine, geläuterte und festgegründete Wahrheit sich auflösen.

Scepticismus und Freidenkerei sind die Fieberparoxysmen des menschlichen Geistes, und müssen durch eben die unnatürliche Erschütterung die sie in gut organisirten Seelen verursachen, zuletzt die Gesundheit befestigen helfen. Je blendender, je verführender der Irrthum, desto mehr Triumph für die Wahrheit, je quälender der Zweifel, desto größer die Aufforderung zu Ueberzeugung und fester Gewisheit. Aber diese Zweifel, diese Irrthümer vorzutragen, war nothwendig; die Kenntniß der Krankheit mußte der Heilung vorangehen. Die Wahrheit verliert nichts, wenn ein heftiger Jüngling sie verfehlt, eben so wenig als die Tugend, und die Religion, wenn ein Lasterhafter sie verläugnet.

Diß mußte voraus gesagt werden, um den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem wir den folgenden Briefwechsel gelesen und beurtheilt wünschen.

Julius an Raphael.

Im October.

Du bist fort Raphael — und die schöne Natur geht unter, die Blätter fallen gelb von den Bäumen, ein trüber Herbstnebel ligt wie ein Bahrtuch über dem ausgestorbenen Gesilde. Einsam durchirte ich die melancholische Gegend, rufe laut deinen Namen aus, und zürne, daß mein Raphael mir nicht antwortet.

Ich hatte deine letzten Umarmungen überstanden. Das traurige Rauschen des Wagens, der dich von hinnen führte, war endlich in meinem Ohre verstummt. Ich Glücklicher hatte schon einen wohlthätigen Hügel von Erde über den Freuden der Vergangenheit aufgehäuft, und jetzt stehst du gleich deinem abgeschiedenen Geiste von neuem in diesen Gegenden auf, und meldest dich mir auf jedem Lieblingsplatz unsrer

Spaziergänge wieder. Diesen Felsen habe ich an deiner Seite erfliegen, an deiner Seite diese unermessliche Perspektive durchwandert. Im schwarzen Heiligthum dieser Buchen, erfannen wir zuerst das kühne Ideal unsrer Freundschaft. Hier wars, wo wir den Stammbaum der Geister zum erstenmal aus einander rollten und Julius einen so nahen Verwandten in Raphael fand. Hier ist keine Quelle, kein Gebüsch, kein Hügel, wo nicht irgend eine Erinnerung entflohener Seligkeit auf meine Ruhe zielte. Alles, alles hat sich gegen meine Genesung verschworen. Wohin ich nur trete, wiederhole ich den bangen Austritt unsrer Trennung. —

Was hast du aus mir gemacht, Raphael? Was ist seit kurzem aus mir geworden! Gefährlicher großer Mensch! daß ich dich niemals gekannt hätte oder niemals vertoren! Eile zurück, auf den Flügeln der Liebe komm wieder oder deine zarte Pflanzung ist dahin. Konntest du mit deiner sanften Seele es wagen, dein angefangenes Werk zu verlassen, noch so ferne von seiner Vollendung? Die Grundpfeiler deiner stolzen Weisheit wanken in meinem Gehirn und Herzen, alle die prächtigen Balläste die du bauest, stürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt sich wimmernd unter den Ruinen.

Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkner — Da all mein Fährweg und alle meine Wünsche an den Grenzen meines väterlichen Horizonts wieder umkehrten — da mich ein heitrer Sonnenuntergang nichts höhres ahnden ließ, als einen schönen morgenden Tag — da mich nur eine politische Zeitung an die Welt, nur die Leichenglocke an die Ewigkeit, nur Gespensterwährgen an eine Rechenschaft nach dem Tode erinnerten, da ich noch vor einem Teufel bebt, und desto herzlicher an der Gottheit hing. Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege meine Erschaffung zu beweinen.

Erschaffung? — Nein, das ist ja nur ein Klang ohne Sinn den meine Vernunft nicht fassen darf. Es gab eine Zeit, wo ich von nichts wußte, wo von mir niemand wußte, also sagt man, ich war nicht. Jene Zeit ist nicht mehr, also sagt man, daß ich erschaffen sei. Aber auch von den Millionen die vor Jahrhunderten da waren, weiß man nun nichts mehr, und doch sagt man, sie sind. Worauf gründen wir das Recht den Anfang zu behaupten und das Ende zu verneinen? Das Aufhören denkender Wesen, behauptet man, widerspricht der unendlichen Güte. Entstand denn diese unendliche Güte erst mit Schöpfung der Welt? — Wenn es eine Periode gegeben hat wo noch keine Geister

waren, so war die unendliche Güte ja eine ganze vorübergehende Ewigkeit unwirksam? Wenn das Gebäude der Welt eine Vollkommenheit des Schöpfers ist, so fehlte ihm ja eine Vollkommenheit vor Erschaffung der Welt? Aber eine solche Voraussetzung widerspricht der Idee des vollendeten Gottes, also war keine Schöpfung — Wo bin ich hingekommen, mein Raphael? — Schrecklicher Irrgang meiner Schlüsse! Ich gebe den Schöpfer auf, sobald ich an einen Gott glaube. Wozu brauche ich einen Gott, wenn ich ohne den Schöpfer ausreiche?

Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit sie mir entleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Hebet sich vereinigen — zweimal stand ich vor dem Bette des Todes, sah zweimal — mächtiges Wunderwort der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecken der Vernichtung siegen und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden. Göttlich, ja göttlich muß die Lehre sein, rief ich aus, die die Besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt, und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung. Eben so viele sagtest du mir drängten sich einst um die Arminsäule und zu Jupiters Tempel, eben so viele haben eben so freudig ihrem Brama zu Ehren den Holzstoß bestiegen. Was du am Heidenthum so abscheulich findest, soll das die Göttlichkeit deiner Lehre beweisen?

Glaube niemand als deiner eignen Vernunft, sagtest du weiter. Es giebt nichts heiliges als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, ist die Wahrheit. Ich habe dir gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe gleich jenem verzweifelten Eroberer alle meine Schiffe in Brand gesteckt, da ich an dieser Insel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet. Ich kann mich nie mehr mit einer Meinung versöhnen, die ich einmal betachte. Meine Vernunft ist mir jetzt alles, meine einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen Bürgen auf einem Widerspruch begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüssen sinkt! wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirn ihren Gang verrückt! — Meine Glühfeligkeit ist von jetzt an dem harmonischen Takt meines Sensoriums anvertraut. Wehe mir, wenn die Saiten dieses Instrumentes in den bedenklichen Perioden meines Lebens falsch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aberschlag wanken!

Julius an Raphael.

Deine Lehre hat meinem Stolz geschmeichelt. Ich war ein Gefangener. Du hast mich herausgeführt an den Tag, das goldne Licht und die unermeßliche Freie haben meine Augen entzückt. Vorhin genügte mir an dem bescheidenen Ruhme, ein guter Sohn meines Hauses, ein Freund meiner Freunde, ein nützlichcs Glied der Gesellschaft zu heißen, du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. Meine Wünsche hatten noch keinen Eingrif in die Rechte der Großen gethan. Ich duldete diese Glüklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erdöthete nicht, einen Theil des Menschengeschlechts zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum erstenmal, daß meine Ansprüche auf Genuß so vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, daß eine Schichte über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gette, als die Beherrscher der Erde. Raphael schnitt alle Bande der Ueber-einkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaisertron in meinem Gehirne. Alle Dinge im Himmel und auf Erden haben keinen Werth, keine Schätzung, als soviel meine Vernunft ihnen zugestekt. Die ganze Schöpfung ist mein, denn ich besitze eine unwidersprechliche Vollmacht sie ganz zu genießen. Alle Geister — eine Stufe tiefer unter dem vollkommensten Geist — sind meine Mitbrüder, weil wir alle einer Regel gehorchen, einem Oberherrn huldigen.

Wie erhaben und prächtig klingt diese Verkündigung! Welcher Vorrath für meinen Durst nach Erkenntniß! aber — unglükseliger Widerspruch der Natur — dieser freie emporstrebende Geist ist in das starre unwandelbare Uhrwerk eines sterblichen Körpers geflochten, mit seinen kleinen Bedürfnissen vermengt, an seine kleinen Schicksale angefocht — dieser Gott ist in eine Welt von Dürmern verwiesen. Der ungeheure Raum der Natur ist seiner Thätigkeit aufgethan, aber er darf nur nicht zwei Ideen zugleich denken. Seine Augen tragen ihn bis zu dem Sonnenziele der Gottheit, aber er selbst muß erst träge und mühsam durch die Elemente der Zeit ihm entgegen kriechen. Einen Genuß zu erschöpfen muß er jeden andern verloren geben, zwei unumschränkte Begierden sind seinem kleinen Herzen zu groß. Jede neu-erworbene Freude kostet ihn die Summe aller vorigen. Der jezige Augenblick ist das Grabmal aller vergangenen. Eine Schäferstunde der Liebe ist ein ausfegender Niederschlag in der Freundschaft.

Wohin ich nur sehe Raphael, wie beschränkt ist der Mensch! Wie groß der Abstand zwischen seinen Ansprüchen und ihrer Erfüllung! — O beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf. Wele ihn nicht. Er war so glücklich, bis er anfieng zu fragen, wohin er gehen müsse, und woher er gekommen sei. Die Vernunft ist eine Fasel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit schien über ihm wie ein Blitz in der Nacht, der sie finstler zurückstößt. Unsr Philosophie ist die unglückselige Reugier des Oedipus, der nicht nachließ zu forschen, bis das entsetzliche Orakel sich aufstieß.

Wächstest du nimmer erfahren, wer du bist!

Ersetz mir deine Weisheit, was sie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüssel zum Himmel hattest, warum mußttest du mich der Erde entführen? Wenn du voraus wußtest, daß der Weg zu der Weisheit durch den schrecklichen Abgrund der Zweifel führt, warum wagtest du die ruhige Unschuld deines Julius auf diesen bedenklichen Wurf?

— Wenn an das Gute

das ich zu thun vermeine, allzu nah
was gar zu Schlimmes gränzt, so thn ich lieber
das Gute nicht —

Du hast eine Hütte niedergerissen, die bewohnt war, und einen prächtigen todtten Palast auf die Stelle gegründet.

Raphael ich fordre meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Muth ist dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften. Schreibe mir bald. Nur deine heilende Hand kann Balsam in meine brennende Wunde gießen.

Raphael an Julius.

Ein Glück wie das unsrige, Julius, ohne Unterbrechung wäre zuviel für ein menschliches Loos. Mich verfolgte schon oft dieser Gedanke im vollen Genuß unsrer Freundschaft. Was damals meine Seeligkeit verbitterte, war heilsame Vorbereitung mir meinen jezigen Zustand zu erleichtern. Abgehärtet in der strengen Schule der Resignation, bin ich noch empfänglicher für den Trost in unsrer Trennung ein leichtes Opfer zu sehen, um die Freuden der künftigen Vereinigung dem Schicksal abzuverdien. Du wußtest bis jetzt noch nicht, was Entbehrung sei. Du leidest zum Erstenmale —

Und doch ist's vielleicht Wohlthat für dich, daß ich gerade jetzt von deiner Seite gerissen wurde. Du hast eine Krankheit zu überstehen, von der du nur allein durch dich selbst vollkommen genesen kannst, um vor jedem Rückfall sicher zu sein. Je verlassen du dich fühlst, desto mehr wirst du alle Heilkräfte in dir selbst aufbieten, je weniger augenblickliche Linderung du von täuschenden Palliativen empfängst, desto sicherer wird es dir gelingen, das Uebel aus dem Grunde zu heben.

Tak, ich aus deinem süßen Traume dich erweckt habe, reut mich noch nicht, wenn gleich dein jetziger Zustand peinlich ist. Ich habe nichts gethan, als eine Krisis beschleunigt, die solchen Seelen wie die deinige früher oder später unausbleiblich bevorsteht, und bei der alles darauf ankommt, in welcher Periode des Lebens sie ausgehalten wird. Es giebt Tagen in denen es schrecklich ist, an Wahrheit und Tugend zu verzweifeln. Wehe dem, der im Sturme der Leidenschaft noch mit den Spitzfindigkeiten einer klügenden Vernunft zu kämpfen hat. Was dich heisse, habe ich in seinem ganzen Umfang empfunden, und dich vor einem solchen Schiffate zu bewahren, blieb mir nichts übrig, als diese unvermeidliche Seuche durch Einimpfung unschädlich zu machen.

Und welchen günstigeren Zeitpunkt konnte ich dazu wählen mein Julius? In voller Jugendkraft standst du vor mir, Körper und Geist in der herrlichsten Blüte, durch keine Sorge gedrückt, durch keine Leidenschaft gekranket, frei und stark den großen Kampf zu bestehen, wovon die erhabene Ruhe der Ueberzeugung der Preis ist. Wahrheit und Irrthum waren noch nicht in dein Interesse verwebt. Deine Gemüthe und deine Tugenden waren unabhängig von beiden. Du bedurftest keine Schreckbilder dich von niedrigen Ausschweifungen zurück zu reißen. Gefühl für edlere Freuden hatte sie dir bereitet. Du warst gut aus Instinkt, aus unentweichter sittlicher Grazie. Ich hatte nichts zu fürchten für deine Moralität, wenn ein Gebäude einstürzte auf welchem sie nicht gegründet war. Und noch schroken mich deine Besorgnisse nicht. Was dir auch immer eine melancholische Laune eingegeben mag, ich kenne dich besser Julius.

Undankbarer! du schmähst die Vernunft, du vergißest was sie dir schon für Freuden geschenkt hat. Hättest du auch für dein ganzes Leben den Gefahren der Zweiselsucht entgehen können, so war es Pflicht für mich, dir Genüsse nicht vorzuenthalten, deren du fähig und würdig wardest. Die Stufe, worauf du standest, war deiner nicht werth. Der Weg, auf dem du emporstimmtest, bot dir Ersatz für alles, was ich dir raubte. Ich weiß noch mit welcher Entzückung du den Augenblick segnetest, da die Binde von deinen Augen fiel. Jene Wärme, mit der du die Wahrheit auffahst, hat deine alles verschlingende Phantasie vielleicht an Abgründe geführt, wovon du erschrocken zurück schauerst.

Ich muß dem Gang deiner Forschungen nachspüren, um die Quellen deiner Klagen zu entdecken. Du hast sonst die Resultate deines Nachdenkens aufgeschrieben. Schicke mir diese Papiere, und dann will ich dir antworten. — — —

Julius an Raphael.

Diesen Morgen durchstöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlorenen Aufsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner stolzen Begeisterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jezo das alles! Es ist das hölzerne Gerüste der Schaubühne wenn die Beleuchtung dahin ist. Mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterjochte ihre Träume. Die wärmste war mir die Wahre.

Ich forsche nach den Gesetzen der Geister — schwinde mich bis zu dem Unendlichen, aber ich vergesse zu erweisen, daß sie wirklich vorhanden sind. Ein kühner Angriff des Materialismus stürzt meine Schöpfung ein.

Du wirst dich Fragment durchlesen, mein Raphael. Möchte es dir gelingen, den erstorbenen Funken meines Enthusiasmus wieder aufzunehmen, mich wieder auszusöhnen mit meinem Genius — aber mein Stolz ist so tief gesunken, daß auch Raphaels Beifall ihm kaum mehr emporraffen wird.

Theosophie des Julius.

Die Welt und das denkende Wesen.

Das Universum ist ein Gedanke Gottes. Nachdem dieses idealische Geistesbild in die Wirklichkeit hinübertrat, und die geborene Welt dem

Niß ihres Schöpfers erfüllt — ertaube mir diese menschliche Vorstellung — so ist der Beruf aller denkenden Wesen in diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wieder zu finden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammenfügung, das Gesetz in dem Phänomen aufzusuchen und das Gebäude rückwärts auf seinen Grundriß zu übertragen. Also giebt es für mich nur eine einzige Erscheinung in der Natur, das denkende Wesen. Die große Zusammenfügung, die wir Welt nennen, bleibt mir jezo nur merkwürdig, weil sie vorhanden ist, mir die mannigfaltigen Neuherungen jenes Wesens symbolisch zu bezeichnen. Alles in mir und außer mir ist nur Hieroglyphe einer Kraft die mir ähnlich ist. Die Gesetze der Natur sind die Chiffren, welche das denkende Wesen zusammen fägt, sich dem denkenden Wesen verständlich zu machen — das Alphabet, vermittelt dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geiste und mit sich selbst unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortreflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den thätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besitzers versetzen, weil sie mir die Gegenwart eines vernünftig empfindenden Wesens verrathen, und meine Verwandtschaft mit diesem Wesen mit ahnden lassen. Eine neue Erfahrung in diesem Reiche der Wahrheit, die Gravitation, der endelste Umlauf des Blutes, das Atmungssystem des Linnäus heißen mir ursprünglich eben das, was eine Antike im Peristulum hervorgegraben — beides nur Widerschein eines Geistes, neue Bekanntschaft mit einem mir ähnlichen Wesen. Ich bespreche mich mit dem Ueudlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte — ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo.

Willst du dich überzeugen, mein Raphael, so forsche rückwärts. Jeder Zustand der menschlichen Seele hat irgend eine Parabel in der physischen Schöpfung, wodurch er bezeichnet wird, und nicht allein Künstler und Dichter, auch selbst die abstraktesten Denker haben aus diesem reichen Magazine geschöpft. Lebhaftigkeit nennen wir Feuer, die Zeit ist ein Strom der reißend von himmen rollt, die Ewigkeit ist ein Firkel, ein Geheimniß hüllt sich in Winternacht, und die Wahrheit wohnt in der Sonne. Ja ich fange an zu glauben, daß sogar das künftige Schiksal des menschlichen Geistes im dunkeln Ovale der körperlichen Schöpfung vorher verkündigt ligt. Jeder kommende Frühling der die Sprößlinge der Pflanzen aus dem Schooße der Erde treibt, gibt mir Erläuterung über das lange Räzel des Todes, und widerlegt meine ängstliche Besorgniß eines ewigen Schlafes. Die Schwalbe die wir im Winter erstorret finden und im Lenze wieder aufleben sehen,

die todte Haupte, die sich als Schmetterling neu verjüngt in die Luft erhebt, reichen uns ein treffendes Sinnbild unsrer Unsterblichkeit.

Wie merkwürdig wird mir nun alles! — Jetzt Raphael, ist alles bevölkert um mich herum. Es gibt für mich keine Einside in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahnde ich einen Geist — Wo ich Bewegung merke, da rathe ich auf einen Gedanken.

„Wo kein Toder begraben liegt, wo kein Auferstehn sein wird,“
redet ja noch die Allmacht durch ihre Werke zu mir, und so verstehe ich die Lehre von einer Allgegenwart Gottes.

Idee.

Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle — es gibt hier Beirrungen, aber keine einzige Ausnahme — alle streben nach dem Zustand der höchsten freien Aeußerung ihrer Kräfte, alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, ihre Thätigkeit auszudehnen, alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortreflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Bestehesten ist augenblickliche Verzeichnung dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst. In dem Augenblicke, wo wir sie uns denken, sind wir Eigenthümer einer Tugend, Urheber einer Handlung, Erfinder einer Wahrheit, Inhaber einer Glückseligkeit. Wir selber werden das empfundene Object. Verwirre mich hier durch kein zweideutiges Lächeln, mein Raphael — diese Voraussetzung ist der Grund, worauf ich alles folgende gründe, und einzig müssen wir sein, ehe ich Muth habe, meinen Bau zu vollenden.

Etwas ähnliches sagt einem jeden schon das innre Gefühl. Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmuth, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewußtsein in unserm Herzen, daß wir fähig wären ein gleiches zu thun? Verrieth nicht schon die hohe Rärthe, die bei Anhörung einer solchen Geschichte unsre Wangen färbt, daß unsre Bescheidenheit vor der Bewunderung zittert? daß wir über dem Lobe verlegen sind, welches uns diese Beerdung unsers Lebens erwerben muß? Ja unser Körper selbst stimmt sich in diesem Augenblicke in die Gebärden des handelnden Menschen, und zeigt offenbar, daß unsre Seele in diesen Zustand übergegangen. Wenn du zugegen warst, Raphael, wo eine große Begebenheit vor einer zahlreichen Versammlung erzählt wurde, sahest du es da dem Erzähler nicht an, wie er selbst auf den Beistand wartete, er selbst den Beifall aufsehend, der seinem Helden geopfert wurde — und, wenn du der

Erzähler warst, überraschest du dein Herz niemals auf dieser glücklichen Täuschung? Du hast Beispiele, Raphael, wie lebhaft ich sogar mit meinem Herzensfreund um die Vorlesung einer schönen Anekdote, eines vorzefflichen Gedichtes mich zanken kann, und mein Herz hat mirs leise gestanden, daß es dir dann nur den Vorbeer misgönte, der von dem Schöpfer auf den Vorleser übergeht. Schnelles und inniges Kunstgefühl für die Tugend, gilt darum allgemein für ein großes Talent zu der Tugend, wie man im Gegentheil kein Bedenken trägt, das Herz eines Mannes zu bezweifeln, dessen Kopf die moralische Schönheit schwer und langsam faßt.

Wende mir nicht ein, daß bei lebendiger Erkenntniß einer Vollkommenheit nicht selten das entgegenstehende Gebrechen ich finde, daß selbst den Bösewicht oft eine hohe Begeisterung für das Vortreffliche anwandele, selbst den Schwachen zuweilen ein Enthusiasmus heber herkulischer Größe durchflamme. Ich weiß z. B. daß unser bewunderter Hatter, der das geschätzte Nichts der eiteln Ehre so männlich entlarvte, dessen philosophischer Größe ich so viel Bewunderung zollte, daß eben dieser das noch eitere Nichts eines Mittersternes, der seine Größe beteidigte, nicht zu verachten im Stande war. Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Momente des Ideales, der Künstler, der Philosoph und der Dichter die großen und guten Menschen wirklich sind, deren Bild sie entwerfen — aber diese Veredlung des Geistes ist bei vielen nur ein unnatürlicher Zustand, durch eine lebhaftere Wallung des Bluts, einen rascheren Schwung der Phantasie gewaltfam hervorgebracht, der aber auch eben deswegen so flüchtig wie jede andre Bezauberung dahin schwindet, und das Herz der despotischen Willkühr niedriger Leidenschaften desto ermatteter überliefert. Desto ermatteter sage ich — denn eine allgemeine Erfahrung lehrt, daß der rüffällige Verbrecher immer der milderere ist, daß die Negativen der Tugend sich von dem lästigen Zwange der Reue in den Armen des Lasters nur desto süßer erholen.

Ich wollte erweisen, mein Raphael, daß es unser eigener Zustand ist, wenn wir einen fremden empfinden, daß die Vollkommenheit auf den Augenblick unser wird, worinn wir uns eine Vorstellung von ihr erweken, daß unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend sich endlich in das Bewußtsein eigener Veredlung, eigener Bereicherung auflöst, und ich glaube, ich habe es erwieken.

Wir haben Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit — aber keinen von seiner Allmacht. Seine Allmacht zu bezeichnen, helfen wir uns mit der still-

weisen Vorstellung dreier Successionen: Nichts, kein Etwas und Etwas. Es ist wüste und finstern — Gott ruft: Licht — und es wird Licht. Hätten wir eine Welt: Aber seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer, wie Er.

Jede Vollkommenheit also, die ich wahrnehme, wird mein eigen, sie gibt mir Freude, weil sie mein eigen ist, ich begehre sie, weil ich mich selbst liebe. Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister. Alle Geister sind glücklich durch ihre Vollkommenheit. Ich begehre das Glück aller Geister, weil ich mich selbst liebe. Die Glückseligkeit die ich mir vorstelle, wird meine Glückseligkeit, also liegt mir daran, diese Vorstellungen zu erweitern, zu vervielfältigen, zu erhöhen — also liegt mir daran, Glückseligkeit um mich her zu verbreiten. Welche Tugenden, welche Fortschritte, welchen Genuß ich außer mir hervorbringe, bringe ich mir hervor, welchen ich vernachlässige, verführe, verführe ich mir, vernachlässige ich mir — Ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigne begehre. Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen, Liebe.

L i e b e.

Jetzt befiel Raphael, sich mich herumzuschauen. Die Höhe ist erstiegen, der Nebel ist gefallen, wie in einer blühenden Landschaft stehe ich mitten im Unermeßlichen. Ein reineres Sonnenlicht hat alle meine Begriffe geklärt.

Liebe also — das schönste Phänomen in der besetzten Schöpfung, der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabensten Tugend — Liebe ist nur der Widerwärtig dieser einzigen Urkraft, eine Anziehung des Fortschrittlichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Seelen.

Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas, wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigenthums — Neidschmerz ein verletzter Selbstmord, Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Seins.

Als Raphael sich meiner letzten Umarmung entwand, da geriet meine Zeit, und ich meine um den Verlust meiner liebsten Hälfte. An jenem seligen Abend — du kennst ihn — da umfing Seiten sich zum erstenmal heilig berühren, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich aus mein ewiges Eigenthumsrecht auf deine Fortschrittlichkeit gelten — folger darauf, dich zu lieben, als wenn dir getreut zu sein, von das erste hatte mich zu Raphael gemacht.

fastigkeit die große Einheit zu finden? Ist der Gottheit schon sehr viel näher gerückt. Die ganze Schöpfung verflucht in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebt, so befaßt jeder Einzelne die Welt.

Die Philosophie unserer Zeiten — ich fürchte es — widerspricht dieser Lehre. Viele unserer denkenden Köpfe haben es sich angeeignet sein lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinweg zu spotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen, und diese Energie, diesen edeln Enthusiasmus im kalten tödenden Hauch einer kleinmüthigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechtsgefühle ihrer eignen Entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihrem begrenzten Verstand göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben sie ihre trostlose Lehre gesponnen, und ihre eigene Beschränkung zum Maßstab des Schöpfers gemacht — Entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freiheit verschrien. Swift, der den Tadel der Thorheit bis zur Insamie der Menschheit getrieben, und an den Schandpfahl, den er dem ganzen Geschlechte baute, zuerst seinen eigenen Namen schrieb, Swift selbst konnte der menschlichen Natur keine so tödtliche Wunde schlagen als diese gefährlichen Denker, die mit allem Aufwande des Scharfsinns und des Genies den Eigennutz ausschmücken, und zu einem Systeme veredeln.

Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einige Mitglieder an ihrem Werthe verzagen?

Ich erkenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer unermüdbaren Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist, ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der sich allein liebt, ist ein schwimmender Atom im unermeßlichen leeren Raume.

Aufopferung.

Aber die Liebe hat Wundungen hervorgebracht, die ihrer Natur zu widersprechen scheinen.

Es ist denkbar, daß ich meine eigne Glückseligkeit durch ein Opfer vermehre, das ich fremder Glückseligkeit bringe — aber auch noch dann, wenn dieses Opfer mein Leben ist? Und die Geschichte hat Beispiele solcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts kosten sollte, für Raphaels Rettung zu sterben. Wie ist es möglich, daß

wir den Tod für ein Mittel halten, die Summe unsrer Genüsse zu vermehren? Wie kann das Aufhören meines Daseins sich mit Verreichung meines Wesens vertragen?

Die Voraussetzung von einer Unsterblichkeit hebt diesen Widerspruch — aber sie entsteht auch auf immer die hohe Frage dieser Erscheinung. Rücksicht auf eine belohnende Zukunft schlägt die Liebe aus. Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslängelt, die auch auf Gefahr der Vernichtung des nämliche Opfer wirkt.

Wahr ist es schon Veredlung einer menschlichen Seele den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern — es ist die edelste Stufe des Egoismus — aber Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchstunähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn außerhalb ihrer in die Achse des ewigen Wanzes. Liebe zielt nach Einheit, Egoismus in Einsamkeit. Liebe ist die mutherschöpfende Bürgerin eines blühenden Reichthums, Egoismus ein Despot in einer verwüsten Schöpfung. Egoismus ist für die Dankbarkeit, Liebe für den Lobdank. Liebe verschafft, Egoismus leugt — cinertet vor dem Lärm der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblicks, oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — cinertet, ob die Jinsen in diesem Leben oder im andern fallen!

Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menschengeschlecht auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — lege hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Befolger zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen auflassenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammensrad der Begeisterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe. Laß in seiner Seele das vollständige Ideal seiner großen Wirkung empor steigen — laß in dunkler Ahnung vorübergehen an ihm alle Glückliche, die er schaffen soll — laß die Gegenwart und die Zukunft zugleich in seinem Geiste sich zusammen drängen — und nun beantworte dir, bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?

Die Summe aller dieser Empfindungen wird sich verwirren mit seiner Persönlichkeit, wird mit seinem Ich in eins zusammen fließen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt denket, ist Er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergessen und entbehrlich, wie ein Blutkropfe schwimmt — wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit verprügen?

Gott.

Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen die sich vollkommen gleich sind.

Die ganze Summe von harmonischer Thätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existirt, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maassen und Stufen vereinzelt. Die Natur (erlaube mir diesen bildlichen Ausdruck) die Natur ist ein unendlich geteilter Gott.

Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtkreis in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einen hellen Lichtkreis wieder zusammen schmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas, und alle Thätigkeiten der Geister nur ein unendliches Farbenpiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Geschie es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zerbrechen, so stürzte der Tamn zwischen ihr und der Welt ein, alle Geister würden in einem unendlichen untergehen, alle Afforde in einer Harmonie in einander fließen, alle Bäche in einem Ocean aufhören.

Die Anziehung der Elemente brachte die körperliche Form der Natur zu Stande. Die Anziehung der Geister in's Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, müßte endlich zu Aufhebung jener Trennung führen, oder (darf ich es aussprechen, Raphael?) Gott hervorbringen. Eine solche Anziehung ist die Liebe.

Also Liebe, mein Raphael, ist die Leiter, worauf wir emporklimmen zu Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, und selbst unbewußt, zielen wir dahin.

„Lobe Gruppen sind wir wenn wir hoffen,
„Götter, wenn wir liebend uns umfassen,
„Leben nach dem süßen Heiligtume
„Aufwärts durch die tausendfache Tritten
„Zahlloser Geister, die nicht schlafen,
„Waltet göttlich dieser Drang.

„Arm in Arme, höher stets und höher
„Vom Barbaren bis zum griech'schen Seher,
„Der sich an den letzten Scraph reißt,
„Wallen wir einmüthigen Ringstänze,
„Bis sich dort im Meer des ewigen Glanzes
„Sterbend untertauchen Naach und Zeit.

„Arenadlos war der große Weltenschmied,
 „fühlte Mangel, darum schuf er Welten.
 „sel'ge Spiegel seiner Zeligkeit.
 „Auch das höchste Wesen schon kein Gleiches,
 „aus dem Reich des ganzen Weltenreichs
 „bläuhm ihm die Unendlichkeit.“

Liebe, mein Raphael, ist das wuchernde Acker den entadetten König
 des Goldes aus dem unheimbaren Ralle wieder herzustellen, das Ewige
 aus dem vergänglichem und aus dem zerstörenden Grunde der Zeit das
 große Orakel der Tauer zu retten.

Was ist die Summe von allem bisherigen?

Lacht uns Fortschrittlichkeit einsehen, so wird sie unser. Lacht uns
 vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns
 mit Bruderliebe anschließen an einander. Lacht uns Schönheit und
 Freude pflanzen, so studien wir Schönheit und Freude. Lacht uns
 helle denken, so werden wir feurig lieben. Seid vollkommen, wie euer
 Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unsers Glaubens.
 Die schwache Menschheit erblaste bei diesem Gebote, darum erklärte
 er sich deutlicher: liebet euch unter einander.

„Weichen mit dem Sonnenstich,
 „Große Götter mit Lust
 „weiche vor der Liebe.

„Wer die heile Sternenbahn
 „ging du heldenkühn voran
 „zu der Gottheit Sitz?
 „Wirst gerath das Verhängnis
 „gelte dir Glühn
 „durch des Wahns Ritz?
 „Lesse sie uns nicht hinein,
 „mochten wir unsterblich sein?
 „Zuckten auch die Weiser
 „ohne sie den Weiser?
 „Liebe, Liebe leitet nur
 „in dem Vater der Natur
 „Liebe nur die Natur.“

Hier, mein Raphael, hast du das Glaubensbekenntniß meiner
 Vernunft, einen ständigen Umriss meiner unternommenen Schöpfung.
 So wie du hier findest, gieng der Saamen auf, den du selber in
 meine Seele streuest. Spotte nun oder freue dich, oder erröthe über
 deinen Schüler. Wie du willst — aber diese Philosophie hat mein
 Herz geodet, und sie Perspektive meines Lebens verschönert. Möglich,
 mein Vester, daß das ganze Gerüste meiner Schätze ein bestandloses

Traumbild gewesen — Die Welt, wie ich sie hier malhte, ist vielleicht nirgends, als im Gehirne deines Julius wirklich — vielleicht, daß nach Ablauf der tausend tausend Jahre jenes Richters, wo der versprochne weisere Mann auf dem Stuhle sitzt, ich bei Eröffnung des wahren Originals meine schülerhafte Zeichnung schoamroth in Stülen reihe — Alles diß mag eintreffen, ich erwarte es; dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so entzückender, um so majestätischer überraschen. Sollten meine Ideen wohl schöner sein, als die Ideen des ewigen Schöpfers? Wie? Sollte der es wohl duden, daß sein erhabenes Kunstwerk hinter den Erwartungen eines sterblichen Kenners zurück bliebe? — Das eben ist die Feuerprobe seiner großen Vollendung, und der süßeste Triumph für den höchsten Geist, daß auch Fehlschlüsse und Täuschung seiner Anerkennung nicht schaden, daß alle Schlangentrümmungen der ausschweifenden Vernunft in die gerade Richtung der ewigen Wahrheit zuletzt einschlagen, zuletzt alle abtrünnige Arme ihres Stromes nach der nämlichen Mündung taufen. Raphael — welche Idee erweckt mit der Künstler, der in tausend Kopieen anders entstellt, in allen tausenden dennoch sich ähnlich bleibt, dem selbst die verwirklichte Hand eines Trümers die Anbetung nicht entziehen kann!

Uebrigens könnte meine Darstellung durchaus verkehrt, durchaus unächte sein — noch mehr, ich bin überzeugt, daß sie es nothwendig sein muß, und dennoch ist es möglich, daß alle Resultate daraus eintreffen. Unser ganzes Wissen läuft endlich, wie alle Weltweisen übereinkommen, auf eine conventionelle Täuschung hinaus, mit welcher jedoch die strengste Wahrheit bestehen kann. Unsere reinsten Begriffe sind keineswegs Bilder der Dinge, sondern bloß ihre nothwendig bestimmte und coexistirende Zeichen. Weder Gott noch die menschliche Seele noch die Welt, sind das wirklich, was wir davon hatten. Unsere Gedanken von diesen Dingen sind nur die endemische Formen, worin sie uns der Planet überliefert, den wir bewohnen — unser Gehirne gehört diesem Planeten, folglich auch die Idiome unserer Begriffe, die darinne aufbewahrt liegen. Aber die Kraft der Seele ist eigenthümlich, nothwendig, und immer sich selbst gleich; das willkührliche der Materialien, woran sie sich äußert, ändert nichts an den ewigen Gesetzen, wornach sie sich äußert, so lang dieses willkührliche mit sich selbst nicht im Widerspruch steht, so lang das Zeichen dem Bezeichneten durchaus getreu bleibt. So, wie die Denkkraft die Verhältnisse der Idiome entwickelt, müssen diese Verhältnisse in den Sachen auch wirklich vorhanden sein. Wahrheit also ist keine Eigenschaft der

Idiome, sondern der Schütze: nicht die Aehnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten, des Begriffs mit dem Gegenstand sondern die Uebereinstimmung dieses Begriffs mit den Gesetzen der Denkkraft. Eben so bedient sich die Größentheorie der Chiffern, die nirgends als auf dem Papiere vorhanden sind, und findet damit, was vorhanden ist in der wirklichen Welt. Was für eine Aehnlichkeit haben z. B. die Buchstaben A B, die Zeichen: und $+$ und $-$ mit dem Faktum das gewonnen werden soll? — Und doch steigt der vor Jahrhunderten verkündigte Comet am entgegenen Himmel auf, doch tritt der erwartete Planet vor die Schreibe der Sonne. Auf die Unsichtbarkeit seines Rallats geht der Weltentdecker Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meere ein, die fehlende zweite Hälfte zu der bekannten Hemisphäre, die große Insel Atlantis zu suchen, welche die Lücke auf seiner geographischen Charte ausfüllen sollte. Er fand sie, diese Insel seines Papiers, und seine Rechnung war richtig. Wäre sie es etwa minder gewesen, wenn ein feindseliger Sturm seine Schiffe zerschmettert oder rückwärts nach ihrer Heimat getrieben hätte? — Einen ähnlichen Rallat macht die menschliche Vernunft, wenn sie das Unsinntliche mit Rälte des Sinnlichen auswischt, und die Mathematik ihrer Schütze auf die verborgene Physik des Uebermenschlichen anwendet. Aber noch fehlt die letzte Probe zu ihren Rechnungen, denn kein Reisender kam aus jenem Lande zurück, seine Entdeckung zu erzählen.

Ihre eigne Schranken hat die menschliche Natur, seine eigne jedes Individuum. Ueber jene wollen wir uns wechselseitig trösten; diese wird Raphael dem Ambrosianer seines Julius vergeben. Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntnissen, die man bei Untersuchungen dieser Art als unentbehrlich voraussetzt. Ich habe keine philosophische Schule gehört, und wenig gedruckte Schriften gelesen. Es mag sein, daß ich dort und da meine Phantasien freieren Veranlassungen unterwürfe, daß ich Wallungen meines Mutes, Thundern und Bedürfnisse meines Herzens für nüchterne Weisheit verkaufte, auch das, mein Vater, soll mich dennoch den verlorenen Augenblick nicht bereuen lassen. Es ist wirklicher Gewinn für die allgemeine Vollkommenheit, es war die Vorhersagung des weisesten Orakels, daß die verirrte Vernunft auch selbst das chaotische Land der Träume bevölkern, und den kahlen Boden des Widerspruchs urbar machen sollte. Nicht der mechanische Künstler nur, der den rohen Demant zum Brillanten schleift — auch der andre ist schätzbar, der gemeinere Steine bis zur schneidbaren Würde des Demants veredelt. Der Fleiß in den Formen kann zuweilen die massige Wahrheit des Stoffes vergessen lassen. Ist

nicht jede Uebung der Denkkraft, jede feine Schärfe des Geistes eine kleine Stufe zu seiner Vollkommenheit, und jede Vollkommenheit mußte Dasein erlangen in der vollständigen Welt. Die Wirklichkeit schränkt sich nicht auf das absolut nothwendige ein: sie umfaßt auch das bedingungsweise nothwendige, jede Geburt des Gehirnes, jedes Gewebe des Wizes hat ein unwiderstehliches Bürgerrecht in diesem größeren Sinne der Schöpfung. Im unendlichen Risse der Natur durfte keine Thätigkeit ausbleiben, zur allgemeinen Glückseligkeit kein Grad des Genußes fehlen. Derjenige große Haushalter seiner Welt, der ungenügt keinen Splitter fallen, keine Kälte unbesüßert läßt wo noch irgend ein Lebensgenuß Raum hat, der mit dem Gifte, das den Menschen ansteckt, Rattern und Spinnen sättigt, der in das tode Gebiet der Verwesung noch Pflanzungen sendet, die kleine Blüthe von Wollust, die im Wahnsinn drohen kann, noch wirtschaftlich anspeiset, der Kaster und Thorheit zur Vortrefflichkeit noch endlich verarbeitet, und die große Idee des Weltbeherrschenden Roms aus der Lasterthat des Tarquinus Sextus zu spinnen mußte — Dieser erfindertische Geist sollte nicht auch den Irrthum zu seinen großen Zwecken verbrauchen, und diese weitausläufige Weltstucke in der Seele des Menschen verwildert und freudeleer liegen lassen? Jede Fertigkeit der Vernunft, auch im Irrthum, vermehrt ihre Fertigkeit zu Empfangniß der Wahrheit.

Loh theurer Freund meiner Seele, laß mich immerhin zu dem weitausläufigen Spinngewebe der menschlichen Weisheit auch das meinige tragen. Anders mahlt sich das Sonnenbild in den Thautropfen des Morgens, anders im majestätischen Spiegel des erdungärtenden Ozeans! Schaude aber dem trüben wolkigten Sumpfe, der es niemals empfängt und niemals zurückerlegt. Millionen Gewächse trinken von den vier Elementen der Natur. Eine Vorrathskammer steht offen für alle; aber sie mischen ihren Saft millionenfach anders, geben ihn millionenfach anders wieder; die schöne Mannichfaltigkeit verkündigt einen reichen Herrn dieses Hauses. Vier Elemente sind es, woraus alle Geister schöpfen, Ihr ich, die Natur, Gott und die Zukunft. Alle mischen sie millionenfach anders, geben sie millionenfach anders wieder, aber eine Wahrheit ist es, die gleich einer festen Masse gemeinschaftlich durch alle Religionen und alle Systeme geht — „Nähert euch dem Gott, den ihr meint.“

Naphael an Julius.

Das wäre nun freilich schlimm, wenn es kein andres Mittel gäbe, Dich zu beruhigen. Julius, als den Glauben an die Erfüllunge Deines Nachdenkens bei Dir wieder herzustellen. Ich habe diese Ideen, die ich bei Dir aufsteigen sah, mit innigem Vergnügen in Deinen Papieren wiedergefunden. Sie sind einer Seele, wie die Deinige, werth, aber hier kannst Du nicht stehen bleiben. Es gibt Treuden für jedes Alter, und Genüsse für jede Stufe der Geister.

Schwer mußte es Dir wohl werden, Dich von einem Systeme zu trennen, das so ganz für die Bedürfnisse Deines Herzens geschaffen war. Kein andres, ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei Dir schlagen, und vielleicht darfst Du nur ganz Dir selbst überlassen seyn, um früher oder später mit Deinen Lieblingsideen wieder ausgehöhlet zu werden. Die Schwächen der entgegen gesetzten Systeme würdest Du bald bemerken, und alsdann bei gleicher Unerschrockenheit das wünschenswertheste vorziehen, oder vielleicht neue Beweisgründe auffinden, um wenigstens das Wesentliche davon zu retten, wenn Du auch einige gewagtere Behauptungen Preis geben müßtest.

Aber dich alles ist nicht in meinem Plan. Du sollst zu einer höhern Freiheit des Geistes gelangen, wo Du solcher Beheile nicht mehr bedarfst. Freilich ist dich nicht das Werk eines Augenblicks. Das gewöhnliche Ziel der frühesten Bildung ist Unterjochung des Geistes, und von allen Erziehungskunststücken getingt dich fast immer am ersten. Selbst Du bei aller Einsichtlichkeit Deines Charakters schienst zu einer willigen Unterwerfung unter die Herrschaft der Meinungen vor tausend andern bestimmt, und dieser Zustand der Unmündigkeit konnte bei Dir desto länger dauern, je weniger Du das Trügende davon fühltest. Kopf und Herz stehen bei Dir in der engsten Verbindung. Die Lehre wurde Dir werth durch den Lehrer. Bald gelang es Dir, eine interessante Seite daran zu entdecken, sie nach den Bedürfnissen Deines

Herzens zu veredeln, und über die Punkte, die Dir auffallen mußten, Dich durch Resignation zu beruhigen. Angriffe gegen solche Meinungen verachtetest Du, als bühische Rache einer Sklavenseele an der Kutsche ihres Zuchtmeisters. Du prangtest mit Deinen Fesseln, die Du aus freier Wahl zu tragen glaubtest.

So fand ich Dich, und es war mir ein trauriger Anblick, wie Du so oft mitten im Genuß Deines blühendsten Lebens, und in Ausherrung Deiner edelsten Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt wurdest. Die Consequenz, mit der Du nach Deinen Ueberzeugungen handeltest, sind die Stärke der Sere, die Dir jedes Opfer erleichterte, waren doppelte Beschränkungen Deiner Thätigkeit und Deiner Tugenden. Damals beschloß ich jene stümperhaften Bemühungen zu vermeiden, wodurch man einen Geist, wie den Deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen gesucht hatte. Alles kam darauf an, Dich auf den Werth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen, und Dir Zutrauen zu Deinen eignen Kräften einzujößen. Der Erfolg Deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freitlich mehr dabei beschäftigt, als Dein Scharfsein. Ihre Abundungen erzeugten Dir schneller den Verlust Deiner theuersten Ueberzeugungen, als Du es vom Schneidengange der kaltblütigen Forschung, die vom Bekannten zum Unbekannten stufenweise fortschreitet, erwarten konntest. Aber eben dieß begeisterte System gab Dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Thätigkeit, und ich hütete mich sehr, einen willkommenen Enthusiasmus zu stören, der die Entwidlung Deiner trefflichsten Anlagen beförderte. Jetzt hat sich die Scene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundschaft Deiner Kindheit ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts, und Du bedarfst keiner Schonung mehr.

Dah ein System wie das Deinige die Probe einer strengen Kritik nicht aushalten konnte, darfst Du nicht befremden. Alle Versuche dieser Art, die dem Deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein andres Schicksal. Auch war nichts natürlicher, als daß Deine philosophische Laufbahn bei Dir im Einzelnen eben so begann, als bei dem Menschengeschlechte im Ganzen. Der erste Gegenstand,

an dem sich der menschliche Forschungsgeist versuchte, war von jeher — das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Theile hatten Jahrhunderte lang die größten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief. Aber die Gränzen der Lebensweisheit waren für die stolze Wißbegierde seiner Nachfolger zu enge. Neue Systeme entstanden aus den Trümmern der alten. Der Scharf sinn späterer Zeitalter durchstreifte das unermessliche Feld möglicher Antworten auf jene immer von neuem sich aufdringenden Fragen über das geheimnißvolle Innere der Natur, das durch keine menschliche Erfahrung enthüllt werden konnte. Einigen gelang es sogar, den Resultaten ihres Nachdenkens einen Anstrich von Bestimmtheit, Vollständigkeit und Evidenz zu geben. Es gibt mancherlei Taschenspielerkünste, wodurch die eitle Vernunft der Beschämung zu entgehen sucht, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Gränzen der menschlichen Natur nicht überschreiten zu können. Bald glaubt man neue Wahrheiten entdeckt zu haben, wenn man einen Begriff in die einzelnen Bestandtheile zerlegt, aus denen er erst willkürlich zusammengesetzt war. Bald dient eine unmerkliche Voraussetzung zur Grundlage einer Kette von Schlußsätzen, deren Lücken man schlau zu verbergen weiß, und die erschlichenen Folgerungen werden als hohe Weisheit angestaunt. Bald häuft man einseitige Erfahrungen, um eine Hypothese zu begründen, und verschweigt die entgegengesetzten Phänomene, oder man verwechselt die Bedeutung der Worte nach den Bedürfnissen der Schlußfolge. Und dieß sind nicht etwa bloß Kunstgriffe für den philosophischen Chatlatan, um sein Publikum zu täuschen. Auch der redlichste, unbefangenste Forscher gebraucht oft, ohne es sich bewußt zu seyn, ähnliche Mittel, um seinen Durst nach Kenntnissen zu stillen, sobald er einmal aus der Sphäre heraustritt, in welcher allein seine Vernunft sich mit Recht des Erfolgs ihrer Thätigkeit freuen kann.

Nach dem, was Du ehemals von mir gehört hast, Julius, müssen Dich diese Aeußerungen nicht wenig überraschen. Und gleichwohl sind sie nicht das Produkt einer zweifelsüchtigen Laune. Ich kann Dir Nachenschaft von den Gründen geben, worauf sie beruhen, aber hierzu

müßte ich freilich eine etwas trockne Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntniß vorausschicken, die ich lieber auf eine Zeit verspare, da sie für Dich ein Bedürfniß seyn wird. Noch bist Du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demüthigenden Wahrheiten von den Gränzen des menschlichen Wissens Dir interessant werden können. Mache zuerst einen Versuch an dem Systeme, welches bei Dir das Feinige verdrängte. Prüfe es mit gleicher Unparteilichkeit und Strenge. Verfahre eben so mit andern Lehrgebäuden, die Dir neuerlich bekannt worden sind; und wenn keines von allen Deinen Forderungen vollkommen befriedigt, dann wird sich Dir die Frage aufdringen: ob diese Forderungen auch wirklich gerecht waren?

„Ein leidiger Trost, wirst Du sagen. Resignation ist also meine ganze Aussicht nach so viel glänzenden Hoffnungen? War es da wohl der Mühe werth, mich zum vollen Gebrauche meiner Vernunft aufzufordern, um ihm gerade da Gränzen zu setzen, wo er mir am fruchtbarsten zu werden anfing? Kufte ich einen höhern Genuß nur deswegen kennen lernen, um das Feinliche meiner Beschränkung doppelt zu fühlen?“

Und doch ist es eben dich niederschlagende Gefühl, was ich bei Dir so gern unterdrücken möchte. Alles zu entfernen, was Dich im vollen Genuß Deines Daseins hindert, den Keim jeder höhern Begeisterung — das Bewußtsein des Adels Deiner Seele — in Dir zu beteben, dich ist mein Zweck. Du bist aus dem Schlummer erwacht, in den Dich die Knechtschaft unter fremden Meinungen wiegte. Aber das Maas von Größe, wozu Du bestimmt bist, würdest Du nie erfüllen, wenn Du im Streben nach einem unerreichbaren Ziele Deine Kräfte verschwendest. Bis jetzt mochte dich hingehen, und war auch eine natürliche Folge Deiner neuerworbenen Freiheit. Die Ideen, welche Dich vorher am meisten beschäftigt hatten, mußten nothwendig der Thätigkeit Deines Geistes die erste Richtung geben. Ob dich unter allen möglichen die fruchtbarste sei, würden Dich Deine eignen Erfahrungen früher oder später belehren. Mein Geschäft war bloß, diesen Zeitpunkt, wo möglich, zu beschleunigen.

Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen

nach dem Stoffe zu schäpen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Insektenbilden das Weltall zu überschauen, mittheilend herabsieht. Unter allen Ideen, die in Deinem Aufsatze enthalten sind, kann ich Dir daher am wenigsten den Satz einräumen, daß es die höchste Bestimmung des Menschen sei, den Geist des Welterschöpfers in seinem Kunstwerke zu ahnden. Zwar weiß auch ich für die Thätigkeit des vollkommensten Wesens kein erhabeneres Bild als die Kunst. Aber eine wichtige Verschiedenheit scheint Du übersehen zu haben. Das Universum ist kein reiner Abdruck eines Ideals, wie das vollendete Werk eines menschlichen Künstlers. Dieser herrscht despotisch über den todtten Stoff, den er zu Versinnlichung seiner Ideen gebraucht. Aber in dem göttlichen Kunstwerke ist der eigenthümliche Werth jedes seiner Bestandtheile gesichert, und dieser anhaltende Blick, dessen er jedem Reize von Energie auch in dem kleinsten Geschöpfe würdigt, verherrlicht den Meister eben so sehr, als die Harmonie des unermesslichen Ganzen. Leben und Freiheit im größten möglichen Umfange ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung. Sie ist nie erhabener, als da, wo ihr Ideal am meisten verfehlt zu seyn scheint. Aber eben diese höhere Vollkommenheit kann in unser jetzigen Beschränkung von uns nicht gefaßt werden. Wir übersehen einen zu kleinen Theil des Weltalls, und die Auflösung der größern Menge von Wirkungen ist unserm Ohre unerreikbaar. Jede Stufe, die wir auf der Leiter der Wesen emporsteigen, wird uns für diesen Kunstgenuß empfänglicher machen, aber auch alsdann hat er gewiß seinen Werth nur als Mittel, nur insofern er uns zu ähnlicher Thätigkeit begeistert. Träges Anstauen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst seyn. Dem edleren Menschen fehlt es weder an Stoffe zur Wirklichkeit noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu seyn. Und dieser Beruf ist auch der Deinige, Julius. Hast Du ihn einmal erkannt, so wird es Dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die Deine Wissbegierde nicht überschreiten kann.

Und dieß ist der Zeitpunkt, den ich erwarte, um Dich vollkommen mit mir ausgesöhnt zu sehen. Erst muß Dir der Umfang Deiner Kräfte völlig bekannt werden, ehe Du den Werth ihrer freiesten Aeußerung schätzen kannst. Bis dahin zürne immer mit mir, nur verzeihe nicht an Dir selbst.

Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl
seines Stoffs.^{*)}

^{*)} Schiller's „Zeitung“. Schiller's Briefe (1795), B. 58. — Kritische Aufsätze. Leipzig, 18. J.
Göttingen, 1809. II. 2. 25.

Hierher schrieb den Aufsatz „Ueber die Nothwendigkeit des Dichters bei der Wahl seines Stoffes.“
Karlshaus, December 1794. „Ich behaupte Brodieras Aufsatz über Lessing's Gedichte (Die Götter Griechen-
lands) im Museum zu sehen und das machte einige alte Verbindungen bei mir rege. So ent-
stand das Product in Zeit von acht Tagen. Ich überlasse es ganz Deiner Disposition für die
Kantia oder den Merkur. Doch muß ich Dir gedenken, daß ich es sehr bald gedruckt haben möchte.
Ich komme mir mit meiner Autorschaft vor, wie der Student, wenn er zum erstenmale den Degen
anhebt.“ (Krieger an Schiller, Dresden, 12. December 1794. Briefwechsel, I. 245.) Schiller
antwortete (Weimar, 26. December. Briefwechsel, I. 2. 251): „Ich hätte Dir gern gleich meinen
vollen Bericht über Deinen Aufsatz geschrieben, der mich in der That außer seiner sehr lobenswerthen
und durchsichtigen Auseinandersetzung, durch das Verdienst eines sehr edlen und angenehmen Styles
überrascht hat. Alles, was mir zu wünschen übrig blieb, war, daß Du mit etwas mehr Aus-
führlichkeit aus Lessing's gegangen sein möchtest.“ — Der Abdruck erfolgt nach den „Kritischen
Ausgaben“. Wäner hat in ihnen nichts an der Fassung des Aufsatzes in der „Kantia“ geändert,
sondern nur einige Druckfehler berichtigt.

Werke der Begeisterung zu genießen, ist selbst in unserm Zeitalter kein gemeines Talent. Bei aller Empfänglichkeit für die feinem Schönheiten der Kunst fehlt es doch oft an einer gewissen Unbefangtheit, ohne die es ohnmöglich ist, sich ganz in die Seele des Künstlers zu denken. Zwar nähert sich in unsern Tagen die ästhetische Kritik einer größern Vollkommenheit, indem sie Achtung gegen die Freiheit des Genies mit Strenge gegen seine Nachlässigkeiten vereinigt. Aber in Ansehung des Stoffs haben nicht selten gerade die bessern Menschen die wenigste Rücksicht. Sie können oft durch nichts mit einem Kunstwerke ausgesöhnt werden, in welchem sie irgend ein Verstoß gegen Wahrheit oder Moralität betradhtet hat. Allein während daß sie selbst dadurch manche schätzbare Genüsse entbehren, erbittern sie zugleich den Künstler durch die Strenge ihrer Forderungen. Unwillig über die engen Grenzen, in die seine Thätigkeit eingeschränkt werden soll, behauptet er oft seine Freiheit bis zur Uebertreibung, und wagt es, einem Theile des Publikums zu trogen, den er zu gewinnen verzweifelt.

Schon dieß wäre Grund genug zu einer Revision der Begriffe, die bei jener wohlmeinenden Kengstlichkeit zum Grunde liegen, um wo möglich zwö Gattungen von Menschen, die nur durch Mißverständnis entzweit werden konnten, einander näher zu bringen. Vornehmlich aber kommt hierbei das Interesse der Kunst in Betrachtung, das mit dem Interesse der Menschheit in genauerer Verbindung steht, als man gewöhnlich sich einbildet.

In Ansehung der Mannichfaltigkeit des Stoffs hat unter allen Künsten die Poesie den weitesten Umfang, und bei ihr scheint es daher

am nöthigsten, den Künstler auf gewisse Rücksichten bei der Wahl seines Gegenstands aufmerksam zu machen. Auch hält man die gewöhnliche Ausartung der Beredsamkeit in Sophisterei für ein warnendes Beispiel, um einen ähnlichen Mißbrauch der dichterischen Talente zu verhüten. Und gleichwohl ist es eben ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Redner und Dichter, der diesen bei der Wahl seines Stoffs zu einer größern Freiheit berechtigt, als jenen.

In so fern der Redner zu belehren, zu überzeugen, durch Erwedung von Leidenschaften eine bestimmte Absicht zu erreichen sucht, ist er kein Künstler. Er gebraucht die Sprache als Mittel zu einem besondern Zwecke, nicht zu Darstellung seines Ideals. Die Kunst ist keinem fremdartigen Zwecke dienstbar. Sie ist selbst ihr eigner Zweck.

Die Wahrheit dieses Satzes kann freilich nicht eher einleuchten, als bis die jetzt herrschenden Begriffe über die Bestimmung der Kunst durch edlere verdrängt werden. Noch immer ist ein großer Theil des Publikums in Verlegenheit, wenn vom Verdienste des Künstlers die Frage ist. Unter den allgemein anerkannten Bedürfnissen ist keines, für dessen Befriedigung er arbeitet, und das Vergnügen, wofür er bezahlt wird, möchte man nicht gern für den Zweck seines Tathens erklären. Selbst unter denen, die die höhern Geisteskräfte des Virtuosen zu schätzen wissen, entsteht oft der Zweifel, ob es keine würdigere Anwendung dieser Kräfte gebe, als den Grillen des Luxus zu fröhnen. Daher die wohlgemeinten Versuche, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen, und die Würde der Kunst dadurch zu erhöhen, daß man sie zur Predigerin der Wahrheit und Tugend bestimmte. Aber ist denn wirklich ihr Werth davon abhängig, daß ihr eine beschränkere Sphäre angewiesen wird? Ist es so ausgemacht, daß sie zu ihrer Empfehlung eines entlehnten Verdienstes bedarf?

Unter die weniger bekannten, aber desto dringendern Bedürfnisse der Menschheit im Ganzen gehört die Erhaltung der Energie bei einem hohen Grade der Verfeinerung. So lange der Trieb zur Thätigkeit bei einer Nation nicht erschlappt, hat sie bei ihrer vollkommensten Ausbildung nichts zu besorgen. Es ist Vorurtheil, die Ausartung eines Volks für ein unvermeidliches Schicksal einer alternden Kultur

anzusehen. Die Geschichte der ältern und neuern Zeiten belehrt uns, daß die erhabensten Verdienste neben den wideststen Ausschweifungen des Lurus bestehen konnten, und daß selbst eine sinkende Nation so lange aufrecht erhalten wurde, als der Reim der Begeisterung bei ihren edleren Bürgern noch nicht völlig erstickt war. Das untrügliche Kennzeichen des Verfalls ist Trägheit — Mangel an Empfänglichkeit für die Freude, die eine gelingende Anstrengung durch sich selbst gewährt. Diese Trägheit ist mit einem gewissen Frohndienste sehr vereinbar, den die Furcht vor Mangel oder Schande aufliegt, und für den man sich in Stunden der Ruhe durch unthätiges Schweigen zu entschädigen sucht. Der verzärtelte Mensch will seinen Genuß auf dem kürzesten Wege erlangen; er will ärndten, wo er nicht gesäet hat. Höhere Freuden, die nur durch Aufopferung oder Arbeit erkauft werden können, reizen ihn nicht, und dieß ist der Grund, warum er an innerm Gehalte, nicht in dem Verhältnisse gewinnt, wie sich der Reichthum seiner Ideen vermehrt. Es fehlt ihm an Kraft, diese Nahrung des Geistes zu verarbeiten. Der höchste Grad dieser Erschlaffung ist ein lethargischer Zustand, ein allmähtiges Absterben alles wahren Verdienstes. Aber nicht immer ist dieß Uebel unheilbar. Der Mensch ist oft schwach, weil er seine Kräfte nicht kennt. Er entbehrt oft die höhern Freuden, weil er sie niemals gekostet hat. Ihn zum Gefühl seines Werths zu erheben, und ihm durch würdigere Genüsse die niedrigen Befriedigungen der Eitelkeit und thierischen Sinnlichkeit zu verketen, ist das wichtigste Geschäft der ächten Ausbildung, ohne welches alle übrige Kultur nur Fäulnißstaat ist. Und hier zeigt sich das wahre Verdienst der Kunst in seiner Größe. Sie erscheint in einer ehrwürdigen Gesellschaft — an der Seite der Religion und des Patriotismus.

Was diese drei mit einander gemein haben, ist die Bestimmung, Leidenschaft zu veredeln, ein Ziel, dessen sie sich nicht schämen dürfen. Der Mensch ist zu abhängig von den Gegenständen, die ihn umgeben, um der erhabenen Ruhe fähig zu seyn, die nur der Gottheit eigen ist. Leidenschaften waren von jeher ein Bedürfniß der Menschheit, und werden es auch in ihrem vollkommensten Zustande bleiben. Sie haben die schlummernden Reime der edelsten Thätigkeit entwickelt, und

dies ist ein reichlicher Ersatz für alle unglücklichen Folgen ihrer Ausschweifungen. Sie waren die Stufe, auf der der sinnliche Mensch sich von der Sklaverei der thierischen Triebe zu einer höhern Vollkommenheit emporshawang, und noch jetzt rächen sie oft ihre Verachtung an dem, der sich keiner Geist genug zu seyn dünkt, um ihrer entbehren zu können.

Die wohlthätigen Wirkungen des religiösen und bürgerlichen Enthusiasmus sind einleuchtend, und daß beide zuweilen in Schwärmerei ausarten, benimmt ihrem Werthe nichts. Licht und Wärme im glücklichsten Verhältnisse bleiben immer das Ideal der menschlichen Vollkommenheit. Weniger gefährlich von dieser Seite ist indessen der ästhetische Enthusiasmus oder das verfeinerte Kunstgefühl, weil man ihm gerade das kräftigste Gegenmittel wider dergleichen Ausschweifungen, die Bildung des Geschmacks, zu verdanken hat. Aber zugleich sind die Wirkungen der Kunst auch weniger glänzend. Ihr Einfluß äußert sich oft erst in den entferntesten Folgen, und dieß ist der Grund, warum man so oft ihren Werth verkennet, und es beinahe zur Toleranz gegen den Künstler für nöthig hält, ihm irgend ein anerkannt-nützlich Geschäft anzuweisen.

Nicht in der Würde des Stoffs, sondern in der Art seiner Behandlung zeigt sich das Verdienst des Künstlers. Die Begeisterung, welche in ihm durch sein Ideal sich entzündet, verbreitet ihren wohlthätigen Strahl in seinem ganzen Wirkungskreise. Wer ihn zu genießen versteht, fühlt sich emporgehoben über das Profaische des alltäglichen Lebens, in schönere Welten versetzt, und auf einer höhern Stufe der Wesen. Und daß dieser Zustand nicht immer bloß ein augenblicklicher Schwung ist, daß der Nachhall dieser Empfindungen noch oft in der wirklichen Welt fortdauert, ist der Grund, warum eine Bercldung der Menschheit durch Kunst möglich ist. Was sie zu leisten vermag, besteht nicht bloß in der Gewöhnung an höhern Lebensgenuß. Die schönste Wirkung der Kunst ist die edle Schaam, das Gefühl seiner Kleinheit, das einen Menschen von Kopf und Herz bei Betrachtung jedes Meisterstücks so lange verfolgt, bis es ihm selbst gelungen ist, in seiner Sphäre Schöpfer zu seyn.

Begeisterung ist die erste Tugend des Künstlers und Blattheit seine größte Sünde, für die er auch um der besten Absichten willen keine Vergebung erwarten darf. Er verschüt seine Bestimmung, wenn er, um irgend einen besondern moralischen Zweck zu befördern, eine höhere ästhetische Vollkommenheit aufopfert. Sein Geschäft ist Darstellung des Großen und Schönen der menschlichen Natur. Auch wo sein Stoff von einer andern Gattung zu seyn scheint, sind es doch nicht die Gegenstände selbst, welche er schildert, sondern ihr Eindruck auf einen glücklich organisirten Kopf, die Art, wie sie in einer großen oder schönen Seele sich im Momente der Begeisterung spiegeln. Besonders ist es das eigenthümliche Verdienst der Dichtkunst, die Anschauung menschlicher Vortreflichkeit möglichst zu vervielfältigen. Es giebt aber interessante Seiten der menschlichen Natur auch außerhalb der Grenzen der Wahrheit und Moralität. Es giebt einen ästhetischen Gehalt, der von dem moralischen Werthe unabhängig ist.

Betrachtet man den Menschen in Verbindung mit der ihn umgebenden Natur, seine Begriffe und Meinungen im Verhältniß mit der Beschaffenheit der Dinge selbst, seine Art zu handeln in Beziehung auf andere empfindende Wesen, so läßt sich kein anderer Maßstab seines Werths denken, als Weisheit und Tugend. Aber dieser Gesichtspunkt ist nicht der einzige. Die Summe von Ideen, Fertigkeiten, Anlagen und Talenten, die in jedem einzelnen Menschen vorhanden ist, hat einen für sich bestehenden Werth, auch wenn auf den Gebrauch derselben gar keine Rücksicht genommen wird. Bei dieser Schätzung wird der Mensch isolirt, und sein innerer Gehalt, wodurch er sich von andern einzelnen Wesen unterscheidet, von seinem relativen Werthe abgesondert, auf den er als Glied eines größern oder kleinern Ganzen Anspruch machen kann. Aus der Verwechselung dieser Begriffe entsteht das Unbefriedigende in den gewöhnlichen Theorien vom Verdienste, und eben so wichtig ist dieser Unterschied bei der Frage, in wie fern es dem Künstler erlaubt ist, die Grenzen der Wahrheit und Moralität zu überschreiten.

Irthum und Laster sind an sich selbst kein Gegenstand der Kunst, wohl aber der eigenthümliche Gehalt, der auch durch die Fehler und

Ausgleichungen eines vorzüglichen Menschen hindurch schimmert. Es giebt Thorheiten und Verbrechen, die eine Vereinigung von außerordentlichen und an sich sehr schätzenswerthen Eigenschaften des Kopfes und Herzens voraussetzen. Durch diese Mischung von Licht und Schatten entsteht eine Gattung von Gegenständen, die sich besonders der tragische Künstler am ungernsten versagen würde, weil oft seine erschütterndste Wirkung gerade von einem solchen Contraste abhängt. Auch hat man hierin vorzüglich den dramatischen und epischen Dichtern mehr Freiheit einräumen müssen, wenn sie nicht bloß abstrakte Begriffe personificiren, sondern lebendige Menschen mit bestimmten Umrissen darstellen sollten. Strenger beurtheilt man aber in dieser Rücksicht gewöhnlich den tyririschen Dichter, ohngeachtet er sich vom dramatischen eigentlich nur in der äußern Form unterscheidet, und die Ode nichts anders ist, als der Monolog eines idealischen Menschen in einer idealischen Stimmung. Indessen ist man größtentheils darüber einverstanden, daß der Dichter sich aller leidenschaftlichen Darstellung enthalten müßte, wenn ihm gar keine Aeußerung erlaubt seyn sollte, die nicht mit den besten Einsichten der Vernunft und den Gesetzen der Moralität völlig übereinstimmte. Nur über den Grad dieser Freiheit ist unter dem geschmackvollern Theile des Publikums eigentlich noch die Frage.

Kühnheit in der Auswahl des Stoffs ist bei Künstlern von vorzüglichen Talenten sehr oft die Folge eines gewissen republikanischen Stolzes. Sich bei dem Publikum durch gefällige Gegenstände einzuschmeicheln, halten sie für den Uebel der Schwäche. Die Wirkung, welche ihr Ziel ist, wollen sie ganz ihrer eigenen Kraft zu danken haben. Und wohl der Nation, wo dieß Gefühl von Unabhängigkeit noch unter den Künstlern möglich ist, wo sich die Kunst nicht bloß mit bestellter Arbeit beschäftigt, sondern auch ihre freien Geschenke dankbar genossen werden. Durch zu viel Nachsicht des Publikums indessen artet jene Kühnheit nicht selten in Uebermuth aus, und daher die Mißgeburten einer wilden Phantasie, die oft auch den tolerantesten Kunstliebhaber empören. Diesem Uebel zu steuern, ohne die rechtmäßige Freiheit des Künstlers einzuschränken, ist ein Geschäft der ächten Kultur.

Es giebt nemlich eine Grenzlinie, die der Künstler eben so wohl aus ästhetischen, als aus moralischen Rücksichten nicht überschreiten darf. Er handelt wider sich selbst, wenn er das Interesse seines Kunstwerks zerstört. Und dieß geschieht, wenn die widrigen Empfindungen, die er erweckt, den Genuß überwiegen, auf dem der Werth seines Produkts beruht. Was an sich selbst ein unverdorbenes Gefühl für Wahrheit und Moralität beleidigt, darf nur in so fern ein Gegenstand der Kunst werden, als es einer begeisternden Idee untergeordnet und zu ihrer lebendigen Darstellung nothwendig ist. Zwei Extreme sind hier zu vermeiden, Barbarei und Verzärtelung; zwischen beiden ist der Geschmack in seiner höchsten Vollkommenheit.

Dichterische Wahrheit fordert oft mit Recht eine gewisse Aufopferung der philosophischen. Seinem Ideale auch da noch getreu zu bleiben, wo dessen Darstellung an Karrikatur gränzt, ist eine schätzbare Kühnheit, ohne die besonders der Dichter die Wirkung des Erhabenen in leidenschaftlichen Schilderungen nie zu erreichen vermag. Einseitigkeit und Uebertreibung im Urtheilen, und Ausschweifung im Handeln ist der Charakter der Leidenschaft. Wo dieser in wirkliche Karrikatur übergeht, ist er kein Gegenstand der Kunst mehr. Aber diesen Punkt genau zu unterscheiden ist eben der Vorzug des wahren Genies. Der große Mann scheint nur zu wagen. Er kennt die Gefahr, aber zugleich ahndet er seine Uebertegenheit.

Eine solche Kühnheit der Darstellung bei dem Dichter und der Toleranz bei dem Publikum ist mit der feinsten Ausbitdung vereinbar, und aus dieser Verbindung entsteht ein gewisser heroischer Geschmack, der einen hohen Grad von Gehalt bei einem Volke voraussetzt. Vergleicht man in diesem Punkte den Deutschen und Engländer mit dem Franzosen, so zeigt sich ein merklicher Unterschied. Und wohl uns, wenn wir den männlichen Charakter in unserm Kunstgefühle behaupten! Der französische Künstler glänzt in der Gattung, wo es auf Feinheit ankommt, aber in allen übrigen verfolgt ihn eine gewisse entwerdende Kengstlichkeit, die wir ihm nicht zu beneiden Ursache haben. Diese Kengstlichkeit entsteht zwar eigentlich mehr aus einer Uebertreibung des Gefühls für conventionellen Wohlstand. Aber es giebt eine ähnliche

Uebertreibung des moralischen Gefühls, die uns hindert, menschliche Größe und Kraft auch in ihrer Verwilderung zu erkennen, und das Gold aus den Schlacken heraus zu finden.

Indessen kann auch diejenige Toleranz, die aus Empfänglichkeit für Begeisterung entsteht, gemißbraucht werden, wenn ein gewisses Streben nach Paradoxie sich ausbreitet, das eigentlich ein Behelf des kleinen Talents ist, und wozu sich der große Künstler nur aus Bequemlichkeit herabläßt. Er bedarf des Kunstgriffs nicht, seine Wirkung durch prallende Contraste zu verstärken, und auf diese Manier sich einzuschränken, wäre bei ihm eine Art von Erschlaffung. Der höchste Triumph der Kunst ist: Größe mit Grazie vereinigt, und wer dieses Ziel zu erreichen bestimmt war, versündigt sich an sich selbst, wenn er aus einer Art von Trägheit auf einer niedrigeren Stufe stehen bleibt.

Ideen über Declamation.*)

*) Schiller's „Neue Thalia“. Viertes Stück (1793), S. 101. — Helldorff'sche Anrichten III. B. 48.

Der Abdruck erfolgt aus den „Neuhetischen Ansichten“. Auch hier hat Köpfer nichts an der Fassung des Aufsatzes in der „Thalia“ verändert und sich auf die Berichtigung einiger Druckfehler und ein paar kleine orthographische Veränderungen beschränkt.

Das Vorlesen giebt dem Gedanken Persönlichkeit. An die Stelle einer allgemeinen Vorstellung tritt ein einzelnes Wesen, das auf bestimmte Art denkt und empfindet. Der abstrakte Begriff erscheint in menschlicher Gestalt. Daher der stärkere Eindruck beim Hörer.

Der Stoff muß rein und vollständig gegeben werden — objektive Vollkommenheit — das hinzukommende Persönliche muß möglichst idealisirt seyn — subjektive Vollkommenheit.

Vielleicht war Gesang früher als Sprache, so wie Poesie, als Sprachkunstwerk, früher als Prosa.

Leidenschaftliche Laute und Metodieen sind ohne Zweifel die frühesten Aeußerungen der menschlichen Sprachfähigkeit. Das Bedürfniß der Ideenmittheilung setzt einen Zustand der Ruhe und einen Fortschritt der geistigen Ausbildung voraus.

Die Dialekte der weniger kultivirten Provinzen nähern sich auch im alltäglichsten Gespräche dem Gesange. Die höhere Verfeinerung fordert einen gedämpften Laut, eine Aufspärung des leidenschaftlichen Ausdrucks auf das passende Moment, einen Total-Eindruck von Ruhe. Die Accente erscheinen gleichsam im verjüngten Maßstabe. Die Sprache nähert sich mehr oder weniger dem Gesange nach Verhältniß des Leidenschaftlichen in dem Stoffe — wird aber nie Gesang, so wie die Prosa des Redners der Poesie sich nähert, ohne sich jemals ganz in Verse zu verwandeln.

Ist eine Sprache vorhanden, die sich vom Gesange unterscheidet, so kommt es zuerst darauf an, die Bestandtheile der Rede zweckmäßig

zum Behuf der Deutlichkeit*) zu trennen, und zu verbinden. Dieß geschieht durch Pausen.

Ihre Länge und Kürze unterscheidet die Abschnitte der Rede, nachdem sie entweder ein für sich bestehendes Ganze ausmachen, oder mit andern Theilen nothwendig zusammenhängen.

Der vollendete Sinn der Rede giebt eine gewisse Befriedigung. Mit dieser hört die vorhergehende Anstrengung des Sprechenden auf, und wenn er vorher, um besser gehört zu werden, die Stimme erhoben hatte, so sinkt sie in diesem Moment der Ruhe um eine Stufe tiefer. Daher der Schlussfall beim Ende der Periode.

Vor diesem Schlussfall muß zur Erhöhung oder Vertiefung der Stimme irgend ein besonderer Grund vorhanden seyn, wenn das Sprechen nicht in Singen ausarten soll.

So wie die Tiefe des Tons auf Befriedigung deutet, so deutet die Höhe auf gespannte Erwartung. Daher ist letztere passend für die Frage, die Bedingung, und für die Vordersätze der Perioden überhaupt.

Bei der Frage bemerkt man den Unterschied, daß entweder eine Antwort darauf erwartet wird, oder der Fragende sie schon als ausgemacht annimmt. Im ersten Falle steigt der Ton gegen das Ende der Frage, im zweiten Falle sängt die Frage mit dem höhern Tone an, und dieser sinkt gegen das Ende der Frage, gleichsam, als ob der Fragende in dem Gesicht der Hörenden seine Befriedigung ahndete.

Noch dient zur Deutlichkeit eine Verstärkung des Tons bei dem Hauptworte. Diese kann aber durch Mißbrauch in Beleidigung für die Hörfähigkeit der Hörenden ausarten.

Ist Deutlichkeit das einzige Ziel des Vortrags, so beschränkt er sich auf den niedern, mechanischen Theil seines Geschäfts. Zweck und Mittel sind ihm bestimmt gegeben, und für die Kunst ist kein

*) Bey dem, was über Deutlichkeit gesagt ist, liegen größtentheils die Bemerkungen des Herrn M. Schobers zum Grunde.

Spielraum. Das Kunstmäßige in der Deklamation — die Versinnlichung eines Ideals — wobei Zwecke und Mittel sich ins Unendliche erweitern und vervielfältigen — beginnt mit der Darstellung des Persönlichen.

Nicht eine bestimmte Reihe von Gedanken allein soll vor dem Hörenden aufgeführt, auch die Empfindungen, welche diese Gedanken begleiteten, sollen bei ihm erweckt werden.

Diese Empfindungen werden theils durch den Charakter der Person, theils durch ihren Zustand und ihre Verhältnisse in einem besondern Zeitpunkte bestimmt.

Gewisse Zustände und Verhältnisse haben etwas Gemeinsames in der Empfindung, die sie erwecken, als Schmerz, Mitleid, Jörn, Freude u. dergl. Aber wehe dem Vortrager, der bei diesem Gemeinsamen stehen bleibt, der uns einen Leidenden, Fröhlichen, Jörnigen überhaupt darstellt, und das Allgemeine der Leidenschaft oder Stimmung nicht durch besondere Eigenheiten der einzelnen Person zu bezeichnen weiß!

Charakter ist es, was in der Erscheinung des wirklichen Menschen Einheit hervorbringt. Ohne diesen ist er ein widriger Gegenstand, ein moralisches Chaos.

Die Einheit des Charakters kann in Einförmigkeit und Leerheit ausarten, wenn sie die leidenschaftlichen Regungen tödtet, anstatt, sie zu beherrschen. Dann ist sie kein Gegenstand der Kunst.

In der Art, wie der Vortrager sich den darzustellenden Charakter denkt, giebt es entschiedne Grade der Freiheit.

Am meisten ist diese Freiheit bei dramatischen Produkten eingeschränkt, wo bekannte historische Personen auftreten. Sind es bloß Ideale, so hat der Dichter oft mehr oder weniger Lücken gelassen, die der Vortrager, so wie der Schauspieler, durch eigne Phantasie auszufüllen verbunden ist. Indessen gewinnt auch die Lebhaftigkeit der Darstellung bei einem vollendeten Charakter, wenn der Künstler, der gleichsam die Mittelsperson zwischen dem Dichter und einem Theil des Publikums ist, durch glücklich gewählte Nebenzüge, dem Gemälde mehr Individualität zu geben weiß. Und hier öffnet sich ein unermessliches Feld für Deklamation und Mimik.

Bei nicht dramatischen Produkten wird der Charakter durch den Inhalt bestimmt. Der Vortrager idealisirt sich das gegebene Werk der Berebtheit oder Dichtkunst zu der Schöpfung eines einzigen Moments, und dann denkt er sich in die Stelle des Verfassers während dieses Moments.

Es ist Pflicht des Vortrags, das Coullissenpiel der Autorschaft möglichst zu verbergen. Was wir von ihm empfangen, muß als ein freies Produkt der schönen menschlichen Natur erscheinen.

Es giebt wenig Schriftsteller, die einen gewissen Charakter durchaus behaupten, und bei denen man keine Ungleichheiten des Tons bemerkt. Fehler dieser Art können durch den Vortrager unmerklicher gemacht werden, wenn er Licht und Schatten klüglich zu vertheilen weiß.

Der Vortrager ist Repräsentant des Autors. Was diesen von einer nachtheiligen Seite darstellen könnte, muß er vermeiden. Dahin gehören Jüge der Eitelkeit oder Selbstgefälligkeit im Moment der Leidenschaft — Annäherung einer geistigen Ueberlegenheit über sein Publikum — unzeitige Kälte, oder geheuchelte und übertriebene Wärme und dergleichen.

Das Bild des Verfassers im Augenblicke der Begeisterung soll unserer Phantasie durch die Kunst der Deklamation vorschweben. In diesem Bilde muß sich Würde, die immer mit wahrer Begeisterung verbunden ist, mit Anmuth vereinigen.

Den Charakter selbst kann der Vortrager nicht unmittelbar darstellen. Er sucht zunächst die Gefühle zu verfeinern, welche die Gedankenreihe begleiten, und aus der Einheit dieser Gefühle entspringt sodann die Total-Vorstellung des Charakters.

Die menschlichen Gefühle lassen sich ihrer Verschiedenheit ungeachtet in zwei Hauptklassen bringen.

Bei jedem Gefühle liegt die dunkle Vorstellung von dem Verhältnisse zum Grunde, in dem unser Ich, oder das, was wir zu unserm Ich rechnen, gegen irgend einen Theil der Außenwelt sich befindet.

Der Trieb unsre Existenz zu erhöhen und zu vervielfältigen von innen, und der Widerstand gegen die Befriedigung dieses Triebes von außen, bringt die Erscheinung hervor, welche Leben genannt wird — der Kampf des einzelnen Wesens gegen die Theile des Weltalls, die es berührt.

So bald der Mensch sich bewußt ist, ob dieser Kampf zu seinem Vortheil oder Nachtheil in dem gegenwärtigen Momente sich entscheidet, so fühlt er seinen Zustand.

Dies Gefühl ist entweder erhebend — durch den errungenen oder geahndeten Sieg — oder niederdrückend — durch das Uebergewicht der äußern beschränkenden Kräfte.

Liebe und Selbstsucht bestimmen bloß den Umfang dessen, was jeder als Theile seines Ichs — und oft vielmehr als ein besseres Ich — von der übrigen Welt absondert.

Die Zeichen der erhebenden Gefühle sind: steigender Ton — geschwinderer Takt — stärkere Aussprache — freie Brust ohne Aufsparrung und Zurückhaltung des Odems.

Die Zeichen der niederdrückenden Gefühle dagegen: sinkender Ton — langsamerer Takt — schwächere Aussprache — gepreßte Brust mit Zurückhaltung des Odems.

Diese Zeichen sind die Musik des Vortrags. Aber weil er eben auf diese wenigen Mittel eingeschränkt ist, so ist desto größere Sparsamkeit in ihrem Gebrauche nöthig.

Daher das erste Gesetz der Deklamation: nicht das kleinste Zeichen einer leidenschaftlichen Stimmung in den Momenten der Ruhe zu verwenden.

Das Moment, wenn bei einer gegebenen Gedankenreihe die ruhige Stimmung in eine leidenschaftliche übergeht, und die Entscheidung der Frage: ob das leidenschaftliche Gefühl erhebend oder niederdrückend ist? wird durch den Charakter bestimmt.

Jede dieser Erscheinungen in der Reihe der Gefühle soll aus den besondern Ideenverbindungen, Meinungen, Trieben, Gewohnheiten,

Schiedenen erklärbar seyn, die zusammen genommen die individuelle Form eines menschlichen Wesens bilden.

Die Mienen des Charakters werden durch diese einzelnen Züge dargestellt, welche die Wirkung des Gedankens auf die Person ver sinnlichen; für die fortdauernde Physiognomie giebt es besondere Zeichen in den Momenten der Ruhe. Die Höhe oder Tiefe des Tons — der langsamere oder geschwindere Takt — die stärkere oder schwächere Aussprache müssen für alle Momente, wo der Gedanke in der Person keine Veränderung bewirkt, so gewählt werden, daß sie die herrschende Stimmung des Charakters bezeichnen.

Dies ist eine der schwersten Aufgaben für den Vortrager. Hier ist die Stelle, wo der Geist der Antike sich von dem modernen über- lebenden Geschmack unterscheidet, wo Ruhe sehr leicht in Leerheit und Lebensfülle in Karrikatur ausarten kann.

Nur menschliche Natur ist ein Gegenstand für die Darstellung der Deklamation. Nachahmung eines Geräusches ist hier, wie in der Musik, Entweihung der Kunst, die bloß zu Seelengemäßen bestimmt ist.

Eine Reihe von Beugungen der Stimme, die sich dem Gesang nähert, ohne je zum wirklichen Gesang zu werden, kann man theils als Mittel der Darstellung, theils als ein für sich bestehendes Ganze, wie ein Produkt der Tonkunst betrachten.

Zu den Forderungen der Kunst gehört daher noch eine gewisse Schönheit, die von dem Reichthum und der Lebhaftigkeit der Phantasie in dem Ideale, und von der Wahrheit und Vollständigkeit in der Ausführung unabhängig ist.

Es giebt auch für die Deklamation eine Schönheit der Theile und eine Schönheit des Ganzen.

Jeder einzelne Laut muß eine veredelte menschliche Natur an- kündigung. Dahin gehört eine wohlklingende Stimme, wo das Geistige

des Tons gleichsam nur in der feinsten irdischen Hülle erscheint, die von allem unedlen Stoffe gereinigt ist — Biegsamkeit des Organs, wodurch die Uebergänge verschmolzen werden — Reinheit und Deutlichkeit der Aussprache — weder kränkelnde Mattigkeit, noch wilde Kraft in der Stärke des Tons.

Die Schönheit des Ganzen wird bewirkt, durch Anordnung — Haltung — Kontraste.

Ein Werk der Beredsamkeit oder Dichtkunst von größerem Umfange kann als ein Ganzes von der menschlichen Fassungskraft nicht übersehen werden, wenn es nicht in größere Theile, wovon jeder für sich wieder ein kleineres Ganze ausmacht, abgefordert ist. Diese Abschnitte werden durch Ruhepunkte bezeichnet. In zu großer Anzahl würden sie der Deklamation etwas Abgeriffenes, Unzusammenhängendes geben, so wie dagegen ihr zu feilter Gebrauch den Zuhörer ermüdet.

In den einzelnen Gruppen der Deklamation unterscheiden sich wieder besondere Theile, welche einen größern oder geringern Grad der Aufmerksamkeit fordern. Was die Natur zu diesem Behuf durch Licht und Schatten oder durch die Abstufungen des Kolorits bewirkt, leistet die Deklamation durch höheren oder stärkeren Ton, schnellere Bewegung, Spannung und Nachlassung in den Werkzeugen des Athemholens — kurz durch alles was zur Accentuation gehört.

Jedes zusammengesetzte Ganze, das wir mit Wohlgefallen betrachten sollen, muß mannichfaltig seyn. Einförmigkeit trägt das Gepräge der Armuth an schöpferischer Kraft. Daher die Nothwendigkeit der Kontraste in allen Produkten der menschlichen Kunst. Auch in einer Reihe von Tönen giebt es eine Art von wellenförmiger Bewegung — gleichsam die Spur der Zartheit und Lebenskraft in dem Künstler — Natur und Einfachheit sind aber das höhere Gesetz, dem diese sich unterwerfen müssen, wenn sie nicht in das Gesuchte und in gothische Verschörkungen ansarten sollen.

Es giebt dreierlei Accente in der Deklamation, für den Verstand, für das Herz und für das Ohr.

Im Falle der Collision muß das Ohr dem Verstande und dem Herzen nachstehen; aber ob das Herz dem Verstande nachstehen soll, kann nur der Grad der darzustellenden Leidenschaft entscheiden. Gewisse Kühnheiten in der Deklamation sind oft äußerst charakteristisch, so wie in allen Künsten das Erhabene an das Unnatürliche gränzt.

Ueber Charakterdarstellung in der Musik.^{*)}

^{*)} Schillers „Horen“. Jahrgang 1796. Fünftes Stück, S. 97. — Wertheimische Anstalten.
IV. 2. 67.

Der ausserordentliche Rath Schreyer stürzte auf das festgesetzte Zimmer Schreyer am ganz
Mittwoch zu der „Gasse“, welche liegt bei hohen Gassen, hat sie geschrien, wenn er den Tag
an in Wandspalten waren, im Januar 1795, schrie sie denn bei dem 27. April auf
Schreyer nach in einzelnen Zirkeln und nach ihm, gab ihm grobe Abrechnung und Beleidigung
und erwiderte ihm nach dem besten Willen seinen großen Hohn und Beleidigung. „Nun die ganze
Worte die heute, um die zu sagen, hat den Rath mit ganz grobe Beleidigung gemacht. Er erzählt
herrliche Thesen, die so richtig als ein Hund, und auch kuppelt sie, die so fern, und ist über
die Sache überhaupt bei mir sehr gut, so unermüdet liegen.“ Schreyer an Schreyer, Jena,
6. Februar 1795. Pöschel, II. 2. 140. Hat auch dem Schreyer: „Der Rath hat mich
denn mit Schreyer und mir von dem 5. Bild der Gasse, die er erzählt die ganz. Er
sagt also mit seinem Takt in den Gassen wohl geschrieben sein.“ Schreyer an Schreyer, den
4. Juli 1795. Pöschel, II. 2. 140. Der Rath erlangt aus den „Schreyer'schen Briefen“,
in denen Schreyer die Rath in den „Gassen“ bezeugen hat.

So lange der Tonkünstler kein höheres Ziel kennt als das Vergnügen seines Publikums, so sind es bloß die Eigenheiten dieses Publikums, die ihn in der Wahl und Behandlung seines Stoffes bestimmen. Bald wird er durch schmetterndes Geräusch erschauern, bald jähzornige Nerven durch schmerzende Töne reizen, bald einen Zuhörer, der mehr denkt als empfindet, durch künstliche Zusammenstellungen und seltene Uebergänge beschäftigen. Ihm ist die Kunst bloß angenehme Kunst; davon, daß sie etwas mehr seyn könne, hat er keinen Begriff.

Mit dem Eintritte hingegen in das Reich der Schönheit unterwirft sich auch der Tonkünstler ganz andern Gesetzen. Befreit von aller äußern Herrschaft der Vorurtheile, Moden und Launen seines Zeitalters wird er desto strenger gegen sich selbst, und sein einziges Bestreben ist, seinen Werken einen unabhängigen, selbstständigen Werth zu geben.

Wie viel hätte er dann gewonnen, wenn er nun in einer vollendeten Theorie des Schönen über die Bedingungen jenes unabhängigen Werths einen bestimmten Unterricht vorfände, und ihn bloß auf das Eigenthümliche seiner Kunst anzuwenden bräuhle! Aber noch fehlt uns eine solche Theorie, und es giebt Denker vom ersten Range, die sogar an ihrer Möglichkeit zweifeln. Ehe wir indessen eine befriedigende Entwicklung der notwendigen und allgemeinen Kunstgesetze aus dem Reichen der Schönheit aufzuweisen können, wird es nicht ohne Nutzen seyn, einzelne Merkmale desjenigen aufzuweisen, was für jede Kunst insbesondere ohne Beziehung auf die Empfänglichkeit eines besondern Publikums an sich selbst darstellungswürdig ist. Vorarbeiten dieser Art

gibt es zur Zeit noch weniger für die Musik als für andere Künste, und eben deswegen ist sie vielleicht öfter verkannt worden.

Ueber das Darstellungswürdige in der Musik herrschten lange Zeit seitliche Vorurtheile. Auch hier wurde der Grundsatz mißverstanden, daß Nachahmung der Natur die Bestimmung der Kunst sey; und Nachahmung alles Hörbaren, vom Rollen des Donners bis zum Krähen des Hahns galt manchem für das eigenthümliche Geschäft des Tonkünstlers. Ein besserer Geschmack fängt an, allgemeiner sich auszubreiten. Ausdruck menschlicher Empfindung tritt an die Stelle eines heftigen Geräusches. Aber ist dies der Punkt, wo der Tonkünstler stehen bleiben darf, oder giebt es für ihn noch ein höheres Ziel?

Wir unterscheiden in dem was wir Seele nennen, etwas Beharrliches und etwas Vorübergehendes, das Gemüth, und die Gemüthsbewegungen, den Charakter — Ethos — und den leidenschaftlichen Zustand — Pathos —. Ist es gleichgültig, welches von beiden der Musiker darzustellen sucht?

Das erste Erforderniß eines Kunstwerkes ist unstreitig, daß es sich als ein menschliches Produkt durch Spuren einer ordnenden Kraft von den Wirkungen des blinden Zufalls unterscheide; daher das Gesetz der Einheit. Auch der bessere Tonkünstler strebt seinen Werken diesen Vorzug zu geben, aber nicht immer mit gleichem Erfolg.

Dichter und bildende Künstler können ihrer Natur nach den Zustand nie ohne die Person darstellen; aber bei dem Musiker kann der Wahn leicht entstehen, daß es ihm möglich sei, Gemüthsbewegungen als etwas Selbstständiges zu verkümmern. Begnügt er sich dann, ein Chaos von Tönen zu liefern, das ein unzusammenhängendes Gemisch von Leidenschaften ausdrückt, so hat er freilich ein leichtes Spiel, aber auf den Namen eines Künstlers darf er nicht Anspruch machen. Erkennt er hingegen das Bedürfniß der Einheit, so sucht er sie vergebens in einer Reihe von leidenschaftlichen Zuständen. Hier ist nichts als Mannichfaltigkeit, stete Veränderung, Wachsen und Abnehmen. Will er einen einzelnen Zustand fest halten, so wird er einseitig, matt und schleppend. Will er Veränderung darstellen, so setzt diese irgend etwas Beharrliches voraus, in welchem sie erscheint; und ein solches

Beharrliche bildet sich dann oft von selbst, ohne daß der Künstler sich dabei einer Auswahl bewußt ist. Aber eben weil er diese Auswahl vernachlässigt, sinkt er in den meisten Fällen zur gemeinsten Natur herab. Ihn täuscht die Wirkung seines gewißbrauchten Talents, weil der niedrigste Ausdruck grade der allgemein verständlichste ist. Oft erndtet er den lautesten Beifall, wo er sich an der Kunst am schwersten verständigte; und doch entfernt ihn immer mehr von seiner Bestimmung. Er wird der Sklave seines Publikums, anstatt es zu beherrschen.

Es bedarf ferner weit keines Verweises, daß die Kunst auf einer sehr niedrigen Stufe steht, wenn sie sich begnügt, das, was die wirkliche Welt darbietet, unverändert zu wiederholen. Eine solche Wiederholung kann als Erneuerung eines sinnlichen Eindruckes in anderer Rücksicht einen Werth haben; aber wenn wir Kunstgenuss erwarten, fordern wir mehr. Was wir in der Wirklichkeit bei einer einzelnen Erscheinung vermissen, soll uns der Künstler ergänzen; er soll seinen Stoff idealisiren. In den Schöpfungen seiner Phantasie soll die Würde der menschlichen Natur erscheinen. Aus einer niedern Sphäre der Abhängigkeit und Beschränktheit soll er uns zu sich emporheben, und das Unendliche, was uns außerhalb der Kunst nur zu denken vergönnt ist, in einer Anschauung darstellen.

Aber der leidenschaftliche Zustand ist seiner Natur nach beschränkt. Alle Kraft sammelt sich gleichsam in einem einzigen Punkt, um nach einem bestimmten Ziele zu streben. Hier kann die Phantasie den Stoff nicht durch neue Bestandtheile bereichern, sondern nur den Grad des Strebens verstärken.

Man hat oft versucht, den Kummer, die Freude, die Begierde und den Abscheu zu idealisiren. Aber was war adedann das eigentlich Ideaische? War es die Empfindung selbst als ein für sich bestehender Gegenstand, oder die Person, an der wir sie wahrnehmen? Denken wir uns alles hinweg, was in dieser Person die männliche Kraft oder die holde Weiblichkeit vernimmt, wie viel bleibt von dem Ideale noch übrig?

In der menschlichen Natur giebt es nichts Unendliches, als die Freiheit. Die Kraft, welche gegen alle Einwirkungen der Außenwelt,

und gegen alle innere Stürme der Leidenschaft ihre Unabhängigkeit behauptet, übersteigt jede bekannte Grösze, und diese Freiheit ist es, welche uns durch Darstellung eines Charakters versinnlicht wird.

Soll die Musik auf alles Verzicht thun, was andere Künste durch Charakter-Darstellung gewinnen, so muß in dem Eigenthümlichen dieser Kunst ein Grund dazu vorhanden seyn. Und dieß bedarf einer besondern Untersuchung.

Die Musik würde das Ideal eines Charakters so wenig als irgend einen andern Gegenstand darstellen können, wenn der Vorwurf gegründet wäre, daß sie für sich allein uns nichts bestimmtes zu denken gebe. Noch jetzt aber ist dieß eine herrschende Meinung bei einem großen Theile des Publikums. Noch immer hält man Poesie, Schauspiel oder Tanz für nöthig, um jenen Mangel an Bestimmtheit zu ergänzen, und wo die Musik als selbstständige Kunst auftritt, verkennt man den Sinn ihrer Produkte, weil er sich nicht in Worte und Gestalten übertragen läßt.

Die Untersuchung, was jede einzelne Kunst für sich allein darzustellen vermöge, ist in dem jetzigen Zeitalter — bei der Mangelhaftigkeit, mit der uns der Kunstgenuss zugemessen wird — nicht unfruchtbar. Für uns giebt es nicht mehr solche Feste, wo die menschliche Natur in voller Pracht erschien und zugleich für Aug, Ohr und Phantasie alle ihre Schätze eröffnete. Unter dem Trude der Bedürfnisse haben wir gelernt, das Wenige, was uns von solchen Festen noch übrig ist, mit Mäßigkeit zu feiern. Und wenn in unserm Zeitalter ein seltenes Zusammentreffen von Umständen erfordert wird, daß vorzügliche Kunsttalente von verschiedener Gattung sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigen, so bleibt nichts übrig, als die Sphäre jeder einzelnen Kunst nach Möglichkeit zu erweitern, damit es ihren Werken auch ohne Beimischung fremdartiger Bestandtheile an innerm Reichthume nicht fehle.

Es war eine Zeit, da man bei Tanz, Musik und Poesie noch gar nicht an Darstellung eines bestimmten Gegenstandes dachte. Was in dem Menschen zuerst diese Kunsttalente entwickelte, war unstreitig der Trieb, sein Daseyn zu verkündigen; ein Trieb, der zwar im gefunden Zustande immer vorhanden ist, aber nur in solchen Momenten

sich äußert, wo er durch den Trud der äußern Verhältnisse nicht gehemmt wird. Daher das Streben, die vorhandenen Kräfte an irgend einem nahe liegenden Gegenstande zu versüßlichen, und der unabhängige für sich bestehende Genuß in der Thätigkeit selbst, ihre Wirkung sei, welche sie wolle. Was dem Menschen am nächsten liegt, ist sein Körper, und die Lust, welche er einathmet und aushaucht. In beiden fand der Trieb noch unabhängiger Thätigkeit seinen ersten Wirkungskreis. In dem freien Schweben des Körpers, ohne vom Trud der Schwere beschränkt zu werden, fühlt auch der Geist sich gleichsam seiner Bande entledigt. Die irdische Masse, die ihn stets an die Abhängigkeit von der Außenwelt erinnerte, scheint sich zu bereichern, und es erweitern sich die Gränzen seines Daseins. So vernimmt auch der Mensch in dem Tone seiner Stimme eine sinnliche Wirkung seiner Thätigkeit ohne sichtbare Schranken, das freie Spiel der Phantasie eröffnet ihm eine Sphäre von unermeßlichem Umfange, und sein Gesang spricht mit der ganzen Natur. Der Gesang fordert Worte, aber solche die des Singens werth sind. Geist und Ohr erwarten Genuß von der Sprache, wenn sie nicht als Mittel gebraucht wird die alltäglichen Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen, sondern als Werkzeug dienen soll, um irgend einen Zustand der Begeisterung laut werden zu lassen. Die Einbildungskraft fühlt ihre Freiheit von den Schranken des Ortes und der Gegenwart. Sie schweigt in Bildern der Abwesenheit, Vergangenheit und Zukunft. Aber sie will nicht allein schweigen. Ihre Thätigkeiten sollen auch für andere in einem ausländigen Gewande erscheinen, und sich erhalten sie durch Wahl und Stellung der Worte.

In dieser Periode der Kunstgeschichte sind Tanz, Musik und Poesie nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, sondern Zweck an sich selbst. Sie sind freie Produkte der menschlichen Natur in den Momenten des höhern Lebens. Was in ihnen erscheint, ist bloß das Persönliche des Künstlers. Ein Schritt weiter und er fühlt auch den Verlus, aus seiner Person herauszugehen und ein für sich bestehendes Werk zu schaffen. Einem Gedanken, den die Begeisterung in ihm erzeugte, will er außerhalb seiner eignen Phantasie Realität geben. Er begnügt sich nicht die seeliche Stimmung, in der er sich selbst fühlt, um sich zu ver-

breiten, sondern die Ideenwelt seines Subtilitäts soll auch durch seine Schöpfungen bereichert werden. Dicht ist die Periode der Darstellung.

Aber auch als darstellende Künste ändern Tanz, Musik und Poesie nicht gänzlich ihre ursprüngliche Natur. Die sinnliche Form, in welcher der Gedanke des Künstlers erscheint, ist nicht todt, sondern belebt. Das freie Leben in ihren Bestandtheilen sträubt sich oft gegen die Herrschaft dieses Gedankens. Daher giebt es in einer Reihe von Bewegungen, Tönen und Worten manches, was keinen bestimmten Gegenstand darstellt, sondern bloß die persönliche Stimmung des Künstlers verfinlicht. Ein unbegrenzter Trieb nach Darstellung würde sogar endlich die Form durch den Stoff zerstören. Die höchste Leidenschaft ist starr und sprachlos. Soll Tanz, Gesang und Poesie auch dann noch fortdauern, so muß etwas von der Wahrheit aufgeopfert werden, und das Persönliche des Künstlers muß der Herrschaft des Gegenstandes das Gleichgewicht halten.

Daher darf man in allem dem, was nicht zur Darstellung gehört, von der Musik so wenig als vom Tanze und von der Dichtkunst Bestimmtheit fordern. Das Gefühl der Begeisterung, das der Künstler erweckt, indem er seine eigne Stimmung in seinem Wirkungskreise verbreitet, ist seiner Natur nach dunkel und unbestimmt. Und eben diese Unbestimmtheit ist der Einbildungskraft willkommen, weil ihr freies Spiel dadurch mehr geschont wird. Nur wo die Musik darstellen will, müssen die Zeichen, welche sie gebraucht, eine bestimmte Bedeutung haben, und um zu erforschen, ob es für sie solche Zeichen gebe, wollen wir versuchen, das, was die allgemeinen Gesetze der Darstellung in Ansehung der Bestimmtheit fordern, auf die Musik insbesondere anzuwenden.

Ein dargestellter Gegenstand wird nur dadurch zu einer Erscheinung für die Phantasie, daß er ihr mit bestimmten Gränzen gegeben wird. Ein Unendliches in seiner Reinheit kann nicht erscheinen. Indem es die Vernunft zu denken versucht, und aus ihrer Vorstellung alles Beschränkte entfernt, entzieht sie zugleich der Einbildungskraft alle Nahrung. Die Idee des Künstlers muß daher schon gleichsam in einer körperlichen Hülle gedacht werden, ehe sie dargestellt werden kann.

Die vollkommenste Darstellung kann nicht mehr bewirken, als daß der Gedanke des Künstlers sich unserer Phantasie vollständig mittheilt. Ist aber in diesem Gedanken selbst für die Phantasie nichts Anschauliches, so entbehren wir den eigentlichen Kunstgenuss, und die größte Pracht in der Einleitung vermag uns nicht dafür zu entschädigen.

Vorausgesetzt nun, daß das Kunstideal bestimmt gedacht ist, so wird es nur dadurch verfinstlicht, daß wir diese Bestimmungen in besondern Verhältnissen wahrnehmen. Denn auch die Natur des wirklichen Gegenstandes erkennen wir durch Erfahrung nie unmittelbar, sondern nur mittelst seiner Verhältnisse, indem wir von den Wirkungen auf die Ursachen schließen. Je vollständiger also die Verhältnisse des Ideals in der Darstellung gegeben sind, desto bestimmter ist seine Erscheinung.

Aber diese Vollständigkeit ist für den Künstler gefährlich. Verbreitet sich die Darstellung des Ideals auch über alle angränzende Gegenstände, welche mit jenem durch Zeit, Ort und den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen verknüpft sind; so nähert sich die Erscheinung der Wirklichkeit, und für die Phantasie des Betrachters bleibt nichts zu ergänzen übrig. Gleichwohl will diese beim Kunstgenuss nicht müßig empfangen, sondern zu eigner Thätigkeit aufgefodert werden.

Es giebt daher Künstler, welche sich einer solchen Vollständigkeit absichtlich enthalten, und den Schauplatz, auf welchem ihr Ideal erscheint, undargestellt lassen. Beispiele dieser Art liefern uns mehrere Werke der griechischen Bildhauer, an denen der Alterthumsforscher die sogenannten Attribute vermisst, die aber demjenigen, der die Kunst um ihrer selbst willen liebt, eben deswegen werthrer sind, weil sie das freie Spiel seiner Phantasie weniger beschränken. Die überirdischen Wesen, welche ihm der Bildhauer darstellt, denkt er sich in einer höhern Sphäre außer den Gränzen der Wirklichkeit. Er ordnet sie in nothwendige Klassen, die in der Natur selbst gegründet, und nicht von dem Zufälligen in der Mythologie und den Sitten eines besondern Volkes abhängig sind. Nur um die Kennzeichen dieser Klassen wahrzunehmen, fodert er Bestimmtheit; in jeder andern Beziehung kann er sie entbehren.

Das Sinnliche des Ideals besteht hier in einem einzigen Verhältniſſe, nicht zu einem einzelnen besondern Gegenstande, sondern zu der Totalvorstellung des Raums überhaupt. Ein bestimmter Theil dieses Raums erscheint hier ausgefüllt. Von demjenigen, was ihn ausfüllte, ist nur eine dunkle Vorstellung vorhanden, aber eine desto deutlichere, vollständigere und bestimmtere von seinen Gränzen. Und bloß durch Darstellung dieser Gränzen gelang es dem Künstler, uns für das Bild seiner Phantasie zu begeistern. Die Gestalt, welche uns erschien, war bis auf die kleinsten Theile ihrer Oberfläche bedeutend. Das einzige Merkmal des sinnlichen Stoffs, was uns in der Anschauung gegeben wurde, war die Ausdehnung; aber noch nie hatte uns eine Erscheinung in der wirklichen Welt so viel in einem einzigen Merkmale geliefert.

Wie aber in diesem Falle der höchste Reichthum mit einer scheinbaren Armuth bestehen könne, wird uns begreiflich, wenn wir uns an die Bedingungen erinnern, von denen der Gehalt eines Ideals überhaupt abhängig ist. Wir schätzen die Erscheinung nach demjenigen, was in ihr nicht erscheint, sondern gedacht werden muß, nach der Summe von Realität, welche durch sie vorausgesetzt wird, nach dem Inhalte unsers Begriffs von dem, was außerhalb unsrer Vorstellung der Erscheinung zum Grunde liegt. Was wir unmittelbar in der einzelnen Erscheinung wahrnehmen, giebt uns nie eine vollständige Vorstellung eines Gegenstands; es bleiben Lücken übrig, die durch Schlüsse und Ahnungen ergänzt werden müssen. Zu diesen Ergänzungen nimmt die Einbildungskraft den Stoff aus ihren eigenen Schätzen, aber in der Wahl dieses Stoffs ist sie von dem abhängig, was ihr in der unmittelbaren Wahrnehmung gegeben wurde. Und je größer diese Abhängigkeit bei Betrachtung eines Kunstwerks ist, je unumschränkter der Künstler die Phantasie des Kenners beherrscht; desto reichhaltiger ist das Ideal, das durch seine Darstellung verfinnlicht wird.

Das Sinnliche in der Erscheinung ist es, was die Einbildungskraft des Betrachters leitet, aber nicht insofern es mannichfaltig, sondern insofern es bestimmt ist. Der bloße Umriß einer Figur, den eine Meisterhand auf das Papier wirft, ist hinreichend, unsrer Pham-

tasie Gesetze zu geben. Jeder Punkt der zarten Linie ist gleichsam belebt; aus jedem spricht ein unverkennbarer Ausdruck von Kraft oder Anmuth. Wir fühlen einen unwiderstehlichen Drang in uns selbst, das Bild auszumahlen, was hier nur angedeutet wird; aber wir fühlen auch die Unmöglichkeit irgend etwas in unsre Idee aufzunehmen, was mit dem Eigenthümlichen einer solchen Erscheinung nicht vereinbar wäre.

Im Werke des Bildhauers sind die Umrisse der Gestalt nach allen möglichen Richtungen zugleich bestimmt. Dennoch oder also würde die Phantasie gewarnt werden, wenn sie sich eine unpassende Dichtung erlauben wollte; aber desto mehr Aufforderung findet sie auch, ihre eigene Thätigkeit zu äußern. Und für diese ist ihr eben in Ansehung aller der Merkmale, worüber der Künstler nichts bestimmte, ein unermessliches Feld eröffnet. Alles, was der Gegenstand durch Farbe, durch Bewegung, durch äußere Verhältnisse gewinnen kann, ist in ihrer Gewalt. Auch in der Zeit ist sie nicht beschränkt. Was ihr der Künstler in der Anschauung giebt, kann von ihr als ewig gedacht werden.

Ein einziges sinnliches Merkmal giebt hier dem Ideale Bestimmtheit und Reichhaltigkeit. Giebt dieß aber nur von den Umrisen der Gestalt? Oder giebt es auch ein andres eben so bedeutendes Merkmal für andre Künste?

Unter die Verhältnisse, welche der Vorstellung eines Gegenstandes Bestimmtheit geben, gehört auch eine besonders angewiesene Stelle in einer Reihe von Ursachen und Wirkungen. Dieß Verhältniß ist es vorzüglich, was den Dichter beschäftigt, und hier zeigt er seine Darstellungskraft im weitesten Umfange. Er geht bis zu den entferntesten Veranlassungen der Begebenheiten zurück, und folgt ihrem Gange durch die kleinsten Fortschritte bis zur endlichen Entwicklung.

Begnügt sich der Dichter eine Reihe von Erscheinungen darzustellen, die durch allgemeine Naturgesetze verknüpft sind, so kann er uns ein sehr belehrendes Werk liefern, aber gewiß kein begeistertes. Um aus dem Reiche der beschränkten Wirklichkeit in das Reich der Ideale überzugehen, bedarf er der Freiheit. Tiefe ist die Seele seiner Dichtung. Indem er den Glauben an die Freiheit voraussetzt, verbreitet sich selbstständige Lebenskraft über die Theile seines Werks, und an

die Stelle eines Puppenspiels, das von einer unbekannten Macht durch unsichtbare Fäden bewegt wird, treten handelnde Personen. Für jede dieser handelnden Personen giebt es dann einen besondern Wirkungskreis, in dem sie der Mittelpunkt ist, und in diesem Wirkungskreise erscheint eine Reihe von Zuständen, welche Leben genannt wird. Jeder Zustand gründet sich auf ein bestimmtes Verhältniß des freien selbstständigen Wesens zu der Welt, welche es umgiebt. Beide werden in einem Zusammenhange gedacht, durch welchen die Thätigkeit des einen in die Empfänglichkeit des andern eingreift.

Freiheit, Persönlichkeit, Zustand und Leben als Gegenstände der Kunst betrachtet, sind keine metaphysische Begriffe, sondern Merkmale, die durch den innern Sinn in uns selbst wahrgenommen, und auf andre Wesen übertragen werden. Durch Selbstbewußtseyn unterscheiden wir in uns Abhängigkeit und Unabhängigkeit von der Außenwelt. Das Unabhängige in uns nennen wir Vermögen. Dies äußert sich theils durch Empfänglichkeit, indem es das Bestimmte in der Außenwelt aufsaugt, theils durch Thätigkeit, indem es den gegebenen Stoff in der Außenwelt nach eigener Willkühr bestimmt. Durch dieses Bestimmen werden und Bestimmen fühlen wir uns mit der Außenwelt in demjenigen Zusammenhange, welchen wir Zustand nennen. In einem solchen Zustande können wir bestimmte Merkmale wahrnehmen, ohne von unsrer eignen Natur und der Beschaffenheit der äußern Gegenstände eine deutliche Vorstellung zu haben. Alsdann betrachten wir das Verhältniß unsers Vermögens nicht zu einem einzelnen Gegenstände, sondern zu unsrer Außenwelt überhaupt. So gab es auch für die Gestalt bestimmte Umrisse, ohne daß wir von dem, was sowol innerhalb, als außerhalb dieser Umrisse vorhanden war, etwas deutlich erkannten. Wie dort nur die Ausdehnung im Raume begrenzt wurde, so hier nur das Vermögen in der Reihe von Ursachen und Wirkungen.

Unter der Voraussetzung, daß ein innerer Trieb unser Daseyn zu erweitern und der äußern Beschränkung zu widerstehen seine Wirksamkeit nie gänzlich verliert, sind uns die Grenzen unsers Vermögens nicht gleichgültig. Ihre Wahrnehmung ist daher von gewissen Gefühlen, von Freude oder Schmerz und ihren mannichfaltigen Mittelsstufen begleitet.

An diesen Gefühlen erkennt der innere Sinn, in wie weit jener allgemeine Lebenstrieb durch unser gegenwärtiges Verhältniß zur Außenwelt befriedigt wird, und dieß gehört zu den bestimmten Merkmalen des Zustandes.

Um nun dieß Merkmal eines Zustandes auch an andern lebenden Wesen wahrzunehmen, bedürfen wir gewisser äußern Zeichen, welche den Grad jener Gefühle bestimmt andeuten. Und solche Zeichen finden wir in der Bewegung. Daher ist sie für alle Künste, welche unmittelbar auf die äußern Sinne wirken, das anerkannte Mittel zur Darstellung eines Zustandes. Auch in den Werken des Bildhauers und Malers wird die Lage der beweglichen Theile des Körpers nur dadurch für den Zustand bedeutend, daß sie die Spur einer vorhergegangenen Bewegung enthält. Im Tanz und in der Schauspielkunst erscheint die Bewegung zwar mit Gestalt verknüpft, aber auf jener allein haftet die Aufmerksamkeit beim eigentlichen Kunstgenusse, und die Gestalt ist gleichsam nur das Gerüste des Kunstwerks. Es entsteht daher die Frage, ob nicht auch Bewegung ohne Gestalt zur Darstellung ausreichend sei, so wie es Gestalt ohne Bewegung ist.

Die Gestalt verschwindet bei einer Bewegung, die wir nicht durch sichtbare, sondern durch hörbare Merkmale wahrnehmen. Daß wir aber solche Merkmale in einer Reihe von Tönen zu finden glauben, lehrt uns schon der Sprachgebrauch. Sind es nur bildliche Ausdrücke, wenn wir von einer Fortschreitung der Melodie, von einem Auf und Absteigen der Stimme reden, oder giebt es wirklich eine Ähnlichkeit zwischen der Bewegung der Gestalt im Raum, und der Bewegung des Tons innerhalb der Tonleiter?

Die Höhe und Tiefe der Töne wird von dem Ohr auf ähnliche Art unterschieden, wie von dem Auge die Farben. Sind zwei Töne von verschiedner Höhe gegeben, so wird die Phantasie veranlaßt, noch höhere und tiefere Töne zu denken, und dadurch gelangt sie zu der Vorstellung einer Tonleiter, indem sie die Reihe der Abstufungen gegen die beiden äußersten Grenzen, wo das Ohr die Höhe und Tiefe nicht mehr unterscheidet, verlängert.

Ist in einer Reihe von Tönen außer der Mannichfaltigkeit der Höhe und Tiefe auch die Einheit eines besondern Schalls hörbar, so

vernehmen wir einen bestimmten Klang. Dieser Klang — das Beharrliche in der Melodie — ist für das Ohr eben das, was in der sichtbaren Bewegung die beharrliche Masse für das Auge ist. Wie diese ihren Ort verändert, so verändert jener seine Stelle in der Tonleiter.

Eine solche Bewegung eines Klangs hören wir an uns selbst nicht bloß im Gesange, sondern auch in der Rede. Jeder Laut unserer Stimme hat eine bestimmte Stelle auf der Tonleiter, und diese Stelle würden wir auch im Sprechen wahrnehmen, wenn der Ton so zu uns gelangte, wie ihn die Stimmriße angiebt, und nicht wie er durch das Geräusch der übrigen Sprachorgane unterdrückt wird. Eine bestimmte Höhe oder Tiefe des Tons wird hörbar, sobald man dieß Geräusch von ihm absondert, wie uns beim Aushalten eines Vokals die Erfahrung lehrt.

Durch Selbstgefühl sind wir uns bewusst, daß die Bewegung des Klangs unserer Stimme durch unsere eigne Thätigkeit bestimmt wird. Diese Bewegung gehört zu dem, was wir, als unabhängig von der Außenwelt, von dem Abhängigen in uns unterscheiden, zu den Aeusserungen unserer Freiheit. Daher ahnen wir Freiheit und Persönlichkeit in jeder Bewegung eines bestimmten Klangs. Dieser Klang ist für unser Ohr die sinnliche Form eines freien lebendigen Wesens, so wie es die bewegliche Gestalt für unser Auge ist.

Sind nun in der Bewegung der Gestalt die sinnlichen Zeichen eines bestimmten Zustandes nicht zu verkennen, so fragt sich, ob die Bewegung des Klangs weniger bedeutend sey. Die Gehehrden Sprache wird allerdings von einer größern Anzahl für verständlicher gehalten, als die Sprache der Töne, allein dieser Unterschied verdient noch eine genauere Untersuchung.

Was in der Gehehrden Sprache ein bestimmtes Ziel der Bewegung bezeichnet, giebt ihrer Darstellung ohne Zweifel eine Deutlichkeit, die wir in einer Reihe von Tönen vermissen. Durch Wahrnehmung dieses Ziels entsteht eine bestimmte Vorstellung von dem Gegenstande der Begierde, des Abscheus, der Furcht, des Jorns und der Liebe. Auch in der Musik giebt es zwar ein Ziel der Bewegung, den Hauptton der Melodie. In dem Verhältnisse, wie sich die Fortschreitung des Klangs diesem Ziele nähert, oder sich von ihm entfernt, vermehrt oder vermindert sich die Befriedigung des Ohrs. Aber dieses Ziel der musi-

latischen Bewegung bezeichnet nichts in der sichtbaren Welt. Was es andeutet, ist ein unbekanntes Etwas, das von der Phantasie nach Willkühr, als irgend ein einzelner Gegenstand, oder als eine Summe von Gegenständen, als die Außenwelt überhaupt, gedacht werden kann.

Zugegeben aber, daß die musikalische Darstellung in dieser Rücksicht weniger vollständig ist, und der Einbildungskraft mehr zu ergänzen übrig läßt, als Tanzkunst und Mimik, so haben wir im Vorhergehenden an dem Beispiele der Bildhauerkunst gesehen, daß die Bestimmtheit der Darstellung nicht von ihrer Vollständigkeit abhängt. Selbst in der Gebehrdensprache bleibt auch alsdann noch, wenn das Ziel der Bewegung nicht angedeutet wird, in der Art der Bewegung Bestimmtheit genug übrig, und es entsteht die Frage, ob wir von dieser Bestimmtheit allein etwas dem ähnliches erwarten dürfen, was wir in den bloßen Umrissen der Gestalt finden.

Der schwebende Gang der Freude und der schwere Tritt des Mummers sind in der Gebehrdensprache allgemein verständlich, auch wenn wir in beiden Fällen von der Richtung dieser Bewegungen keine deutliche Vorstellung haben. Was diese Zeichen bedeutend macht, ist ein gewisser Zusammenhang, den wir in uns selbst zwischen diesen Unterschieden der Bewegung und den Unterschieden unsers Zustandes wahrgenommen haben, und den wir von uns auf andre lebende Wesen übertragen. In den Bewegungen der fremden Gestalt erkennen wir uns selbst wieder.

Von ähnlicher Art ist der Unterschied zwischen dem Lächeln der Fröhlichkeit und dem gepreßten Lächeln des Schmerzens. Was für einen Zustand diese Verschiedenheit bezeichnet, wissen wir nicht bloß aus eigener Erfahrung von der Art, wie diese Gefühle in uns selbst sich ankündigen, sondern auch durch eine gewisse Sympathie, die schon bei der Gebehrdensprache, obwol in einem unmerklichern Grade, sich äußert.

Vorausgesetzt nun, daß es für die stumpfsten und ungeübtesten Sinne deutliche Merkmale giebt, wodurch sich die Zeichen der Freude von den Zeichen des Schmerzens in Gebehrden und Tönen unterscheiden, so sind dadurch auch für eine unendliche Menge von Abstufungen beider entgegengesetzten Gefühle bestimmte Zeichen gegeben.

Der feinere und geübtere Sinn vergleicht die weniger verständlichen Gebehrden und Töne mit den allgemein verständlichen, und entdeckt mehr oder weniger Aehnlichkeit mit den anerkannten Zeichen der Freude und des Schmerzens. So bereichert sich die Gebehrdensprache, und, wo es nicht an Gelegenheit fehlt, den Sinn des Gehörs eben sowol, als den Sinn des Gesichtes zu üben, auch die Sprache der Töne. Daß zu Wahrnehmung seiner Unterschiede das Ohr weniger tauglich sei, als das Auge, läßt sich im Allgemeinen nicht behaupten, aber der einzelne Mensch kann sich in Lagen befinden, wo er öfter veranlaßt wird, das Sichtbare, als das Hörbare zu vergleichen. Nachdem werden ihm Tanz und Schauspielkunst verständlicher seyn, als Musik, so wie diese hingegen zu demjenigen deutlicher sprechen wird, dessen Aufmerksamkeit mehr auf Tönen, als auf Gestalten haftet.

Wenn es der Musik nicht an deutlichen Zeichen fehlt, um einen bestimmten Zustand zu versinnlichen, so ist ihr dadurch auch die Möglichkeit der Charakterdarstellung gegeben. Was wir Charakter nennen, können wir überhaupt weder in der wirklichen Welt, noch in irgend einem Kunstwerke unmittelbar wahrnehmen, sondern nur aus demjenigen folgern, was in den Merkmalen einzelner Zustände enthalten ist. Es fragt sich also nur, ob auch in einer solchen Reihe von Zuständen, wie sie durch Musik dargestellt wird, Stoff genug vorhanden sei, um daraus die bestimmte Vorstellung eines Charakters zu bilden.

Der Begriff des Charakters setzt ein moralisches Leben voraus, ein Mannichfaltiges im Gebrauche der Freiheit, und in diesem Mannichfaltigen eine Einheit, eine Regel in dieser Willkühr. Eine solche Regel wird entweder unmittelbar wahrgenommen, indem man aus der Reihe von Erscheinungen eines moralischen Lebens das Gemeinsame heraushebt, oder sie wird durch einen Schluß aus einzelnen Zügen gefolgert, wenn diese eine Ursache voraussetzen, deren Wirksamkeit sich dem Gesetze der Analogie nicht auf einen einzigen Fall einschränken kann. Zu diesen charakteristischen Zügen gehören besonders solche Handlungen, die mit den äußern Verhältnissen im Widerspruche stehen, und wozu wir also einen Grund innerhalb der Person zu suchen genöthigt werden. Durch dieses Mittel bewirkt der Dichter eine reiche und lebendige Cha-

akterdarstellung auch in einem kleinen Umfange von Begebenheiten. So sehen wir Achill und Priamus einander gegenüber bei einem traulichen Mahle — jener vergift den Vater Hektors, dieser den Mörder des Sohns — einer ist im Anschauen des andern verloren, und beide ehren die höhere menschliche Natur.

Auf ähnliche Art verfahren auch andre Künstler, und je reichhaltiger ihre Produkte an solchen bedeutenden Zügen sind, desto vollkommener ist ihre Charakterdarstellung. Das Beispiel des Tänzers und Schauspielers lehrt uns, wie viel besonders durch die Zeichen der Bewegung für diesen Zweck geleistet werden kann. Gilt nun eben dies auch von der Sprache der Töne, oder giebt es hierin einen Unterschied zwischen den Bewegungen der Gestalt und den Bewegungen des Tones?

Auch hier äußern sich allerdings die Folgen des Umstandes, daß in einer Reihe von Tönen kein bestimmtes Ziel, sondern nur eine bestimmte Art der Bewegung wahrgenommen wird. Was der Tänzer und Schauspieler durch dieses Ziel andeutet, fehlt in der Charakterdarstellung des Tonkünstlers. Daher vermißt man alles dasjenige bei ihm, was irgend einen fortdauernden Trieb nach einem besondern Gegenstande betrifft. Aber es fragt sich, ob nicht auch alsdann noch bestimmte Merkmale in der Vorstellung eines Charakters übrig bleiben, wenn sie von irgend einer besondern Richtung der Triebe nichts bestimmtes enthält.

Außer den Verschiedenheiten der besondern Gegenstände, auf welche unsre Triebe gerichtet sind, giebt es noch einen allgemeinen Unterschied, der die Triebe überhaupt in zwei Klassen abtheilt. Ihr Zweck ist entweder unsre Thätigkeit oder unsre Empfänglichkeit zu äußern, zu bestimmen, oder bestimmt zu werden. Von diesen beiden entgegengesetzten Klassen der Triebe verliert keine ihre Wirksamkeit gänzlich, so lange das Leben selbst währt, aber sie beschränken einander gegenseitig, und in einzelnen Momenten hat bald der Trieb der Thätigkeit, bald der Trieb der Empfänglichkeit das Uebergewicht. Wird nun zwischen beiden ein bestimmtes fortdauerndes Verhältniß wahrgenommen, so gehört dieß zu den Merkmalen des Charakters. Daher das männliche und weibliche Ideal, und die unendlich mannichfaltigen Abstufungen zwischen beiden.

Wicht es nun in der Musik deutliche Zeichen für ein bestimmtes Verhältniß der männlichen Kraft zur weiblichen Zartheit, so ist dadurch eine Charakterdarstellung möglich, welche in Ansehung dieses Merkmals völlig bestimmt ist, wenn sie gleich die Ergänzung der andern Merkmale dem freien Spiele der Einbildungskraft überläßt. In den Umrissen und Bewegungen der Gestalt erkennt ein geübtes Auge die kleinsten Abstufungen der Männlichkeit und Weiblichkeit. Auch verliert das Bild der Phantasie dadurch nichts an Bestimmtheit, daß man es nicht durch Worte beschreiben kann. Denn welche Sprache wäre wol reich genug, um die unendliche Mannichfaltigkeit der feinsten Unterschiede dieses Merkmals andeuten zu können? Ist aber die Frage, ob es für diese Unterschiede in dem Klang und seiner Bewegung deutliche Zeichen gebe, so dürfen wir nicht vergessen, was schon bei den hörbaren Zeichen des Zustandes bemerkt worden ist, daß es nemlich dem Sinn des Gehörs deswegen an sich selbst nicht an Feinheit fehlt, weil er in mehreren Fällen nicht eben so viel Gelegenheit zur Uebung und Ausbildung hatte, als der Sinn des Gesichts. Daß es für den äußersten Grad der Männlichkeit und Weiblichkeit in einer Reihe von Tönen einen eben so allgemein verständlichen Ausdruck giebt, als für Freude und Schmerz, bedarf wol keines Beweises. Auch dem ungeübtesten Ohr, das den Klang der Posaune und der Flöte, den Marsch und die ländliche Tanzmusik, den Kirchenhymnus und das Adagio des einzelnen Sängers oder Instrumentisten gegeneinander hört, braucht man diese Unterschiede nicht zu erklären. Aus diesen Zeichen aber von anerkannter Bedeutung bildet sich nach und nach eine Sprache wie bei den Zeichen des Zustandes, indem man die undeutlichen Zeichen mit den deutlichen vergleicht, und mehr oder weniger Ähnlichkeit zwischen ihnen bemerkt.

Die unverkennbarsten Zeichen des Charakters finden sich in der Verschiedenheit des Klangs. Die mannichfaltigen Grade des Rauhen und Sanften, wodurch sich Menschenstimmen und Instrumente unterscheiden, sind daher eines von den brauchbarsten, aber nicht das einzige Mittel der Charakterdarstellung in der Musik.

In der Bewegung des Klangs bemerken wir theils die Unter-

schiede der Dauer, theils die Unterschiede der Beschaffenheit. Jene sind für die Charakterdarstellung die wichtigsten. Das Regelmäßige in der Abwechselung von Tonlängen — Rhythmus — bezeichnet die Selbstständigkeit der Bewegung. Was wir in dieser Regel wahrnehmen, ist das Beharrliche in dem lebenden Wesen, das bei allen äußern Veränderungen seine Unabhängigkeit behauptet. Daher der hohe Werth des Rhythmus in der griechischen Musik, Poesie und Künste. Das ruhige Fortschreiten der Würde, und das Schweben der Anmuth haben diese Künste mit einander gemein. „Das Wortlose“, sagt Aeschylus, „wandelt in einem guten Gedicht umher, wie in Homers Schlachten die nur von wenigen gesehenen Götter.“

Ueber die Melodie der Griechen haben wir nur dunkle und unvollständige Nachrichten, aber was sie im Rhythmus leisteten, können wir schon an dem einzigen Beispiele zweier Versarten erkennen: der Alcäischen, und der Sapphischen. Jene ist eine musterhafte Darstellung des männlichen, diese des weiblichen Ideals. Der Deutsche — der es aber bedarf von Zeit zu Zeit an seine Schätze erinnert zu werden — braucht solche Muster so weit nicht zu suchen. Nur zwei Beispiele von eben dem Dichter, der den Werth des Rhythmus so gut erkannte:

Komm! ich befe vor Fuß! Reich mir den Adler
Und das trübende Schwerdt! Komm, athme und ruhe
Hier in meiner Umarmung
Aus von der donnenden Schlacht. —

Und dieser Heldin gegenüber das ängstliche Mädchen:

Aber in dunkler Nacht ersteigst du Felsen,
Schwebst in täuschender dunkler Nacht auf Wässern;
Theils' ich nur mit dir die Gefahr zu sterben;
Würd' ich Müßlinge weinen?

Was durch die Melodie unmittelbar dargestellt wird, ist der Zustand, das Vorübergehende im Gegensatz des Beharrlichen, der Grad des Lebens in dem einzelnen Momente. Die Bewegung innerhalb der Tonleiter besteht in einem unaufhörlichen Schwanke zwischen Realität und Beschränkung. Im Verhältniß der einzelnen Töne zum Haupttone auf, welchem die Einheit der Melodie beruht, erscheint das

Streben nach einem Ziele, bald Annäherung, bald Entferrnung, und endlich Ruhe, wenn es erreicht ist. Neben diesen Veränderungen kann es aber auch in der Melodie etwas Beharrliches geben, gewisse Gränzen nemlich in dem Umfange der melodischen Bewegung, ein gewisses Ebenmaass in der Art der Fortschreitung. Und in diesem Beharrlichen erkennen wir eine bestimmte Kraft oder Hartheit des Charakters. Daher vielleicht die scheinbare Aengstlichkeit der Kunst-Polizei bei den Griechen in Ansehung dieser Merkmale des Charakters. Daher der Genfer Eifer des Spartaners, der auf der Cithar des Timotheus nicht mehr als sieben Saiten duldete.

Es sich die Musik der Griechen bloß auf Rhythmus und Melodie einchränkte, oder ob sie auch das kannten, was wir Harmonie nennen, ist in der Geschichte der Tonkunst noch eine Streitfrage. Es hat neuere Theoretiker gegeben, die wegen dieses Umstandes an dem Werthe der Harmonie überhaupt noch gezweifelt haben. Diese zu widerlegen ist hier der Ort nicht; aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks, um sich von der Wichtigkeit der Harmonie wenigstens für die Charakterdarstellung zu überzeugen. Durch eine Verbindung zugleich tönender Stimmen wird es möglich die Melodie und den Rhythmus unter diese Stimmen zu vertheilen. Leidenschaft und Charakter können beides abgesondert durch verschiedene Bewegungen lebendiger und bestimmter verinnlicht werden, ohne daß das Gleichgewicht zwischen beiden aufgehoben wird, was zur vollkommensten Wirkung des Ganzen erforderlich ist. Jeder Gedanke, jede Empfindung, die durch den Zustand erweckt wird, und gleichsam als ein einzelnes lebendes Wesen sich durch die Töne einer Menschenstimme, oder eines nachahmenden Werkzeugs verkündigt, bereichert das Ideal der Phantasie, und erhöht die Vorstellung von der Kraft, die in einem solchen Kampfe nicht unterliegt. In diesem Umfange und Grade giebt es vielleicht keine andre Darstellung in der Musik für das Erhabene des Charakters.

Ueber Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Aus einem Briefe vom Jahre 1796.*)

:

*) Kommt an Schiller. Dresden, 5. November 1796. — Ueber Wilhelm Meisters Lehrjahre.
(Aus einem Briefe an den Herausgeber des „Quesen“.) Schillers „Quesen“, Jahrgang 1796,
zweites Stück, 2. 108. — Selbständige Ansichten, V. 2. 119.

Schiller hatte Körners Brief vom 5. November 1796 über Goethes „Wilhelm Meister“ am 18. November an Goethe gesandt, welcher bereits am folgenden Tage antwortete: „Der würdevolle Brief hat mir sehr viel Freude gemacht, um so mehr als er mich in einer entscheidenden äußerlichen Einklammer antrat. Die Klarheit und Äußerer, womit er seinen Gegenstand überzieht, in wirklich bewundernswürdiger; er schwebt über dem Ganzen, überfließt die Theile mit Eigenheit und Klarheit. — Bei diesem Anlaß ist es aber auch überhaupt sehr auffallend, daß sich der Vektor sehr productiv verhalten muß, wenn er an irgend einer Production Theil nehmen will.“ Goethe an Schiller, Weimar, 19. November. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 4. Aufl., Stuttgart, 1881, I., S. 196.) Darauf meldete denn Schiller an Körner: „Dein Brief über den Meister hat mich ebenso eifrig, als er mich überrascht hat, und ich unterschreibe Goethes Meinung darüber vollkommen, dessen Brief ich Dir hiermit übersende. Gekennzeichnet wird Tu es durch, daß ich diese Gedanken über den Meister, ganz so wie sie sind, als Auszug aus einem Briefe, in die Form eintrage. In der anspruchslosen Manier müssen sie Jedem lieb sein, der den Roman gelesen hat und werden sicher mehr wissen, als eine Rezension in forma.“ Schiller an Körner, Jena, 21. November 1796. Briefwechsel II., S. 231.) Körner konnte nur erwidern: „Laß mein Auszug über den Meister bei Dir und Goethen soweit Glück gemacht hat, mußte mir natürlich Deine sehr nützlich thun. — Laß Tu diesen Auszug in die Form eintragen willst, magst Tu veranlassen.“ Körner an Schiller, Weiden, 25. November 1796. Briefwechsel II., S. 234.) Auf Schillers Beantwortung nahm er den Brief in seine „Neuherausgegebenen Auszüge“ auf. Der Abdruck erfolgt nach diesen.

Ich verweile zuerst bei einzelnen Bestandtheilen, und freue mich in der Darstellung der Charaktere so gar nichts von den schwarzen Schatten zu finden, die nach einem gewöhnlichen Vorurtheile zum Effect des Kunstwerks nothwendig seyn sollen. An einen privilegierten Teufel, durch den alles Unheil geschieht, ist hier nicht zu denken. Selbst Barbara ist im Grunde nicht bössartig, sondern nur eine gemeine Seele. Unter dem Druck der Bedürfnisse fehlt es ihr an Empfänglichkeit für jedes feinere Gefühl. Gleichwol hat sie wahre Anhänglichkeit an Marianen und Jettz. Das größte Leiden — Marianens Schicksal — wird durch einen schätzbaren Menschen aus einer edlen Triebfeder veranlaßt.

Eben so wenig erscheint ein übermenschliches Ideal. Ueberall findet man Spuren von Gerechtigkeit und Beschränkung der menschlichen Natur, aber was dabei den Hauptfiguren das höhere Interesse giebt, ist das Streben nach einem Unendlichen. Aus den verschiedenen Richtungen dieses Strebens entsteht die Mannichfaltigkeit der Charaktere. In endlichen Naturen muß sich dadurch oft Einseitigkeit und Mißverhältniß erzeugen, und dieß sind die Schatten des Gemähtdes, die Dissonanzen der Harmonie. Daher bei Jarno die Kälte und Härte des Weltmanns. Er strebt nach Klarheit und Bestimmtheit in seinen Urtheilen über die Menschen und ihre Verhältnisse. Wahrheit und Zweckmäßigkeit will er zu schaffen, aber das Dunkle und Schwankende ist ihm verhaßt. Enthusiasmus kennt er nicht, selbst die Kunst verehrt er nur in der Entfernung, weil er sich von ihrem Verfahren nicht Rechenschaft geben kann. Doch wirkt das Vollendete auf ihn. Daher seine Achtung gegen das Streben nach Vollendung im Lothario. An Shakespear schätzt er nur den Stoff — die Wahrheit der Darstellung. Er heirathet Rudien nicht aus Freundschaft für Lothario, sondern weil

ihn die Wahrheit der Empfindung anzieht. So ist die Trockenheit und der Mangel an Humanität bei Nataliens Tante die Folge ihrer überfülllichen Existenz. Dagegen muß die idealisirte Sinnlichkeit bei Philinen in ihrer höchsten Freiheit zuweilen ausarten, da ihr durch- aus keine moralische Zucht das Gegengewicht hält. Nur ein paar Figuren erscheinen gleichsam als höhere Wesen in einer Orlorie — der Großonkel Nataliens und der Abbé — aber sie stehen im Hintergrunde und von den Umrissen ihrer Gestalt ist wenig zu sehen.

Besondre Kunst finde ich in der Verflechtung zwischen den Schicksalen und den Charakteren. Beide wirken gegenseitig in einander. Der Charakter ist weder bloß das Resultat einer Reihe von Begebenheiten, wie die Summe eines Rechnungsexempels, noch das Schicksal bloß Wirkung des gegebenen Charakters. Das Persönliche entwickelt sich aus einem selbstständigen unerklärbaren Reime, und diese Entwicklung wird durch die äußern Umstände bloß begünstigt. Dieß ist die Wirkung des Puppentheaters bei Meister und der Brustkrankheit bei der Stiftsdame. So sind die merkwürdigsten Ereignisse in Meisters Leben — sein Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen — der Räuber- anfall — der Besuch bei Lothario — zum Theil die Folgen einer freien Wahl, die in seinem Charakter gegründet war. Das Ganze nähert sich dadurch der wirklichen Natur, wo der Mensch, dem es nicht an eigner Lebenskraft fehlt, nie bloß durch die, ihn umgebende, Welt bestimmt wird, aber auch nie alles aus sich selbst entwickelt. Ein reicher Garten zeigt sich dem Auge, wo die schönsten Pflanzen von selbst zu gedeihen scheinen, und jede Spur des Künstlers verschwindet. Aber die Macht des Schicksals zeigt sich auch an zwei Personen, Mignon und dem Alten. Hier unterliegt eine zarte Natur dem gewaltthamen Druck der äußern Verhältnisse. Dieser tragische Stoff stört vielleicht die Totalwirkung bei einem großen Theile des Publicums, der sich bei Betrachtung eines Kunstwerks bloß leidend verhält. Die rührende Erscheinung concentrirt die Aufmerksamkeit auf einen einzigen Punkt. Aber wer seine Besonnenheit gegen diesen Eindruck wenigstens beim zweiten Besen behauptet, erkennt wie sehr das Ganze durch eine solche Vermischung an Würde gewinnt.

Die Einheit des Ganzen denke ich mir als die Darstellung einer schönen menschlichen Natur, die sich durch die Zusammenwirkung ihrer innern Anlagen und äußern Verhältnisse allmählich ausbildet. Das Ziel dieser Ausbildung ist ein vollendetes Gleichgewicht — Harmonie mit Freiheit. Je größer das Maas der einzelnen Kräfte, je mächtiger die einander entgegengesetzten Triebe, desto mehr wird dazu erfordert, um in diesem Chaos Einheit ohne Zerstörung zu erschaffen. Je mehr Bildsamkeit in der Person, und je mehr bildende Kraft in der Welt, die sie umgiebt, desto reichhaltiger die Nahrung des Geistes, die eine solche Erscheinung gewährt.

Was der Mensch nicht von außen empfangen kann — Geist und Kraft — ist bei Meistern in einem Grade vorhanden, für den der Phantasie keine Gränzen gesetzt sind. Sein Verstand ist mehr als die Geschicklichkeit, ein gegebenes endliches Ziel zu erreichen. Seine Zwecke sind unendlich, und er gehört zu der Menschenklasse, die in ihrer Welt zu herrschen berufen ist. In der Ausführung dessen, was er mit Geist gedacht hat, zeigt er Ernst, Liebe und Beharrlichkeit. Der Erfolg seiner Thätigkeit bleibt immer in einem gewissen Hell Dunkel, und dadurch wird der Einbildungskraft des Lesers freier Spielraum gelassen. Wir erfahren nur seine gute Aufnahme auf dem Schlosse des Grafen, seine Gunst bei den Damen, den Misfall bei der Ausführung des Hamlet, aber keines seiner dichterischen Produkte wird uns gezeigt. Seine Seele ist rein und unschuldig. Ohne einen Gedanken an Pflicht, ist ihm durch eine Art von Instinkt das Gemeine, das Ueble verhaßt, und von dem Trefflichen wird er angezogen. Liebe und Freundschaft sind ihm Bedürfnis, und er ist leicht zu täuschen, weil es ihm schwer wird, irgendwo etwas Arges zu ahnen. Er strebt zu gefallen, aber nie auf Kosten eines andern. Es ist ihm peinlich, irgend jemanden eine unangenehme Empfindung zu machen, und wenn Er sich freut, soll alles, was ihn umgiebt, mit ihm genießen. Seine Bildsamkeit ist ohne Schwäche. Muth und Selbstständigkeit beweist er, wie er die Mignon von dem Italiener befreit, wie er sich gegen die Räuber vertheidigt, wie er gegen Jarno und den Abbé seine Unabhängigkeit behauptet. Die persönliche Autorität

des Abbes, die doch in einem Zirkel vorzüglicher Menschen von so großem Gewicht ist, überwältigt ihn nicht. Philine ist da, wo sie lebenswürdig ist, sehr reizend für ihn, aber sie beherrscht ihn nicht. Terno wird ihm verhaßt, da er die Aufopferung des Alten und der Wignon von ihm verlangt. In diesen Anlagen kommt noch einnehmende Gestalt, natürlicher Anstand, Wohlklang der Sprache.

Für ein solches Wesen mußte nun eine Welt gefunden werden, von der man die Bildung nicht eines Künstlers, eines Staatsmanns, eines Gelehrten, eines Mannes von gutem Ton — sondern eines Menschen erwarten konnte. Durch ein modernes Costum mußte die Darstellung dieser Welt lebendiger werden. Das antike Costum erleichtert zwar das Ideatisiren, und verwahrt vor manchen Armseigkeiten der Wirklichkeit, aber die Unriffe der Gestalten erscheinen in einer Art von Nebel, und die Wirkung des Gemäldes wird durch die unvollständige Bestimmtheit geschwächt. Ein Ideal, dessen einzelne Elemente wir in der gegenwärtigen Welt zerstreut finden, giebt der Phantasie ein weit anschaulicheres Bild. In einem mindern Grade findet sich dieser Unterschied auch zwischen dem einheimischen und ausländischen Costum, und schon dieß konnte den Dichter, der zunächst für das deutsche Publikum schrieb, bestimmen, eine deutsche Welt zu wählen. Aber es fragt sich auch, ob man, sobald es auf die Bildung eines Menschen ankommt, durch eine französische, englische oder italienische Welt viel gewonnen haben würde, und ob es nicht gerade für den Deutschen vortheilhaft sei, daß sich in seinem Vaterlande zu einer zwar glänzenden aber einseitigen Ausbildung weniger günstige Umstände vereinigen.

Es war eine lebendige Phantasie vorhanden, die vollständig entwickelt werden sollte. Hierzu gehörte ein gewisser Wohlstand, und Freiheit vom Druck der Bedürfnisse, aber keine zu günstigen Verhältnisse in der wirklichen Welt. Die Vortheile der höhern Stände gleichen dem Apfel der Proserpina; sie fesseln an die Unterwelt. Wer sich für seinen Stand begeistern kann, wird in diesem Stande vieles leisten, aber eben so wenig wie Werner sich je über seinen Stand erheben.

Eine schöne Gestalt zog ihn an; seine Einbildungskraft ließ ihr alle Vorzüge des Geistes. Marianens Seele glich einer unbeschriebenen

Tafel, wo nichts seinem Ideale widersprach; er sah sich geliebt, und war glücklich. Sie war nichts, als ein liebendes Mädchen, zu wenig für seine Gattin, zu viel um von ihm verlassen zu werden. Ihr Tod war nothwendig. Sie erscheint dabei in dem glänzendsten Lichte, aus Meisters Seele verschwindet alle Bitterkeit, die bei dem Gedanken, von ihr getäuscht worden zu seyn, sonst nie vertilgt werden konnte, und wir sehen mit Wohlgefallen, daß Meisters Instinkt richtiger urtheilte, als Werners Weltklugheit.

Das Theater ist die Brücke aus der wirklichen Welt in die ideale. Für einen jungen Mann, den sein nächster Wirkungskreis nicht verzog, und der keine bessere Sphäre kannte, mußte es unwiderstehliche Reize haben. Für ihn wurde es eine Schule der Kunst überhaupt; aber er war nicht zum Künstler berufen. Es war ihm bloß Bedürfnis seine bessern Ideen und Gefühle laut werden zu lassen. Das Culsisspiel der theatralischen Darstellung mußte ihm bald widrig werden.

Er sollte auch die glänzende Seite der wirklichen Welt kennen lernen. Ein leichtfertiges Mädchen war seine erste Lehrerin. In Philinen erschien ihm das höchste Leben, aber freilich nicht in einer dauernden Gestalt. Eine Reihe von mannichfaltigen Gestalten ging vor ihm vorüber, und unter diesen waren einige so lieblich, daß sie ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen konnten.

Diesem Uebermaas von Gesundheit stellten sich zwei kranke Wesen gegenüber: Mignon und der Harfenspieler. In ihnen erscheint gleichsam eine Poesie der Natur. Wo Meister durch die äußern Verhältnisse abgespannt wird, giebt ihm das Anschauen dieser Wesen einen neuen Schwung.

Die Gräfin war ganz dazu geschaffen, das Bestreben zu gefallen bei Meistern zu erregen. Eine gewisse Würde, mehr des Standes als des Charakters, vereinigte sich in ihr mit holder weiblicher Schwäche. Seine Phantasie hatte sie vergöttert. Er fühlte sich angezogen durch ihre Freundlichkeit, und entfernt durch die äußern Verhältnisse. Diese gemischte Empfindung spannte alle seine Kräfte. Sie erscheint auf einer niedrigen Stufe durch die Neue und Furcht, mit der sie ihre Leidenschaft verbüßt. Aber selbst in ihrer Duse ist Grazie, und beim letzten Abschiede wird sie uns wieder äußerst lebenswürdig.

Aurelie giebt ein warnendes Beispiel, was Leidenschaft und Phan-

tasie für Zerstörung in einem Wesen edler Art anrichtet, wo es an Harmonie der Seele fehlt.

In Nataliens Tante dagegen ist Ruhe, aber durch Zerschneidung des Knotens, durch Abgeschiedenheit von der sinnlichen Welt. Ihre Frömmigkeit hat als ein vollendet Naturprodukt wirklich etwas Erhabenes; aber wie viel schöne Blüthen mußten erstehen, damit eine solche Frucht gedeihen konnte! Indessen sind ihre Härten durch Toleranz möglichst gemildert, und ihre Hochschätzung Nataliens ist ein schöner Zug, der sie der Menschheit wieder nähert.

Eine andre Art von innerer Ruhe, aber mit ununterbrochener äußerer Thätigkeit vereinigt, zeigt sich in Theresen. Hier ist Leben mit Gestalt vereinigt, aber in diesem Leben fehlt eine gewisse Würze. Keine Kämpfe und keine Ueberspannung, aber auch keine Liebe und keine Phantasie. Gleichwohl hat ihr ganzes Wesen eine Klarheit und Vollendung, die für denjenigen äußerst anziehend sind, der den Mangel dieser Vorzüge in sich selbst oft schmerzlich gefühlt hat. Zugleich herrscht in ihrem Betragen immer eine gewisse Weiblichkeit, die gleichsam die Stelle eines tiefern Gefühls vertritt. Auch fehlt es ihr nicht an Empfänglichkeit für das Große und Schöne, nur sieht ihr heller Blick in der Wirklichkeit so viel Mängel dabei, daß es bei ihr nie zum Enthusiasmus kommt. Sie empfindet rein, aber gleichsam im Vorbeigehen; ihr alles verschlingender Trieb zur Thätigkeit läßt ihr nicht Zeit dazu. Sie wird nie von einem Gefühl überwältigt, aber sie überläßt sich ihm zuweilen aus freier Wahl, wo es in Handlung übergehen kann, und dann zeigt sie sich von der edelsten Seite.

Bei Natalien ist dieselbe innere Ruhe, dieselbe Klarheit des Verstandes, dieselbe Thätigkeit, aber alles ist von Liebe besetzt. Diese Liebe verbreitet sich über ihren ganzen Wirkungskreis, ohne in irgend einem einzelnen Punkte an Innigkeit zu verlieren. Es erscheint in ihr die Heiligkeit einer höhern Natur, aber diese Erscheinung ist nicht drückend, sondern beruhigend und erhebend.

Von Lothario's früherer Geschichte wünschte man wol mehr zu erfahren, aber es ist begreiflich, warum hier gerade nicht mehr davon gesagt werden konnte. Er hatte in einer sehr glänzenden Sphäre gelebt,

und seine Schicksale hätten gleichsam durch ihre Lokalfarben der Haltung geschadet. Meister mußte immer die Hauptfigur bleiben.

Nächst diesen Personen gab es noch besondere Verhältnisse, die auf Meistern wirkten. Dahin gehört außer der theatralischen Existenz der Aufenthalt auf dem Schlosse des Grafen und die geheime Gesellschaft. Bei der letzteren finde ich das Resultat der Vossprechung besonders glücklich ausgedacht, weil es durchgängig individuell ist, und eben deswegen desto mehr Eindruck machen mußte. Aber alle diese Anstalten waren zu Meisters Bildung nicht hinlänglich. Was sie vollendete, war ein Kind — ein lieblicher und höchst wahrer Gedanke.

Das Verdienst eines solchen Plans sollte noch durch eine Ausführung erhöht werden, wobei man nirgends an Absicht erinnert wurde, und in der Spannung der Erwartung, in der Auflösung der Dissonanzen, und in der endlichen Befriedigung einen poetischen Genuß finden mußte, der von dem philosophischen Gehalte ganz unabhängig war. Die Entwicklung der Begebenheiten ist sinnreich und überraschend, aber nicht gekünstelt und paradox. Bei einer genauen Betrachtung findet man den Grund dazu entweder in den vorhergehenden Schicksalen, oder in irgend einem charakteristischen Zuge, oder in dem natürlichsten Gange des menschlichen Geistes und Herzens. Für einige Dissonanzen gab es keine Auflösung, die jeden Leser befriedigen konnte. Wignon und der Harfenspieler hatten den Keim der Zerstörung in sich. Für den Eindruck von Wignons Tode ist ein Gegengewicht in den Exequien. Der heilige Ernst, zu dem sie begeistern, hebt die Seele in das Gebiet des Unendlichen empor. Vielleicht wünscht man nicht mit Unrecht auch etwas Sinderndes nach dem Tode des Harfenspielers. Wenigstens hat der starke Kontrast am Schlusse zwischen dieser Begebenheit, und der endlichen Befriedigung für mich etwas unmusikalisches. Rousseau fragt irgendwo, was eine Sonate bedeute? Ich möchte ihm antworten: einen Roman. Wenn ich mir nun diesen Roman in eine Sonate übersehe, so wünschte ich nach einer so harten Dissonanz vor dem Schlusse noch einige beruhigende Takte zu hören.

Sollte nicht auch die Deutlichkeit gewinnen, wenn mehr angedeutet wäre, wie bei Natalien allmählich eine Leidenschaft für Meistern entsteht? Ueberhaupt scheint mir der leichte Rhythmus, der in den drei ersten

Bänden die Begebenheiten herbeiführt, sich im vierten zu ändern. Doch war dieß vielleicht absichtlich zum Behuf der größern tragischen Wirkung oder um die Spannung überhaupt zu erhöhen.

Bis hieher etwa ging die ästhetische Pflicht des Künstlers, aber nun begann das Werk der Liebe. Das Gebäude war aufgeführt und die Totalwirkung erreicht, aber ohne dieser zu schaden, konnte es noch im Einzelnen durch mannichfachen Schmuck bereichert werden. Dahin gehören die Gedichte, die Gespräche über Hamlet, der Lehrbrief, und so manche köstliche Nahrung des Geistes, die in den zerstreuten Bemerkungen über Kunst, Erziehung und Lebensweisheit enthalten ist. Von allem diesem durfte nichts als bloß angefügte Verzierung erscheinen; jedes mußte als ein nothwendiger Theil in das Ganze verwebt werden.

Serlo paßt vortrefflich zu einem Gespräch mit Meister. Ihr Kontrast ist nicht grell, aber stark genug um den Dialog zu beleben, und gleichsam vor unsern Augen entspringt die Meinung aus dem Charakter. Abgesonderte Gespräche ähnlicher Art zwischen diesen beiden Personen, die wir nun kennen, wären gewiß ein höchst willkommenes Geschenk. Es fehlt uns noch so sehr an dieser Gattung von Kunstwerken. Auch wünschte man wohl den Abbé und Natalien zusammen über Erziehung zu hören; nur möchten sie nicht geneigt seyn, miteinander darüber zu sprechen.

Bei Betrachtung eines Kunstwerks, wie dieses, giebt es einen gewissen Punkt, bis wie weit man dem Künstler nachspüren und sich von seinem Verfahren Rechenschaft geben kann — aber weiter hinaus entzieht er sich unsern Blicken, so gern wir ihm auch ins innere Heiligthum folgen möchten. Wo er unterscheidet, wählt, anordnet, wird er uns immer deutlicher, je mehr wir mit seinem Werke vertraut werden; aber vergebens suchen wir den Genius zu belauschen, wenn er dem Bilde der Phantasie Leben einhaucht. Nur durch seine Wirkungen will er sich verkündigen. Der gemeine Leser ruft aus: „So etwas erfindet man nicht; hier muß eine wahre Geschichte zum Grunde liegen“ — und den ächten Kunstfreund durchdringt ein elektrischer Schlag.

Alar ist der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

Ueber das Lustspiel.^{*)}

^{*)} Heftigerische Ansichten. VI. 2. 145.

Der Abdruck erfolgt auf dem „Reichertischen Verfahren“.

Für den Freund der Kunst giebt es kein passenderes Geschäft, als die Vermittelung zwischen dem Künstler und seinem Publikum. Der Gedanke sich zum Sklaven seines Zeitalters herabzuwürdigen, empört den ächten Künstler; er lebt in seiner eignen Welt, freut sich an den Gebilden seiner Phantasie, und wenn er sie in Worten, Tönen oder Gestalten ausspricht, so fragt er nicht nach dem Beifall der Menge, sondern hofft gleichgestimmte Seelen zu erreichen, die mit Liebe empfangen, was er mit Vertrauen darbietet. Unter dem Publikum hingegen giebt es nicht bloß Weichlinge, die für irgend ein Bedürfnis des Lurus oder der Langeweile Befriedigung fordern, oder Geden, die ihren Scharfblick in Entdeckung verborgener Fehler geltend zu machen suchen, oder Pedanten, die ihren willkürlich erdachten Gesetzen das unendliche Reich der Kunst zu unterwerfen sich anmaßen. Es giebt auch Personen, die bei der innigsten Verehrung für fremdes Verdienst nicht dadurch unterjocht und vernichtet werden, die mehr die Kunst als den Künstler lieben, dessen Nachlässigkeiten sie zwar entschuldigen, aber nicht bewundern, die durch jede Vortrefflichkeit zu neuen Fortschritten auf ihrer eignen Laufbahn sich begeistert fühlen, aber auch keinen Stillstand, keine Erschlaffung bei andern dulden, die die Schranken der menschlichen Kraft weit über jede Wirklichkeit hinaus setzen, und von jedem der viel geleistet hat, immer noch etwas höheres erwarten. Von dieser Classe des Publikums kann der Künstler nicht durch Haß oder Geringschätzung, sondern bloß durch Mißverständnisse entfernt werden, deren Beilegung ihm selbst willkommen seyn muß.

Einer solchen Ausgleichung zwischen Theorie und Praktik scheint besonders das Lustspiel zu bedürfen. Der genialische Dichter fordert hier die unbeschränkteste Freiheit, und sträubt sich gegen jeden Zwang der Regel und des Geschmacks. Neben ihm stehen andre, die aus Feigheit oder irgend einer andern unedeln Triebfeder unter das Joch der herrschenden Mode sich beugen, und bei manchem schätzbaren Talente sich nie über die niedrigen Stufen der Kunst erheben. Der unbefangene Freund des Theaters trifft in den meisten Fällen auf eines dieser beiden Extreme und hat bald über Kraftlosigkeit und Armuth, bald über Wildheit und Barbarei zu klagen.

Eine Theorie, die der Kunst irgend einen fremden, auch noch so edeln, Zweck aufzubringen sucht, mag ihrem Schicksale überlassen bleiben. Die freien Produkte der schönen menschlichen Natur haben ihren Werth in sich selbst, und bedürfen der Empfehlung nicht, die sie durch Nützlichkeit erhalten sollen. Noch weniger ist die Rede von gewissen ästhetischen Recepten, um ein Kunstwerk auf ähnliche Art hervorzubringen, wie man etwa einen Pachtcontract aufseht. Aber bei der vollen Ueberzeugung, daß im Gebiete der Kunst alle Wirkung auf dem beruht, was nicht gelehrt werden kann, lassen sich doch in dieser Wirkung Grade bemerken, und die Bedingungen angeben, unter denen sie befördert oder gestört wird.

In den Momenten des höchsten Lebensgefühls entsteht selbst bei den Wilden eine Begeisterung, die sich aus innerm Drange in irgend einer rohen Gestalt durch Sprache, Ton und Gebehrde verkündigt. Der gebildete Mensch schmückt seine Freude. Das fröhliche Jauchzen wird zum Gesang, der tobende Sprung zum Tanz, und aus einem Chaos von Bildern, Gedanken und Empfindungen tritt eine poetische Schöpfung hervor.

Auf eine solche Art veredelten sich unter günstigen Umständen die Feste, bei denen die menschliche Natur in ihrer Pracht erschien. So lange die festliche Stimmung dauerte, fühlte die Seele sich frei vom Druck der Bedürfnisse, es öffnete sich ihr eine neue Welt, und sie erwachte aus einer dumpfen Betäubung zur Empfänglichkeit für Anmuth, Schönheit und Würde.

An dieser Empfänglichkeit zeigt sich ein Unterschied zwischen dem heroischen und dem kindlichen Charakter. Es ist entweder ein Sieg über die Schranken der Endlichkeit, oder ein Verschwinden dieser Schranken, was die Begeisterung erzeugt. Ein von uns überwältigter mächtiger Widerstand giebt uns ein seelenerhebendes Gefühl, und etwas ähnliches empfinden wir bei dem Anschauen eines fremden glücklichen Kampfs, wenn uns das Bewußtsehn unsrer eignen Ohnmacht nicht niederschlägt. Daher wählt die kraftvolle Jugend gern ihre Helden, und die Thaten dieser Helden sind es, was ihrer Phantasie am lebendigsten vorschwebt. So sehr dieser Enthusiasmus geehrt zu werden verdient, so ist doch dagegen auch ein innrer Friede mit der uns umgebenden Welt nicht verächtlich, wenn die Ruhe nicht aus Erschlaffung entsteht. Das gesunde und nicht verbildete Kind freut sich seines Daseyns ohne den Druck der Beschränkung zu fühlen, weder Furcht noch Leid trübt seine Ansicht, in dem ganzen Umfange seiner Sphäre ist alles sein Eigenthum und jedes fremde Leben sein Spiel. Auch in dem männlichen Alter giebt es einzelne glückliche Momente einer ähnlichen Stimmung, und es ist ein würdiges Geschäft des Dichters, ein solches Moment zu fixiren, und ihm eine dauernde Gestalt im Reiche der Kunst zu geben.

Jede Art der Begeisterung kann sich entweder unmittelbar aussprechen in einem Liede, oder mittelbar durch den Glanz verkündigen, der bei der Darstellung irgend eines Gegenstandes von ihr ausgeht. Ist die Darstellung nicht episch, sondern dramatisch, so entsteht ein Lustspiel, wenn in der Begeisterung des Dichters der kindliche Charakter der herrschende war.

Die Spiele einer heitern Phantasie beschränken sich nicht auf den Stoff des Lächerlichen. Zwar hat der Ueberdruß an der Menge von geistlosen weinerlichen Dramen, womit in den letzten Jahren das deutsche Theater überschwemmt worden ist, manchen feurigen Kopf zu dem entgegengelegten Extrem verleitet. Jede Spur eines harten Gefühls ist ihm verächtlich, alle Art von Sentimentalität verhaßt, und nur an dem Gepräge der Herzlosigkeit und Frechheit glaubt er das Genialische zu erkennen. Aber wer hat es denn bewiesen, daß nicht auch das

Liebenswürdige der menschlichen Natur mit Geist und Leben dramatisch behandelt werden kann? Und wenn idyllenartige Scenen überhaupt der Darstellung nicht unwürdig sind, warum soll Florians Partekiu nicht eben so gut auf der Bühne erscheinen dürfen, als Goggi's Pantalon? Daß der Name: Komödie, irgend einer besondern Gattung vorbehalten bleibt, kann man zugeben, wenn nur dadurch nicht dem Wirkungskreise der dramatischen Dichtkunst willkürliche Grenzen gesetzt werden.

Ist es aber nicht der Gegenstand, sondern die Behandlung, worauf der Werth des Lustspiels, so wie jedes Kunstwerks beruht, so kann dem Dichter nichts schlimmeres begegnen, als daß er einer einseitigen Theorie Gehör giebt, die ihm irgend ein dürftiges Ideal dieser Behandlung aufstellt. Nicht in den Treibhäusern der abstrakten Speculation, sondern unter dem günstigen Himmelsstrich einer schönen Wirklichkeit gedeihen die Ideale der Kunst, wenn auf der einen Seite die Thätigkeit des Genies sich immer mehr erhöht und vervielfältigt, und auf der andern bei seinen Zeitgenossen die Schranken der Empfänglichkeit sich immer mehr erweitern. Ein verfeinerter und vielseitig ausgebildeter Kunstsinn, der mit den Schätzen aller Nationen und Zeitalter vertraut ist, und den Namen des ächten Geschmacks verdient, erzeugt Forderungen, die der bessere Künstler nicht abweisen darf.

Von dem vollendeten Lustspiele läßt sich daher mit Recht jeder Vorzug verlangen, für dessen Erreichbarkeit irgend ein Beispiel angeführt werden kann. Dahin gehört Reichthum des Gedankens und der Darstellung verbunden mit Einheit des Ganzen, Bestimmtheit der Gestalten ohne Steifheit, tiefes Eindringen in das Eigenthümliche der Charaktere und Situationen ohne Schwerfälligkeit, poetische Pracht ohne Ausschweifung, Originalität mit Besonnenheit, Freiheit mit Sitte, Energie mit Grazie. Der Einwand, daß ein Gedicht Forderungen, die einander widersprechen, nicht in gleichem Grade befriedigen könne, ist ein Beheiß des Unvermögens. Eben darin soll sich die Meisterschaft zeigen, daß zwischen entgegengesetzten Vorzügen ein glückliches Equilibre erreicht wird. Ein gewisser Instinkt leitet hierbei den klassischen Dichter, so wie den ächten Geschmack. Wenn alsdann die Kritik deutlich

auszusprechen versucht, was der Kenner zuweilen nur dunkel geföhlt hat; so darf man nicht fürchten, durch ihre Strenge im Kunstgenusse gestört zu werden. Die Erscheinung eines Werks, das durch irgend ein einzelnes dichterisches Verdienst in einem hohen Grade sich auszeichnet, bleibt immer ein Fest für alle Freunde der Kunst. Auch der beste Kritiker überläßt sich gern im ersten Momente einem frohen und dankbaren Genuße, aber indem er fortföhrt, das empfangene Geschenk zu betrachten, steigt die Idee von dem, was der Geber vermag, und es entstehen desto höhere Forderungen, je mehr Kräfte zu ihrer Befriedigung geahndet werden. Dagegen wird von dem nichts gefordert, dem man nichts zu verdanken und nichts zu verzeihen hat. Doh er die Elemente der Mittelmäßigkeit im Gleichgewicht erhält, giebt im Gebiete der Kunst keinen Werth.

Die Kritik kann durch Nachsicht gegen irgend ein Uebermaas fehlen, aber auch durch Mangel an Schonung gegen ächten Gehalt. Von beiden Abwegen lassen sich die Folgen auch in der Geschichte des Lustspiels aufweisen.

An dem komischen Theater der Spanier und Italiener vermifste man besonders in Frankreich eine gewisse Mannichfaltigkeit der Charaktere. Man sah fast immer dieselben Personen auftreten, und der Erfindungsgeist des Dichters schien sich bloß auf neue Situationen zu beschränken. Es war allerdings ein Fortschritt, andere Gestalten mit bestimmten Umriffen auf die Bühne zu bringen, sie gegen einander contrastiren zu lassen, die Situation bald mit dem Charakter in Gegensatz zu stellen, bald aus ihm abzuleiten, und das Gemälde durch bedeutende und aufgegriffene Züge für den feinen Beobachter zu bereichern. Aber eine gewisse Gränze durfte hierbei nicht überschritten werden, wenn das Lustspiel in anderer Rücksicht nicht eben so viel verlieren sollte, als es an Interesse für den Verstand gewann. Indem alles der Charakterzeichnung untergeordnet wurde, erhielt das Ganze einen steifen Zuschnitt, in der symmetrischen Anordnung der Figuren entdeckte man überall Absicht, und es verschwand die holde Erscheinung eines zwanglosen Spiels. Oh konnte sich auch der Dichter nicht verhegen, irgend eine Nebenperson zu sorgfältig auszumahlen und zu stark zu betonen,

wodurch alsdann seine Hauptfiguren verankert wurden. Oft mußte sogar in den gespanntesten Situationen der Gang der Handlung aufgehalten werden, damit irgend ein charakteristischer Zug seinen Platz finden konnte.

Die Bemerkung dieser Fehler betonte eine Mädelheit zu den sogenannten Intriguen-Stücken, und nun setzte man den Werth des Lustspiels vorzüglich in die Handlung. Alles wurde auf gespannte Erwartung, auf überraschende Entwicklung, auf plötzliche Uebergänge zu den entgegengelegten Extremen berechnet. Man vergaß zuletzt oft, daß nicht die Bewegung an sich, sondern die bewegte Gestalt ein Gegenstand der Kunst ist. Das gemeine Bedürfnis der Neugierde und der zerstreuten Unterhaltung wurde mehr befriedigt, als der edlere Kunst Sinn, der in der Darstellung des Lebens etwas ganz anders erwartete, als einen betäubenden Wirbel von Begebenheiten, wodurch die Aufmerksamkeit gewaltsam erzwungen, und nicht auf eine sanfte und liebliche Art gewonnen wird.

Während daß man auf der einen Seite das Lustspiel oft nicht mit dem besten Erfolg zu bereichern strebte, glaubte man auf der andern einen schon vorhandenen Reichthum dem bessern Geschmack opfern zu müssen. Durch die Spiele einer jugendlichen Phantasie war eine lustige Welt von Zern, Weisern und Zauberern geschaffen worden, die dem Dichter und seinen Freunden manche reizende Märche darbot. Da ließ eine ernste Stimme sich vernehmen, es sei unschicklich für das reifere Alter der Kunst mit solchen Märchen zu tändeln, an dem Wunderbaren und Abenteuerlichen möchten sich allenfalls Kinder ergözen, aber auf einer höhern Stufe der Ausbildung könne und nur Wahrheit und Natur befriedigen. Gleichwohl giebt es auch eine poetische Wahrheit, an der es wenigstens den Eulphen Shakespeare nicht fehlt, und es wäre traurig, wenn keine andre Natur dargestellt werden sollte, als auf die wir täglich in unsern nächsten Verhältnissen treffen.

Einer ähnlichen Rechtfertigung bedürfen die poetischen Formen des alten Lustspiels gegen die Intoleranz der modernen Nüchternheit. Unter einem selbstig gestimmten Volke mußte auch der Dichter in einem prächtigen Gewande auftreten. Rhythmus und Wohlklang der Sprache waren

daher unentbehrlich. Die reine Form in Sprache, Tanz und Verification gab unabhängig von der Bedeutung des Kunstwerkes einen besondern Genuß, und die glänzende Befriedigung, in der jedes Object erschien, hatte an sich selbst etwas Begeisterndes. Nicht alles aber kommt nicht in Betrachtung, so bald man keinen andern Zweck der Kunst anerkennt, als treue Nachahmung der Natur. Jedet Schmund gilt alsdann für zweckwidrig, der die Massen nicht befördert.

Der Justizist sträubte sich indessen gegen diese Theorie, und jedes gebildete Publikum fand auch im Lustspiele den geistreichen Dialog langweilig, so bald es sich nicht über die gemeine Wirklichkeit erhob. Daher das Bestreben, ihm durch Witz und Satire eine gewisse Würze zu geben, die mit der Darstellung des Charakters oder der Situation sich nicht immer verträgt. Anstatt dieses Papes, der oft in Heberlobung ausartet, wäre auch für das deutsche Lustspiel der verfeinerte Dialog sehr zu empfehlen, so wie er im Trauerspiel nunmehr fast allgemein zum Geispe geworden ist. Für den lächerlichen Stoff würden vielleicht Alexandriner am passendsten seyn, für das Luste und Nüthende die Jamben, und für die gemischte Gattung die Versart des Wolkensteinischen Vagabonds von Schiller.

Es mußte zuletzt eintreten, wie sehr die Kunst durch beschränkende Gesetze der Theorien schwärzte, der Eristicismus reizte zur Empörung, und die völlige Gesetzlosigkeit wurde als neue Theorie aufgestellt. Nicht bloß von fremdem Dienste sollte die Poesie befreit werden, sondern auch auf ihrem eigenen Gebiete für die Willkür des Dichters keine Bindung mehr übrig bleiben. Schenung gegen irgend ein achtungswürdiges Gefühl in der Welt oder Behandlung des Stoffes galt für Schwäche und detaillirte Formtheit. Selbst die Bedingungen der Darstellung wurden für drückend angesehen. Das Darstellen überhaupt schien ein zu kleinliches Geschäft. Der Dichter, meinte man, müsse in einer höhern Region über seinem Stoffe emporklimmen, und zeige sich nie größer, als wenn er sein eignes Werk im nächsten Momente wieder zerlöste.

Aber es giebt Gesetze der Kunst und der Menschheit, die sich nicht angegriffen übertreten lassen. Durch unzusammenhängende Bestrebungen auch der größten Kraft entzieht sein Werk für das Reich der Schönheit.

Toll wir aus bloßen Andeutungen und fragmentarischen Skizzen ahnden, was der Künstler vermocht haben würde, wenn er gewollt hätte, ist eine ärmliche Befriedigung seiner Eitelkeit. Nur wenn der Geist, der ihn belebte, vollständig erscheint, und man über einem Werke voll innern selbstständigen Lebens den Meister vergißt, betrübt er die ästhetische Welt. Und was erfordert wird, um ein solches Leben mit Liebe zu pflegen, darf der Dichter eben so wenig, als irgend ein anderer Künstler vernachlässigen. Das Lustspiel erlaubt allerdings hiezu gewisse Freiheiten, und wenn Aristophanes in einzelnen Aufwallungen einer übermüthigen Laune die dramatische Form aufopferte, und seine Persönlichkeit aus der Coullise hervortreten ließ, so bestraft er durch einen wüthigen Einsall, und man ertheute sich an diesen augenblicklichen Spielen mit dem Spiele. Aber ihm selbst fiel es wol nie ein, in solche Lizenzen sein höchstes Verdienst zu setzen, und sich dagegen dessen zu schämen, worauf er gewiß nicht weniger als andre die größte Sorgfalt verwendete.

Wir Recht behauptete die Kunst ihre Unabhängigkeit von jedem fremden Einfluß, und gehorcht bloß ihren eignen Gesetzen; aber der Künstler gehört zugleich als Bürger und Mensch zur wüthlichen Welt, in der er sich nicht isoliren kann. Es soll ihm kein wohlthätiger Zwang aufgedrungen werden, aber seine Kraft soll nur nicht feindlich wirken, und irgend etwas zerstören, das erhalten und geehrt zu werden verdient. Im Zustande der Freiheit und Stärke zeigt sich die unverdorbene menschliche Natur edel und mild.

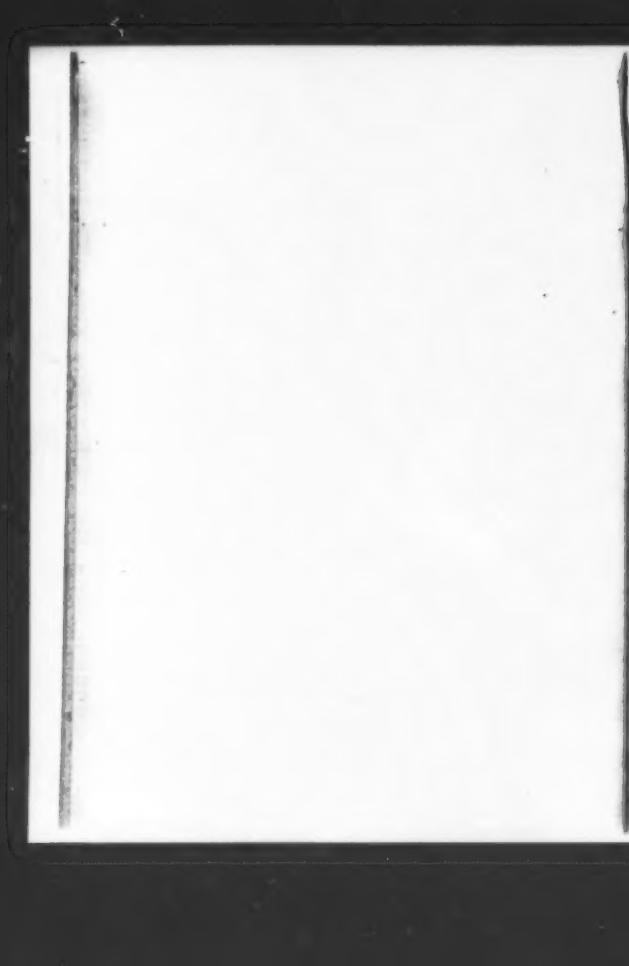
Dem Sandalismus in der Kunst wird oft zu viel Ehre angethan, wenn man ihn für einen Mißbrauch der Eurygie ansieht. Er ist theils nur ein Wehrei der Chmucht und Leerheit. Mit dem kleinften Aufwand von Witz wird das Ehrwürdige lächerlich, wenn man es mit dem Verächtlichen zusammenstellt, und auf diesem armetigen Kunstgriff beruht das ganze Verdienst der Parodie. Zweideutigkeiten sind oft nicht schwerer zu erfinden, als Wortspiele; wenn sie eine günstigere Aufnahme finden, so geschieht es durch das Anziehende des Stoffs für eine unreine Phantasie. Und wie viel Frechheiten entstehen aus dem Triebe mit Starkgeisteri zu prohlen, oder aus dem Bedürfnisse eine heimliche Aardt zu übertäuben?

Die Jügellosigkeit des griechischen Theaters würde uns nicht zur Nachahmung berechtigen, aber auch selbst bei dieser Thatfache dürfen einige Umstände nicht übersehen werden. In dem fröhlichen Rausche eines Bacchusfestes war die herrschende Stimmung derjenigen ähnlich, in der ein römisches Heer seinen triumphirenden Feldherrn begleitete; das Volk schwelgte im Genuße seines Nationalglücks, und feierte seinen eignen Triumph. Daher die muthwilligen, aber in der frühesten Periode gutmüthigen Redereien gegen jedes ausgezeichnete Verdienst. Mit stolzer Begeisterung stellte sich jeder Bürger des Staats dem größten Manne der Nation dreist gegenüber, und alle Ueberlegenheit verschwand. Daß in der Folge dieser leichte Spott durch Partengeist, Neid und Schadenfreude ankartete, war nicht zu verwundern.

Für den rohen Krieger des mittlern Zeitalters diente der Ritterorden zur Schule der Züfte. Ungebildete aber gehaltne Kraft lernte das Heilige verehren und der Schönheit huldigen. Wüßte ein ähnlicher Lebensgeist auch auf dem deutschen Bauernse und vor der Verwilderung schützen, und möchten edle Frauen, die, wie der Dichter sagt,

„am besten wissen, was sich ziemt“,

auch hier das Geschloß haben, den Feind anzukerkern!



Ueber Geist und Esprit.^{*)}

^{*)} „Bekümmerte Reden“, I. B. 1.

Der Abdruck erfolgt auf den „Selbstschreibenden Maschinen“.

Wer unter dem Trud der Bedürfnisse lebt, kennt für den Werth der Dinge keinen andern Maassstab, als ihre Brauchbarkeit. Durch seine thierische Natur und seine gesellschaftlichen Verhältnisse werden ihm gewisse Zwecke aufgedrungen, und nur was zu Erreichung dieser Zwecke als Mittel dient, weis er zu schätzen. Griechen und Römer erkannten an dieser Deulart den Sklaven; der Name einer solchen Menschenklasse ist aus den gesitteten Staaten unsers Zeitalters verbannt, aber was ihrem Charakter entgegengesetzt ist, die Freiheit der Seele, ist jetzt unter allen Ständen eine desto seltener Erscheinung. Bei aller höhern Kultur, der wir uns rühmen, zeigt sich der knechtische Sinn besonders noch oft in den Urtheilen, die über den Verstand eines Menschen gefällt werden.

Auch der Gedanke wird von der größern Anzahl nur nach seinem Dienste geschätzt. Ein Verstand, der Schätze, Macht, Ansehen, Jüngung erwirbt, erhält seinen Rang in den Augen anderer nach dem Verhältnisse, wie der Werth dieser Zwecke mehr oder weniger anerkannt wird. Ein Schritt weiter, und es entsteht Achtung für die geistige Thätigkeit des Verstandes überhaupt. In der Wahl des kürzesten und sichersten Wegs zu irgend einem Ziele, in der klugen und schnellen Benützung jedes Vortheils, in den sinnreichen Kunstgriffen, den entgegengesetzten Hindernissen auszuweichen, oder sie zu überwinden, ehrt man die Kennzeichen höherer Fähigkeiten ohne Rücksicht auf ihre jetzige besondere Anwendung. Man ahndet das Talent des Geschäftsmannes aus seinem Benehmen am Lombdretisch. Aber immer noch gilt der Verstand nur für ein taugliches Werkzeug. Man unterscheidet Grade dieser Tauglichkeit, und den höchsten nennt man

Esprit — ein Wort, das in dieser Bedeutung nicht durch Geist übersetzt werden sollte.*)

Was unter dem Wort Geist verstanden wird, gehört mit demjenigen, was der Franzose Esprit nennt, gar nicht in eine Klasse, und eine Verwechslung dieser beiden Begriffe ist nichts weniger als gleichgültig.

Der Mensch ist als Theil des Weltalls durch seine Verhältnisse beschränkt; er kann seine Ketten vergolden, aber er kann auch stunden sie zu zerreißen. Wo noch ein Funke des Prometheuschen Feuers vorhanden ist, wird dieser auch unter der Asche noch fortglimmen. Sobald der äußere Trud sich vermindert, oder die innere Lebenskraft sich erhöht, wird einer edlern Natur die Sphäre zu enge, in die sie sich ohne ihr Zuthun versetzt sieht. Es entsteht ein Trieb die Schranken der Thätigkeit und Empfänglichkeit zu erweitern, und wenn dieser Trieb mit dem Vermögen ihn zu befriedigen verbunden ist, so wird beides zusammen durch das Wort Geist bezeichnet.

List hat der Mensch mit vielen Thieren gemein, und der hochgepriesene Esprit ist oft nichts weiter als List. Auch selbst in den Fällen, da die Erreichung eines bestimmten Zwecks ein schwieriges und verwickeltes Geschäft ist, das mannichfaltige Vorbereitungen, Fertigkeiten und Kenntnisse erfordert, bedarf es zu dem glücklichen Erfolge keiner persönlichen Beredung überhaupt. Nur zu dem einzelnen Geschäfte muß der Mensch gut abgerichtet seyn, und es mit Fleiß, Aufmerksamkeit und Behendigkeit treiben. Nur was zu dem Gelingen der Unternehmung gehört, kommt in Betrachtung; alles andre Persönliche verschwindet.

Aber es giebt andre Erscheinungen der menschlichen Natur, wo auch bei dem mißlungenen Erfolge das Persönliche allein unsere Aufmerksamkeit anzieht. Alle Zwecke und Bedürfnisse der menschlichen Abhängigkeit verschwinden bei dem Anschauen eines Wesens höherer Art,

*) Das Wort *Wisp* war nach dem ehemaligen Sprachgebrauche gleichbedeutend mit *Esprit*. Man findet z. B. in ältern Verpflichtungsformeln förmlicher Art, daß sie nach ihrem heiligen *Wisp* die Geschäfte behandeln sollten.

das aber unsers Geschlechtes ist, und uns zu sich emporhebt. Für diese Erscheinung hat die Sprache keine andern Ausdrücke, als solche, wodurch sie das Ueberirdische bezeichnet — Genius — Geist — Begeistertung. Auch das Wort Esprit hatte ursprünglich eine solche Bedeutung, aber durch eine von den bekannten Uebertreibungen des französischen Sprachgebrauchs wurde es entweiht. In den kleinlichsten Geschäften bedurfte es eines Geistes. Aber diese irdischen Geschäfte waren auch in der Meinung so wichtig geworden, daß man darüber alles Ueberirdische vergaß.

Auch der Geistvollste verfällt oft nach der höchsten Spannung in einen Zustand der Erschlaffung, und wenn er leicht von der Sinnlichkeit überwältigt wird, so sind die Momente der Begeistertung nur selten und vorübergehend. Aber in diesen Momenten wenigstens erhebt er sich über die gemeine Natur, und steht auf einer höhern Stufe der Wesen. Ein Gefühl seiner Würde begleitet diesen Zustand, und wohl ihm, so lange er dieses Gefühls noch fähig ist! Er steht auf sich selbst gegründet und unabhängig unter seinen Zeitgenossen. Seine Erscheinung ist oft drückend für die kleinen Seelen, die ihn umgeben, aber vergebens suchen sie ihn zu sich herabzuziehen. Nur alsdann erst, wenn er anfängt, ihres Beifalls zu bedürfen, ist sein Fall entschieden. Um vor der Menge zu glänzen, ist Esprit das einzige Mittel; Geist wird nur von wenigen anerkannt, denn nur da, wo er auf den Geist eines andern trifft, wird er verstanden. In schwachen Stunden verschwindet der Stolz der ächten Genialität, und an seine Stelle tritt Eitelkeit und Koketterie. Erreichen diese unglücklicher Weise ihren Zweck, so ist der Geist an die Unterwelt gekettet — er hat von ihren Früchten gekostet. —

Wie anders, wenn es ihm noch gar nicht einfällt, sich geltend machen zu wollen! Er glaubt auf dem rechten Wege zu sehn, und dieß giebt ihm ein beruhigendes Selbstgefühl, aber er ist fern von dem Tümkel, sein Ziel erreicht zu haben. Noch immer sieht er sich weit unter seinem Ideale, und dieß macht ihn bescheiden. Selbstzufriedenheit ist ein Charakterzug des Esprit, denn er wollte nicht mehr, als was er leistet. Er ruht auf seinen Lorbern, und mit einem vor-

nehmen Blide sieht er auf den Geist herab, dem vieles mißlingt. Denn außer seiner Welt hat der Geist eine gewisse Ungeschicklichkeit, deren der Esprit sich schämen würde. Auch selbst in dem, was der Geist mit Liebe hervorbringt, wird oft die Idee nicht durch die Ausführung erreicht, und das Produkt läßt manche gerechte Forderung unbefriedigt.

Ueberhaupt ist es nicht das Werk des Geistes, wornach wir ihn schätzen sollen. Sein bloßes Daseyn, wenn es auf irgend eine Art sich verkündigt, ist für die Menschheit wohlthätig. Wo er Empfänglichkeit findet, gleicht seine Erscheinung einem Feste, und Feste sind es ja, die uns das Leben würzen, und selbst den Wilden dafür bewahren, daß er nicht unter dem Trude der Bedürfnisse zur thierischen Natur herabsinkt.

Der Geist offenbart sich im Umgange, in der Gelehrtenwelt, in Geschäften, in der Liebe, und in der Kunst. In allen diesen Verhältnissen wollen wir ihn betrachten.

Einsamkeit hat an sich selbst für ihn keinen Werth; nur in den Momenten der Thätigkeit ist sie ihm oft Bedürfniß, um ihn vor Störungen zu sichern. Er schmelzt ungern allein in seinen Ideen, und wünscht seinen Genuß mit einem andern Geiste zu theilen. Daher seine Freude, wenn er einer Seele begegnet, die ihn versteht.

Das Nützliche ehrt er, und weiß es zu gebrauchen, wo es der Dienst fodert, den ihm seine Verhältnisse auflegen. Denn willig dient er der größern oder kleinern Gesellschaft, zu der er gehört. Aber er ist niemandes Sklav, und sobald er zum Gefühl seiner Freiheit erwacht, ist es nur das Große und Schöne, was ihn beschäftigt. Heurig ergreift er es, wo er es findet, und was er dabei fühlt und denkt, möchte er gern um sich her verbreiten.

Fremdes Verdienst erregt nie seinen Neid. Er glaubt gern an das Vortreffliche, weil es nie für ihn drückend ist, und er dreist sich ihm gegenüber stellt.

Rechter Gehalt entgeht ihm nicht selbst unter den Schatten der Nothheit oder Verwilderung. Seine Ideenwelt macht ihn nicht unempfindlich gegen die Reize des Wirklichen. Die schönen Blüthen der Menschheit — Freude und Liebe — sind ihm in jeder Gestalt holde

Erscheinungen, und nur mit zarter Schonung wagt er es, sich ihnen zu nähern.

Aber sich selbst und seine gegenwärtigen Verhältnisse vergißt er leicht über den Gedanken und Empfindungen, die irgend ein äußerer Eindruck in ihm erweckt. Eine glänzende Rolle in irgend einem Zirkel spielen zu wollen, fällt ihm gar nicht ein; nur von denen, die er achtet und liebt, wünscht er nicht verkannt zu werden. Unter gleichgültigen Personen wird er sich oft vernachlässigen, und gegen die Gesetze des guten Tons verstößen.

Dem Esprit kann so etwas nie begegnen. Er ist nie zerstreut, immer aufmerksam auf die gegenwärtigen Personen und ihre Verhältnisse, schnell in Benutzung des vorhandenen Moments, abgemessen in seinem ganzen Betragen. Jede Gesellschaft ist für ihn ein Schauplatz, und alles ist bei ihm auf die hohe Meinung berechnet, die er von sich selbst seinem Publikum beibringen will. Daher die gebildete Sprache, der seine Takt für das Schickliche, und die Entwicklung jedes Talents, das zum Gefallen oder zum Unterhalten gebraucht werden kann.

Der Geist des Gelehrten wird an dem Ideale erkannt, das ihm von seiner Wissenschaft vorschwebt. Sein Ziel ist im Gebiete des Unendlichen. Auch die vereinigten Kräfte mehrerer Jahrhunderte können sich ihm nur nähern; aber jeder Fortschritt erweitert die Sphäre des menschlichen Wissens.; Für den Esprit ist die Wissenschaft nur Mittel zu einem fremdartigen Zwecke, nicht Zweck an sich. Er schätzt sie wegen ihres praktischen Gebrauchs, und weil sie mit Ehre und andern Vortheilen lohnt. Sie giebt ihm Gelegenheit, auf eine glänzende Art als Lehrer unter seinen Zeitgenossen aufzutreten. Er strebt nach schriftstellerischem Ruhme, und vernachlässigt nichts, um seinem Buche eine solche Form zu geben, die ihm bei einem bestimmten Publikum eine günstige Aufnahme sichert. Alle Künste der Reletterie werden hierzu aufgeboten, die höchste Eleganz der Sprache, ein Gemisch von Bescheidenheit und Selbstgefühl im Tone des Vortrags, sorgfältige Vermeidung des Trodens bei allem Anscheine von Gründlichkeit, und besonders die Erhaltung der Täuschung, daß der Gegenstand völlig erschöpft sei bei der gedungensten Kürze. Bücher dieser Art finden wir häufig in der französischen Litteratur, und oft werden sie als Muster für angehende Autoren gerühmt.

Für den Geist ist ein Buch nicht mehr als ein Brief. Er schreibt ihn, wenn er etwas wichtiges mitzutheilen hat, ohne in der Art dieser Mittheilung zu künsteln. Sein Werk hat gar nicht den Zweck, alle andre Schriften über denselben Gegenstand entbehrlich zu machen. Er will nur Beiträge zu dem Ganzen liefern, dessen Vollendung den künftigen Zeitaltern vorbehalten ist. Sein Vortrag ist lichtvoll und edel, denn was er dachte, war klar und bestimmt. — er dient einer Wissenschaft, die er verehrt, aber freiwillig und mit Würde. Ohne Deklamation oder geheuchelte Wärme läßt er die Gefühle laut werden, die sein Stoff in ihm erweckt, aber oft scheint er kalt, weil er ernst ist. Wo es auf strenge Prüfung und tiefes Forschen ankommt, strebt er nicht nach anmuthigen Formen, sondern wählt gern den kürzesten Weg sich verständlich zu machen. In diesem Falle achtet er nicht auf Klagen über Trockenheit; die Prosaen sollen verscheucht werden. Aber er haßt die erkünstelte Gravität, wodurch die Leereheit sich wichtig zu machen sucht, und gern verweilt er auch bei der gefälligen Seite seines Gegenstandes.

Geschäfte betreibt der Esprit größtentheils mit einem glänzenden Erfolg. Er kennt keinen höhern Zweck, als der ihm durch fremde Autorität, oder durch die vorhandenen dringenden Bedürfnisse gegeben wird; aber er ist sinnreich und unermüdet, Mittel dazu aufzufinden. Was er in Geschäften redet und schreibt, empfiehlt sich durch Genauigkeit, Ordnung, Klarheit und Eleganz. Mit einem scharfen und schnellen Blick beobachtet er die gegenwärtigen Verhältnisse innerhalb seines Wirkungskreises, und weiß jeden günstigen Moment zu benutzen. Er schämt sich eines unnöthigen Aufwandes von Zeit und Kräften, und sinnt auf Methoden, sein Geschäft abzukürzen, zu vereinfachen und zu erleichtern.

Wird hingegen der Geist zu einer bestimmten Thätigkeit in der wirklichen Welt aufgefordert, so ist sein erstes, sich diese Thätigkeit zu veredeln und zu idealisiren. Nicht was ihm fremde Meinungen und Gewohnheiten aufdringen, sondern was er selbst für das höchste erreichbare Ziel erkennt, ist sein Zweck. Das Ganze, dem er dient, soll diesem Ziele, wenn auch nur allmählig, sich nähern. Jeder Schritt rückwärts, alles was dem vorhandnen Nebel Dauer und Consistenz giebt, wenn es auch scheinbare Vortheile für den Augenblick gewährt, ist ihm ver-

haßt.*) Aber je weiter seine Sphäre, desto mehr hat er mit dem Eigennutz und der Eitelkeit aller derer zu kämpfen, die bei der Ausführung seiner Pläne auf irgend eine Art zu verlieren haben. Eine offene Fehde hätte er nicht zu fürchten, aber die List seiner Gegner weiß ihm die Momente abzulauern, da er mit der Zukunft beschäftigt irgend einen Momentstand in der Gegenwart überfieht. Daher scheitern seine Pläne sehr oft und es wird ihm als Ungeschicklichkeit angerechnet, wenn irgend ein Mißbrauch fortbauert, dessen gänzliche Ausrottung er auf einen günstigeren Zeitpunkt versparte, oder wenn irgend ein Bedürfniß des Augenblicks unbefriedigt bleibt. Liebe ohne Geist ist nur eine gefälliger Einkleidung des Egoismus. Ein Ideal muß der Mensch lieben, oder er liebt nur sich selbst. Für jeden Grad der Ausbildung giebt es besondere Ideale und selbst für den ersten Schritt aus dem Zustande der Rohheit. So wie das Gefühl der Menschheit erwacht, beginnt die Macht des Schönen, und was den Sinnen als reizend erscheint, schmückt die Phantasie mit ihren Schätzen und umgiebt es mit einem überirdischen Glanze. Je mehr Geist in der Liebe, desto inniger die Verehrung, desto schüchterner, verlegener und unbefähigter das Betrügen, wo es darauf ankommt, zu gefallen. Für den Esprit hingegen ist Liebe ein Geschäft, bei dem Sinnlichkeit oder Koketterie befriedigt werden soll. Unbefangen und dreist wird er auftreten, und fast immer sein Spiel gewinnen, weil er jede Schwächen seines Gegners zu benutzen weiß. Was der Geist liebt, ist ihm zu heilig, um es irgend einer Schwäche für fähig zu halten.

Liebe und Kunst sind es, worin der Geist am reinsten erscheint. Daher gefällt sich auch die Kunst so sehr in Darstellung der Liebe.

Ohne Geist ist die Kunst nur eine Sklavin der Heppigkeit. Bei zunehmender Verfeinerung wird zwar ein größerer Aufwand von Kräften erfordert, um dem verwöhnten Geschmack ein Lächeln des Beifalls abzugewinnen; aber dieß macht den Dienst des Künstlers nur schwerer, nicht ehrenvoller. Nur der Geist erhebt ihn über alle drückenden Verhältnisse, und giebt ihm einen selbstständigen Werth.

Die Verfeinerung eines Objekts, einer Begebenheit, eines Zu-

*) So erkerte J. B. Turgot — ein würdiger Repräsentant der Staatsmänner von Geist — gegen alles, was er perfectiomer so mal nannte.

standes kann für ein bestimmtes Publikum einen Werth haben. Sie ist eine Aufgabe für den Esprit, die er zu lösen nicht verfehlen wird. Aber der ächten Kunst ziemt es nicht, hierbei stehn zu bleiben. Nicht das Object selbst, nur sein Widerschein in der Seele des Künstlers ist darstellungswürdig; denn in diesem Widerschein offenbart sich der Geist.

Die geistigste Hülle des Geistes ist die Idee, aber diese erscheint nur durch bestimmte Formen. Durch diese wird sie versinnlicht, da sie sonst nur gedacht werden konnte. Daher die Forderung der Bestimmtheit in den Werken der Kunst bis auf ihre kleinsten bemerkbaren Theile. Aber alles Geformte muß mit der Idee des Ganzen übereinstimmen, und in dieser Idee muß unendlicher Gehalt mit Bestimmtheit verbunden seyn.

Tief sind die Grundgesetze des Geschmacks. Er kann dem Geiste nichts geben, sondern nur seine Erscheinung befördern. Er duldet keine Beschränkung, als die zur Bestimmtheit nothwendig ist. Das Sinnliche der Kunst ist zwar endlich, aber bis in seine kleinsten Elemente muß es höchst bedeutend seyn, weil es ein Symbol des Unendlichen ist.

Der Geist ahndet den Geist auch in der flüchtigsten Skizze: aber nur durch vollendete Darstellung tritt er in die wirkliche Welt ein, und wirkt auch auf den zahlreichern Theil des Publikums, der eines stärkern Reizes bedarf, um sich über das Irdische zu erheben. Indem das Ideatische sich versinnlicht, wird das Sinnliche verebelt. Auch ist es des Geistes würdig, in dem darzustellenden Objecte alles aufzufassen, was ein höchst ausgebildeter Mensch im vollkommensten Zustand seiner Organe, unter den günstigsten Verhältnissen und bei der gespanntesten Aufmerksamkeit daran wahrnehmen würde.

Wie sich der Geist in der Wirklichkeit äußert, und wie er sich vom Esprit unterscheidet, bedarf niemand mehr erinnert zu werden, als der Deutsche. Er ist nur zu geneigt, den Esprit des Franzosen im Umgange, des Engländer's im Gewerbe, des Italiäners in der Kunstfertigkeit und in der Befriedigung conventioneller Forderungen des Geschmacks zu bewundern. Leicht kann es ihm da begegnen, einen höhern Werth zu verkennen, und dadurch selbst auf einer niedrigeren Stufe stehn zu bleiben, als zu der er bestimmt war.

Ueber die Deutsche Litteratur.

Aus einem Briefe an den Herausgeber des „Deutschen Museums“.*)

*) Friedrich Schlegel's „Deutsches Museum“ (Wien 1812). Band II. Viertes Heft, S. 292.

Der nachstehende offene Brief Körners ist im Laufe des Jahres 1812 entstanden und durch einen im dritten Heft von Hr. Schlegels Zeitschrift „Teutsches Museum“ (I, 49., S. 177) mitgetheilten Aufsatz „Ein Wort über deutsche Literatur und deutsche Sprache“ des Freiherrn K. von Steigentisch veranlaßt worden. Aug. von Steigentisch, 1774 zu Hildesheim geboren, war österreichischer Officier, später Gesandter in Kopenhagen und Turin, hatte sich seit 1798 in leichten Lustspielen, Schichten und Erzählungen versucht, gehörte zu den unbedingtesten Bewunderern der französischen Literatur und schloßerte, im Grunde genommen, in seinen Auseinandersetzungen in Schlegels „Museum“ der gesammten deutschen Wissenschaft und Tichtung den Vorwurf barbarischer Schwerkeltigkeit, der gesammten Sprache denjenigen geistloser Willkür zu. Als Stimme eines gebildeten Weltmanns enthält der Aufsatz einige beachtenswerthe Bemerkungen, namentlich gegen gewisse Unarten der Romantiker, im Ganzen jedoch konnte einem Schriftsteller, der in eben dieser Zeit die „Lindens dangevæsen“ des Laetoe zu einem deutschen Roman („Marie“) verarbeitete, unmöglich das Recht zugesprochen werden, dem lebenden Goethe ins Angesicht hinein den Reichthum der Deutschen „gehinne“ zu nennen und s. W. auszurufen: „Ich glaube die Zeit ist gekommen, wo wie es geschehen dürfen, wie weit und der philosophische Zeitpunkt des großen Denkens in Königsberg von der Bildung entfernt, die auf das Leben wirkt.“ — Begreiflich genug, daß Körner in diesem Falle einer gewissen Entristung Raum gab und in seinem Schreiben an Hr. Schlegel durchwiden tief, daß er nicht allzuhoch von Steigentisch denke. Das „treffliche Gedicht“, von welchem im Eingang des Körnerischen Briefes die Rede ist, war das Gedicht „Die Sprache“ von K. von Steigentisch, mit welchem Schlegel seine Zeitschrift eröffnet hatte. — Der Abdruck erfolgt aus dem „Teutschen Museum“.

3 Fremden mußte es allerdings, daß ein Mann, dem wir ein so treffliches Gedicht über die Sprache verdanken, die deutsche Litteratur so tief herabsetzen konnte, wie im dritten Stücke Ihrer Zeitschrift geschehen ist. Aber eben durch das Persönliche des Verfassers so wie ich mir ihn denke, wird ein solcher Aufsatz begreiflich und sein Eindruck gemildert. Nach geendigter Fehde ist der deutsche Mitter geneigt, den gewesenen Feind und alles was ihm angehört, selbst bis zur Uebertreibung zu ehren. Er will nur gerecht seyn, will nur sich durch Partheylichkeit nicht blenden lassen, und verfällt dabey leicht in das entgegengesetzte Extrem. Die Seinigen hören unfreundliche Worte von ihm, während er den Fremden herrlich bewirthet.

Aber Sie möchte ich fragen, wie Sie bey einem solchen Angriff so ruhig bleiben konnten, und ob Sie denn gar keinen Drang fühlten, für den verkannten Werth deutscher Geistesprodukte Ihre Stimme zu erheben? Zur Strafe Ihres Stillschweigens will ich Sie selbst für den Gegner ansehen, und Sie sollen von mir lesen müssen, was Sie selbst längst gedacht, aber bey dieser Gelegenheit auszusprechen versäumt haben.

Sollte es Ihnen wohl jemals eingefallen seyn, über die Urtheile des Auslands von unserer Sprache und Litteratur zu klagen? Sollten Sie es nicht rathamer finden, auf einen an sich schätzbaren Beyfall Verzicht zu leisten, als ihn durch zu große Aufopferungen zu erwerben? Und wären Ihnen die Opfer wohl unbekannt, die für den deutschen Schriftsteller unerträglich seyn würden, um in der fremden Hauptstadt sich geltend zu machen?

Der Gelehrte in Deutschland, wie Sie und ich ihn wünschen, schreibt aus reinem Eifer für den Fortschritt der Wissenschaft, nicht um irgend ein Publikum durch eine glänzende Außenseite zu gewinnen. Er tritt nicht mit der Annäherung auf, durch ein vollendetes Buch den ganzen Reichthum seines Stoffs in gedrungenster Kürze erschöpft zu haben. Das Feld der Wissenschaft ist für ihn unendlich, und er hält es für verdienstlich genug, bloß Beiträge zu dem großen Werke zu liefern, das nur durch vereinte Bemühungen mehrerer Zeitalter und Nationen seiner Vollendung sich nähern kann. Er schreibt für Leser von gleicher Denkart. Es kann ihm daher begegnen, daß er sich in der Form vernachlässigt, weil er bey denjenigen auf Rücksicht rechnet, die den Werth des Inhalts zu schätzen wissen. Der Gebrauch eines überflüssigen Wortes ist für ihn oft Bedürfniß, weil ihm für den Begriff, den er fest zu halten hat, kein anderes bestimmtes Zeichen in der Sprache sich darbietet. Vielleicht hätte er eine bessere Wahl treffen können, aber sobald das wissenschaftliche Zeichen einmal erklärt ist, so gilt es für seine Leser im Fortgange der Untersuchung, und befördert die Kürze des Vortrags.

Zu einer gewissen Weitichweifigkeit kann er leicht durch Liebe zu seinem Stoffe verleitet werden. Was ihm selbst höchst interessant war, will er dem Leser nicht vorenthalten. Manche Umstände scheinen der Genauigkeit wegen Erwähnung zu verdienen, manches ist bloß bestimmt, einen Mißverstand zu verhüten. Solche Dilettanten der Gelehrsamkeit, die über einen wissenschaftlichen Gegenstand nicht gern etwas mehr lesen wollen, als was in einer Gesellschaft von gutem Ton darüber sich sprechen läßt, sind freylich diejenigen nicht, auf deren Beifall er Anspruch machen darf.

Wer sich bewußt ist, nur durch Anstrengung aller Geisteskräfte und vieljähriges Studium in seinem Fache eine gewisse Meisterschaft erlangen zu haben, kann sich für die bequemen Freunde der Gelehrsamkeit nicht interessiren, die von allem Wissenswürdigen gern die schönsten Blüthen und köstlichsten Früchte bloß im Spazierengehen einsammeln möchten. Er überläßt es andern für das Bedürfniß dieser Klasse zu sorgen. Ihm sind nur solche Leser willkommen, denen es

ein Ernst ist, ins innere Heiligthum der Wissenschaft zu dringen, und die für diesen Zweck keine Schwierigkeit scheuen. Er darf ihnen gewisse Vorkenntnisse zutrauen, und hofft Dank von ihnen zu verdienen, wenn er auf dem kürzesten Wege sie weiter zu führen sich bemüht. Es entsteht daraus allerdings eine Dunkelheit für denjenigen, dem der Gegenstand der Untersuchung ganz fremd ist. Aber das edle Metall aus den Tiefen der Erde hervorzuarbeiten, und es zum allgemeinen Umlauf auszugießen, sind zwei sehr verschiedene Geschäfte, die nicht füglich von Einer Person betrieben werden können.

Was die Wissenschaft für praktische Zwecke leistet, erhöht ihren relativen Werth, ist aber nicht der Grund ihres Werths überhaupt. Wohl uns, wenn wir nach der Erkenntniß nicht bloß wegen des Ruhms streben, den wir zu irgend einem politischen, militärischen, merkantischen oder technischen Gebrauche von ihr erwarten! Wohl uns, wenn Philosophie und Theologie uns noch ehrwürdig bleiben, und unsere Aufmerksamkeit fesseln, ob sie uns gleich weder irdische Macht, noch irdische Schätze versprechen! Erkenntniß ist überhaupt Zweck an sich selbst, als Erweiterung der Schranken unseres innern geistigen Lebens. Und dieses geistige Leben hat eine höhere Bestimmung, als bloß den Bedürfnissen der Furcht, der Sinnlichkeit und der Eitelkeit zu dienen. Der Mensch soll aufrecht stehen in seiner Welt, und den Blick zu den Sternen erheben. Der Theorie soll er eine beruhigende und seelenerhebende Ansicht des Universums verdanken, und die praktische Weisheit soll sein Leben zu einem schönen Ganzen veredeln. Ein Schriftsteller, der zu solchen Zwecken das Seinige beiträgt, darf glücklicher Weise unter uns noch ohne weitere Empfehlung auftreten.

Daß das Feld der Geschichte in Deutschland „nur spärlich angebaut sei,“ ist wohl bloß von den Geschichtschreibern gemeint. Denn daß wir eine beträchtliche Anzahl verdienstvoller Geschichtsforscher aufweisen können, wird wohl Niemand im Ernste bezweifeln. Und eben so wenig wird man diesen Männern vorzuwerfen wagen, daß sie ihren eisernen Fleiß und ihre strenge Kritik bloß an kleinliche Nebenumstände verschwenden hätten. Haß und Verachtung gegen alles Reichthum und Oberflächliche vertreibt indessen den deutschen Gelehrten

zu unbilligen Urtheilen in den Fällen, wo die Mühe der Vorarbeit unter einer schönen Form verschwunden ist. Das Verdienst, einen geschichtlichen Stoff durch Anordnung, Gruppierung, Beleuchtung, Haltung des Tons und würdige Sprache zu einem Werke der Kunst zu bilden, wird selten hinlänglich geschätzt, und erregt bey Vielen den Verdacht der Ungründlichkeit. Gleichwohl ist bey weniger äußern Aufmunterung von mehreren Historikern, die ich Ihnen nicht zu nennen brauche, auch in der Darstellung manches Vorzügliche geleistet worden.

Der Styl des Verfassers der Schweizergeschichte war, ich gestehe es, auch für mich anfänglich abschreckend. Durch das Anziehende des Inhalts aber wurde ich nach und nach immer mehr mit dieser Eigenschaft ausgehöhlet, und kaum war ich bis zum zweiten Bande, als mir ein solcher Stoff eine gewisse Alterthümlichkeit der Form sogar zu erfordern schien. fand ich zuweilen einige Mahnen mehr, als ein Fremder in der Geschichte eines fremden Volks erwähnt haben würde, so durfte ich nicht vergessen, daß hier ein Schweizer zunächst für Schweizer geschrieben hatte, und daß es ihm schwer werden mußte, nicht bey jeder Gelegenheit die Ahnwordern seiner Freunde zu nennen, selbst wenn der Mahne mehr die Begebenheit schmückte, als durch das Ereigniß eine Wichtigkeit erhielt. Und wenn ich alsdann die hochherzigen Thaten der Vorzeit eben so tief aufgefahst, als lebendig und mit einfacher Würde dargestellt fand, so überließ ich mich ganz dem Genuß, und an alles, was etwa eine strenge Kritik an der Manier des Verfassers aussetzen könnte, blieb kein Gedanke mehr übrig.

Schriften, die zu einer witzigen und geistreichen Unterhaltung bestimmt sind, können ihre Wirkung nicht verfehlen, wenn der Verfasser ein besonderes Publikum studirt hat, und nun alle Kunstgriffe anbietet, dieß Publikum für sich zu gewinnen. In Deutschland aber haben solche Produkte gewöhnlicher Weise eine ganz andere Art von Entstehung. Ein vorzüglicher Kopf fühlet das Bedürfniß durch Spiele des Witzes und der Phantasie sich selbst zu unterhalten. Oder er wird durch einen Umstand gereizt, wider einen Gegner die Waffen eines jovialen Muthwillens zu brauchen. Was auf diese Art entsteht, trägt ein eignes Gepräge von Individualität, die nicht Allen will-

Kommen seyn kann, die aber bey den Wenigen, deren Sinn und Ansichten dem Verfasser näher verwandt sind, eine desto günstigere Aufnahme findet. Der gute Geschmack verbietet allerdings das Ueberwürzte eben so sehr, als das Fade und Leere. Aber ich möchte es der Nation nicht verargen, wenn sie gegen die Vergehungen der üppigen Kraft nachsichtiger ist, als gegen die mißlungenen Versuche des Unvermögens. Weiterschweifigkeit ist übrigens keineswegs der allgemeine Fehler der witzigen deutschen Schriftsteller, wenn anders Lichtenberg, Hippel, Musäus und von Arnim auch in diese Klasse gehören.

Es mag seyn, daß ein glänzender Witz sich mehr durch das gesellige Leben entwickelt, aber die Einsamkeit des deutschen Schriftstellers schützte und nährte dagegen seine Begeisterung. Daher überrascht er uns oft mitten unter seinen ernsten Arbeiten durch eine mächtig ergreifende Stimme, die wir aus einer höhern ätherischen Region zu vernehmen glauben. Es war ihm nicht eingefallen seinem Werke einen Schmutz geben zu wollen, aber er hatte auf seiner Bahn irgend einen Gipfel erstiegen, es öffnete sich ihm der Blick in eine Welt von Pracht und Leben, und in der schönsten Beleuchtung, und er überließ sich bloß dem Eindruck eines solchen Schauspiels. Stellen dieser Art können Ihnen nicht fremd seyn, und ich darf mich auf Ihr Zeugniß berufen, ob Sie dergleichen nicht etwa bloß bei Winkelmann, Lessing und Herder, sondern auch selbst bey Kant gefunden haben, den doch sein abgesagtester Feind schwerlich der Auketterie beschuldigen wird.

Lassen Sie uns nun endlich auch den deutschen Parnas betreten. Wir finden hier allerdings ein buntes Gewühl, ein wildes Treiben, und einen gänzlichen Mangel einer Polizey, wie sie der Wohlstand zu erfordern scheint. Aber Kräfte sind doch vorhanden, mannichfaltige Talente werden entwickelt, es zeigt sich ein vielseitiges Streben, wenigstens hier und da nach einem würdigen Ziele, wenn auch nicht immer mit gleichem Erfolg. Aus einem solchen Zustande kann aber noch manches Treffliche hervorgehen, und die excentrischen Richtungen einiger genialen Köpfe dürfen uns nicht mißmuthig machen.

Wer für Poesie überhaupt empfänglich ist, behält eine gewisse Vorliebe für die ersten Eindrücke einer schönen Jugendzeit. Seinen

damaligen Liebtingen bleibt er in der Regel getreu durch das ganze Leben. Er verlangt nach etwas Nehmlichem, und es giebt ihm ein unbehagliches Gefühl, wenn er unter den Werken seiner Zeitgenossen vergebens darnach sich umsieht. Ein Schritt weiter, und es entsteht Veringschätzung gegen alles, was mit der Theorie nicht übereinstimmt, die er nach seiner individuellen Neigung sich bildete.

Aber das unermessliche Reich der Kunst darf nicht durch einseitige Ansichten beschränkt werden. Nicht Autoritäten sind es, denen sich der freie Geist unterwerfen soll, sondern Gesetze, die die Bedingungen enthalten, unter denen allein seiner Aufgabe Genüge geschehen kann. Und diese Gesetze — sollen noch erst gefunden werden. Bis dahin wollen wir uns doch nicht über jedes Kunstwerk ereifern, das anders ausfällt, als wir es bestellt haben würden. Wir wollen jedes einzelne Kunstvermögen ehren, auch wenn es nicht mit allen übrigen denkbaren Vorzügen verbunden ist, und den Sinn für jede Art von Verdienste immer rege in uns zu erhalten suchen, damit keine von den freundlichen Gaben die der Dichter uns darbietet, für uns verloren sey.

Zu einer schlaffen Toleranz kann dieß nicht führen, so lange wir streng darüber wachen, daß dem Unvermögen und der Trägheit, die sich als feinern Geschmac geltend zu machen suchen, die Larve abgerissen werde, und daß auf der andern Seite die höchste Kraftfülle dem Gesetze des Ebenmaßes sich nicht entziehe.

Hätte der deutsche Schriftsteller auch bloß von seiner Nation die Anerkennung seines Werths zu erwarten, so darf man nicht fürchten, daß er dadurch zu einem Stillstand auf seiner Laufbahn verleitet werden würde. Der innere Trieb, der zeither so manches Treffliche hervorbrachte, ohne durch äußere Aufmunterungen begünstigt zu werden, wird auch ferner das Seinige leisten. Und an Vergleichen mit den Verdiensten des Auslandes wird es auch nicht fehlen, da der Deutsche mehr, als jeder andere, von fremden Vorzügen unterrichtet ist, und ihnen gern Gerechtigkeit widerfahren läßt. —

Zweiter Theil.

Biographische Aufsätze.



Axel Graf von Orenstierna.*)

*) Hofischer Kalender für Damen für das Jahr 1792. Leipzig, W. J. Götthe. S. XXIX.

Den biographischen Aufsatz über „Cagliostro“ verfaßte Körner im Sommer und Herbst des Jahres 1791; derselbe diente zur Vervollständigung des „Historischen Kalenders für Damen“ auf das Jahr 1792, für welchen Schiller in Folge seiner schweren Krankheitsanfälle vom Januar und Mai 1791 im gedachten Jahre nur eine kurze Fortsetzung zu liefern vermochte. Wie immer hatte Körner mit der Arbeit, zu der er sich durch sehr eingehende Studien vorbereitet hatte, soviel fertig zu werden, bereits Anfang August meldete er an Schiller: „Mit dem Cagliostro bin ich doch zu Stande. Der Mann verdient wirklich eine eigene Biographie. Schade daß ich einiger Cursen nicht habhaft werden konnte und daß Götzken wegen des Raums und ich wegen der Zeit so eingeschränkt bin.“ (Körner an Schiller. Leipzig, 8. August 1791. Briefwechsel I., S. 418.) Indes mußte der Hoffungsvolle mit einem abschließenden „Du kennst meine Trübsal!“ Mitte September melden, daß er „mit dem Cagliostro leider noch nicht fertig sei“. (Briefwechsel I., S. 423.) Erst nach der Niederkunft seiner Minna, welche am 25. September den nachmaligen Dichter Carl Theodor gebar, kam es zum Abschluß und triumphierend schrieb Körner: „Bei uns geht alles nach Wunsch. — Dies hat denn auch meine Entbindung von dem Kalendervertrag befestigt. Am Jahltage, als gekern, hat Götzken den Schluß des Manuskriptes erhalten. Nach meiner Rechnung sind es ungefähr zwei Bogen in Octav nach dem Trude des Mercur. Ich bin nicht ganz mit dieser Arbeit zufrieden; der Vortrag hat eine gewisse Steifheit und Trockenheit, aber für mich selbst habe ich Manches bei dieser Beschäftigung gewonnen. Ich bin auf gewisse Kunstvortheile in der historischen Darstellung aufmerksam geworden, besonders auf das Gruppieren und auf die Färbung, die den Totalindruck verhärtet.“ (Körner an Schiller. Dresden, 13. October 1791. Briefwechsel I., S. 429.) — Götzken erhielt, wie aus den Briefen Körners an ihn hervorgeht, das Manuscript in drei Sendungen, am 25. October mußte der Autor, daß der Verleger mit demselben zufrieden sei. (Körner an Götzken. Dresden, 25. October 1791. Hf. Dresdner Bibliothek.) Als ihm zur Ohermesse 1792 Götzken das Honorar für den Aufsatz sandte, bemerkte Körner: „Für das Honorar wegen des Cagliostro danke ich sehr. Ein Autor, der immer so bezahlt würde, könnte freilich hübsch Geld verdienen. Nur müßte er nicht so langsam arbeiten und sonst wieder zerreißen als ich.“ (Körner an Götzken. Dresden, 9. April 1792. Hf. Dresdner Bibliothek.) — Der Abdruck erfolgte aus dem „Historischen Kalender für Damen“.

Es ist ein seltener Genuß für den Liebhaber der Geschichte, einen Mann, der eine vorzügliche Rolle in seinem Zeitalter spielte, um desto ehrenwürdiger zu finden, je genauer man sich mit seinem Persönlichen bekannt macht. Und von dieser Seite betrachtet, verdient Ogenstierna beinahe noch mehr Aufmerksamkeit, als wegen seines Antheils an den wichtigsten Begebenheiten einer Periode, in der das Schicksal von Deutschland und ganz Europa bestimmt werden sollte. Vielleicht giebt es kein Beispiel, daß ein Privatmann, der sich zu einer solchen Höhe über seine Zeitgenossen empor schwang und ein mehr als königliches Ansehen während einer solchen Reihe von Jahren behauptete, den äußern Verhältnissen so wenig und sich selbst so viel zu verdanken hatte, als er. Was das Glück für ihn that, war nicht Begünstigung, sondern Prüfung. Es stellte ihn in den entscheidendsten Zeitpunkten auf die gefährlichsten Posten, spannte die Erwartung des Publikums auf's Höchste und erschwerte ihm alsdann oft jeden Schritt durch die furchtbarsten Hindernisse. Aber er bestand diese Probe und selbst da, wo er dem stärkern Schicksale weichen mußte, erwarb ihm die Würde des Charakters, die er mit den Talenten des Staatsmannes vereinigte, die gerechtesten Ansprüche auf die Verehrung der Nachwelt.

Er stammte aus einem alten und angesehenen adelichen Geschlechte in Schweden und wurde im Jahre 1583 zu Gädd in Upland geboren. In einem Alter von fünfzehn Jahren verließ er sein Vaterland, um die deutschen Universitäten Rostod und Wittenberg zu besuchen. Hier studirte er außer Sprachen und Staatswissenschaften auch Theologie und es existiren sogar vier theologische Dissertationen,

die er in Wittenberg schrieb und vertheidigte; ein Umstand, der bei dem Religionseifer der damaligen Zeit und bei dem allgemeinen Interesse an den Streitigkeiten der Kirche weniger auffallend ist. Auf seine akademischen Studien folgte im Jahre 1603 eine Reise an die vornehmsten Höfe in Deutschland, die aber bald wegen einer Staatsveränderung in Schweden abgekürzt werden mußte. Karl der Neunte hatte den Thron bestiegen und wer zum Adel des Reichs gehörte, wurde in sein Vaterland zurückgerufen, um dem neuen Könige zu huldigen. Der zwanzigjährige Jüngling erschien vor einem Fürsten, dem es nicht an Beobachtungsgeist fehlte, die frühzeitige Entwicklung vorzüglicher Fähigkeiten zu erkennen, und der sich damals besonders in der Nothwendigkeit befand, außerordentliche Talente zum Dienste des Staates aufzufuchen. Ueberall von Feinden umringt und selbst innerhalb seines Reichs gegen die heimlichen Bewegungen der Mißvergnügten nicht gesichert, durfte er es nicht wagen, seine Geschäfte mittelmäßigen Köpfen Preis zu geben, die bloß die Empfehlung des Alters für sich anzuführen hatten. Was dagegen für Ogenstierna sprach, war unter diesen Umständen von entscheidendem Gewicht. Auch wurde er schon im Jahr 1605 als Gesandter an die Herzoge von Mecklenburg geschickt, bald darauf (1609) zum Reichsrath ernannt, sodann zu verschiedenen wichtigen Unterhandlungen, besonders in Estland, gebraucht, und bei jeder Gelegenheit erwarb er sich immer mehr das Vertrauen des Königs.

Karl der Neunte starb (1611) und hatte das Verdienst, Schweden auf Ogenstierna aufmerksam gemacht zu haben; aber ihn bei der Nachwelt aufzuführen, war einem Gustav Adolph vorbehalten. Nie fanden sich vielleicht ein König und ein Minister zusammen, die mehr für einander geschaffen waren. Beide sind uns ein merkwürdiges Beispiel, daß auch in diesem Verhältnisse zwei große Männer neben einander bestehen können, ohne daß einer den andern verdunkelt.

Ein achtzehnjähriger Prinz wird Beherrscher eines Reichs, das durch innerliche Unruhen geschwächt, an allen Hitzquellen erschöpft und dabei in drei Kriege, mit Dänemark, Rußland und Polen auf einmal verwickelt ist. Daß er zum Feldherrn geboren sey, hat er schon Proben

gegeben; aber für die innere Staatsverwaltung und für die Verhandlungen mit auswärtigen Mächten bedarf er nicht bloß eines brauchbaren Werkzeugs, sondern eines Gehilfen. Unter den Männern, die auf sein Vertrauen Anspruch machen können, wählt er einen der jüngsten, überzeugt, daß das Maß der Erfahrung nicht mit der Länge, sondern der Art des Lebens im Verhältnisse steht. Oxenstierna wird Reichskanzler und erster Minister (1612) und ein allgemeiner Beifall der Nation ehrt die Wahl. Feld und Staatsmann arbeiten nun mit vereinten Kräften, ihr Vaterland nicht nur vom Untergange zu retten, sondern es auf einen Gipfel zu erheben, den es vorher noch niemals erreicht hatte. Gustav steigt an der Spitze des Heeres und Oxenstierna durch Unterhandlungen. Ein vortheilhafter Friede mit Dänemark (1613) befreite den König von einem seiner gefährlichsten Feinde. Durch einen zweijährigen Stillstand mit Polen gewann er Zeit, Rußland zu demüthigen, und im Jahr 1617 waren schon zwei Kriege glücklich geendigt. Der dritte und hartnäckigste Feind, Sigismund, König von Polen, war nun allein noch zu bekämpfen übrig. Während dieses langwierigen Krieges bildet Gustav sein Heer zum ersten in Europa und sich selbst zum Ueberwinder Tilly's und Wallenstein's. Unter dessen ist Oxenstierna theils im Innern des Reichs beschäftigt, um Ruhe, Ordnung und Wohlstand wieder herzustellen, theils leitet er den Gang der Negotiationen mit den benachbarten Mächten, indem er jedes günstige Moment benützt, um das, was der König auf dem Schlachtfelde leistet, im Cabinet so gettend, als möglich, zu machen. Die Ausführung seiner Pläne vertraut er selten einer Mittelsperson; er selbst ist überall gegenwärtig, wo irgend ein beträchtlicher Vortheil für den Staat gewonnen oder versäumt werden kann. Auch begleitet er oft den König auf seinen Feldzügen und spielt selbst bei der Armee keine unbedeutende Rolle. Bei dem Einfälle in Liefland (1621) und der Belagerung von Riga war er einer von den schwedischen Generalen, die unter dem Könige dienten, und im Jahr 1626 erhielt er nebst der Statthaltertschaft von Preußen das Commando über den Theil des Heeres, der diese neue Eroberung zu vertheidigen bestimmt war. Endlich wurde auch Polen nach einem langen, aber fruchtlosen

Widerstände zum Nachgeben genöthigt, Schweden hatte keinen Feind mehr zu fürchten und bei Gustav Adolph erweckte das Gefühl seiner Kraft die schöne heroische Idee, als Retter der Unterdrückten in Deutschland aufzutreten. Zu Ausführung dieses Plans war Stralsund für ihn ein sehr wichtiger Ort. Der Besitz dieser Festung sollte ihm die Landung seiner Truppen auf deutschem Boden erleichtern und die Verbindung mit Schweden durch die Ostsee sichern. Daß Wallenstein die Stadt belagerte und eine dänische Besatzung sie nicht mit Nachdruck verteidigen konnte, waren günstige Umstände. Ogenstierna ging (1628) selbst nach Stralsund, gewann die Vornehmsten der Stadt für das schwedische Interesse, machte sodann eine Reise nach Dänemark und der Erfolg war, daß die dänische Besatzung Stralsund verließ, um einer schwedischen Platz zu machen. Mit Polen war unterdessen (1629) ein sechsjähriger Stillstand geschlossen worden; aber noch wurde auf dem Congresse zu Tantzig der letzte Versuch gemacht, den völligen Ausbruch des Kriegs zwischen dem Kaiser und Gustav Adolph zu verhüten. Ogenstierna war es, der diese Unterhandlungen abbrach. Er bemerkte hinterlistige Absichten in dem Betragen sowohl der andern Gesandten, als der Stadt Tantzig selbst und drang in den König, den Uebergang nach Deutschland zu beschleunigen, ohne den Erfolg des Congresses abzuwarten. Gustav Adolph ließ ihn als Statthalter in Preußen zurück und erst nach der Schlacht bei Leipzig (1631) rief er ihn zu sich nach Deutschland, um theils ihm die Regierungsgeschäfte in den neu eroberten Provinzen zu übertragen, theils ihn zu den wichtigsten Verhandlungen zu gebrauchen. Im folgenden Jahre wurden einige schwedische Truppen am Rhein zusammengezogen, um Deutschland von dieser Seite gegen die Einfälle der Spanier zu decken, und Ogenstierna war ihr Befehlshaber.

Es war ihm gelungen, ein spanisches Corps zurück zu treiben, er hatte sein kleines Heer dem Könige wieder zugeführt und nun sollte er als Staatsmann ein Geschäft von großer Schwierigkeit übernehmen, dem nur Er gewachsen zu seyn schien. Die protestantischen Reichstände in Oberdeutschland wünschten sich Glück, an Gustav Adolph einen Beschützer gegen ihre mächtigen Feinde gefunden zu haben; aber

die Lasten des Kriegs nach Verhältniß tragen zu helfen, waren sie nicht zu bewegen. Auf einem Congresse zu Ulm sollten deshalb gewisse Punkte festgesetzt werden, Oxenstierna hatte hierzu unumschränkte Vollmacht erhalten und war in Ansehung der vier obern Kreise zum Stellvertreter des Königs in allen Staats- und Kriegsangelegenheiten ernannt worden. Aber ehe er noch den Ort seiner Bestimmung erreichte, traf ihn die erschütternde Nachricht, um welchen theuern Preis Schweden und seine Bundesgenossen den Sieg bei Lipsen erkauft hatten.

In diesem Zeitpunkte begann die glänzendste Periode von Oxenstierna's Leben, aber die glücklichste ging zu Ende. Er hatte in Gustav Adolph den Helden verehrt und den Menschen mit Wärme geliebt. In ihrem Verhältnisse gegen einander war nichts, was des höhern Verdienstes unwürdig ist. Gustav war über die kleinliche Eitelkeit erhaben, niemanden, als sich selbst, seine Fortschritte verdanken zu wollen, und Oxenstierna weidete sich an der Größe seines königlichen Freundes. Was uns von ihrem gegenseitigen Betragen bekannt ist, hat das Gepräge einer gewissen patriarchalischen Friedlichkeit, die dem unverdorbenen Gefühle wohl thut und wobei weder der Ruhm des Königs, noch der Vorthail des Staats etwas verlor. Wohlgemeinte Warnungen, wenn Gustav's Jugendfeuer ihn zu weit verteilte, wurden mit Gutmüthigkeit aufgenommen. Ein freundlicher Gegenvorwurf über zu große Kälte war Alles, was Oxenstierna dabei wagte. Selbst in Beurtheilung bereits getroffener Maßregeln brauchte er nicht schüchtern zu seyn. Es war immer sein Wunsch, daß die Erblande des Kaisers zum Schauplatze des Kriegs gemacht würden. Bei der ersten Zusammenkunft mit dem Könige nach der Schlacht bei Leipzig konnte er sich nicht enthalten, zu äußern, daß er ihm lieber in Wien zu diesem Siege Glück gewünscht hätte, und Gustav hielt es nicht unter seiner Würde, sich über die Gründe, die ihn für einen andern Plan bestimmt hatten, gegen seinen Minister zu rechtfertigen. Ein Zeitraum von zwanzig Jahren änderte nichts in den Gesinnungen des Königs. Er schien auf den Besitz des Mannes stolz zu seyn, dessen Beistand allein, wie er öffentlich in den stärksten Ausdrücken bekannte, ihm die Sorgen der Regierung erleichtern konnte. Das unumschränkte Vertrauen, wo-

von er ihm noch in den letzten Tagen seines Lebens Beweise gab, wird niemand bei einem Gustav Adolph zu einer Wirkung der Schwäche oder des Leichtsinns herabwürdigen. Daß er an Treue, Patriotismus und Freundschaft glaubte, war für ihn eben so rühmlich, als es für Oxenstierna verdienstlich war, ihn in diesem Glauben bestärkt zu haben.

Für Schweden gab es nach Gustav Adolph's Tode kein dringenderes Bedürfniß, als die Einrichtung der Regentschaft während der Minderjährigkeit seiner Nachfolgerin. Oxenstierna war es, den man darüber um Rath fragte, und seine Vorschläge wurden durchgängig angenommen. Die fünf obersten Staatsbedienten, zu denen er selbst gehörte, übernahmen die Verwaltung des Reichs; aber ihm allein überließ man die Besorgung der deutschen Angelegenheiten. Seine Vollmacht war von dem weitesten Umfange. Gustav's Entwürfe, die Verhältnisse der europäischen Mächte und die Lokalamstände Deutschlands konnten niemanden besser bekannt sein und niemand hatte ein größeres Recht auf das Vertrauen der Nation. Erholung nach vieljährigen, obgleich mit glänzendem Erfolge geführten Kriegen war ein Bedürfniß des Staats; aber Schweden hatte sich für die Unternehmung seines Königs begeistert und dieser Enthusiasmus äußerte sich nirgends lebhafter, als bei Oxenstierna. Das angefangene Werk seines Helden war ihm heilig und es auf eine würdige Art zu vollenden sein höchstes Bestreben. Aber dieses Ziel durfte nicht bloß auf Kosten seines Vaterlandes erreicht werden, das schon so viel dafür geopfert hatte. Gleichwohl war von den mächtigsten Fürsten Deutschlands nach Gustav's Tode noch weniger zu erwarten, als vorher. Zu andern Schwierigkeiten gesellten sich nunmehr noch die Verhältnisse des Ranges. Der schwedische Reichs-Kanzler durfte nicht auf alles Anspruch machen, was man einem Gustav Adolph eingeräumt hatte. Aber eben in dieser Lage zeigt sich an Oxenstierna eine seltene Gewandtheit und Festigkeit. Ohne sich etwas zu vergeben, fing er damit an, die schwächern Reichsstände unter den Protestanten zu gewinnen, die in den vier obern Kreisen zerstreut sind, vermied dadurch alle Collisionen mit den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg und übertief diesen, einen besondern Bund in Ansehung Niederdeutschlands zu errichten. Auf

einem Congresse zu Frankfurt am Main sollten gemeinschaftliche Verathschlagungen über die Angelegenheiten der Protestanten gepflogen werden. Von Seiten des Kaisers war man nachgiebiger gegen die deutschen Reichshände geworden, aber desto größer war die Erbitterung gegen Schweden; ein Umstand, der leicht von einigen protestantischen Fürsten benutzt werden konnte, denen die ausländische Hülfe theils entbehrlich, theils äußerst beschwerlich zu werden anfang. Orenstierna konnte den Beistand Schwedens nicht aufdringen und Entschädigung für die geleisteten Dienste war Alles, was er fordern durfte. Und hierzu wußte er ein Mittel anzufinden, das für keine der streitenden Parteien zu drückend seyn konnte. Sein Plan war, Besitzungen an der Ostsee für Schweden zu gewinnen und ihren Eigenthümern durch Secularisirung einiger Bisthümer einen Ersatz zu verschaffen. Aber diese Idee, welche vierzehn Jahre später im Westphälischen Frieden ausgeführt wurde, fand damals noch wenig Eingang. Orenstierna war nicht in der Lage, Gelege vorschreiben zu können. Das schwedische Heer hatte gesiegt; aber Alles vereinigte sich, die Früchte dieses Sieges zu vereiteln. Uneinigkeit der Feldherren, Mißvergnügen und Unordnungen bei den Soldaten, Eifer der Bundesgenossen, Unmöglichkeit unter diesen Umständen die strenge schwedische Disciplin bei der Armee aufrecht zu halten, waren Ursachen genug, auch die tapfersten Truppen den Feinden weniger fürchtentlich und den Freunden verhasst zu machen. Angesehene deutsche Fürsten hatten als Generale unter Gustav Adolph gedient; mit Unwillen ertugten sie jetzt die Abhängigkeit von einem ausländischen Staatsminister. Im Vertrauen auf die Zuneigung eines Heeres, welches selbst größtentheils aus Deutschen bestand, hoffte mancher unter ihnen, jetzt den gemeinschaftlichen Zweck mit seinen persönlichen Nebenabsichten vereinigen zu können, und von diesen Werkzeugen sollte Orenstierna die Ausführung seiner Entwürfe erwarten. Außerhalb Deutschlands war Frankreich die einzige Macht, von der er sich Unterstützung versprechen durfte; aber gegen einen Nichterben konnte er nicht sorgfältig genug, auf seiner Hut seyn. Wer stand ihm dafür, daß Schweden nicht bei der ersten Gelegenheit aufgeopfert wurde, wenn Frankreichs Zweck, das Haus Oesterreich zu

schwächen, entweder erreicht war oder durch andere Mittel erreicht werden konnte? Auch fing Richelieu schon jetzt an, einen höhern Preis auf seinen Beistand zu setzen. Die Eroberungen Schwedens an den Ufern des Rheins sollten an Frankreich fallen, ein französischer Prinz sich mit der Königin Christina vermählen und der Reichskanzler zur Beförderung dieser Absichten durch persönliche Vortheile gewonnen werden. Aber Versuche dieser Art hatten hier ganz entgegengesetzte Wirkung. Daß Schweden sich nur für Frankreichs Größe erschöpfen und nach allem, was es für Deutschland gethan hatte, nur eine untergeordnete Rolle in diesem Reiche spielen sollte, war für Oxenstierna ein empörender Gedanke und seit dieser Zeit bemerkte man in seinem ganzen Betragen eine fortdauernde Bitterkeit gegen die französische Politik. Bei aller Gewalt über sich selbst, die er in andern Fällen bewies, konnte er doch diesen Zug selbst da nicht in der Folge verläugnen, als er bei den entgegengesetzten Gesinnungen der Königin seinen ganzen Einfluß dadurch auf's Spiel setzte. Indessen verwandelte damals sein Mangel an Willfährigkeit, gerade in dem bedenklichsten Zeitpunkte, einen unzuverlässigen Bundesgenossen in einen heimlichen Gegner.

- Aber so viel Umstände sich auch gegen Schweden bei dem deutschen
- Kriege vereinigten, so verlor die Nation doch den Muth nicht und daß sie nicht zu viel von Oxenstierna erwartet hatte, bewies der Erfolg des ersten Jahres. Die wichtigsten Schwierigkeiten waren schon überwunden, die Unordnungen bei der Armee größtentheils abgestellt, die dringendsten Bedürfnisse des Heers befriedigt, die protestantischen Reichsstände der vier obern Kreise zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigt, die Friedensunterhandlungen auf eine Art eingeleitet, die weder Hartnäckigkeit oder Vergrößerungssucht, noch Schwäche verrieth, und zu gleicher Zeit die nöthigen Anstalten getroffen, den Krieg auf allen Seiten mit Nachdruck fortzusetzen. Oxenstierna hatte das Ansehen seines Vaterlandes und seine persönliche Würde zu behaupten gewußt. Die schwedischen Feldherren wagten es nicht, sich gegen ihn aufzutheilen, und die ausgezeichnete Achtung, mit der ihn die vornehmsten deutschen Fürsten und fast alle europäischen Mächte be-

handelten, war vollkommen der Wichtigkeit seines Postens angemessen. Vorzüglich aber gelang es ihm, sich die Zuneigung der verbündeten Reichsstände zu erwerben, von denen er sogar den Antrag erhielt, das Erzbisthum Mainz, welches sich damals in den Händen der Protestanten befand, nebst der Chur-Würde für sich selbst in Besitz zu nehmen. Ein solches Anerbieten konnte er weder ablehnen noch annehmen, ohne bei dem schwedischen Reichsrathe anzufragen, und dieser gab seine völlige Einwilligung unter der einzigen Bedingung, daß Oxenstierna die Dienste seines Vaterlandes nicht eher, als bis es durch einen annehmtlichen Frieden entschädigt seyn würde, verlassen sollte. Einige nicht unbeträchtliche Vortheile, die die schwedischen Truppen über den Feind gewonnen hatten, eröffneten schon die günstigsten Aussichten; aber alle diese glänzenden Hoffnungen zertrümmerte ein einziger Schlag — die unglückliche Schlacht bei Nördlingen. Jetzt sah sich Oxenstierna ohne sein Verschulden auf einmal doppelt so weit zurück geworfen, als er bereits von dem Punkte, wo er ausging, vorgerückt war. Aber desto größer war sein Verdienst, in solchen Augenblicken eben so entfernt von Kleinmuth, als von blinder Verwegenheit zu bleiben. Er überschah gleichsam von einem höhern Standpunkte, wo Leidenschaft seinen Blick nicht unnebete, nicht nur die ganze Größe der Gefahr und das Maß seiner Kräfte, sondern auch jeden günstigen Umstand, der ihm theils neue Hülfquellen eröffnete, theils die drohendsten Uebel wenigstens eine Zeit lang entfernte. Er mäßigte den Eifer seiner Nation, die ihm neue Unterstützung an Geld und Truppen anbot. Aufopferungen dieser Art schienen ihm in der jetzigen Lage fruchtlos. Sein Vaterland bedurfte Schonung, um dann mit erneuten Kräften wieder hervorzutreten, wenn alles vorbereitet seyn würde, um ihm einen glücklichen Erfolg zu versprechen. Jetzt dachte er bloß darauf, Zeit zu gewinnen, Frankreich in den deutschen Krieg zu verwickeln, den Kaiser dadurch an den Ufern des Rheins zu beschäftigen, die Küsten der Ostsee zu decken, den niedergeschlagenen Muth der protestantischen Reichsstände aufzurichten und ihre vereinigten Kräfte gegen den gemeinschaftlichen Feind aufzubieten. Aber dieser Feind hatte Klugheit genug gehabt, den schlimmsten Gebrauch von seinem

Siege zu machen, den Schweden nur befürchten konnte. Der Fürst Arrien (1633) verstärkte die Partei des Kaisers und Oxenstierna sah sich bald von dem größten Theile seiner Bundesgenossen in Deutschland verlassen. Gründlicher war er in Frankreich, wohin er selbst reiste und bei einer mündlichen Unterhandlung mit Richelieu seine Wünsche erreichte. Und nun gelang es ihm auch in Deutschland, durch unermüdete Thätigkeit und durch eine seltene Mischung von Nachgiebigkeit und Strenge die getrennten Angelegenheiten Schwedens zum Theil wieder herzustellen, sich mit den wenigen treu gebliebenen Bundesgenossen fester zu verbinden, die schwankenden von offensiblen Feindseligkeiten zurück zu halten und auf Kosten derjenigen, die sich bereits für den Kaiser erklärt hatten, den Krieg fortzusetzen.

Seine Gegenwart schien nunmehr in Schweden notwendiger zu werden und im Jahr 1636 ging er zurück. Er wurde mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen, die Reichsstände, denen er Redenshaft von der Vollziehung des erhaltenen Auftrags ablegte, erkannten seine Verdienste und durch dieses Ansehen, das ihm die Dankbarkeit der Nation erwach, herrschte er einige Jahre in Schweden mit einer beinahe unumschränkten Gewalt. Aber kaum hatte die Königin Christina Wuth von der Regierung genommen, so änderte sich die Scene. Sie schätzte den Reichsfürst, hatte persönliche Verbindlichkeiten gegen ihn und mußte ihm keinen begründeten Vorwurf zu machen; aber sein Uebergewicht bei den Berathschlagungen war ihr drückend. In einigen ihrer heimlichen Briefe bewies man den heimlichen Widerwillen gegen eine Art von fortgesetzter Vermundlichkeit und gegen den Verstand eines Rathgebers, dessen Ansehen von Unentschiedenheit ihren eigenen Ruhm verdunkelte. Hierzu kam eine gewisse Vorliebe für die französische Nation, die einer jungen geistvollen Königin, theils durch Erziehung, theils durch nachherigen Umgang weith geworden war, aber mit der sich Oxenstierna noch immer nicht ausöhnen konnte. Und auf diese Art entstand nunmehr eine Gegenpartei wider den Reichsfürst, an deren Spitze die Königin selbst sich befand. Sie erhob ihren Günstling, Graf Magnus de la Gardie, zu den höchsten Ehrenstellen und in Ansehung der wichtigsten Staatsgeschäfte glaubte sie in Adier Saurius,

dem zweiten Schiedten bei den deutschen Friedensunterhandlungen, einen Erfolg für Oxenstierna zu finden. Frankreich wußte die Umstände bei dem Congresse trefflich zu benutzen. Während daß Oxenstierna's ältester Sohn, als erster schwedischer Gesandter, die fiegereichen Fortschritte eines Tochtersohn geltend zu machen suchte, hatte der Graf d'Albany die Königin selbst so sehr zu seinem Vortheil gewonnen, daß sie von Zeit zu Zeit in den kältesten Ausdrücken ihren Unwillen über den Aufschub des Friedens zeigte. Der Reichsfürst wurde beschuldigt, daß er den Krieg, als ein Mittel, sein Ansehen zu erhalten, verlängere. Zu gleicher Zeit entstand das Gerücht, daß er den Plan habe, seinem zweiten Sohne Erich die Hand der Königin, die schwedische Krone und selbst die deutsche Kaiserwürde zu verschaffen. In dieser Absicht, hieß es, hätte die völlige Gleichheit der Religionen in Deutschland in Ansehung des Heilthums und aller Bisthümer und die Verbindung der Chaturwürde mit den schwedischen Krönungen zu einer Hauptbedingung des Friedens gemacht werden sollen. Allein bei dem damaligen Mäße der schwedischen Waffen, bei der Besorgniß des Kaisers für seine Erbländer und bei seiner Bereitwilligkeit zu einem besondern Frieden mit Rücksicht Frankreichs war es wohl für den schwedischen Patrioten und für den eifrigen Verteidiger der Protestanten ein sehr erlaubter Gedanke, daß den günstigen Zeitumständen den größten möglichen Vortheil zu ziehen. Was aber sonst damals von Oxenstierna's romanhaften Entwürfen zum Besten seines Sohnes ausgekreut wurde, paßt zu wenig in seinen bekannten Charakter, um es bloß auf das Anführen der Gegenseite für wahr anzunehmen. Es giebt einen Brief des Reichsfürsten an den Grafen Erich, in dem dieser Umstand erwähnt wird, ohne daß sich dabei die mindeste Spur von einem angelegten Plane bemerken läßt. Der junge Graf wird erwähnt, die Verläumdungen der Feinde seines Vaters durch eine anständige Geitath zu widerlegen, und aus andern Nachrichten weiß man, daß er sich kurz darauf wirklich vermählte.

Durch diesen Kampf mit einer mächtigen Falschheit wurde der Abend eines thatenvollen Lebens dem Reichsfürsten verbittert. Aber, gestützt auf sein anerkanntes Verdienst und auf die Verehrung seiner

unbefangenen Mitbürger, sollte er auch hier nicht unterliegen. Bei aller Abneigung gegen ihn mochte es die Königin nicht, ihn ganz zu entfernen, und nur durch Umwege suchte sie nach und nach seinen Einfluß zu schwächen. Sie hatte Mittel gefunden, die königliche Gewalt über die Grenzen der damaligen Regierungsform zu erweitern, hatte einen Theil der Reichsstände auf ihre Seite gebracht und dadurch die Macht des Senats vermindert; aber in diesem einzigen Punkte fürchtete sie die Meinung des Volks. Dieß ging so weit, daß sie mit dem französischen Hofe sich in eine Art von heimlicher Verbindung gegen ihren eignen Staatsminister einließ. Durch eine öffentliche Beschwörung gegen den Reichskanzler, worin Frankreich ihn allein als den Verzügler des Friedens anklagen sollte, hoffte sie ihn bei der Nation verhaßt zu machen. Oxenstierna erfuhr dies Vorhaben, ehe es ausgeführt wurde, durch den spanischen Gesandten in Malmö und da man nachher diese Idee wieder aufgab, machte er keinen Gebrauch von der erhaltenen Nachricht zum Nachtheil der Königin, sondern erklärte die ganze Sache für eine Erfindung. Einige Zeit darauf bat er um seine Entlassung; aber seine Unentbehrlichkeit während der Friedensunterhandlungen in Deutschland war zu einleuchtend und die Vorstellungen des Reichsraths gegen die Bewilligung seines Gesuchs zu dringend, als daß die Königin diese Gelegenheit hätte benutzen können. Auch nach dem Schlusse des westphälischen Friedens blieb Oxenstierna noch immer eine der ersten Personen in Schweden. Selbst der französische Hof, so sehr ihm die Königin ergeben war, glaubte demungeachtet den Reichskanzler nicht vernachlässigen zu dürfen und Razarin schärfte jedem Gesandten ein, die Gunst eines Ministers zu gewinnen, der seinem Urtheile nach ein zu vollendeter Staatsmann sey, um jemals in Schweden eine unbedeutende Rolle spielen zu können.

Aber nicht genug, daß Oxenstierna's Feinde ihre Absicht nie gänzlich erreichten, es war ihnen noch eine größere Demüthigung vorbehalten. In dem letzten Jahre vor seinem Tode erlebte er noch eine vollkommene Genugthuung und seine Fürstin schenkte ihm mehr, als jemals, ihr ganzes Vertrauen wieder. Sein mächtigster Gegner, Graf Magnus de la Gardie, war so tief gefallen, daß er eben den Mann,

den er immer zu verdrängen gehofft hatte, jezt um sein Höwvort bei der beleidigten Königin bitten mußte.

Kunnecht war Orensterna auf einmal gegen alle Beschuldigungen gerechtfertigt und seine Weider verstummen. Er widersetzte sich dem Lieblingewunsche der Königin, die Regierung niederzulegen, mit äußerster Hartnäckigkeit; aber er ward doch deswegen weder von ihr noch von ihrem Nachfolger verkannt. Carl Gustav, dem er die Gelangung zur Krone aus allen Kräften erschwert hatte, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und nannte ihn oft seinen Vater. Aber kaum hatte der neue König die Regierung angetreten, so wurde Orensterna von einer Krankheit befallen, die am 28. August 1654 sein Leben endigte. Noch kurz vor seinem Tode beschäftigte ihn die Sorge für die künftigen Schicksale der Königin und auf Alles, was man dabei über ihre Sonderbarkeiten bemerkte, erwiderte er bloß: „Aber sie ist doch des großen Gustav's Tochter.“ Und dies waren seine lezten Worte.

An diesem einzigen Tage erkennt man schon einen Mann, bei dem das Herz seine Rechte bis zu dem lezten Athemzuge behauptete, ungeachtet er eine lange Reihe von Jahren in einer Beschäftigung verlebt hatte, die man gemeinlich für die Schule des verfeinerten Eigennuzes zu halten pflegt. Aber eben so wenig ergog auch sein Geist unter dem Trude der Geschäfte. In seinen Unterhandlungen herrschte ein gewisser ächztümlicher Ernst, der aber nie in Steifheit oder Schwerefälligkeit ausartete. In Beobachtung des Ceremoniels wachte er sehr gut die Grenze zu finden, wo die strenge Behauptung seiner Rechte in Pedanterie übergeht. Bei der Conferenz mit einigen stolzen polnischen Magnaten, wo jede Nachgiebigkeit für Schwäche gegolten hätte, wies er nicht einen Fuß breit; aber dagegen setzte es ihm nie an Auswegen, bei den Unterhandlungen mit Richelieu oder den deutschen Reichsständen alle Rangstreitigkeiten zu vermeiden. Selbst über gewisse anerkannte Regeln der Politik hielt er nicht mit einer solchen Keuschheit, daß er sich nie eine Ausnahme erlaubt hätte, wenn er einen besondern Trieb dazu fühlte. Richelieu war ihm eine sehr wichtige Person; aber gleichwohl konnte er sich nicht verlagen, einen verdienstvollen Mann an ihm zu rächen, für dessen Schicksal er

sich interessirte. Einer der berühmtesten Gelehrten der damaligen Zeit, Hugo Grotius, hatte den ersten Cardinal beleidiget, indem er ihn in einer Dedication an den König von Frankreich nicht erwähnte. Die Folge davon war, daß ihm ein Jahrgehalt entzogen ward, den er zeitlir von dem französischen Hofe empfangen hatte. Grotius ging nach Deutschland und Gustav Adolph, der seine Lage erfuhr, nahm ihn in seine Dienste. Einige Zeit darauf wurde die französische Gesandtschaft eriedigt und Ogenstierna glaubte einen Richelieu nicht ausgefuchter kränken zu können, als wenn er ihn nöthigte, eben den Mann, den er so unwürdig behandelt hatte, jetzt als schwedischen Gesandten mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen zu empfangen. Der Cardinal bot Alles auf, um einer solchen Demüthigung überhoben zu sein, aber Ogenstierna blieb unbeweglich. Grotius behauptete sich einige Jahre als Gesandter in Frankreich; keine einzige Auszeichnung, auf die er Anspruch machen konnte, durfte ihm verlagl werden und Richelieu selbst bequeme sich endlich, das Vergangene durch Mißverständnis und andere Ausflüchte zu entschuldigen.

Ogenstierna liebte die Wissenschaften, er beschäftigte sich selbst mit Aufzeichnung der merkwürdigsten Begebenheiten, an denen er Theil genommen hatte, und nach zuverlässigen Nachrichten ist der zweite Theil der Geschichte des schwedisch-deutschen Kriegs, wovon Bogislaus Philipp von Chemnitz für den Verfasser angegeben wird, ganz von seiner Hand. Auch wußte er die Schriftstellerei sehr gut zu Staatsabsichten zu benutzen.

Zu einer Zeit, da die meisten deutschen Reichsfürsten sich auf die Seite des Kaisers neigten, erschien die berühmte Streitschrift des sogenannten Hippolytus a lapide gegen das Haus Oesterreich, welche damals nicht wenig zur Vereitlung der kaiserlichen Entwürfe beitrug. Und dieses Werk entstand auf Veranstaltung des Reichsfürstlichen, größtentheils aus den von ihm gelieferten Materialien.

Das Wesentliche seines Charakters ist von der Königin Christina selbst in einer kurzen Schilderung zusammen gefaßt worden, die sich unter ihren nachgelassenen Papieren erhalten hat, und ihre eignen Worte mögen diesen Aufsatz beschließen.

„Dieser große Mann,“ schreibt sie, „besaß einen sehr ausgebildeten Verstand, die Frucht einer nützlich angewendeten Jugend. Auch mitten unter seinen überhäuften Arbeiten ließ er noch viel. Sein Geschäftsbiid war schnell und seine Staatskenntnisse eben so ausgebreitet, als gründlich. Er war von der Stärke und Schwäche aller europäischen Staaten unterrichtet. In ihm vereinigte sich eine reise Erfahrung, ein viel umfassender Geist und eine große Ertel. Seine Thätigkeit war unermüdet. Geschäfte waren sein Vergnügen und selbst in Stunden der Erholung wachte er von keiner andern Zerstreuung. In seiner Lebensart liebte er die Mäßigkeit, so sehr, als es in einem Zeitalter und bei einer Nation möglich war, wo diese Tugend noch unter die unbekanten gehörte. Für einen Mann auf seinem Posten hatte er ein eigenes Talent, ruhig zu schlafen. Nur zweimal in seinem Leben, versicherte er, hätte er wegen einer Staatsangelegenheit eine Nacht schlaflos zugebracht, einmal nach dem Tode Gustav Adolph's und das Zweitmal nach der Schlacht bei Rödtingen. Außerdem wäre er immer gewohnt, beim Schlafengehn mit seinen Kleidern zugleich alle seine Sorgen abzulegen und sie bis zum andern Morgen ruhen zu lassen. Uebrigens war er ehrgeizig, aber treu und unbestechlich. Nur zu viel Langsamkeit und Phlegma war zuweilen sein Fehler.“

Nachrichten von Schillers Leben.*)

*) Friedrich von Schiller's Lebensgeschichte. Stuttgart nach Zeugnissen, in der J. W. Göttschen Buchhandlung. 1812-1815. 1. Band. 2. I.

Die „Nachrichten von Schillers Leben“, mit denen können die den ihm erhaltene erste Gesamtausgabe der Werke seines Freundes begleiten, wenn die vollständige zuverlässige Biographie des Dichters. Die zwischen 1805 und 1812 schon fünf bis sechs im höchsten Maße unzulängliche von Jettwimern und geistesreichen Annaheranten besprochene „Zitigen“ des Lebens Schillers, darunter u. W. Ciemers beschriebene „Ziemen und Charakterzüge aus Schillers Leben und seinen Werken“ (Stettin, 1808 und 1809), ist Publikum geschickter werden waren, so hatte können langwierigen und gleichmäßiger Auftrag bereits eine Menge von Jettwimern zu gewinnen. — Köner arbeitete seit 1810, nachdem eine Konferenz zwischen ihm, Schillers Witwe und Schillers Schwester Karoline von Wolffenburg stattgefunden, an seinen „Nachrichten“. In einem Briefe der Frau von Schiller an Gotha heißt es: „Köner hat mir neulich geschrieben. — Er wünschte sehr meine Nachrichten über Schillers Leben in Stuttgart, seine Erziehung in der Akademie, sein Leben nachher dort und seine Entfernung aus Württemberg, vielleicht könnte Vereinen über Gang nach Paris ansetzen.“ Und im Februar 1811 äußert sie wiederum gegen Gotha: „Ich glaube, daß ich wohl glaube, daß Köner Schiller am besten in der Welt kannte, weil ich keine in einer Person des Lebens kannte, wo die erste Jugendzeit schon vorüber und der Gedanke wie das Licht sich geäußert.“ (Abdruck von Schiller an Gotha, 28. August 1810 und 16. Februar 1811. Briefwechsel zwischen Schiller und Gotha. S. 548 und 549.) Im Juli 1811 war die Arbeit beendet und in Gotha gedruckt. „Ich habe ihm müssen den Auftrag von Köner über Schillers Leben bringen. Noch weiß ich nicht, was er dazu sagt, Köner hat sich ganz seinem Urtheil unterworfen.“ (Abdruck von Schiller an Gotha, 19. Juni 1811; u. d. C. S. 544.) Das Urtheil scheint dann, wie verbleibt, gänzlich ausgefallen zu sein und Köners Arbeit nach der Sammlung der Schillerischen Werke vorgebracht. Der Abdruck erfolgte aus der Ausgabe der Werke von 1812, in welcher die Gothaer Buchhandlung die Nachrichten mit der Bemerkung einführte: „Für die Vollständigkeit dieser Nachrichten trägt die Appellationskanzlei Köner in Dresden, als ihr Verleger. Seit dem Jahre 1795 gehörte er zu Schillers vertrauten Freunden, und wurde von mehreren Personen, die mit dem Dichtern in genauer Verbindung gewesen waren, durch häufige Besuche unterhalten. Nicht der kleinste Umstand ist in diese Lebensbeschreibung aufgenommen worden, der nicht auf Schillers eigene Erzählungen oder auf glaubwürdige Zeugnisse sich gründete.“

Die Sitte und Denkart des väterlichen Hauses, in welchem Schiller die Jahre seiner Kindheit verlebte, war nicht begünstigend für die frühzeitige Entwicklung vorhandener Fähigkeiten, aber für die Gesundheit der Seele von wohltätigem Einflusse. Einfach und ohne vielseitige Ausbildung, aber kraftvoll, gewandt und thätig für das praktische Leben, bieder und fromm war der Vater. Als Wundarzt ging er im Jahre 1745 mit einem Bayrischen Fusaren-Regimente nach den Niederlanden, und der Mangel an hinlänglicher Beschäftigung veranlaßte ihn, bey dem damaligen Kriege sich als Unterofficier gebrauchen zu lassen, wenn kleine Commando's auf Unternehmungen ausgesandt wurden. Als nach Abschluß des Racher Friedens ein Theil des Regiments, bey dem er diente, entlassen wurde, kehrte er in sein Vaterland, das Herzogthum Württemberg, zurück, erhielt dort Anstellung, und war im Jahre 1757 Fähnrich und Adjutant bey dem damaligen Regimente Prinz Louis. Dies Regiment gehörte zu einem Württembergischen Hüfs-Corps, das in einigen Feldzügen des siebenjährigen Krieges einen Theil der österreichischen Armee ausmachte. In Böhmen erhielt dieses Corps einen bedeutenden Verlust durch eine heftige ansteckende Krankheit, aber Schillers Vater erhielt sich durch Mäßigkeit und viele Bewegung gesund, und übernahm in diesem Falle der Noth jedes erforderliche Geschäft, wozu er gebraucht werden konnte. Er besorgte die Kranken, als es an Wundärzten fehlte, und vertrat die Stelle des Geistlichen bey dem Gottesdienste des Regiments durch Vortragung einiger Gebete und Lesung des Gesangs.

Seit dem Jahre 1759 stand er bey einem andern Württembergischen Corps in Hessen und Thüringen, und benutzte jede Stunde der Ruhe, um durch eignes Studium, ohne fremde Beyhülfe, nachzuholen, was ihm in frühern Jahren, wegen ungünstiger Umstände, nicht gelehrt worden war. Mathematik und Philosophie betrieb er mit Eifer, und landwirthschaftliche Beschäftigungen hatten dabey für ihn einen vorzüglichen Reiz. Eine Baumschule die er in Ludwigsburg anlegte, wo er nach beendigtem Kriege als Hauptmann im Quartier war, hatte den glücklichsten Erfolg. Dies veranlaßte den damaligen Herzog von Württemberg, ihm die Aufsicht über eine größere Anstalt dieser Art zu übertragen, die auf der Solitude, einem Herzoglichen Lustschlosse, war errichtet worden. In dieser Stelle befriedigte er vollkommen die von ihm gehegten Erwartungen, war geschätzt von seinem Fürsten, und geachtet von allen, die ihn kannten, erreichte ein hohes Alter, und hatte noch die Freude, den Ruhm seines Sohnes zu erleben. Ueber diesen Sohn findet sich folgende Stelle in einem noch vorhandenen eigenhändigen Aufsatze des Vaters:

„Und du Wesen aller Wesen! Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest! —“

Schillers Mutter wird von zuverlässigen Personen als eine anspruchlose, aber verständige und gutmüthige Hausfrau beschrieben. Vatten und Kinder liebte sie zärtlich, und die Innigkeit ihres Gefühls machte sie ihrem Sohne sehr werth. Zum Lesen hatte sie wenig Zeit, aber M^g*) und Wellerl waren ihr lieb, besonders als geistliche Dichter. — Von solchen Meistern wurde Johann Christoph Friedrich Schiller am 10. November 1759 zu Marbach, einem Württembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Einzelne Züge, deren man sich aus seinen frühesten Jahren erinnert, waren Beweise von Weichheit des Herzens, Religiosität, und strenger Gewissenhaftigkeit. Den ersten Unterricht erhielt

*) Koenig schrieböhnlich „M^g“.

er von dem Pfarrer Meier in Lorch, einem Württembergischen Grenzdorfe, wo Schillers Eltern von 1765 an drey Jahre lang sich aufhielten. Der Sohn dieses Geistlichen, ein nachheriger Prediger, war Schillers erster Jugendfreund, und dies erweckte bey ihm wahrscheinlicher Weise die nachherige Neigung zum geistlichen Stande.

Die Schiller'sche Familie zog im Jahre 1768 wieder nach Ludwigsburg. Dort sahe der neunjährige Knabe zum erstenmale ein Theater, und zwar ein so glänzendes, wie es die Pracht des Hofes unter des Herzog Carls Regierung erforderte. Die Wirkung war mächtig, es eröffnete sich ihm eine neue Welt, auf die sich alle seine jugendlichen Spiele bezogen, und Pläne zu Trauerspielen beschäftigten ihn schon damals, aber seine Neigung zum geistlichen Stande verminderte sich nicht.

Bis zum Jahre 1773 erhielt er seinen Unterricht in einer öffentlichen größern Schule zu Ludwigsburg, und auf diese Zeit erinnert sich ein damaliger Mitschüler seiner Munterkeit, seiner oft muthwilligen Laune und Redheit, aber auch seiner edlen Denkart und seines Fleißes. Die guten Zeugnisse seiner Lehrer machten den regierenden Herzog auf ihn aufmerksam, der damals eine neue Erziehungsanstalt mit großem Eifer errichtete, und unter den Söhnen seiner Officiere Jöglinge dafür aussuchte.

Die Aufnahme in dieses Institut, die militärische Pflanzschule auf dem Lustschloß Solitude und nachherige Carlsschule zu Stuttgart, war eine Gnade des Fürsten, deren Abtheilung für Schillers Vater allerdings bedenklich seyn mußte. Gleichwohl eröffnete dieser dem Herzoge freymüthig die Absicht, seinen Sohn einem Stande zu widmen, zu welchem er bey der neuen Bildungsanstalt nicht vorbereitet werden konnte. Der Herzog war nicht beleidigt, aber verlangte die Wahl eines andern Studiums. Die Verlegenheit war groß in Schillers Familie; ihm selbst kostete es viel Ueberwindung, seine Neigung den Verhältnissen seines Vaters aufzuopfern, aber endlich entschied er sich für das juristische Fach, und wurde im Jahre 1773 in das neue Institut aufgenommen. Noch im folgenden Jahre, als jeder Jögling seine eigene Character-Schilderung aufsetzen mußte, wagte Schiller das Geständniß:

„daß er sich weit glücklicher schätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.“

Auch ergriff er im Jahre 1775 eine Gelegenheit, wenigstens das juristische Studium, das für ihn nichts Anziehendes hatte, aufzugeben. Es war bey dem Institute eine neue Lehr-Anstalt für künftige Aerzte errichtet worden, der Herzog ließ jedem Böglinge die Wahl, von dieser Anstalt Gebrauch zu machen, und Schiller benutzte diese Aufforderung.

Auf der Carls-Schule war es, wo seine frühesten Gedichte entstanden. Ein Versuch, das Eigenthümliche dieser Producte aus damaligen äußern Ursachen vollständig zu erklären, wäre ein vergebliches Bemühen. Von dem, was die Richtung eines solchen Geistes bestimmte, blieb natürlicher Weise vieles verborgen, und nur folgende bekannt gewordene Umstände verdienen in dieser Rücksicht bemerkt zu werden.

Deutsche Dichter zu lesen gab es auf der Carls-Schule, so wie auf den meisten damaligen Unterrichts-Anstalten in Deutschland, wenig Gelegenheit. Schiller blieb daher noch unbekannt mit einem großen Theile der vaterländischen Literatur, aber desto vertrauter wurde er mit den Werken einiger Lieblinge. Klopstock, Uz, Lessing, Goethe und von Herstenberg waren die Freunde seiner Jugend.

Auf dem deutschen Parnass begann damals ein neues Leben. Die besten Köpfe empörten sich gegen den Despotismus der Mode und gegen das Streben nach kalter Eleganz. Kräftige Darstellung der Leidenschaft und des Characters, tiefe Blicke in das Innere der Seele, Reichthum der Phantasie und der Sprache sollten allein den Werth des Dichters begründen. Unabhängig von allen äußern Umgebungen, sollte er als ein Wesen aus einer höhern Welt erscheinen, unbekümmert, ob er früher oder später bey seinen Zeitgenossen eine würdige Aufnahme finden werde. Nicht durch fremden Einfluß, sondern allein durch sich selbst sollte die deutsche Dichtkunst sich aus ihrem Innern entwickeln. Beispiele einer solchen Denkart mußten einen Jüngling von Schillers Anlagen mächtig ergreifen. Daher besonders seine Begeisterung für Goethens Götz von Berlichingen und Herstenbergs Ugotino. Später wurde er auf Shakespear aufmerksam gemacht, und dies geschah durch seinen damaligen Lehrer, den jespigen Prälat Abel in Schöndirch, der überhaupt sich um ihn mehrere Verdienste erwarb. Mit dem Dichter Schubart war Schiller in keiner weitem Verbindung,

als daß er ihn einmal auf der Festung Hohenasperg, aus Theilnehmung an seinem Schicksale, besuchte.

Ein episches Gedicht, *Moses*, gehört zu Schillers frühesten Versuchen vom Jahre 1773, und nicht lange nachher entstand sein erstes Trauerspiel: *Cosmus von Medici*, im Stoffe ähnlich mit *Leisenwipens Julius von Tarent*. Einzelne Stellen dieses Stücks sind später in die *Räuber* aufgenommen worden; aber außerdem hat sich von Schillers Producten aus dem Zeitraume vor 1780 nichts erhalten, als wenige Gedichte, die sich im schwäbischen Magazin finden. Schiller beschäftigte sich damals aus eigenem Antriebe nicht bloß mit Lesung der Dichter. Auch *Plutarchs Biographien*, *Herders* und *Garvens* Schriften waren für ihn besonders anziehend, und es verdient bemerkt zu werden, daß er vorzüglich in Luthers Bibelübersetzung die deutsche Sprache studirte.

Medicin trieb er mit Ernst, und um ihr zwey Jahre ausschließlich zu widmen, entsagte er während dieser Zeit allen poetischen Arbeiten. Er schrieb damals eine Abhandlung unter dem Titel: *Philosophie der Physiologie*. Diese Schrift wurde nachher lateinisch von ihm ausgearbeitet, und seinen Vorgesetzten im Manuscripte vorgelegt, erschien aber nicht im Drucke. Nach beendigtem Cursus vertheidigte er im Jahre 1780 eine andere Probeschrift: *Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen*. Der Erfolg davon war eine baldige Anstellung als *Regiments Medicus* bey dem *Regimente Augö*, und seine Zeitgenossen behaupten, daß er sich als praktischer Arzt durch Geist und Kühnheit, aber nicht im gleichen Grade durch Glück ausgezeichnet habe.

Nach Ablauf der Zeit, in der ihn ein strenges Gelübde von der Poesie entfernte, lehrte er mit erneuerter Liebe zu ihr zurück. Die *Räuber* und mehrere einzelne Gedichte, die er kurz nachher, nebst den Producten einiger Freunde, unter dem Titel einer Anthologie herausgab, entstanden in den Jahren 1780 und 1781, welche zu den entscheidendsten seines Lebens gehörten.

Für die *Räuber* fand Schiller keinen Verleger, und mußte den Druck auf eigne Kosten veranstalten. Desto erfreutlicher war ihm der

erste Beweis einer Anerkennung im Auslande, als ihn schon im Jahre 1781 der Hof-Cammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung dieses Werks für die dortige Bühne aufforderte. Einen ähnlichen Antrag, der zugleich auf künftige dramatische Producte gerichtet war, erhielt er kurz darauf von dem Director des Mannheimer Theaters selbst, dem Freiherrn von Talberg. Was Schiller hierauf erwiderte, ist noch vorhanden, und es ergibt sich daraus, wie streng er sich selbst beurtheilte, und wie leicht er in jede Abänderung willigte, von deren Nothwendigkeit man ihn überzeugte, aber wie wenig auch diese Willfährigkeit in Schlaffheit ausartete, und wie nachdrücklich er in wesentlichen Punkten, selbst gegen einen Mann, den er hochschätzte, die Rechte seines Werks vertheidigte.

Die schriftlichen Verhandlungen endigten sich zu beiderseitiger Zufriedenheit, und die Räuber wurden im Januar 1782 in Mannheim aufgeführt. Bey dieser und der zweiten Aufführung im Mai eben dieses Jahres war Schiller gegenwärtig, aber die Reise nach Mannheim hatte heimlich geschehen müssen, und blieb nicht verborgen. Ein vierzehntägiger Arrest war die Strafe.

Zu eben dieser Zeit wurde Schillern durch einen andern Umstand sein Aufenthalt in Stuttgart noch mehr verbittert. Eine Stelle in den Räubern, wodurch sich die Graubündtner beleidigt fanden, veranlaßte eine Beschwerde, und der Herzog verbot Schillern, außer dem medicinischen Fache irgend etwas drucken zu lassen. Dies war für ihn eine desto drückendere Beschränkung, je günstigere Aussichten sich ihm durch den glücklichen Erfolg seines ersten Trauerspiels eröffneten. Auch hatte er sich mit dem Professor Abel und dem jetzigen Bibliothekar Petersen in Stuttgart vereinigt, um eine Zeitschrift unter dem Titel: Württembergisches Repertorium der Literatur herauszugeben, zu deren ersten Stücken er einige Aufsätze, als: über das gegenwärtige deutsche Theater; der Spaziergang unter den Linden; eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte, und verschiedene Recensionen, vorzüglich eine sehr strenge und ausführliche über die Räuber, lieferte. Indessen gab es noch einen Ausweg, um jenes Verbot rückgängig zu machen, wozu aber Schiller sich nicht entschließen konnte.

In spätern Jahren erzählte er selbst, wie ein glaubwürdiger Mann bezeugt, daß es nicht seine Beschäftigung mit Poesie überhaupt, sondern seine besondere Art zu dichten war, was damals die Unzufriedenheit des Herzogs erregte. Als ein vielseitig gebildeter Fürst achtete der Herzog jede Gattung von Kunst, und hätte gern gesehen, daß auch ein vorzüglicher Dichter aus der Carls-Schule hervorgegangen wäre. Aber in Schillers Producten fand er häufige Verstöße gegen den bessern Geschmack. Gleichwohl gab er ihn nicht auf, ließ ihn vielmehr zu sich kommen, warnte ihn auf eine väterliche Art, wobei Schiller nicht ungerührt bleiben konnte, und verlangte bloß, daß er ihm alle seine poetischen Producte zeigen sollte. Dies einzugehen, war Schillern unmöglich und seine Weigerung wurde natürlicher Weise nicht wohl aufgenommen. Es scheint jedoch, daß bei dem Herzoge auch nachher noch ein gewisses Interesse für Schillern übrig blieb. Wenigstens wurden keine strengen Maßregeln gegen ihn gebraucht, als er später sich heimlich von Stuttgart entfernte, und dieser Schritt hatte für seinen Vater keine nachtheilige Folgen. Auch durfte Schiller nachher im Jahre 1793, als der Herzog noch lebte, eine Reise in sein Vaterland und zu seinen Aeltern wagen, ohne daß diese Zusammenkunft auf irgend eine Art gestört wurde.

Die Aufführung der Räuber in Mannheim, wo die Schauspielkunst damals auf einer hohen Stufe stand, und besonders Ifflands Darstellung des Franz Moor, hatte auf Schillern begeisternd gewirkt. Seine dortige Aufnahme versprach ihm ein schönes poetisches Leben, dessen Reiz er nicht widerstehen konnte. Aber gleichwohl wünschte er Stuttgart nur mit Erlaubniß des Herzogs zu verlassen. Diese Erlaubniß hoffte er durch den Freiherrn von Dalberg auszuwirken, und seine Briefe an ihn enthalten mehrmalige dringende Gesuche um eine solche Verwendung. Aber es mochten Schwierigkeiten eintreten, seine Bitte zu erfüllen, seine Ungeduld wuchs, er entschloß sich zur Flucht, und wählte dazu den Zeitpunkt im October 1782, da in Stuttgart Alles mit den Feiertlichkeiten beschäftigt war, die durch die Ankunft des damaligen Großfürsten Paul veranlaßt wurden.

Unter fremdem Namen ging er nach Franken und lebte dort bey-

nahe ein Jahr in der Nähe von Weiningen zu Bauerbach, einem Gute der Frau Geheimen-Räthin von Wolzogen, deren wohlwollende Aufnahme er seiner Verbindung mit ihren Söhnen, die mit ihm in Stuttgart studirt hatten, verdankte. Sorglos und ungestört widmete er sich hier ganz seinen poetischen Arbeiten. Die Früchte seiner Thätigkeit waren: die Verschwörung des Fiesko, ein schon in Stuttgart während des Arrests angefangenes Werk — Kabale und Liebe und die ersten Ideen zum Don Karlos. Im September 1783 verließ er endlich diesen Aufenthalt, um sich nach Mannheim zu begeben, wo er mit dem dortigen Theater in genauere Verbindung trat.

Es war in Schillers Character, bey jedem Eintritte in neue Verhältnisse sich sogleich mit Plänen einer vieltumfassenden Wirksamkeit zu beschäftigen. Mit welchem Ernste er die dramatische Kunst betrieb, ergiebt sich aus seiner Vorrede zur ersten Ausgabe der Räuber, aus dem Aufsatze über das gegenwärtige deutsche Theater in dem Württembergischen Repertorium, und aus einer im 1 sten Hefte der *Thalia* eingerückten Vorlesung über die Frage: Was kann eine gute stehende Schaubühne wirken? In Mannheim hoffte er viel für das höhere Interesse der Kunst. Er war Mitglied der damaligen kurpfälzischen deutschen Gesellschaft geworden, sah sich von Männern umgeben, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, und entwarf einen Plan, dem Theater in Mannheim durch eine dramaturgische Gesellschaft eine größere Vollkommenheit zu geben. Dieser Gedanke kam nicht zur Ausführung, aber Schiller versuchte wenigstens allein für diesen Zweck etwas zu leisten, und bestimmte dazu einen Theil der periodischen Schrift, die er im Jahre 1784 unter dem Titel: *Rheinische Thalia*, unternahm. In der Ankündigung dieser Zeitschrift wirft er sich mit jugendlichem Vertrauen dem Publikum in die Arme. Seine Worte sind folgende:

„Alle meine Verbindungen sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an: Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bey der Vorstellung,

keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. — Den Schriftsteller überhüpfte die Na-ymwelt, der nicht mehr war, als seine Werke — und gern gestehe ich, daß bey Herausgabe dieser *Thalia* meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen.“

Unter die dramatischen Stoffe, mit denen sich Schiller während seines Aufenthalts in Franken und Mannheim abwechselnd beschäftigte, gehörte die Geschichte Conrads von Schwaben, und ein zweyter Theil der Räuber, der eine Auflösung der Dissonanzen dieses Trauerspiels enthalten sollte. Auch entstand damals bey ihm die Idee: Shakespeares *Macbeth* und *Timon* für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Aber *Don Carlos* war es endlich, wofür er sich bestimmte, und einige Scenen davon erschienen im 1sten Hefte der *Thalia*.

Die Vortlesung dieser Scenen an dem Landgräfllich Hessen-Darmstädtischen Hofe gab Gelegenheit, daß Schiller dem dabey gegenwärtigen regierenden Herzoge von Sachsen-Weimar bekannt, und von ihm zum Rath ernannt wurde. Diese Auszeichnung von einem Fürsten, der mit den Rufen vertraut und nur an das Vortreffliche gewöhnt war, mußte Schillern zur großen Aufmunterung gereichen, und hatte späterhin für ihn die wichtigsten Folgen.

Im März des Jahres 1785 kam er nach Leipzig. Hier erwarteten ihn Freunde, die er durch seine frühern Producte gewonnen hatte, und die er in einer glücklichen Stimmung fand. Unter diesen Freunden war auch der zu früh verstorbene Huber. Schiller selbst wurde aufgeheitert, und verlebte einige Monate des Sommers zu Golis, einem Dorfe bey Leipzig, in einem fröhlichen Birkel. Das Lied an die Freude wurde damals gedichtet.

Mit dem Ende des Sommers 1785 begann Schillers Aufenthalt in Dresden, und dauerte bis zum Julius 1787. *Don Carlos* wurde hier nicht bloß geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. Schiller bereuete oft, einzelne Scenen in der *Thalia* bekannt gemacht zu haben, ehe das Ganze vollendet war. Er selbst hatte während dieser Arbeit beträchtliche Fortschritte gemacht, seine Forderungen waren

strenger geworden, und der anfängliche Plan befriedigte ihn eben so wenig, als die Manier der Ausführung in den ersten gedruckten Scenen.

Der Entwurf zu einem Schauspiel: der Menschenfeind, und einige davon vorhandene Scenen, gehören auch in diese Periode. Von kleinern Gedichten erschienen damals nur wenige. Schiller war theils zu sehr mit der Fortsetzung seiner Zeitschrift beschäftigt, theils war in ihm der Wunsch rege geworden, durch irgend eine Thätigkeit außerhalb des Gebietes der Dichtkunst sich eine unabhängige Existenz zu gründen. Er schwankte einige Zeit zwischen Medicin und Geschichte und wählte endlich die letzte. Die historischen Vorarbeiten zum Don Carlos hatten ihn auf einen reichhaltigen Stoff aufmerksam gemacht, den Abfall der Niederlande unter Philipp dem zweyten. Zur Behandlung dieses Stoffs fing er daher an, Materialien zu sammeln. Auch beschloß er damals, Geschichten der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen herauszugeben, wovon aber nur ein Theil erschien, der von Schillern selbst etwas mit enthält.

Tagliostro spielte damals eine Rolle in Frankreich, die viel Aufsehen erregte; unter dem, was von diesem sonderbaren Manne erzählt wurde, fand Schiller Manches brauchbar für einen Roman, und es entstand die Idee zum Geisterseher. Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabei zum Grunde, sondern Schiller, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte bloß in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Das Werk wurde ihm verleidet, und blieb unbeeidigt, als aus den Anträgen, die er von mehreren Seiten erhielt, hervorzugehen schien, daß er bloß die Neugierde des Publikums auf die Begebenheit gereizt hätte. Sein Zweck war eine höhere Wirkung gewesen.

Das Jahr 1787 führte ihn nach Weimar. Goethe war damals in Italien, aber von Wieland und Herder wurde Schiller mit Wohlwollen aufgenommen. Herder war für ihn äußerst anziehend, aber die väterliche Zuneigung, mit der ihm Wieland zuvorkam, wirkte noch in einem höhern Grade auf Schillers Empfänglichkeit. Er schrieb damals an einen Freund:

„Wir werden schöne Stunden haben. Wieland ist jung, wenn er liebt.“

Ein solches genaueres Verhältniß gab Anlaß, daß Schiller zu einer fortgesetzten Theilnahme am deutschen Merkur aufgefordert wurde. Die Idee, dieser Zeitschrift durch ihn eine frischere und jugendlichere Gestalt zu geben, war für Wieland sehr erfreulich. Schiller ließ es nicht an Thätigkeit fehlen und lieferte die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Carlos, und einige andere prosaische Aufsätze für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789, die überhaupt zu den reichhaltigsten gehörten, und zugleich durch Beiträge von Goethe, Kant, Herder und Reinhold sich auszeichneten.

Noch im Jahre 1787 wurde Schiller von der Dame in Weiningen, die ihn, nach seiner Entfernung von Stuttgart, mit so vieler Güte aufgenommen hatte, zu einem Besuche eingeladen. Auf dieser Reise, die er aus inniger Dankbarkeit und Hochschätzung unternahm, verweilte er auch mit vieler Annehmlichkeit in Rudolstadt, machte dort interessante Bekanntschaften, und sah zuerst seine nachherige Gattin, Fräulein von Bengelsfeld.

Einige Wochen waren nach seiner Zurückkunft von dieser Reise vergangen, als er an einen Freund schrieb:

„Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Verschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe seiner wohlthätiger häuslicher Empfindungen mich für die Freude stimmt, und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt, und habe nichts als Eigenthum besessen. — Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. — Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte, als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens giebt. —“

Die Gegend bei Rudolstadt hatte Schillern so sehr angezogen, daß er sich entschloß, den Sommer des Jahres 1788 dort zu verleben. Er wohnte vom Mai bis zum November theils in Volkstädt, nicht

weit von Rudolstadt, um das Landleben zu genießen, theils später in Rudolstadt selbst, und die Familie der Frau von Vengefeld war fast täglich sein Umgang. Im November schrieb er:

„Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden. Ich habe dort viele schöne Tage gelebt, und ein sehr werthes Band der Freundschaft gestiftet.“

Während dieses Aufenthalts in Rudolstadt traf sich, daß Schiller zum erstenmale Goethe'n sah. Seine Erwartung war aufs höchste gespannt, theils durch die frühern Eindrücke von Goethe's Werken, theils durch Alles, was er über sein Persönliches in Weimar gehört hatte. Goethe erschien in einer zahlreichen Gesellschaft, heiter und mittheilend, besonders über seine italienische Reise, von der er eben zurückgekommen war; aber diese Ruhe und Unbesangenheit hatte für Schiller, der in dem Bewußtseyn eines rastlosen und unbefriedigten Strebens ihm gegenüber saß, damals etwas Unbehagliches.

„Im Ganzen genommen,“ schrieb er über diese Zusammenkunft, „ist meine in der That große Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Bekanntschaft, nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bey ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Und die Zeit lehrte schon nach einigen Monaten, daß Goethe wenigstens keine Gelegenheit versäumte, sich für Schiller, den er zu schätzen wußte, thätig zu verwenden. Als der Professor Eichhorn damals Jena verließ, war eben Schillers Werk über den Abfall der Niederlande erschienen, und versprach viel von ihm für den Vortrag der Geschichte. Goethe und der jetzige Geheimrath von Voigt bewirkten daher seine Anstellung als Professor in Jena. Schiller war dies allerdings erwünscht, aber zugleich überraschend, da er zu einem solchen Lehramte noch eine Vorbereitung von einigen Jahren für nöthig gehalten hatte.

Seit seiner Abreise von Dresden bis zum Frühjahr 1789, als der Zeit, da er seine Professur in Jena antrat, beschäftigte ihn hauptsächlich sein historisches Werk. Er schrieb darüber einem Freunde:

„Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich so viel Reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt.“

Eine spätere Aeußerung über den historischen Stil war folgende:

„Das Interesse, welches die Geschichte des peloponnesischen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geschichte, die man für die Neuern schreibt, zu geben suchen. Das eben ist die Aufgabe, daß man seine Materialien so wählt und stellt, daß sie des Schmucks nicht brauchen, um zu interessiren. Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bey weitem nicht beyliegt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unertzäglich. Dieser kann bey einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bey einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.“

Eine so begeisternde Ansicht der Geschichte machte gleichwol Schillern der Dichtkunst nicht untreu. Seine poetischen Producte in diesem Zeitraume waren nicht zahlreich, aber bedeutend, und Fortschritte, sowohl in Ansehung der Form als des Inhalts, zeigten sich sehr deutlich in den Göttern Griechenlands und in den Künstlern. Auch beschäftigten ihn Pläne zu künftigen poetischen Arbeiten. Die Idee, einige Situationen aus Wielands Oberon als Oper zu behandeln, kam nicht zur Ausführung. Länger verweilte Schiller bey dem Gedanken,

zu einem epischen Gedichte den Stoff aus dem Leben des Königs Friedrich des zweiten zu wählen. Es finden sich hierüber in Schillers Briefen folgende Stellen:

„Die Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des zweiten zu machen, ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie für 6 bis 8 Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Sujets entstehen, und die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenstande, würden mich so sehr nicht schrecken. — Ein episches Gedicht im 18ten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding seyn, als eines in der Kindheit der Welt. Und eben das ist, was mich an diese Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Dukt unserer Philosophien, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz Alles muß auf eine ungezwungene Art darin niedergelegt werden, und in einer schönen harmonischen Freiheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Cultur u. s. w. anschaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht, haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bey einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerley Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthst Du wohl schwertlich — Kein anderes, als Ottave rime. Alle andere, das jambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Fesseln spielen! Wie sehr der epische Gehalt durch die weiche sanfte Form schöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern die Iliade; wie die Gondolieri in Venedig die Stanzas aus dem besetzten Jerusalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation,

welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupt-Handlung müßte, wo möglich, sehr einfach und wenig verwickelt seyn, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin aufhauen lassen. Es gibt hier kein besseres Muster, als die Iliade."

Das Studium der Griechen war überhaupt damals für Schillern sehr anziehend. Von Rudolstadt aus schrieb er:

"Ich lese jetzt fast nichts, als Homer; die Alten geben mir wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eignen Geschmack zu reinigen, der sich durch Epigonalität, Künstlichkeit und Wigelen sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing."

In dieser Zeit übersehte er auch die Iphigenia in Aulis, und einen Theil der Phönicierinnen des Euripides. Der Agamemnon des Aeschylus, auf den er sich sehr freute, sollte nachher an die Reihe kommen. Die Uebersetzungen aus Virgils Aeneis entstanden später, und wurden größtentheils durch Schillers dermalige Vorliebe für die Stangen veranlaßt. Bürger war im Jahr 1789 nach Weimar gekommen, und Schiller ging einen Wettstreit mit ihm ein. Beide wollten dasselbe Stück aus dem Virgil, jeder in einem selbstgewählten Versmaße, übersetzen.

Wie sehr Schiller in dieser Periode seines Lebens die ächte Kritik liebte, und mit welcher Strenge er sich selbst behandelte, ergibt sich aus folgenden Stellen seiner Briefe:

"Mein nächstes Stück, schreibt er, das schwerlich in den nächsten 2 Jahren erscheinen dürfte, muß meinen dramatischen Beruf entscheiden. Ich traue mir im Drama dennoch am allermeisten zu, und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Pläne, die mich ein blinder Zufall wählten ließ, aufs Aeußerste emporassirt, weil die Composition zu weitläufig und zu kühn war. Laß mich einmal einen simplen Plan behandeln und darüber brüten."

Wieland hatte ihm den Mangel an Leichtigkeit vorgeworfen.

„Ich fühle,“ schreibt er darüber, „während meiner Arbeiten nur zu sehr, daß er Recht hat, aber ich fühle auch, woran der Fehler liegt, und dies läßt mich hoffen, daß ich mich sehr darin verbessern kann. Die Ideen strömen mir nicht reich genug zu, so üppig meine Arbeiten auch ausfallen, und meine Ideen sind nicht klar, ehe ich schreibe. Fülle des Geistes und Herzens von seinem Gegenstande, eine lichte Dämmerung der Ideen, ehe man sich hinsetzt, sie aufs Papier zu werfen, und leichter Humor sind nothwendige Requisiten zu dieser Eigenschaft; und wenn ich es einmal mit mir selbst dahin bringe, daß ich jene drey Erfordernisse besitze, so soll es mit der Leichtigkeit auch werden.“

Ein solches Streben, jede höhere Forderung zu befriedigen, artete jedoch nie in kleinliche Kengstlichkeit aus. Ueber die Freiheit des Dichters in der Wahl seines Stoffs schrieb er damals Folgendes:

„Ich bin überzeugt, daß jedes Kunstwerk nur sich selbst, das heißt, seiner eignen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf, und keiner andern Forderung unterworfen ist. Hingegen glaube ich auch festiglich, daß es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muß, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läßt. Der Dichter, der sich nur Schönheit zum Zweck setzt, aber dieser heilig folgt, wird am Ende alle andere Rücksichten, die er zu vernachlässigen schien, ohne daß er es will oder weiß, gleichsam zur Zugabe mit erreicht haben, da im Gegentheile der, der zwischen Schönheit und Moralität, oder was es sonst sey, unstät flattert, oder um beyde buhlt, leicht es mit jeder verdirbt.“

In einem andern damaligen Briefe findet sich folgende Aeußerung:

„Ihr Herren Kritiker, und wie ihr euch sonst nennt, schämt oder fürchtet euch vor dem augenblicklichen vorübergehenden Wahnwige, der sich bey allen eignen Schöpfern findet, und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher eure Klagen über Unfruchtbarkeit, weil ihr zu frühe verwerft, und zu strenge sondert.“

Die glückliche Stimmung, die in der damaligen Zeit aus Schillers Briefen hervorging, wurde in den beyden ersten Jahren seines Aufenthalts in Jena noch erhöht, als mehrere günstige Umstände ihn von der ängstlichen Sorge für die Gegenwart und Zukunft befreyen, und als der Besiz einer geliebten Gattinn einen längst gewünschten Lebensgenuß ihm darbot. Sein Lehramt begann er auf eine sehr glänzende Art; über Vierhundert Zuhörer strömten zu seinen Vorlesungen. Die Unternehmung einer Herausgabe von Memoires, wozu er einleitende Abhandlungen schrieb, und die Fortsetzung der *Iphigenia* sicherten ihm für seine Bedürfnisse eine hinlängliche Einnahme. Es blieb ihm dabey noch Zeit zu Recensionen für die allgemeine Literatur-Zeitung übrig, zu der er schon seit 1787 Beyträge lieferte. Für die Zukunft hatte ihn der Buchhändler Götsche zu einer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs für einen historischen Almanach aufgefodert, und ein deutscher *Plutarch* war die Arbeit, die den folgenden Jahren vorbehalten wurde. Von dem Herzoge von Sachsen-Weimar war mit großer Bereitwilligkeit, so viel es die Verhältnisse erlaubten, beigetragen worden, um Schillern ein gewisses Einkommen zu verschaffen. Das ausgezeichnete Wohlwollen, womit ihn der damalige Coadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, der jezige Fürst Primas und Großherzog von Frankfurt, behandelte,*) eröffnete Schillern die günstigsten Aussichten. Für die Gründung seines häuslichen Glücks schien er nichts weiter zu bedürfen, sein Herz hatte gewählt, und im Februar 1790 erhielt er die Hand des Fräuleins von Lengefeld. Seine Briefe aus den nachherigen Monaten enthalten folgende Stellen:

„Es lebt sich doch ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich wieder in meiner Brust. — Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit frohlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet

*) Eben dieser Fürst ertheilte Schillern in der Folge durch fortgesetzte christliche Beweise des wärmsten Theils an seinen Schicksalen.

eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Daseyn ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin. — Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterm Muth entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie Alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuße meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gibt mir sie zurück.“

Aber eine so glückliche Lage wurde bald durch einen harten Schlag gestört. Eine heftige Brust-Krankheit ergriff Schillern im Anfange des Jahrs 1791, und zerrüttete seinen körperlichen Zustand für seine ganze übrige Lebenszeit. Mehrere Rückfälle ließen das Schlimmste fürchten, er bedurfte der größten Schonung, öffentliche Vorlesungen wären ihm äußerst schädlich gewesen, und alle andere anstrengende Arbeiten mußten ausgesetzt bleiben. Es kam Alles darauf an, ihn wenigstens auf einige Jahre in eine sorgenfreye Lage zu versetzen, und hierzu fehlte es in Deutschland weder an Willen noch an Kräften; aber ehe für diesen Zweck eine Vereinigung zu Stande kam, erschien unerwartet eine Hülfe aus Dänemark. Von dem damaligen Erbprinzen, jetzt regierenden Herzoge von Holstein-Augustenburg, und von dem Grafen von Schimmelmann wurde Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drey Jahre, ohne alle Bedingungen, und bloß zu seiner Wiederherstellung angeboten, und dies geschah mit einer Feinheit und Delikatesse, die den Empfänger, wie er schreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst. Dänemark war es, woher einst auch Klopstock die Mittel einer unabhängigen Existenz erhielt, um seinen Messias zu endigen. Geseget sey eine so edelmüthige Denkart, die auch bey Schillern durch die glücklichsten Folgen belohnt wurde!

Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit war nicht zu erwarten, aber die Kraft seines Geistes, der sich vom Trude der äußern Ber-

hättnisse frey fühlte, siegte über die Schwäche des Körpers. Kleinere Uebel vergaß er, wenn ihn eine begeisterte Arbeit oder ein ernstes Studium beschäftigte, und von heftigen Anfällen blieb er oft Jahre lang befreit. Er hatte noch schöne Tage zu erleben, genoß sie mit heiterer Seele, und von dieser Stimmung erntete seine Nation die Früchte in seinen trefflichsten Werken.

Während der ersten Jahre seines Aufenthalts in Jena war Schiller mit den meisten dortigen Gelehrten im besten Vernehmen, mit Pantus Schütz und Jufeland in freundschaftlichen Verhältnissen, aber in der genauesten Verbindung mit Reinhold. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch auf die Kantische Philosophie aufmerksam gemacht wurde, und daß sie ihn anzog. Was er vorzüglich studirte, war die Kritik der Urtheilskraft, und dies führte ihn zu philosophischen Untersuchungen, deren Resultate er in der Abhandlung über Nuth und Würde, in verschiedenen Aufsätzen der *Thalia*, und hauptsächlich später in den Briefen über die aesthetische Erziehung des Menschen bekannt machte.

Aus der Periode dieser theoretischen Studien findet sich von ihm folgende schriftliche Aeußerung:

„Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles' *Poetik* gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußern Dinge ist er so lax, als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die *Poetik* handelt beinahe ausschließlich von der Tragödie, die er mehr als irgend eine andere poetische Gattung begünstigt. Man merkt ihm an, daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herauspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts

Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist alles empirisch, aber die große Anzahl der Fälle, und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt, und die völlige Qualität von Gesetzen."

In den Jahren von 1790 bis mit 1794 wurde kein einziges Original-Gedicht fertig, und bloß die Uebersetzungen aus dem Virgil fielen in diese Zeit. Es fehlte indessen nicht an Plänen zu künftigen poetischen Arbeiten. Besonders waren es Ideen zu einer Hymne an das Licht, und zu einer Theodicee, was Schillern damals beschäftigte.

"Auf diese Theodicee," schreibt er, „freue ich mich sehr, denn die neue Philosophie ist gegen die Leibnizische viel poetischer, und hat einen größern Character."

Vorzüglich gab ihm die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, die er für Göschens historische Almanache vom Jahre 1791 an bearbeitete, Stoff zu poetischer Thätigkeit. Einige Zeit beschäftigte ihn der Gedanke, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu wählen, wie aus folgender Stelle seiner Briefe zu erschen ist:

"Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationellem und politischem noch am meisten gattet, steht Gustav Adolph oben an. — Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Kriege unzertrennlich verbunden. Es kommt also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedicht, das von der Schlacht bey Leipzig bis zur Schlacht bey Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen, und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dies der Hauptstoff gewesen wäre."

Aus eben dieser Zeit ist auch die erste Idee zum Wallenstein. Als schon im Jahre 1792 diese Idee zur Ausführung kommen sollte, schrieb Schiller darüber Folgendes:

"Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Principien plagen; da bin ich bloß Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen

philosophire ich gern über die Theorie. Die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der That, denn die Kühnheit, die lebendige Mut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisste ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgefitzten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und setzt sich keine andere, als freiwillige Schranken.“

Aber es sollten noch 7 Jahre vergehen, ehe der Wallenstein fertig wurde, und es gab einen Zeitpunkt der Muthlosigkeit, da Schiller dieses Werk beynahe ganz aufgegeben hätte. In seinen Briefen vom Jahre 1794 findet sich folgende Stelle:

„Vor dieser Arbeit (dem Wallenstein) ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe, sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich im dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichen Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen.“

Nicht lange vor diesen Aeußerungen hatte Schiller eine Revision seiner Gedichte vorgenommen, und aus seinen damaligen Ansichten wird die Strenge begreiflich, mit der er seine frühern Producte behandelte. Gleichwol darf man nicht glauben, daß überhaupt damals eine hypochondrische Stimmung durch körperliche Leiden bey ihm hervorgebracht worden wäre. Mehrere Stellen aus seinen Briefen be-

weisen, daß er eben in dieser Zeit für begeisterte Wirkamkeit und für edlern Lebensgenuß nichts weniger als erstorben war.

Als nach Ausbruch der französischen Revolution das Schicksal Ludwigs des XVI. entschieden werden sollte, schrieb Schiller im December 1792 Folgendes an einen Freund:

„Weißt du mir niemand, der gut ins Französische übersetzt, wenn ich etwa in den Fall käme, ihn zu brauchen? Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen, und ein Memoire darüber zu schreiben. Mir scheint diese Unternehmung wichtig genug, um die Feder eines Vernünftigen zu beschäftigen, und ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freinheit und Verehrsamkeit über diese Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einen Eindruck machen. Wenn ein Einziger aus einer ganzen Nation ein öffentliches Urtheil sagt, so ist man wenigstens auf den ersten Eindruck geneigt, ihn als Wortführer seiner Classe, wo nicht seiner Nation, anzusehen, und ich glaube, daß die Franzosen gerade in dieser Sache gegen fremdes Urtheil nicht ganz unempfindlich sind. Außerdem ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, der für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bey dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein Anderer, und hat auch schon etwas mehr Credit. Vielleicht räthst du mir an, zu schweigen, aber ich glaube, daß man bey solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freygehimnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen. Es gibt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist, und eine solche Zeit scheint mir die jetzige zu seyn.“

In der Mitte des Jahres 1793 schrieb Schiller:

„die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden.“

Er unternahm die Reise nach Schwaben, lebte vom August an bis zum Mai des folgenden Jahres theils in Heilbronn, theils in Ludwigsburg, und freute sich des Wiedersehens seiner Aeltern, Schwestern

und Jugendfreunde. Von Heilbronn aus schrieb er an den Herzog von Württemberg, gegen den er sich durch seine Entfernung von Stuttgart vergangen hatte. Er erhielt zwar keine Antwort, aber die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert, Schiller werde nach Stuttgart kommen und von ihm ignoriert werden. Dies bestimmte Schiller, seine Reise fortzusetzen, und er fand in der Folge, daß er nichts dabei gewagt hatte. Auch betrauerte er eben diesen Herzog, der kurz nachher starb, mit einem innigen Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung.

Schiller kehrte nach Jena zurück, voll von einem schon lange entworfenen, aber nun reif gewordenen Plane, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands zu einer Zeitschrift zu vereinigen, die alles über treffen sollte, was jemals von dieser Gattung existirt hatte. Ein unternehmender Verleger war dazu gefunden, und die Herausgabe der *Horen* wurde beschlossen. Die *Thalia* war mit dem Jahrgang 1793 geendigt worden. Für die neue Zeitschrift öffneten sich sehr günstige Aussichten, und auf die Einladungen zur Theilnehmung erfolgten von allen Seiten vielversprechende Antworten.

Jena erhielt damals für Schiller einen neuen Reiz, da Wilhelm von Humboldt, der ältere Bruder des berühmten Reisenden, sich dahin begeben hatte, und mit Schiller dort in der genauesten Verbindung lebte. In diese Zeit trifft auch der Anfang des schönen, und nachher immer fester geknüpften Bundes zwischen Goethe und Schiller, der für beyde den Werth ihres Lebens erhöhte. Ueber die Veranlassung dieses Ereignisses finden sich folgende Stellen in Schillers Briefen:

„Bei meiner Rückkunft (von einer damaligen kleinen Reise) fand ich einen sehr herzlichen Brief von Goethe, der mir mit Vertrauen entgegen kommt. Wir hatten vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen, und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein

jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bey Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel. —

Ich werde künftige Woche auf 14 Tage nach Weimar reisen, und bey Goethe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freyheit und Bequemlichkeit bey ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns beyde entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf. —

Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Goethe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden.“

Mit dem folgenden Jahre 1795 beginnt bey Schillern eine neue Periode der poetischen Fruchtbarkeit. So sehr ihn auch die neue Zeitschrift beschäftigte, so entstanden doch gleichwol mehrere Gedichte, die theils in die Horen, theils in den Musenalmanach aufgenommen wurden, dessen Herausgabe Schiller unternahm. Das Reich der Schatten oder das Ideal und das Leben, die Elegie, oder der Spaziergang, und die Ideale waren Producte dieses Jahres. Die Elegie hielt Schiller für eines seiner gelungensten Werke.

„Mir dünkt,“ schrieb er darüber, „das sicherste empirische Kriterium von der wahren poetischen Güte meines Products dieses zu seyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und dies ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit diesem.“

Ueber die Ideale findet sich folgende Aeußerung von ihm:

„Dies Gedicht ist mehr ein Naturlaut, wie Herder es nennen würde, und als eine Stimme des Schmerzens, die kunstlos und

vergleichungsweise auch formlos ist, zu betrachten. Es ist zu individuell wahr, um als eigentliche Poesie beurtheilt werden zu können; denn das Individuum befriedigt dabei ein Bedürfnis, es erleichtert sich von einer Last, anstatt daß es in Gefängen von anderer Art, von einem Ueberflusse getrieben, dem Schöpfungsdrange nachgibt. Die Empfindung, aus der es entsprang, theilt es auch mit, und auf mehr macht es, seinem Geschlechte nach, nicht Anspruch."

"Das Reich der Schatten," schreibt er ferner, „ist, mit der Elegie verglichen, bloß ein Lehrgedicht. Wäre der Inhalt so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinne ein Maximum gewesen. — Und das will ich versuchen, so bald ich Ruhe bekomme. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie an — das Ideal der Schönheit objectiv zu individualisiren, um daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden. Ich theile nehmlich das ganze Feld der Poesie in die naive und die sentimentalische. Die naive hat gar keine Unterarten, (in Rücksicht auf die Empfindungsweise nehmlich) die sentimentalische hat ihrer drei: Satyre, Elegie, Idylle. In der sentimentalischen Dichtkunst (und aus dieser heraus kann ich nicht) ist die Idylle das höchste, aber auch das schwierigste, Problem. Es wird nehmlich aufgegeben, ohne Beihülfe des Pathos einen hohen, ja den höchsten poetischen Effect hervorzubringen. Mein Reich der Schatten enthält dazu nur die Regeln; ihre Befolgung in einem einzelnen Falle würde die Idylle, von der ich rede, erzeugen. Ich habe ernstlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört. Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle seyn. Ueber diesen Stoff hinaus gibt es keinen mehr für den Poeten, denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Uebertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Herkules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen, und eine Bewegung in das Gemäthe bringen. Gelänge mir dieses Unter-

nehmen, so hoffte ich dadurch mit der sentimentatischen Poesie über die naive selbst triumphirt zu haben.

Eine solche Idylle würde eigentlich das Gegenstück der hohen Comödie seyn, und sie auf einer Seite (in der Form) ganz nahe berühren, indem sie auf der andern und im Stoff das directe Gegentheil davon wäre. Die Comödie schlicht nehmlich gleichfalls alles Pathos aus, aber ihr Stoff ist die Wirklichkeit; der Stoff dieser Idylle ist das Ideal. Die Comödie ist dasjenige in der Satyre, was das Product quaestionis in der Idylle (diese als ein eignes sentimentalisches Geschlecht betrachtet) seyn würde. Zeigte es sich, daß eine solche Behandlung der Idylle unausführbar wäre — daß sich das Ideal nicht individualisiren ließe — so würde die Comödie das höchste poetische Werk seyn, für welches ich sie immer gehalten habe, bis ich anfang, an die Möglichkeit einer solchen Idylle zu glauben.

Denken Sie sich aber den Genuß, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgeblüht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranken, nichts von dem Allen mehr zu sehen. — Wir schwindelt, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frey und von allem Unrath der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen aetherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studiren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann."

Das Trauerspiel war indessen die Heimath, zu der Schiller auch in der damaligen Stimmung bald wieder zurückkehrte. Aus der Geschichte der türkischen Belagerung von Waltha hatte er einen Stoff sich ausgedacht, wobey er viel von dem Gebrauch des Chors erwartete. Von diesem Stücke — den Rittern von Waltha — findet sich der

Plan in Schillers Nachlasse, und die Ausführung wurde damals bloß aufgeschoben, da er sich im May 1796 für den Wallenstein entschied.

„Ich sehe mich,“ schrieb er damals, „auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dies ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichtum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verdecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Character, der — als ächt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann. — Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde und dergl. — ich hoffe aber nichtsdestoweniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch-großen Character in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebens-Princip hat. Vordem habe ich, wie im *Posa* und *Cartos*, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; hier im Wallenstein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nehmlich) entschadigen.

Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Character entbehren kann. Unglücklicher Weise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht.

Daß Sie mich auf diesem neuen und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu

viel. Es ist erstaunlich, wie viel Keistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und des Studium der Alten, die ich erst nach dem Carlos habe kennen lernen, bey mir nach und nach entwickelt hat. Doch ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethes Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freylich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben Ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist, und Er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir um meinem Producte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird wohl, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höhern idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren."

Nach Monate später schrieb Schiller darüber Folgendes an einen andern Freund:

"Noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zwang und Form, als der Wallenstein jetzt schon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will, und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. — Es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beyliegen könnte; von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten; alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden. —

Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäft vergangen sey, oder, wenn ich dabey wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabey verlieren werde. Sey aber unbesorgt, meine Lust ist nicht im geringsten geschwächt, und eben so wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff mußte es seyn, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Schermessers gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann,

muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Character erfolgen. Auch ist sie schon fast im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Reizung abgewinnen kann; er läßt mich beynahe kalt und gleichgültig, und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Reizung fröhelt, behandle ich alle übrige, und vorzüglich den Haupt-Character, bloß mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem bloß objectiven Verfahren war und ist mit das weitläufige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich, denn ich mußte die Handlung, wie die Charactere, aus ihrer Zeit, ihrem Vokal, und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hätte, wenn ich mich durch eigene Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Classe hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwickeln. Davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß bereichern, versehen muß sie diejenige Kraft, die ich allenkfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre."

Seit der Zeit, da dieses geschrieben wurde, vergingen noch zwei Jahre und beynahe vier Monate, ehe Schiller den Wallenstein endigte. Es entstanden aber inmittelft mehrere kleinere Gedichte, und unter diesen die Fenien. Die Geschichte dieses Product's kann vielleicht etwas beitragen, manche darüber gefällte Urtheile zu berichtigen.

An Goethens Seite begann für Schiller ein neuer und schönerer Jugend. Hohe Verehrung für alles Tiefste, lebendiger Haß gegen falschen Schwund überhaupt, und gegen jede Verhöhnung der Wissenschaft und Kunst, betzender Uebermuth im Gefühl einer vorher kaum geahnten Kraft, war damals bei ihm die herrschende Stimmung.

Daher seine Vereinigung mit Goethe zu einem Unternehmen, das Schiller selbst auf folgende Art beschreibt:

„Die Einheit kann bey einem solchen Product bloß in einer gewissen Grenzenlosigkeit, und alle Messung überschreitenden Hülle gesucht werden, und damit die Heterogenität der beyden Urheber in dem Einzelnen nicht zu erkennen sey, muß das Einzelne ein Minimum seyn. Kurz, die Sache besteht in einem gewissen Gange von Epigrammen, deren jedes ein Monodistichon ist. Das meiste ist witte Satyre, besonders auf Schriftsteller und schriftstellerische Producte, untermischt mit einzelnen poetischen und philosophischen Gedanken-Blipen. Es werden nicht unter 600 solcher Monodistichen werden, aber der Plan ist, auf 1000 zu steigen. Sind wir mit einer bedeutenden Anzahl fertig, so wird der Vorrath, mit Rücksicht auf eine gewisse Einheit, sortirt, überarbeitet, um einenley Ton zu erhalten, und jeder wird dann von seiner Manier etwas aufzuheben suchen, um sich dem andern mehr anzunähern.“

Dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Im Julius 1796 schrieb Schiller darüber Folgendes:

„Nachdem ich die Redaction der Xenien gemacht hatte, fand ich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistichen nöthig sey, wenn die Sammlung auch nur einigermaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche Hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen, auch die Vollendung des Meisters Goethen eine starke Diversion macht, so sind wir übereingekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzubereiten. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Gängen vorn im Almanach angebracht. Die satyrischen folgen unter dem Namen Xenien nach.“

Es mag seyn, daß bey diesem Verfahren manches Epigramm aufgenommen wurde, das bey einer strengen Auswahl nach dem ersten Plane weggeblieben wäre. Schiller war allerdings damals gereizt, nicht durch Bemerkungen über die Mängel seiner Producte — denn

hierüber war niemand schärffichtiger als er selbst, wie sich aus obigen Stellen seiner Briefe ergibt, und jeden seiner Freunde forderte er zu freymüthigen Urtheilen auf — sondern weil ihn die Kälte und Geringschätzung erbitterte, womit ein Unternehmen, wofür er sich begeistert hatte, von mehreren Seiten aufgenommen wurde. Dies war der Fall bey den Horen. Im Vertrauen auf den Beystand der ersten Schriftsteller der Nation, hatte er auf eine große Wirkung gerechnet, und traf dagegen sehr oft auf Mangel an Empfänglichkeit und feindselige Ansichten. Es konnte ihm dann wol in einer Aufwallung der Indignation auch etwas Menschliches begegnen, aber der eigentliche Geist, in dem die Xenien geschrieben sind, spricht sich für den ansehnlichen Leser im Ganzen deutlich genug aus.

Ein Wettstreit mit Goethen veranlaßte im Jahre 1797 Schillers erste Balladen. Beide Dichter theilten sich in die Stoffe, die sie gemeinschaftlich ausgesucht hatten. Von dieser Gattung, die Schiller lieb geworden war, lieferte er in spätern Jahren noch manches, nachdem andere kleinere Gedichte seiner von ihm erschienen.

Seit dem Jahre 1799 widmete er sich ganz den dramatischen Arbeiten, und gab die Herausgabe des *Rufenatmanachs* auf. Die Horen hatten schon früher geendigt. Goethens Prosopläen indessen, für die sich Schiller sehr lebhaft interessirte, sollten Beyträge von ihm erhalten.

In eben diese Zeit trifft auch eine Veränderung seines Wohnorts. Um die Anschauung des Theaters zu haben, wollte Schiller anfänglich nur den Winter in Weimar zubringen, und während des Sommers auf einem Garten bey Jena leben, den er sich dort gekauft hatte. Aber späterhin wurde Weimar sein beständiger Aufenthalt. Von dem regierenden Herzoge wurde er bey dieser Gelegenheit auf eine sehr edle Art unterstützt, so wie ihn überhaupt dieser Fürst bey jedem Anlasse durch die deutlichsten Beweise seines Wohlwollens erfreute. Ihm verdankte Schiller im Jahre 1795, als er einen Ruf als Professor nach Tübingen erhielt, die Zusicherung einer Verdoppelung seines Gehalts, auf den Fall, daß er durch Krankheit an schriftstellerischen Arbeiten verhindert würde; nachher im Jahre 1799 eine fernere Zu-

lage, und zuletzt, im Jahre 1804, wegen bedeutender Anerbietungen, die Schillern von Berlin aus gemacht wurden, eine Vermehrung seiner Besoldung. Auch war es der Herzog von Sachsen-Weimar, der aus eigener Bewegung im Jahre 1802 Schillern den Adelsbrief auswirkte.

Nur Goethens Nähe hatte der Aufenthalt in Weimar für Schillern noch andre erhebliche Vortheile. In seiner Aufsehung diente besonders ein damals errichteter fröhlicher Klub, für den er, so wie Goethe, einige gesellschaftliche Lieder dichtete. Die vier Weltalter und das Lied an die Freunde entstanden auf diese Art. Das Theater gab Schillern vielen Genuß, und gern beschäftigte er sich auch mit der höhern Ausbildung der dortigen Schauspieler.

Seine Ansichten der Kunst und Kritik in dieser letzten Periode seines Lebens ergeben sich aus folgenden Fragmenten seiner damaligen Briefe:

„Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mit die Wissenschaft und die Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bey der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervordringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich behne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst. —

Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, das immer wird und nie ist, also immer dynamisch, und nicht, wie sie es jetzt nennen, atomistisch, betrachtet, so kann man gegen jedes Product gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Character der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bey der Reformation

mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deswegen getriehen ihnen selbst tröstliche Worte zum Ber-
derben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der
strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese
Werke nicht religiös glauben, heißt Aegererey, da doch die Kunst über
allen Werken ist. Es gibt freylich in der Kunst ein Maximum, aber
nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortschritte ihr
Heil finden kann. —

Ich habe dieser Tage den rasenden Roland wieder gelesen, und
kann Dir nicht genug sagen, wie anziehend und erquickend mir diese
Lectüre war. Hier ist Leben und Bewegung und Farbe und Fülle;
man wird aus sich heraus ins volle Leben, und doch wieder von
da zurück in sich selbst hineingeführt; man schwimmt in einem reichen
unendlichen Elemente, und wird seines ewigen identischen Ichs los,
und existirt eben deswegen mehr, weil man aus sich selbst ge-
rissen wird. Und doch ist, trotz aller Heppigkeit, Kaskadiererei und
Ungebild, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr em-
psindet als erkennt, und an der Stetigkeit und sich selbst er-
haltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zustandes wahrnimmt.
Freylich darf man hier keine Tiefe suchen und keinen Ernst; aber
wir brauchen wahrlich auch die Fläche, so nöthig als die Tiefe, und
für den Ernst sorgt die Vernunft und das Schicksal genug, daß die
Phantasie sich nicht damit zu vermengen braucht. —

„Noch hoffe ich in meinem poetischen Streben keinen Rückschritt
gethan zu haben, einen Seitenschritt vielleicht, indem es mir be-
gegnet seyn kann, den materiellen Forderungen der Welt und der
Zeit etwas eingeräumt zu haben. Die Werke des dramatischen Dich-
ters werden schneller als alle andere von dem Zeitstrome ergriffen;
er kommt selbst, wider Willen, mit der großen Masse in eine viel-
seitige Berührung, bey der man nicht immer rein bleibt. Anfangs
gefällt es, den Herrscher zu machen über die Gemüther, aber welchem
Herrscher begegnet es nicht, daß er auch wieder der Diener seiner
Diener wird, um seine Herrschaft zu behaupten? Und so kann es
vielleicht geschehen seyn, daß ich, indem ich die deutschen Bühnen

mit dem Geräusch meiner Stöße erfüllte, auch von den deutschen Bühnen etwas angenommen habe.“

Nachdem Schiller einmal durch den Wallenstein die Meisterschaft errungen hatte, folgten seine übrigen dramatischen Werke schnell auf einander, obgleich seine Thätigkeit oft durch körperliche Leiden, und besonders im Jahre 1799 durch Sorge für eine geliebte Gattinn, bey ihrer damaligen gefährlichen Krankheit, unterbrochen wurde. Wallenstein erschien 1799. Maria Stuart 1800. Die Jungfrau von Orléans 1801. Die Braut von Messina 1803 und Wilhelm Tell 1804. In eben diesem Jahre feierte er die Ankunft der Russischen Großfürstin, die sich mit dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar vermählte, durch die Huldigung der Künste. Alle diese Werke ließen ihm noch Zeit übrig, Shakespear's Macbeth und Gozzi's Turandot für das deutsche Theater zu bearbeiten. Später wurden noch Racine's Phädra und zwey französische Lustspiele von ihm übersetzt. In den Zwischenzeiten beschäftigten ihn mehrere dramatische Pläne, wovon sich ein Theil unter seinen Papieren aufgefunden hat.

Auch für eine Comödie hatte er einen Stoff gefunden, fühlte sich aber zu fremd für diese Gattung.

„Doch glaube ich mich,“ schrieb er einem Freunde, „derjenigen Comödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charactere und auf Humor ankommt, gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen.“

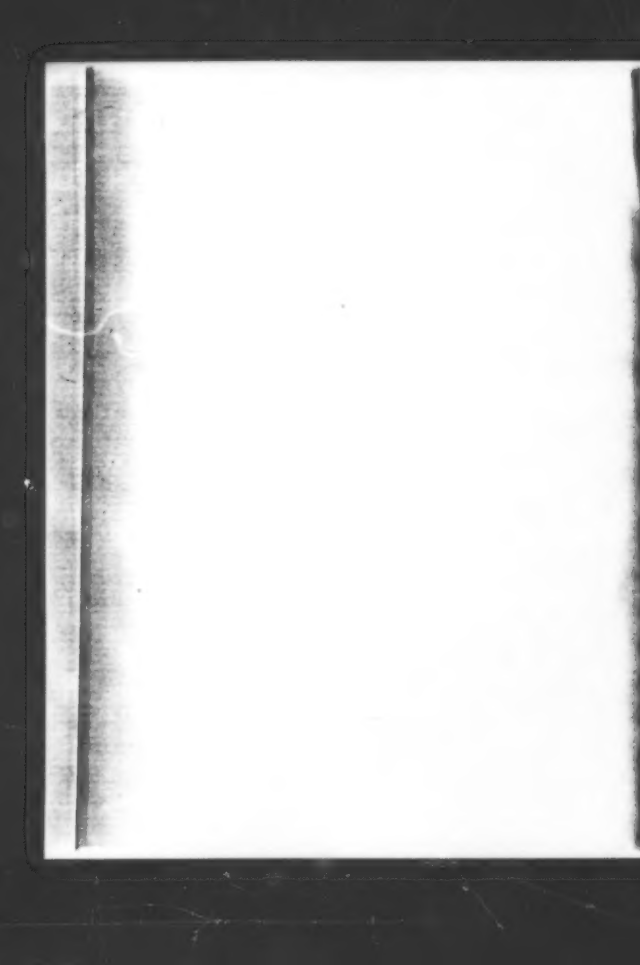
Nach der Uebersetzung der Phädra hatte er ein neues dramatisches Gedicht begonnen, wovon die Geschichte des falschen Demetrius in Rußland der Stoff war. Bey diesem Werke, mitten im Vollgefühl seiner geistigen Kraft, ergriff ihn der Tod. Ein heftiger Rückfall seiner gewöhnlichen Brustkrankheit endigte sein Leben am 9ten Mai 1805.

Er hinterließ eine Wittwe, zwey Söhne und zwey Töchter. Von seinen drey Schwestern war die jüngste vor ihm gestorben; die älteste aber lebt in Weinungen als Gattinn des dasigen Hofraths Reimwald, und die zweyte ist an den Stadtpfarrer Frankh zu Neckmühl, im Königreiche Württemberg, verheirathet.

Schillers Gesichtszüge sind am treuesten und geistvollsten in einer colossalen Büste vom Professor Tanneder in Stuttgart dargestellt worden. Eine früher verfertigte Büste in Lebensgröße, wozu Schiller, während seines letzten Aufenthalts in Schwaben, gesehen hatte, lag dabei zum Grunde, und dieses Werk in einem größern Stile, mit aller Anstrengung seiner Kräfte, auszuführen, beschloß der edle Künstler in dem Augenblicke der höchsten Nöthigung, da er die Nachricht von dem Tode seines Freundes erhielt.

Goethens Worte über Schilleru mögen diesen Aufsatz beschließen:

Es glühte seine Wange roth und röthet
 Von jener Jugend, die uns nie verlißt,
 Von jenem Rath, der früher oder später
 Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt;
 Von jenem Glauben, der sich stets erhöhtet,
 Bald läßt hervordräng, bald geduldig schmiegt,
 Damit das Gute wirke, wachse, fruchtet!
 Damit der Tag des Echten endlich komme.
 Und mancher Geister, die mit ihm gerungen,
 Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
 Sie fühlten sich von seiner Kraft durchdrungen,
 In seinem Kreise willig sich gebannt.
 Zum Höchsten hat er sich empur geschwungen,
 Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
 So leucht ihn! Denn was dem Mann das Leben
 Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.



Biographische Notizen
über
Theodor Körner.*)

*) Vierzehnter Band des von Theodor Körner. Herausg. von Johann Friedrich Hartmann. 1819.
Zweiter Band. S. XLIX.

Die „Biographischen Notizen“ über seinen unregelmäßigen Sohn schrieb Körner im Jahre 1814 und legte 1815 nach dem Tode seiner Tochter Emma im März die Schlußnotiz hinzu. Eingeklebt wurde die Biographie in eine Charakteristik des Dichters von G. H. Tiedge. Der Abdruck erfolgt aus der zweiten Auflage des „Goethischen Nachlasses“, deren erster Band den Epochenrizz „Theodor Körners vermischte Gedichte und Erzählungen“ nebst einer Charakteristik des Dichters von G. H. Tiedge und biographischen Notizen über ihn von dem Vater des Verstorbenen“ bildet.

Carl Theodor Körner wurde am 23. September 1791 zu Dresden geboren. Sein Vater war damals Churfürstlicher Appellationsrath und seine Mutter ist die Tochter eines in Leipzig verstorbenen geachteten Künstlers, des Kupferstechers Stod. Die Schwäche und Kränklichkeit des Knaben in den ersten Jahren machte viel Sorgfalt für seinen Körper nothwendig und die Ausbildung seines Geistes durfte nicht übereilt werden. Er war daher die meiste Zeit in freier Luft, theils in einem nahe gelegenen Garten unter Knaben seines Alters, theils im Sommer auf einem Weinberge mit seinen Aeltern und seiner Schwester. Manches lernte er später als andere und gehörte nicht zu den Kindern, die durch frühzeitige Kenntnisse und Talente die Eitelkeit ihrer Aeltern befriedigen. Aber was man schon in den Jahren der Kindheit an ihm wahrnehmen konnte, war ein weiches Herz, verbunden mit Thätigkeit des Willens, treue Anhänglichkeit an diejenigen, die seine Liebe gewonnen hatten, und eine leicht aufzuregende Phantasie.

Mit dem Gedeihen seines Körpers entwickelten sich seine geistigen Fähigkeiten. Seine Aufmerksamkeit zu fesseln war nicht leicht, aber wenn dies gelungen war, so sagte er schnell. Zur Erlernung von Sprachen hatte er weniger Neigung und Anlage als zum Studium der Geschichte, Naturkunde und Mathematik. Auffallend war sein fortdauernder Widerwille gegen das Französische, als er in andern ältern und neuern Sprachen schon weitere Fortschritte gemacht hatte.

Vielstättige gymnastische Uebungen in frühern Jahren gaben dem Körper Stärke und Gewandtheit und der Jüngling galt für einen raschen Tänzer, dreisten Reiter, tüchtigen Schwimmer und besonders

für einen geschickten Fächter. Auge, Ohr und Hand waren bei ihm glücklich organisirt und wurden zeitig geübt. Feinere Drechsler-Arbeiten gelangen ihm gut und er zeichnete mit Erfolg nicht nur Gegenstände der Mathematik, sondern auch Landschaften. Aber in einem höhern Grade fand sich bei ihm Sinn und Talent für Musik. Auf der Violine versprach er etwas zu leisten, als ihn die Guitarre mehr anzog, der er in der Folge getreu blieb. Seine Zither am Arm dachte er sich gern zurück in die Zeiten der Troubadours. Für dies Instrument und für den Gesang glückten ihm mehrere kleine Compositionen und sein richtiges, feines und lebendiges Spiel wurde mit Vergnügen gehört. Dichtkunst war es jedoch, wofür ihn schon seit den frühesten Jahren ein herrschender Trieb bestimmte. Sein Vater machte sich es aber zur Pflicht, die ersten Versuche des Sohnes nur zu dulden, nicht aufzumuntern. Er hatte einen zu hohen Begriff von der Kunst überhaupt, um in einem Falle, der ihn so nah anging, nicht sorgfältig darüber zu wachen, daß nicht bloße Neigung mit ächtem Verus verwechselt werde. Leichtigkeit der Production allein war hierbei kein hinlänglicher Grund der Entscheidung. Ein Beifall, der nicht schwer errungen wurde, ist gefährlich und verleitet, auf niederer Stufe stehen zu bleiben, wenn Trägheit sich mit Eitelkeit verbindet. Dies war glücklicher Weise hier nicht der Fall. Ein jugendlicher Uebermuth achtete vielmehr wenig auf ein fremdes Urtheil und wagte sich gern an die schwierigsten Aufgaben.

Schiller und Goethe waren die Lieblingsdichter in dem väterlichen Hause und Schiller's Balladen wahrscheinlich die ersten Gedichte, die der Knabe zu lesen bekam. Alles Hochherzige wirkte mächtig auf ihn, aber in ernstern Dichtungen versuchte er sich später und anfänglich mit Schüchternheit. Sein Talent zeigte sich zuerst in Produkten der scherzhaften Gattung, die durch äußere Anlässe entstanden. Es fehlte ihm nicht an Stoff, da das frische Leben und der Frohsinn der Jugend bei ihm durch keinen Zwang unterdrückt wurde, und die Reime strömten ihm zu.

Er verließ das väterliche Haus nicht vor der Mitte des siebzehnten Jahres und erhielt Unterricht theils eine Zeitlang auf der Kreuzschule in Dresden, theils hauptsächlich durch ausgesuchte Privatlehrer.

Unter diesen war der nachherige Historiker Dippold, der als Professor in Danzig zu früh für seine Wissenschaft starb. Eine dankbare Erwähnung verdienen hier noch vorzüglich als Lehrer des Christenthums der jetzige Pfarrer Koller in Lausa, und für einen trefflichen Unterricht in der Mathematik der nunmehrige Professor bei der sächsischen Ritter-Akademie, Fischer.

Eine der schwersten Aufgaben für einen Vater ist, den Sohn bei der Wahl des künftigen Standes zu leiten. Genaue Abwägung der Vortheile und Nachtheile eines jeden Verhältnisses ist von der Jugend nicht zu erwarten; was sie bestimmt, sind oft unzureichende Gründe und gleichwohl ist es bedenklich, ihrem Entschlus zu widerstreben da man besonders bei lebendigen und kraftvollen Naturen zu wünschen hat, daß Geschäft und Neigung zusammentreffe. Und ein Geschäft, das ihm künftig ein hinlängliches Auskommen sichern konnte, hatte auch Theodor Körner zu wählen, da er auf den Besitz eines bedeutenden Vermögens nicht rechnen durfte. Der Bergbau hatte viel Anziehendes für ihn durch seine poetische Seite und durch die vielfältige Geistesnahrung, die seine Hilfswissenschaften darboten. Für die innere vollständige Ausbildung des Jünglings war dies zugleich sehr erwünscht. Bei einem überwiegenden Hange zu Dem, was die Griechen *Musik* nannten, bedurfte er zum Gegengewicht einer geistigen Gymnastik und bei dem Studium der Physik, Naturkunde, Mechanik und Chemie gab es Schwierigkeiten genug zu überwinden, die aber mehr reizten, als abschreckten.

Um ihn zu dem höhern Unterricht auf der Berg-Akademie in Freiberg vorzubereiten, fehlte es in Dresden nicht an Gelegenheit, während daß in dem Hause der Aeltern sich manche günstige Umstände vereinigten, die auf die Bildung seines Charakters vortheilhaft wirkten. Seine natürliche Offenheit, Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit entwickelte sich hier ungehindert. In einer Familie, die durch Liebe und gegenseitiges Vertrauen sich zu einem freundlichen Ganzen vereinigte, wurden auch die Rechte des Knaben und Jünglings geachtet und ohne zu herrschen genoß er frühzeitig innerhalb seiner Sphäre einer unschädlichen Freiheit. Außerdem hatte das Vaterhaus für ihn noch manche

Annehmlichkeiten. Für Poesie und Musik war hier Alles empfänglich und bei dem weiblichen Theile der Familie fehlte es nicht an Talenten für Zeichenkunst und Malerei. Es bildeten sich dadurch kleine Abendgesellschaften, wo ein ausgesuchter Birkel sich versammelte und mancher interessante Fremde sich einfand. In einem solchen Kreise wurde der Sohn vom Hause mit Wohlwollen behandelt, weil er nicht vorlaut und beschwerlich, sondern lebhaft, ungekünstelt und theilnehmend war. Einige Freundinnen seiner Schwester, die sich durch Vorzüge des Geistes und der Gestalt auszeichneten, ergöhten sich an seiner Munterkeit und daß sie ihn gern unter sich sahen, war ihm nicht gleichgültig. Unter solchen Verhältnissen gewöhnte er sich, in der bessern Gesellschaft keinen drückenden Zwang zu fühlen, und lernte den Werth des feinern Umgangs schätzen.

Sein Vater gehörte zu Schillers vertrauesten Freunden und hoffte viel davon für den Sohn. Aber auch für diesen starb Schiller zu früh. Als er das Vierzehnte in Dresden war, hatte der junge Körner kaum ein Alter von zehn Jahren erreicht. Unter den bedeutenden Männern aber, die auf den heranwachsenden Jüngling in dem älterlichen Hause vorzüglich wirkten, war besonders der nachherige kgl. preussische Oberst Ernst von Pfuel, ein geistvoller, vielseitig gebildeter Officier und der dänische Dichter Dehleschläger.

Im Sommer 1808 sollte nun das Studium des Bergbaues in Freiberg seinen Anfang nehmen und der neue Bergstudent fand sich dort bald in einer sehr günstigen Lage. Der Bergvater Werner war ein Freund des Vaters und behandelte den Sohn mit vorzüglichem Wohlwollen. Unter den übrigen Lehrern hatte besonders Professor Lampadius viel Güte für ihn. In den angesehensten Häusern fand er eine freundliche Aufnahme und sein Talent, mit jungen Männern, die ihn interessirten, leicht Bekanntschaft zu machen, kam ihm hier zu Statten. Es traf sich, daß damals glücklicher Weise mehrere gebildete und unterrichtete junge Chemiker und Mineralogen auf der Bergakademie in Freiberg zusammen kamen.

Körner trieb ursprünglich das Praktische des Bergbaues mit großem Eifer, scheute keine Beschwerden und war ganz einheimisch in dem Eigen-

thümlichen des Bergmanns-Lebens. Mit den glänzendsten Farben schilderte er es in seinen damaligen Gedichten und der biedere und erfahrene Berggeschworene, bei dem er wohnte, konnte ihm nicht genug davon erzählen. Nach und nach trat eine weniger anziehende Wirklichkeit an die Stelle des Ideals und der mächtige Reiz der bergmännischen Hilfswissenschaften machte ihn dem Praktischen untreu. Mineralogie und Chemie beschäftigten ihn vorzüglich. Fossilien wurden gesammelt, die Gebirgsgegenden durchstreift, Charten gezeichnet und mit Hilfe eines geübtern Freundes kleine chemische Versuche gemacht. Werner und Lamadius bemerkten die Fortschritte ihres Schülers mit Zufriedenheit.

Während des zweijährigen Aufenthalts in Freiberg gelangte der junge Körner zu einer gewissen Reife und Besonnenheit, die man bei seinen Jahren und seinem leichten Mute kaum zu erwarten hatte. Viel Einfluß auf ihn hatte ein täglicher Genosse seiner Studien und Freuden, Namens Schneider, voller Geist, Kraft und Charakter, aber durch widrige Schicksale zum Trübsinn geneigt. Von dieser dunkeln Plume wurde der Schmetterling angezogen und der ältere, höchst reizbare Freund mußte mit zarter Schonung behandelt werden. Ein unglückliches Ereigniß trennte diesen Bund. Schneider, ein verwegener Schlittschuhläufer, brach auf der Eisbahn durch und war aller Anstrengung ohngeachtet nicht zu retten. Der Anblick dieser Leiche und eines andern sterbenden Freundes, der als Künstler viel zu leisten versprach, machte auf Körner einen tiefen und bleibenden Eindruck.

Ueberhaupt war die bei ihm herrschende heitere Stimmung weit entfernt von Trivialität. Eine deutsche Gründlichkeit wurde vielmehr selbst in dem frohlichsten Kausche an ihm bemerkbar. Er hatte sich vorgenommen, den Genuß der Gegenwart zu erschöpfen, und war eben so sehr mit ganzer Seele in den nächsten Stunden bei einem ernstern Geschäft. Eine Unterbrechung seiner Studien gereichte ihm daher weniger, als Andern, zum Nachtheile. —

Dresden ist so wenig von Freiberg entfernt, daß er fast allemal an den kleinen häuslichen Festen seiner Familie Theil nehmen konnte. Auch gab es zu weitem Reisen manche sehr angenehme Veranlassung. Seinem Vater war die Tochter eines abgeschiedenen Freundes, des Kauf-

manns Kunze in Leipzig, zur Erziehung anvertraut worden und der junge Körner gewann dadurch eine zweite Schwester. Er durfte nicht ausbleiben, als sie sich an den Herrn von Einsiedel auf Gnandstein verheirathete und die Hochzeit in Leipzig nach alter Sitte mit der unverhaltenen Fröhlichkeit einer glücklichen Jugend gefeiert wurde.

Eben so wenig konnte er die Erlaubniß unbenutzt lassen, auf dem Landsitz der Frau Herzogin von Curland in Löbichau bei Altenburg einige Tage zuzubringen. Seine Aeltern hatten das Müd gehabt, dieser Dame und ihrer verehrten Schwester, der Frau Kammerherrin Elisa von der Rede, näher bekannt zu werden, und erfreuten sich ihres vorzüglichen Wohlwollens. Der junge Körner erhielt als Pathe der Frau Herzogin von ihr ansehnliche Geschenke zur Bestreitung des mit seinen Studien verbundenen Aufwandes und wußte den gütvollen Empfang zu schätzen, den er in Löbichau fand.

Im Sommer 1809 unternahm er nach hinlänglicher Vorbereitung eine eben so unterrichtende als genussreiche Fußreise in die Oberlausitz und in die schlesischen Gebirge. Der Graf von Gehler, ehemaliger preussischer Gesandter in Dresden, mit dem Körner's Vater in vieljähriger freundlicher Verbindung stand, lebte damals in Schlessien. Er und der preussische Oberberggrath von Charpentier gaben dem jungen Mineralogen vollständige Auskunft über die für sein Studium besonders merkwürdigen Gegenstände und verschafften ihm zugleich alle Erleichterung, um sie mit Nutzen zu betrachten. Eingeführt von dem Grafen von Gehler, wurde er von dem Grafen zu Stolberg in Peterswalda und von dem Minister Graf Nebern in Buchwald mit Wohlwollen aufgenommen, die großen und reizenden Naturscenen wirkten mächtig auf sein empfängliches Gemüth und er rechnete seinen Aufenthalt in Schlessien zu den glücklichsten Tagen seines Lebens. Seine Gefühle darüber hat er in einigen Gedichten ausgesprochen.

Von dieser Zeit an wurde überhaupt in seinen poetischen Produkten mehr Ernst und Tiefe, vorzüglich aber ein frommer altdeutscher Sinn bemerkbar. Er hatte die Religion nicht als finstere Zuchtmeisterin und Stöckerin unschuldiger Freuden, sondern als sectenerhebende Freundin kennen gelernt. Seine ganze Erziehung war darauf gerichtet, daß

er durch edlere Triebfedern, als durch Furcht, bestimmt werden sollte, und frühzeitig gewöhnte er sich, das Heilige zu verehren. Daher die Unbefangenheit und Wärme, mit der er das Herzliche des Christenthums auffaßte. Zu einer Zeit, da die übermüthige Stimmung einer kraftvollen und sorglosen Jugend bei ihm die herrschende war, entstanden ohne alle äußere Veranlassung aus innerem Drange seine geistlichen Sonnette. Schon ihre Einfachheit bürgt dafür, daß sie nicht zu den Produkten der Mode gehörten. Er selbst schrieb darüber in einem vertrauten Briefe: „Ich denke, daß sich das Sonnet zu dieser Gattung recht eigne; denn es liegt in dem Verstande so eine Ruhe und Liebe, die bei den kunstlosen Erzählungen der heiligen Schrift recht an ihrem Orte ist.“

Eben so wenig hätte man damals nach seiner Außenseite die erste Idee eines Taschenbuchs für Christen von ihm erwartet. Es sollte aus historischen Aufsätzen, geistlichen Sonnetten und Liedern oder sonstigen poetischen Ergreifungen einzelner Stellen aus der Bibel bestehen und durch eine Reihe von passenden Kupferstichen geschmückt werden. Ein damaliger Brief von ihm enthält darüber folgende Worte: „Soll uns denn die Religion, für die unsre Väter kämpften und starben, nicht eben so begeistern und sollen diese Töne nicht manche Seele ansprechen, die noch in ihrer Reinheit lebt? Es giebt so schöne Züge der religiösen Begeisterung in den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs und vorher, die auch ihren Sänger verlangen.“ — Die Ausführung eines solchen Plans wurde damals durch unerwartete Schwierigkeiten gehindert, obwohl Körner's Vater sich mit Eifer dafür verwendete und der Buchhändler Göschen zu dieser Unternehmung bereit war.

Körner's akademische Laufbahn in Jena endigte im Sommer 1810 und er wünschte anfänglich in Tübingen seine Studien fortzusetzen, um dort besonders Rietmeyer's Unterricht zu benutzen. Später entschied er sich für die neu errichtete Universität in Berlin, wo für seine wissenschaftlichen Zwecke sich mehrere günstige Umstände vereinigten. Es sollte jedoch Leipzig, wo Körner's Vater geboren war, wo noch mehrere seiner Verwandten und Freunde lebten und wo es auch für die Bedürfnisse des Sohns nicht an verdienstvollen Lehrern

fehlte, nicht ganz vorbei gegangen werden, sondern ein halbes Jahr wurde zu einem dortigen Aufenthalte bestimmt. Die Vorlesungen in Freiberg endigten zu spät, um zu Anfang des Sommerhalbjahrs in Leipzig einzutreffen und die Zwischenzeit wurde auf Reisen verwendet. Körner begleitete seine Aeltern nach Karlsbad, machte dort sehr angenehme Bekanntschaften und verlebte nachher einige glückliche Wochen in Böbichau, wo ihn eine Beschädigung am Fuße länger zu verweilen nöthigte, als er sich vorgenommen hatte. Eine beschlossene mineralogische Reise auf den Harz mußte er daher aufgeben.

Für die Abendunterhaltungen in Böbichau wurde auch durch Schriftstelleri gesorgt. Eine geistreiche Dame im Gefolge der Frau Herzogin von Curland, ein Arzt und ein Künstler vereinigten sich mit Körner, um sogenannte Theerblätter zu liefern, die bloß in der Handschrift für die dortige Gesellschaft bestimmt waren. Körner war eben damals zuerst vor dem Publikum als Autor aufgetreten. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien unter dem Titel: Knospen. Es wäre vielleicht gegen eine so frühzeitige Autorschaft Manches einzuwenden gewesen, aber Körner's Vater fand dabei überwiegende Vortheile. Der junge Dichter sollte auch die Stimme des strengen Tadel's vernehmen, sollte auf Mängel aufmerksam gemacht werden, die den Blicken der Freunde entgangen waren, sollte die Probe bestehen, ob ihn selbst harte und ungerechte Urtheile niederschlagen oder zu neuen Versuchen auffordern würden.

Zu der Zeit, da er in Leipzig eintraf, gab es dort unglückliche Verhältnisse unter den Studenten. Zwei Parteien standen mit großer Erbitterung einander gegenüber und Körner konnte dabei nicht neutral bleiben. Er entschied sich nach eigener Ansicht und nach frühern, schon in Freiberg angeknüpften Verbindungen. Zu den Anonymisten gehörte er nicht, aber seine Phantasie erhöhte für ihn den eigenthümlichen Reiz des Studentenlebens. Er suchte indeß mit ziemlichem Erfolg das Ungleichartige zu vereinigen. Mit Geschichte und Philosophie beschäftigte er sich ernstlich, widmete mehrere Stunden der Anatomie, wurde Mitglied einer ästhetischen Gesellschaft und der *Ma-taria* — eine Verbindung zu Geistesarbeiten und geselligem Ver-

gnügen —, errichtete einen Dichterklub, war in den angesehensten Häusern wohl aufgenommen und galt zugleich in dem Kreise lebensfroher Jünglinge, die durch den Druck der bürgerlichen Verhältnisse noch nicht gebeugt waren, für einen tüchtigen Kameraden. Wenn er alsdann sich gegen Beschränkungen sträubte, keine Verletzung seines Ehrgefühls duldete und in dem Eifer für seine Freunde keine Mäßigung kannte, so war es begreiflich, daß er nicht jede Forderung befriedigte, die von der akademischen Obrigkeit Amtshalber an ihn gemacht wurde.

In Berlin, wo er zu Ostern 1811 ankam, fand er einen viel jährigen Freund seiner Aeltern, den Hofrath Vorthey, dessen herzliche Aufnahme ihm sehr wohl that. Sein Vater durfte ihn wegen früherer Verbindungen auch dem Grafen von Hoffmannsegg empfehlen, der ihn mit Güte empfing und die Leitung seines botanischen Studiums übernahm, das nunmehr besonders mit Ernst getrieben werden sollte. Ein anderer Theil seiner Zeit war in dem ersten halben Jahre zu Benützung der dortigen Lehrer in der Philosophie und Geschichte bestimmt. Zugleich hatte er durch den Hofrath Vorthey den Vortheil eines unbeschränkten Gebrauchs der ansehnlichen Nicolaischen Privat-Bibliothek und für die Abende versprach ihm das Zelter'sche Sing-Institut und das Theater manchen schönen Genuß. Alle diese günstigen Aussichten wurden durch ein dreitägiges Fieber vereitelt, das ihn zu Anfang des Mai überfiel, mehrere Wochen anhielt und wegen öfterer Rückfälle eine solche Ermattung zur Folge hatte, daß zu seiner Wiederherstellung sehr wirksame Maßregeln getroffen werden mußten. Eine Reise wurde für wohlthätig gehalten und schien unbedenklich, da die noch übrigen Vorlesungen des Sommerhalbjahres, nachdem er die vorherigen durch seine Krankheit eingebüßt hatte, von wenigem Nutzen für ihn sein konnten. Er verweilte einen Monat in Karlsbad mit seinen Aeltern und von dort hätte ihn sein Wunsch nach den Rheingegenden und nach Heidelberg geführt. Seinem Vater hingegen mißfiel der damals unter den Studierenden auf den meisten deutschen Universitäten herrschende Geist und es lag ihm daran, den Sohn in eine Lage zu versetzen, wodurch auf einmal alle solche Verbindungen abgebrochen würden, die bei seinem feurigen Temperamente einen nachtheiligen Einfluß auf ihn haben konnten.

Es trat hier ein besonderer Fall ein, wo allgemeine Regeln nicht hinreichen. Ein hoffnungsvoller Jüngling sollte auf einen höhern Standpunkt gestellt, sein Gesichtskreis erweitert und der Trieb zu neuen Fortschritten nach dem Ziele einer vollendeten Ausbildung in ihm belebt werden. Dies alles erwartete der Vater aus mehreren Gründen von einem Aufenthalte in Wien. Außer den allgemeinen Vorzügen dieser Hauptstadt rechnete er besonders auf das Haus des königlich preussischen Ministers und Gesandten, Wilhelm von Humboldt, mit dem er seit mehreren Jahren in genauer Verbindung stand. Auch hatte er wegen freundschaftlicher Verhältnisse mit Friedrich Schlegel von diesem verdienstvollen Gelehrten eine erwünschte Aufnahme für seinen Sohn zu hoffen. Vor den Gefahren einer großen Stadt war dieser Sohn mehr, als andere Jünglinge, durch einen Charakter geschützt, zu dem der Vater Vertrauen haben durfte, und nie hat er Ursache gehabt, dieses Vertrauen zu bereuen.

Mit dem August 1811 als der Zeit, da Theodor Körner in Wien eintraf, begann für ihn eine entscheidende Periode. Er fand sich in einer neuen Welt voll frischen jugendlichen Lebens, fühlte sich in der glücklichsten Stimmung, verlor aber dabei die Besonnenheit nicht. Ohne die Gelegenheiten zu geistreichem Umgang zu versäumen oder die edleren Genüsse sich zu versagen, die sich ihm darboten, widmete er einen großen Theil des Tags ernstern Studien und war besonders fruchtbar an dichterischen Productionen. Ungestört und mit Einverständnis seines Vaters konnte er sich nunmehr dem innern Triebe zur Poesie überlassen, da ihm äußersten Falls die in Freiberg erworbenen Kenntnisse eine unabhängige Existenz für die Zukunft sicherten. Was der Vater verlangte, war nicht die Vorbereitung zu einem besondern Geschäft, sondern die vollständige Ausbildung eines veredelten Menschen. Denn nur einen solchen hielt er für berechtigt, sein Inneres als Dichter laut werden zu lassen. Auch erkannte der Sohn besonders die Nothwendigkeit gründlicher Kenntnisse in der Geschichte, sowie in alten und neueren Sprachen. Bei dem historischen Studium war indessen oft eine poetische Nebenabsicht, indem zu irgend einem dramatischen Werke Materialien aufgesucht wurden.

Lange beschäftigte er sich mit den Vorarbeiten und dem Plan eines Trauerspiels: *Conradin*, das aber nicht zur Ausführung kam. Manches, worauf ihn der Stoff führte, konnte vielleicht bei der Censur Anstoß geben und ihm war gleichwohl darum zu thun, sein Werk auf das Theater zu bringen. Seine ersten Versuche waren zwei Stücke von einem Acte in Alexandrinern, die *Braut* und der *grüne Domino*. Beide wurden im Januar 1812 mit vielem Beifall aufgenommen. Eine Posse: der *Nachtwächter*, machte ebenfalls Glück. Körner fing nun an, sich in leidenschaftlichen und tragischen Stoffen zu versuchen, die für ihn anziehender waren. Eine Erzählung von *Heinrich von Kleist* wurde mit einigen Abänderungen als Drama in drei Acten unter dem Titel *Toni* bearbeitet. Kurz darauf entstand ein schauderhaftes Trauerspiel von einem Acte: die *Sühne*. Jetzt hielt er sich für vorbereitet, um eine Darstellung des ungarischen *Leonidas*, *Triny*, zu wagen. Auf diese folgte ein erschütterndes Drama, *Hedwig*, und ein Trauerspiel: *Rosamunde*, aus der englischen Geschichte. Sein leichtes theatralisches Werk aus der ernstern Gattung war *Joseph Heyderich*, wobei eine wahre Begebenheit — die Aufopferung eines braven österreichischen Unteroffiziers für einen Lieutenant — zum Grunde lag. Zwischen diesen Arbeiten fand er noch Zeit, drei kleine komische Stücke: den *Better aus Bremen*, den *Wachtmeister* und die *Gouvernante*, in gleichen zwei Opern: das *Fischermädchen*, oder *Haß und Liebe* und den vierjährigen *Posten*, außer mehreren kleinen Gedichten, zu liefern und eine vorher angefangene Oper: die *Bergknappen*, zu vollenden. Von einer Oper, die er für *Beethoven* bestimmt hatte, die *Nückley* des *Ulysses*, war auch schon ein Theil fertig und Pläne zu größeren und kleineren Stücken waren in Menge vorhanden. Dies alles würde er in einem Zeitraume von höchstens 15 Monaten nicht haben leisten können, wenn ihm nicht eine große Leichtigkeit der Versifikation zu statten gekommen wäre, die er sich durch die häufigen frühern Uebungen erworben hatte. Die Auffuchung historischer Materialien und die Entwerfung des Planes kostete ihm allemal die meiste Zeit. Zur Ausführung eines größern Werks bedurfte es nur einiger Wochen, aber bei völliger Zurückgezogenheit und ununterbrochener Anstrengung. Ein

Sommerausenthalt in Döblingen, einem freundlichen Dorfe bei Wien, war ihm hierzu besonders günstig.

Für seine Produkte fand er im Ganzen eine Aufnahme, wie er sie kaum besser wünschen konnte. Das Publikum zeigte sich am wärmsten bei der ersten Aufführung des *Briny*. Der Dichter wurde herausgerufen, was in Wien eine ganz ungewöhnliche Erscheinung ist. Aber auch einzelne Stimmen von Kunstverständigen waren für ihn sehr aufmunternd und aus der Ferne gelangte an ihn ein erfreuliches Urtheil von Goethe, auf dessen Veranstaltung die *Braut*, der *Domino* und die *Söhne* mit vorzüglicher Sorgfalt und mit Beifall in Weimar aufgeführt wurden.

Wien erfüllte vollkommen, was Vater und Sohn davon gehofft hatten, und übertraf noch weit ihre Erwartungen. Die reizenden Umgebungen und die Kunstschätze dieser Hauptstadt gewährten dem jungen Körner vielfältigen Genuß. Er lernte besonders die lieblichen und romantischen Ufer der Donau auf einer Rückreise von Regensburg kennen, wohin er einen Freund begleitet hatte. Die fröhliche Welt, von der er sich umringt sah und in der er bald einheimisch wurde, setzte ihn in die glücklichste Stimmung. Weit entfernt, dadurch zu erschaffen, erhielt seine rüstige Natur einen neuen Schwung; alle Kräfte wurden aufgeregt, das Ziel immer höher gestreckt und eine belehrende, warnende, auffordernde Stimme nicht vergebens gehört, wenn sie durch Geist, Kenntnisse, Erfahrung oder weibliche Anmuth sich seine Achtung erworben hatte. Viel verdankte er auf solche Art nicht nur dem Humboldt'schen und Schlegel'schen Hause, sondern auch den gebildeten Zirkeln bei der rühmlich bekannten Dichterin Karoline Pichler und bei der Frau von Vereira.

Daß aber die ungeschwächte Jugendkraft mitten unter den Gefahren einer verführerischen Hauptstadt nicht verwilderte, war vorzüglich das Werk der Liebe. Ein holdes Wesen, gleichsam vom Himmel zu seinem Schutengel bestimmt, fesselte ihn durch die Reize der Gestalt und der Seele. Körners Aeltern kamen nach Wien, prüften und segneten die Wahl ihres Sohnes, erfreuten sich an den Wirkungen eines edlen, begeisternden Gefühls und sahen einer schönen Zukunft

entgegen, als ein glückliches Ereigniß den Zeitpunkt zu beschleunigen schien, der das liebende Paar vereinigen sollte.

In Deutschland kennt man nur eine einzige Stelle, die einem Dichter für die Ausübung seiner Kunst eine unabhängige Existenz verschafft, und diese wurde dem jungen Körner zu Theil. Seine Ernennung zum Hoftheater-Dichter in Wien war die Folge des Beifalls, mit dem das Publikum seine dramatischen Produkte und besonders den *Prinz* aufgenommen hatte. Durch die mit dieser Anstellung verbundenen Vortheile wurde ihm ein hinlängliches Einkommen gesichert.

Körner galt unter seinen Bekannten damals für einen Günstling des Glücks und gleichwohl hatte er nie über Reid und Rabate in seinen theatralischen Verhältnissen zu klagen. Durch anspruchslosen Frohsinn und kleine Gefälligkeiten stand er fast mit allen Kunstgenossen im besten Vernehmen. Bei der Aufführung seiner Stücke war der Eifer unverkennbar, mit dem die vorzüglichsten Mitglieder des Theaters ihr ganzes Talent für eine gelungene Darstellung aufboten.

Die Aufmerksamkeit, welche seine Produkte nunmehr auch bei der ersten Klasse der Nation erregten, gab zu Anfange des Jahres 1813 zu einer Auszeichnung Anlaß, die für Körner einen großen Werth hatte. Bei seinem tiefen Gefühl für Deutschlands damaligen Zustand war die Schlacht von Aspern sein Trost und Erzherzog Karl sein Held. Ihm widmete er zwei Gedichte voll kriegerischer Begeisterung und hatte die Freude, daß der verheirathete Fürst ihn zu sich rufen ließ und seine freimüthigen Aeußerungen mit Wohlwollen aufnahm.

Körners Entschluß, sich als einen der Kämpfer für Deutschlands Rettung zu stellen, sobald sich irgend eine Möglichkeit des Erfolges zeigen würde, war schon damals gefaßt. Der preussische Aufruf erscholl und nichts hielt ihn mehr zurück. „Deutschland steht auf!“ schrieb er an seinen Vater, „der preussische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst senkt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger seyn! — Jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reisen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glücks in schöner Mitte auf mich niedertenchten, jetzt ist es, bei Gott,

ein würdiges Gefühl, das mich treibt; jetzt ist es die mächtige Ueberzeugung, daß kein Opfer zu groß sei für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. — Eine große Zeit will große Herzen und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung — ich muß hinaus und dem Wogensturm die muthige Brust entgegenbrücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachlehern? Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen — Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Ueberzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf."

Theodor Körner verließ Wien am 15. März 1813, mit sehr guten Empfehlungen an einige vorzüglich bedeutende Männer im preussischen Heere versehen. Als er in Breslau ankam, hatte eben der damalige Major von Lübow die Errichtung der unter seinem Namen bekannten Freischaar angekündigt. Auf seinen Ruf strömten von allen Seiten gebildete Männer und Jünglinge zum Kampfe für Deutschlands Freiheit herbei. Begeisterung für die höchsten Güter des Lebens vereinigte hier die verschiedensten Stände, Officiere, die schon mit Auszeichnung gedient hatten, mit angesehenen Staatsbeamten, mit Gelehrten und Künstlern von Verdienst, mit vermögenden Gutsbesitzern und mit einer hoffnungsvollen Jugend. Von einem solchen Bunde mußte Theodor Körner sich unwiderstehlich angezogen fühlen und sein Beitritt erfolgte am 19. März auf die erste Veranlassung.

Wenige Tage darauf wurde die Lübow'sche Freischaar in einer Dorfskirche nicht weit von Goltzen feierlich eingeweiht. In Körners Briefen findet sich darüber folgende Stelle:

"Nach Absingung des Lieds" (eines Choralgesangs, den Körner gedichtet hatte,) hielt der Prediger des Orts, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Sein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören, für die Sache der Menschheit, des Vater-

landes und der Religion weder Blut noch Gut zu schonen und freudig zum Siege oder Tode zu gehen. Wir schworen! — Daraus warf er sich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihre flammend zuckte, wo alle Herzen heldenwürdig schlugen. Der mit Würde vorgefagte und von allen nachgesprochene Kriegseid, auf die Schwerter der Officiere geschworen, und: Eine feste Burg ist unser Gott &c. machte das Ende dieser herrlichen Feierlichkeit.“

Für den Dienst zu Fuß hatte sich Körner durch mineralogische Wanderungen abgehärtet und sowohl dadurch, als durch öftere Uebungen im Schießen dazu vorbereitet. Dies bestimmte seine Wahl bei dem Eintritt in die Freischaar. Er widmete sich seinen Obliegenheiten mit anhaltendem Eifer und Pünktlichkeit. Als tüchtiger Kamerad erwarb er sich bald die Achtung seiner Waffenbrüder und gewann ihre Liebe als willkommener und treuer Gefährte in Freude und Leid. War irgendwo Hülfe nöthig, so scheute er weder Aufopferung noch Gefahr und in frühlichen Zirkeln erhöhte er den Genuß der Gegenwart durch glücklichen Humor und gesellige Talente. Zwar finden sich in seinen damaligen Briefen und Gedichten häufige Spuren von Todes-Ahnung, aber dies trübte seine Stimmung nicht, sondern mit freier und muthiger Seele ergriff er zu jeder Zeit, was der Augenblick darbot und wozu er ihn aufforderte.

Was in den Stunden der Muße ihn vorzüglich beschäftigte, waren kriegerische Gesänge. Viel erwartete er dabei von der musikalischen Wirkung und mehrere seiner Lieder erhielten ihre rhythmische Form nach gewissen einfachen und kräftigen Compositionen, die ihn besonders ansprachen. Auch sammelte er fremde Gedichte, die es werth waren, von deutschen Kriegern gesungen zu werden, und bemühte sich, passende Melodien dafür zu erfinden. Er sah mit inniger Freude von einem Publikum sich umgeben, bei dem jeder Funke zündete.

Dass aber bei Körner Poesie und Musik dem Ernste des Dienstes keinen Eintrag thaten, waren sowohl seine Vorgesetzten, als seine Kameraden überzeugt. Auf ihn fiel die Wahl, als kurz nach seinem Eintritt in das Corps die Stelle eines Oberjägers durch die Stimmen der

Waffenbrüder zu befehen war. Er hatte den Major von Petersdorf, der die Infanterie des Corps commandirte, auf einer Geschäftsreise zu begleiten und erhielt den Auftrag, eine Aufforderung an die Sachsen zum gemeinschaftlichen Kampfe für die gute Sache abzufassen.

Die Reise brachte ihn eine Woche früher nach Dresden, als die Lützow'sche Freischaar dort eintraf. Zum letzten Mal sah er hier die Seinigen und empfing den väterlichen Segen zu seinem Beruf.

Ein Freund des Vaters, der königl. preussische Major Wilhelm von Rödter, — der nachher in der Schlacht bei Culm an der Spitze seines Bataillons sich opferte — war damals bei dem Hauptquartier des Generals von Wülfingherode angestellt. Dieser wünschte Theodor Körnern bei sich zu haben und war im Stande, seine Dienstverhältnisse sehr interessant und angenehm zu machen. Aber Körner blieb seinen früheren Verbindungen treu und folgte dem Lützow'schen Corps nach Leipzig, wo er am 24. April durch die Stimmen der Kameraden zum Lieutenant gewählt wurde.

Die Freischaar hatte sich verstärkt und sollte nunmehr in Verbindung mit zwei andern fliegenden Corps im Rücken der feindlichen Armee gebraucht werden, um ihre Operationen durch den kleinen Krieg zu erschweren. Es waren jedoch die erwähnten zwei fliegenden Corps, welche auf beiden Flanken der Freischaar operiren sollten, aber erst später heranrücken konnten, wegen der nachher eingetretenen Ereignisse gar nicht im Stande, ihre Bestimmung zu erreichen. Indessen geschah durch den Major von Lützow am 26. April ein Versuch, bei Scopau über die Saale nach dem Harze vorzudringen; aber nach bewirktem Uebergange ging sichere Nachricht ein, daß schon ein bedeutendes französisches Armeecorps unter dem Kaiserkönig nach den Gegenden sich bewege, welche die Freischaar zu passiren gehabt haben würde, ehe sie das Gebirg erreichen konnte. Auch wurden eben damals die von den verbündeten Heeren vorausgeschickten leichten Truppen durch die feindliche Uebermacht zurückgedrängt. Es schien daher nach der Lage der Umstände das einzige ausführbare Mittel, um der erhaltenen Instruction zu genügen, auf dem rechten Elbufer sich einem der mehr unterhalb aufgestellten verbündeten Truppen-Corps zu nähern und, mit diesem

vereint oder als Stützpunkt es benutzend, den des fremden Jochs müden Bewohnern des nördlichen Deutschlands Beistand zu leisten, die für ihre Befreiung alle Kräfte, welche der Feind damals noch für sich zu benutzen verstand, aufzubieten bereit waren.

Der Major von Lützow führte seine Schaar über Dessau, Herbst und Havelberg bis in die Gegend von Lenzen. Hier ging die Freischaar mit dem General Grafen von Wallmoden über die Elbe, um den nordwestlich von Danneberg stehenden Feind anzugreifen. Dies geschah, unter dem Oberbefehl des genannten Generals, bei der Göhrde, woselbst am 12. Mai ein lebhaftes Gefecht vorfiel. Die Franzosen wurden mit dem entscheidendsten Erfolg zurückgedrängt, wobei die preussische reitende Artillerie sich sehr auszeichnete und die Anfangs zu ihrer Deckung commandirte Lützowsche Cavallerie dem Feinde nachher so lange nachsetzte, als der Plan es vorschrieb. Der General fand sich bemogen, die erlangten Vortheile nicht weiter zu verfolgen, und ging am 13. Mai mit allen Truppen bei Dömitz wieder über die Elbe zurück. Der Major von Lützow konnte daher auch in diesem Augenblick seinen Voratz, den Feind im Rücken seines Heeres zu beunruhigen, noch nicht ausführen. Inmittelfst waren nach der Schlacht bei Groß-Görschen die Franzosen über Dresden nach der Lausitz vorgerückt und die Klugheit erforderte, auf Deckung der Grenzen von allen Seiten Bedacht zu nehmen. Das Lützow'sche Corps war übrigens verschiedentlich von commandirenden Generalen, in deren Nähe es kam — seinem eigentlichen Zweck zuwider — zur Deckung von Uebergängen und Brückenköpfen angewandt und dadurch in seinem Zuge gehemmt, wenn gleich nie dauernd aufgehalten worden. Eine gute Gelegenheit zur Anwendung der Kräfte schien sich darzubieten, als nach der Mitte des Mai der Landsturm organisirt ward und das Militär-Gouvernement der Lande am rechten Elbufer, für den Fall eines feindlichen Angriffs, den Nutzen nicht verkannte, welcher sich gerade für die dabei anwendbare Gattung des kleinen Krieges aus der Nähe der Freischaar und ihrer Führer ergab.

Während der Verhandlungen über diesen Gegenstand war man fortbauend mit regelmäßiger Organisation und Verstärkung der Frei-

Schaar aus Hilfsmitteln, die das linke Ufer darbot, wo man sie dem Feinde entzog, beschäftigt. Die Wehrhaftmachung eines Theils der braven Altmärker geschah in der Absicht, um von da weiter vorzudringen. Zu diesem Zweck umgab die Cavallerie des Corps die Gegend von Stendal und verweilte dort mehrere Tage.

Für Körner's Ungebuld war diese Zeit der Unthätigkeit bei der Infanterie des Corps sehr drückend und sein Gefühl sprach in einem Gedichte sich aus, das in der Sammlung: *Leher und Schwert*, befindlich ist.

Aber bald zeigte sich auch ihm eine Möglichkeit, seine Kräfte zu regen. Er folgte am 24. Mai der Cavallerie nach Stendal, als Mitglied der Commission, welche vom Chef bestimmt war, um die westphälischen Civilbehörden zur Mitwirkung für die Zwecke der raschen militärischen Organisation anzuhalten, und erfuhr bei dieser Gelegenheit am 28. Mai, daß der Major von Lüpow mit vier Schwadronen von seiner Reiterei und fünfzig Kosaken am folgenden Morgen einen Streifzug nach Thüringen zu unternehmen beschloßen habe. Körner bat dringend, ihn begleiten zu dürfen, erbot sich zum Dienst bei der Reiterei und erhielt, was er wünschte, indem er von dem Major von Lüpow, welcher ihn schätzte und gern in seiner Nähe sah, als Adjutant angestellt wurde.

Der Zug ging in zehn Tagen über Halberstadt, Eisleben, Buttstädt und Schlaß nach Blauen, nicht ohne Gefahr wegen der feindlichen Corps, die in den dortigen Gegenden zerstreut waren, aber auch nicht ohne befriedigenden Erfolg. Erkundigungen wurden eingezogen. Kriegsvorräthe erbeutet und Couriere mit wichtigen Briefschaften aufgefangen. Die kühne Schaar erregte Aufsehen und erbitterte den Feind besonders durch Unterbrechung der Communication. Ein Plan wurde von dem französischen Kaiser gemacht, daß von allen Denen, die an diesem Wagstücke Theil genommen hatten, zum abschreckenden Beispiel kein Mann übrig bleiben sollte. Der damals eben abgeschlossene Waffenstillstand schien hierzu eine Gelegenheit darzubieten, die besonders der Herzog von Padua benutzte, der am 7. Junius durch die Generale Woronzof und Czerniczef unter Mitwirkung zweier Bataillone der

Lützow'schen Infanterie in Leipzig eingeschlossen war und nur durch die Einstellung der Feindseligkeiten gerettet wurde.

Von dem Waffenstillstande hatte der Major von Lützow in Plauen eine Nachricht erhalten, die für offiziell gelten konnte. Ohne daher irgend einen Widerstand zu erwarten, wählte er den kürzesten Weg, um sich mit der Infanterie seines Corps zu vereinigen, erhielt von den feindlichen Befehlshabern die beruhigendsten Zusicherungen und gelangte ungehindert auf der Chaussee bis nach Rügen, einem Dorfe in der Nähe von Leipzig. Hier aber sah er sich auf einmal von einer bedeutenden Uebermacht umringt und bedroht. Theodor Körner wurde abgeschickt, um darüber eine Erklärung zu verlangen; aber statt aller Antwort hieb der feindliche Anführer auf ihn ein und von allen Seiten begann in der Dämmerung der Angriff auf drei Schwadronen der Lützow'schen Reiter, ehe diese noch den Säbel gezogen hatten. Ein Theil wurde verwundet und gefangen, ein Theil zerstreute sich in die umliegenden Gegenden, aber der Major von Lützow selbst rettete sich durch Hülfe der Schwadron Uhlanen, welche, da sie mit den Kosaken den Vortrab machte, nicht zu gleicher Zeit überfallen worden war, und erreichte mit einer beträchtlichen Anzahl das rechte Elbufer, wo die Infanterie und eine Schwadron der Cavallerie seines Corps sich befand.

Körnern hatte der erste Hieb, den er nicht pariren konnte, da er zufolge seines Auftrags, ohne den Säbel zu ziehen, sich dem feindlichen Anführer näherte, schwer in den Kopf verwundet und ein zweiter ihn nur leicht verletz. Er sank zurück, raffte sich aber sogleich wieder auf und sein tüchtiges Pferd brachte ihn glücklich in den nächsten Wald. Hier war er eben beschäftigt, mit Hülfe eines Kameraden sich die Wunden für den ersten Augenblick zu verbinden, als er einen Trupp verfolgender Feinde auf sich zureiten sah. Die Gegenwart des Geistes verließ ihn nicht und in den Wald hinein rief er mit starker Stimme: „die vierte Escadron soll vorrücken.“ Die Feinde stupten, zogen sich zurück und ließen ihm Zeit, sich tiefer in's Gehölz zu verbergen. Es war dunkel geworden und im Dickicht fand er eine Stelle, wo er nicht leicht entdeckt werden konnte.

Der Schmerz der tiefsten Wunde war heftig, die Kräfte schwanden und die letzte Hoffnung erlosch. In den ersten Stunden der Nacht hörte er von Zeit zu Zeit noch die verfolgenden Feinde, die in seiner Nähe den Wald durchsuchten; aber nachher schloß er ein und bei'm Erwachen am andern Morgen sah er zwei Bauern vor sich stehen, die ihm Beistand anboten. Er hatte diese Hülfe einigen Kameraden zu verdanken, die in der vergangenen Nacht durch den Wald sich gesammelt und bei einem Wachtfeuer zwei Landleute bemerkt hatten, die das zu einem dortigen Wehrbau bestimmte Holzwerk vor Entwendung sicher stellen sollten. Diese wurden von den Lützow'schen Reitern über ihre Gesinnungen geprüft und als sie des Vertrauens werth schienen, zur Rettung eines verwundeten Officiers aufgefordert, der sich im Walde verborgen habe und ihre Dienste gewiß belohnen werde. Als es ihnen gelang, Körner aufzufinden, war er durch den starken Blutverlust im höchsten Grade entkräftet. Seine Reiter verschafften ihm stärkende Lebensmittel und führten ihn auf abgelegenen Wegen heimlich nach dem Dorfe Groß-Bischdorfer, ohngeachtet ein feindliches Commando sich dort aufhielt. Ein nicht ungeschickter Land-Wundarzt verband hier seine Wunden, mehrere deutschgesinnte Bewohner des Dorfs waren zu jeder Unterstützung bereit und es gab keinen Verräther, obgleich die feindlichen Reiter die Körnern auf der Spur waren und sogar wußten, daß er eine bedeutende Kasse der Lützow'schen Freischaar bei sich hatte, es an Drohungen und Versprechungen nicht fehlen ließen. Von Groß-Bischdorfer schrieb Körner an einen Freund in Leipzig, der mit dem wärmsten Eifer sofort alle nöthige Anstalten traf.

Leipzig senzte unter französischem Joche und die Verbergung eines Lützow'schen Reiters war bei harter Strafe verboten. Aber Körner's Freunde schreckte keine Gefahr. Einer von ihnen besaß einen Garten, zu dem man von Groß-Bischdorfer aus, theils zu Wasser, theils auf einem wenig betretenen Fußsteige durch eine Hinterthüre gelangen konnte. Dieser Umstand wurde benutzt und Körner auf eine solche Art heimlich und verkleidet in die Vorstadt von Leipzig gebracht. Dies gab ihm auch Gelegenheit, die ihm anvertraute Kasse zu retten, die nach der Schlacht bei Leipzig dem Corps zugestellt wurde. Ohne ent-

deckt zu werden, erhielt er hier die nöthige chirurgische Hülfe und nach fünftägiger Pflege war er im Stande, Leipzig zu verlassen und von der peinlichen Sorge für das Schicksal seiner dortigen Freunde, die so viel für ihn wagten, sich zu befreien.

Der Zustand seiner Wunde erlaubte nur kurze Tagereisen und dies vermehrte die Gefahr der Entdeckung in einem überall von feindlichen Truppen besetzten Lande. Karlsbad schien unter damaligen Umständen der beste Zufluchtsort. Körner hatte dort eine freundliche Aufnahme zu erwarten und es bot sich Gelegenheit dar, ihm auf dem Wege, der dahin führte, hinlängliche Ruhepunkte und ein sicheres Fortkommen zu verschaffen. In Karlsbad fand er eine mütterliche Pflegerin an der Frau Kammerherrin Elisa von der Rede und einen vorzüglichen Arzt für seine durch die Reise schlimmer gewordene Wunde an einem Hofrath Sulzer aus Ronneburg. Nach ungefähr vierzehn Tagen war er im Stande, Karlsbad zu verlassen und sich über Schlessien nach Berlin zu begeben, wo er die nöthigen Anstalten zu treffen hatte, um vor Endigung des Waffenstillstandes in seinen vorigen Posten wieder einzutreten. Während dieses letzten Aufenthaltes in Schlessien und in Berlin genoss er noch manche glückliche Stunde, erneuerte seine früheren Verbindungen und wurde hier, so wie in Karlsbad, durch Beweise des Wohlwollens von Personen erfreut, deren günstige Meinung ihm höchst schätzbar seyn mußte.

Völlig geheilt und ausgerüstet eilte er nunmehr zu seinen Waffenbrüdern zurück, um an ihrer Seite den unterbrochenen Kampf auf's Neue zu beginnen. Die Lübow'sche Freischaar stand damals nebst der russisch-deutschen, ingleichen der hauseigenen Legion und einigen englischen Hüfstruppen unter dem General von Wallmoden auf dem rechten Elbeufer oberhalb Hamburg. Davoust bedrohte mit einer an sich überlegenen und durch dänische Truppen bedeutend verstärkten Macht von Hamburg aus das nördliche Deutschland. Am 17. August erneuerten sich die Feindseligkeiten und das Lübow'sche Korps, das zu den Vorposten gebraucht wurde, war von nun an fast täglich im Gefecht. Körner sagte zu seinen Freunden: der Genius des großen Königs, mit dessen Todestage das Wiederbeginnen des Kampfes für deutsche

Freiheit eintrete, würde günstig walten für sein Volk. In der Divoualhütte bei Büchen an der Stecknitz begann er an diesem Tage das Kriegsglied: Männer und Weiber, zu dichten, das mit den Worten anfängt: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.“

Der Major von Lützow bestimmte am 25. August einen Theil der Reiterei seiner Freischaar zu einem von ihm selbst im Rücken des Feindes auszuführenden Streifzuge. Man erreichte am Abend einen Ort, wo für die Franzosen eine Bewirthung bereitet war. Die Truppen machten Gebrauch davon und nach ein paar Stunden Rast wurde der Marsch bis nach einem Walde unweit Rosenberg fortgesetzt, wo man im Versteck auf den Kundschafter wartete, der über die nähern Zugänge eines in der Entfernung von ein paar Stunden Weges befindlichen schlecht bewahrten feindlichen Lagers, dessen Ueberfall beabsichtigt wurde, Nachricht bringen sollte. Mittlerweile gewahrten einige, auf einer Anhöhe lauernde Kosaken um 7 Uhr Morgens einen heranrückenden, von zwei Compagnien Infanterie begleiteten Transport von Munition und Lebensmitteln. Diesen aufzuheben wurde sogleich beschlossen und es gelang vollständig. Der Major von Lützow befehligte die Kosaken (100 Pferde), den Angriff in der Spitze zu machen, nahm eine halbe Escadron, um dem Feinde in die Flanke zu fallen, und ließ die andere Hälfte, um den Rücken zu decken, geschlossen halten. Er selbst führte den Zug, der die Flanke angriff, und Körner war als Adjutant an seiner Seite. — Eine Stunde zuvor entstand während der Rast im Gehölze Körner's letztes Gedicht: das Schwerdtlied. — Am dämmernden Morgen des 26. August hatte er es in sein Taschenbuch geschrieben und las es einem Freunde vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde.

Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin, nahe an dem Gehölz, welches eine halbe Stunde westlich von Rosenberg liegt, kam es zum Gefecht. Der Feind war zahlreicher, als man geglaubt hatte, aber nach einem kurzen Widerstande floh er, durch die Kosaken nicht zeitig genug aufgehalten, über eine schmale Ebene in das nahe vorliegende Gebüsch von Unterholz. Unter denen, die ihn am nächsten verfolgten, war Körner und hier fand er den schönen Tod, den

er so oft geahnet und mit Begeisterung in seinen Liedern gepriesen hatte.

Die Tirailleurs, welche schnell in dem niedrigen Gebüsch einen Hinterhalt gefunden hatten, sandten von da aus auf die verfolgenden Reiter eine große Menge Kugeln. Eine derselben traf Körnern, nachdem sie zunächst durch den Hals seines Schimmels gegangen war, in den Unterleib, verletzte die Leber und das Rückgrat und benahm ihm sogleich Sprache und Bewußtseyn. Seine Gesichtszüge blieben unverändert und zeigten keine Spur einer schmerzhaften Empfindung. Nichts war vernachlässigt worden, was seine Erhaltung noch hätte möglich machen können. Sorgfältig hatten ihn seine Freunde aufgehoben. Von den Beiden, welche während des fortdauernden Feuerns auf diesem Punkt ihm zuerst zuvorkamen, um ihm zu helfen, folgte Einer, der zu den herrlichsten und vollendetsten jungen Männern gehörte, die für den heiligen Kampf begeistert waren und begeistert haben — der edle Friesen — Körnern ein halbes Jahr darauf. Sankt wurde Körner in den nahen Hochwald getragen und einem geschickten Wundarzt übergeben, aber umsonst war alle menschliche Hülfe.

Das Gefecht, was nach diesem, von Allen gefühlten Verlust einen sehr raschen Gang nahm, hatte sich bald darauf geendet. Wie geritzte Löwen waren die Lühowschen Reiter in das niedrige Gebüsch auf den Feind eingedrungen und was nicht entran, ward erschossen, niedergehauen oder gefangen. Die wenigen, aber theuern Opfer dieses Tages — außer Körnern ein Graf Hardenberg, ein hoffnungsvoller, sehr einnehmender junger Mann*) und ein Lühow'scher Jäger — forderten nunmehr eine würdige Leichenbestattung. Die kühnsten Hüllen der drei gefallenen tapfern Krieger legte man auf Wagen und führte sie mit den Gefangenen und der genommenen Transport-Colonne fort. Die bald nachher zur Unterstützung ihrer Kameraden herbeieilenden französischen Truppen wagten es nicht gleich, dem Zuge zu folgen, weil

*) Als Freiwilliger bei der russischen Armee dienend, führte er bei diesem Zuge eine Abtheilung Kosaken mit vieler Kühnheit und ward dicht an dem niedrigen Gebüsch in nicht großer Entfernung von Körnern und fast zu gleicher Zeit mit ihm tödtlich getroffen.

sie erst lange Zeit dazu anwandten, um den Wald zu durchwachen, in welchem sie noch mehrere Mannschaft versteckt wählten.

Körner wurde unter einer Eiche nah' an einem Meilenstein auf dem Wege von Lübelow nach Treitz bei dem Dorfe Wöbbelin, das von Ludwigslust eine Meile entfernt ist, mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen und mit besonderen Zeichen der Achtung und Liebe von seinen tiefgerührten Waffenbrüdern begraben.^{*)} Unter den Freunden, die seinen Grabhügel mit Rasen bedeckten, war ein edler, vielseitig gebildeter Jüngling, von Bärenhorst, dem es am schwersten wurde, einen solchen Todten zu überleben. Wenige Tage darauf stand er auf einem gefährlichen Posten bei dem Geschoß an der Gohrde. Mit den Worten: „Körner, ich folge dir!“ stürzte er auf den Feind und von mehreren Kugeln durchbohrt sank er zu Boden.

^{*)} Diesen Platz nebst der Eiche und einem umgebenden Raum erhielt Körners Vater als ein Geschenk von einem edelmüthigen deutschen Fürsten, Sr. Durchlaucht dem regierenden Herzog von Mecklenburg-Schwerin. Die Grabstätte ist jetzt mit einer Mauer eingefast, bepflanzt und mit einem in Eisen gegossnen Denkmal bezeichnet. Hier ruht auch nunmehr die irdische Hülle der gleichgesinnten Schwester des Vollendeten, Emma Sophia Louise. Ein stiller Gram über den Verlust des innigst geliebten Bruders zehrte ihre Lebenskraft auf und ließ ihr nur noch Zeit sein Bildniß zu malen und seine Grabstätte zu zeichnen.

Dritter Theil.

Politische Schriften.



Ueber die Wahl der Maßregeln gegen den
Mißbrauch der Pressfreiheit.*)

*) Verlesung über Angelegenheiten der inneren Sicherheit. Erhalten in der Reichsanstalt für
Gesundheitswesen 1911. I. 2. 1.

Klöner hatte den Auftrag „Nicht die Nicht der Wefengete gegen den Mißbrauch der Kirch-
tennen“, welches sich 1811 gedruckt wurde, bereits im Jahre 1791 gedruckt. Derselbe war eine
Verordnung des Senats (Hochgericht) d. N. von Königsberg und von Königsberg auf Veranlassung
befanden erschienen werden. Zur Erklärung, welche die hauptsächlichsten Revolutionen waren, welche sowohl
des besondern Regiments mit Rücksicht auf die angeblich unconstitutionale Verfassung und besondern
Ordnung. Im Schluß-Königsberg Verordnungen gegen den Mißbrauch der Kirchen, so wie die Kirche
zustand, verfiel. „Nicht ist hier nicht Schranken gegen die Freiheit der Kirche, aber die
Kirche, der Mißbrauch unconstitutionale, verfiel, weil die Kirche. Nicht muß ich bezeugen,
daß man gegen die Meinung der Kirche nicht gleichgültig ist, daß man die Kirchenfreiheit
erhalte, den kirchlichen Predikanten zu können, und daß man nicht ganz Verzicht gebe, die man
zustimmen will.“ (Klöner an Schiller, Berlin, 27. März 1796. Briefwechsel, I. 2. 466.)
— Der Vorwurf erhebt sich bei „Verordnungen über die Geschichte der Kirchen-Quartierung“.

Vorausgesetzt, daß der Regent eines Staats von der Nothwendigkeit überzeugt ist, gegen den schädlichen Einfluß unbefonnener oder abelgerinneter Schriftsteller obrigkeitliche Veranlassungen zu treffen, so läßt sich hierbei eine doppelte Absicht denken; erstlich die Ausbreitung anstößiger Schriften nach Möglichkeit zu verhüten, und zweitens die Wirkung derselben durch kräftige Gegenmittel weniger gefährlich zu machen.

Gegen die Verbreitung einer schädlichen Waare sind obrigkeitliche Verbote und strenge Aufsicht der Polizey über deren Beobachtung die gewöhnlichen Mittel, und es entsteht daher zuvörderst die Frage, in wieferne sich ein ähnliches Verfahren auch auf Bücher anwenden lasse? Daß nemlich der Gebrauch einer verbotenen Waare gänzlich verhütet werden sollte, ist nicht zu erwarten, aber durch jede Einschränkung und Erschwerung desselben scheint wenigstens etwas gewonnen zu seyn. Allein bey genauerer Vergleichung der Bücher mit andern Waaren bemerkt man einen Unterschied, der es zweifelhaft macht, ob in allen Fällen der heimliche und eingeschränkte Vertrieb eines anstößigen Buchs weniger schädlich sey, als der öffentliche und ungehinderte.

Die Wirkung eines Schriftstellers ist größtentheils von dem Grade der Aufmerksamkeit abhängig, den seine Produkte erregen. Jedes verdorrene Buch aber bekommt schon dadurch, daß es im Namen des Staats für gefährlich erklärt wird, eine gewisse Wichtigkeit. Die Reugierde des Publikums wird darauf gespannt und es entsteht eine größere Nachfrage. Auch bey der strengsten Zensur der Polizey wird es

Wege geben, einzelnen Personen um höhere Preise Exemplare zu verschaffen. Selbst die gewaltsamsten Gegenmittel, als Haus-Visitationen und Eröffnung der der Post anvertrauten Pakete, würden nicht alle Kunstgriffe des erfinderischen Eigennuzes gänzlich vereiteln. Und selbst bey der kleinften möglichen Anzahl der Käufer kann die Anzahl der Leser noch immer beträchtlich seyn. Durch diese Leser aber, denen ein solches Buch aus mehreren Gründen interessant seyn muß, wird es ein häufiger Gegenstand gesellschaftlicher Unterredungen und ertangt auf diese Weise mittelbar oft einen ausgebreiteten Wirkungskreis, als es bey irgend einem ungehinderten und öffentlichen Verkauf zu erwarten hätte.

In wenigen Städten sind die Buchhändler mit allen denjenigen neuen Artikeln versehen, deren Verbreitung vielleicht bedeutlich seyn dürfte. Viele verlieren sich unter der Menge, oder werden von neuern Productionen verdrängt. Lesen ist zwar für viele Personen ein Bedürfniß geworden, aber bey den meisten, denen es zur Zeitverkürzung dient, läßt das, was sie gelesen haben, wenn es ihnen nicht durch einen besondern Umstand wichtig geworden ist, keinen bleibenden Eindruck zurück. Die größere Anzahl liest bloß Worte, ohne deutliche Begriffe damit zu verbinden. Manche anstößige Schriften, die sich nicht durch gewisse Vorzüge der Einleitung empfehlen, scheuchen hinlänglich durch ihre Tödsenheit zurück. Kurz es giebt mehrere Ursachen, welche oft die Ausbreitung eines gefährlichen Buchs zu hemmen, oder die Schädlichkeit desselben zu vermindern hinreichend sind, wenn ihre Wirkung durch die Folgen des obrigkeitlichen Verbots nicht gestört wird.

Man wird vielleicht einwenden, daß bey einem Bücherverbote weniger Bedenklichkeit statt finde, wenn es nicht durch öffentliche Bekanntmachung eines *Catalogi librorum prohibitorum*, sondern durch Citulace an sämmtliche, theils inländische, theils die Messen besuchende ausländische Buchhändler, im einzelnen Falle geschähe, und daß hierdurch die heimliche Mittheilung einzelner vorhandener Exemplare sich sehr vermindern würde, wenn auch die Unternehmer der Leihbibliotheken und Lesegesellschaften einer Polizey-Aufsicht unterworfen wären. Allein die Bekanntwerdung des Bücherverbots ist für jeden, der durch

Uebertretung desselben zu gewinnen hofft, mit zu großen Vortheilen verbunden, als daß es lange verborgen bleiben könnte. Noch weniger dürfte man dies erwarten, wenn an alle Unterthemer von Verbibliotheken und Lesegesellschaften, dergleichen jetzt vielleicht in jeder einigermaßen beträchtlichen Stadt vorhanden sind, wegen jedes anstößigen Buchs Verfügungen ergehen sollten. Und eine besondere Schwierigkeit äußert sich noch bey den Auctionen. Zwar ließe sich leicht die Veranstaltung treffen, daß der Censor des Catalogi die verbotenen Bücher ausstreichen müßte; allein wer würde alsdann den unschuldigen Auctions-Interessenten für den Verlust an seinem Eigenthume entschädigen? Bücherverbote, welche nicht allgemein bekannt gemacht worden sind, können nur diejenigen verbinden, welchen sie zugesandt wurden. Ein Privatmann also, welcher ein verbotenes Buch von einem auswärtigen Buchhändler kommen ließ, oder sonst rechtmäßiger Weise erlangte, beging keine unerlaubte Handlung, und weder er selbst, noch seine Erben können dafür durch den Verlust ihres Eigenthums bestraft werden. Eine Strafe würde nur Statt finden, wenn er wissentlich an dem Verbrechen des Buchhändlers Theil genommen hätte, welcher wider den Befehl der Obrigkeit ein verbotenes Buch an ihn verkaufte. Aber dieser Umstand ist eine Thatfache, welche zuvörderst beygebracht werden müßte, da hingegen dem Besitzer des Buchs die rechtliche Vermuthung, es auf erlaubte Art erworben zu haben, zu Statten kommt.

Gesetzt nun, daß man es aus vorangeführten Gründen bedenklich finden sollte, die bereits vorhandenen anstößigen Bücher zu verbieten, so fragt sich's ferner, ob nicht für's Künftige ihre fortdauernde Vermehrung durch strenge Censur zu verhüten seyn dürfte.

Die jetzherigen Censurgesetze betreffen gewöhnlich bloß die Buchdrucker, und ihre Wirksamkeit hört auf, sobald der Verleger außer Landes drucken läßt. Mehr Strenge in der Censur würde also, bey der jetzigen Einrichtung, bloß dem inländischen Buchdrucker einen Erwerb entziehen, ohne den Druck eines gefährlichen Buchs zu verhindern. Um nun wenigstens die inländischen Buchhändler der Censur zu unterwerfen, würde es nur zwey Mittel geben, entweder ein Verbot, irgend etwas außer Landes drucken zu lassen, oder ein Gesetz, daß jeder Ver-

lagsartikel, der außer Landes gedruckt wäre, vor dem Verlaufe censurirt werden müßte.

Den Verleger in der Wahl des Buchdruckers einzuschränken, dürfte für diese Art des Handels von sehr mißlichen Folgen seyn. Oft geht der ganze Vortheil einer buchhändlerischen Unternehmung verloren, wenn das Werk nicht zu einer bestimmten Zeit erscheint. Besonders ist die Leipziger Ostermesse der Zeitpunkt, wo sich jeder deutsche Verleger den besten Absatz versprechen kann. Wie viel würde er alsdann einbüßen, wenn bey verspätigter Einlangung des Manuscripts ihm nicht erlaubt seyn sollte, auch auswärtige Pressen zu gebrauchen, da die inländischen kurz vor der Messe größtentheils mit Arbeit überhäuft sind? Auch läßt sich nicht behaupten, daß die Anzahl der Buchdruckeren, bey den Schwierigkeiten und Kosten, die mit einer solchen Unternehmung verbunden sind, sich nach Verhältniß des Bedürfnisses so schnell vermehren würde, daß nicht in der Zwischenzeit der Buchhandel einen vielleicht unerseßlichen Verlust leiden dürfte.

Von einem Gesetze, jeden außer Landes gedruckten Verlagsartikel censuriren zu lassen, würde man sich schwerlich eine ausgebreitete Wirkung versprechen können. Nicht zu gedenken, daß es dem Verleger sehr leicht seyn würde, vor dem öffentlichen und angekündigten Verlaufe sich einen heimlichen Absatz zu verschaffen, so bliebe ihm noch immer der Ausweg übrig, den Namen eines auswärtigen Buchhändlers zu gebrauchen, um als dessen Commissionär seine eigenen Verlagsartikel ausgeben zu können. Und diese Schwierigkeiten veranlassen natürlicher Weise die Frage, in wieferne sich eine Censur auch in Ansehung der auswärtigen Buchhändler einführen lasse?

Was erstlich diejenigen betrifft, welche ihren Verlag inländischen Buchhändlern in Commission geben, so dürfte wohl an sich kein Bedenken seyn, diesen Commissions-Verkauf ebenfalls nur unter der Bedingung einer vorgängigen Censur zu gestatten, dafern es nur unschädliche Mittel gäbe, die heimliche Uebertretung eines solchen Gesetzes zu verhüten.

Ferner lassen sich denjenigen, welche die Messen eines Landes besuchen, allerdings Bedingungen vorschreiben, unter welchen man ihnen die Einfuhrung ihrer Waare erlaubt.

Allein, wenn auch auf die Nachtheile gar keine Rücksicht genommen werden sollte, die von einer mehreren Beschränkung des Buchhandels, als anderwärts Statt fände, zu erwarten wären, so scheint doch in der Sache selbst beynahe eine Unmöglichkeit zu liegen, alle von fremden Buchhändlern eingeführte Verlagsartikel, während der Messe, einer Censur zu unterwerfen. In einem Zeitraume von zwei bis drei Wochen wird der größte Theil der auswärtigen Verlagsartikel eingebracht und abgesetzt. Man überschlage die Anzahl dieser Verlagsartikel nach einem Mitteljahre, durch Vergleichung der Leipziger Cisterne-Catalogen. Alle diese Schriften müßten in wenig Tagen censurirt seyn; denn jeder Tag, in welchem der Buchhändler noch nicht über seinen Verlag disponiren kann, ist ein Verlust für die Geschäfte. Hierzu kommt, daß viele neue Produkte erst gegen Ende, oder erst nach der Messe, mithin zu einer Zeit fertig werden, da schon die meisten fremden Buchhändler zur Abreise bereit sind, in diesem Falle aber entweder der auswärtige Buchhändler den Vortheil der Messe entbehren, oder die Censur wider die dabey gehegte Absicht übereilt werden, und in eine bloße Formalität ausarten würde.

Anstatt aber gegen die vorhandenen Bücher und Manuscripte Veranstellungen zu treffen, suchen sich vielleicht unmittelbar gegen ihre Verfasser selbst wirksame Maaßregeln ausfinden. Daß jeder Autor sich auf dem Titel des Buchs nennen müßte, dürfte zwar schwierig zu bewirken seyn; allein, sollte es nicht andere unbedeutliche Mittel geben, von einem Schriftsteller, der seine Verborgenheit mißbraucht, der Obrigkeit Kenntniß zu verschaffen?

Es scheint nicht unmöglich zu seyn, von den Verlegern selbst hierüber Auskunft zu erhalten, sobald man keine zu große Auspflanzungen von ihnen verlangt. Auch darf sich der Buchhändler nicht beschweren, wenn der Staat die Erlaubniß eines öffentlichen Handels, und den Schutz gegen Nachdruck an die Bedingung knüpft, daß er denjenigen Autor, der sich einer schriftstellerischen Lügehaftigkeit schuldig gemacht hat, durch Verschweigung seines Namens der obrigkeitlichen Ahndung nicht entziehen solle.

Ein Gesetz dieser Art würde sich natürlicher Weise nicht auf das

Vergangene beziehen, und daher den Buchhändler wegen der bereits gedruckten Vertragsartikel nicht in Verlegenheit setzen. Allein für die Zukunft läge es ihm ob, kein Manuscript drucken zu lassen, wovon ihm der Verfasser nicht bekannt wäre, und diesem Verfasser im voraus zu erklären, daß er seinen Namen nicht verschweigen würde, sobald ihn die Obrigkeit zu wissen verlangte. In Ansehung der auswärtigen Buchhändler, ließe sich vielleicht bey Ertheilung der Privilegien die Klausel einrücken, daß aller Schutz gegen den Nachdruck überhaupt aufhöre würde, sobald sie in irgend einem Falle sich einer verlangten Namens-Anzeige geweigert hätten. Bey Journalen und Zeitungen müßte der Herausgeber genannt werden, und dieser für jeden einzelnen Aufsatz haften. Uebrigens brauchte der Name nur der höhern Instanz bekannt zu seyn, und alle unnöthige Ausbreitung desselben ließe sich verhüten, wenn der Verleger eines anstößig befundenen Buchs angewiesen würde, einen versiegelten Zettel mit dem Namen des Verfassers bey einer angewiesenen Behörde einzureichen, welche diesen Zettel sodann an den Director des ihr vorgesetzten Collegiums zur eigenhändigen Eröffnung einzuschicken hätte. Dadurch gewönne man zugleich den Vortheil, daß man nach Beschaffenheit der Umstände zuoberst gelinde Mittel durch Warnungen in Briefen bey einem Schriftsteller versuchen könnte, für den vielleicht die Bekanntwerdung seines Namens schon an sich eine empfindliche Strafe seyn würde. Schon das Gerücht einer solchen Veranstaltung würde manche Autoren schüchtern machen, die jetzt sich durch ihre Verborgtheit sicher glauben. Und wenn die Nachfragen nach den Namen der Verfasser nur bey dringenden Veranlassungen und wirklich ahndungswürdigen schriftstellerischen Vergehungen statt fänden, so würden weder Buchhändler noch Schriftsteller über eine schädliche Einschränkung zu klagen haben. Die Freyheit der Anonymität bliebe jedem unbenommen, der sie nicht zu Verbrechen mißbrauchte.

Fände nun die oberste Behörde den Gebrauch der Strenge für nöthig, so dürfte am unbedenklichsten seyn, einen dazu bestellten Fiscal zur Anklage des schuldigen Verfassers bey seiner ordentlichen Obrigkeit aufzufordern. Die Sache würde wie andere Criminal-Fälle behandelt,

und noch hinlänglicher Vertheidigung des Angeklagten durch Urtheil und Recht entschieden. Ein Paar Beispiele dieser Art dürften schon viel vermögen, den bisherigen Ungebühnissen Einhalt zu thun.

Um aber das Willkürliche in dergleichen Urtheilsprüchen zu verhüten, würde eine gesetzliche Bestimmung nöthig seyn, welche Vergehungen eines Schriftstellers für strafwürdig anzusehen wären.

Ueber diesen Gegenstand, der eine ausführliche Abhandlung erfordert, wagt es der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes folgende Gedanken einer weitem Prüfung zu unterwerfen.

Die Vergehungen des Schriftstellers betreffen entweder den Staat im Ganzen, oder einzelne Personen.

Für den Staat ist alles dasjenige gefährlich, was seine Existenz zu vernichten, oder seinen Werth zu vermindern droht.

Die Existenz eines Staats hört auf durch Anarchie, als den politischen Tod; ihre Fortdauer ist von dem Verhältnisse zwischen Obrigkeit und Unterthanen abhängig, das die einzelnen Glieder des Staats zu einem Ganzen verbindet.

Der Werth eines Staats beruht auf seiner Organisation, das ist, auf derjenigen Verbindung seiner Theile, wo jeder einzeln zugleich Zweck und Mittel ist.

Jedes einzelne Glied des Staats hat einen natürlichen Gang, sich selbst als Zweck des Ganzen, und seine Mitbürger als Mittel anzusehen, und nach dieser Denkart zu handeln.

Diesem Uebel aber entgegen zu arbeiten, ist das Ansehen der obrigkeitlichen Gewalt nicht hinreichend, sondern es zeigt sich hier die Unentbehrlichkeit der Religion und der Sitten.

Und diese drei Grundsäulen der Wohlfahrt des Staats, gegen die Angriffe unbesonnener oder übelgesinnter Schriftsteller zu sichern ist ohne Zweifel ein dringendes Bedürfnis, allein die in dieser Absicht zu treffenden Maasregeln, dürfen nicht mit der Befriedigung eines andern eben so wichtigen Bedürfnisses streiten.

Was den Fortschritt zu höherer Vollkommenheit im Denken und Handeln hindert, entfernt den Menschen von seiner Bestimmung, beschränkt ihn auf eine niedere Stufe von Existenz, und ist ein wirk-

liches, oft nicht kleineres Uebel, als dasjenige, was dadurch abgewendet werden sollte.

Ein solcher Stillstand aber in der Verbesserung der Geseze und obrigkeitlichen Veranstellungen, in der Ausbildung der kirchlichen Lehrbegriffe und in der Berichtigung von Volksmeinungen über sittlichen Werth würde erfolgen, wenn über einzelne Gegenstände dieser Art, keine Prüfung gestattet werden sollte.

Und gesetzt, daß hinlängliche Gründe vorhanden wären, eine solche Einschränkung nothwendig zu machen, so würde sie doch in einem Staate, wo schon ein gewisser Untersuchungsgeist bey einem großen Theile des Publikums rege geworden wäre, nicht einmal ausführbar seyn. Alles was man äußersten Falls erhalten könnte, wäre vielleicht, daß mündliche Mittheilung gewisser Ideen an die Stelle der schriftlichen träte, und nicht immer dürfte die erstere unschädlicher seyn, als die letztere.

Vorausgesetzt nun, daß die Freyheit über Gegenstände der Religion, der Staatsverfassung und der Sitten zu schreiben, eine gewisse Schonung verdient, so fragt sich's, auf welche Art die Gränzen dieser Schonung zu bestimmen seyn dürften.

Ein Bedanke, der sich hier zuerst darbietet, ist die Einschränkung dieser Freyheit auf den Gebrauch einer gelehrten Sprache, ein Mittel, wodurch diejenige Classe des Publikums, bey welcher man einen geringern Grad von Kenntnissen und Ausbildung voraussetzen hätte, von der Theilnehmung an gewissen Untersuchungen ausgeschlossen würde.

Allein, eine solche Einrichtung würde, wenn sie von Nutzen seyn sollte, eine Uebersinkunft mehrerer Staaten erfordern. So lange noch in irgend einem Lande, wo deutsch gesprochen wird, der Gebrauch dieser Sprache bey allen Arten von Schriftstellerey erlaubt ist, so wird es sogar nothwendig, daß so viele einsichtsvolle und wohlgestimmte Männer als möglich, sich bey ihrem Unterrichte eben dieser Sprache bedienen, um dem Einflusse der Halbgelehrten und Sophisten entgegen zu arbeiten.

Was ferner die Religion insbesondere betrifft, so scheint dadurch schon viel gewonnen zu seyn, wenn man, um das Wesentliche

derselben in Ansehen zu erhalten, gewisse Lehren, Gebräuche und Einrichtungen gegen schriftstellerische Angriffe sichern könnte, und die Freyheit der Prüfung bloß auf den übrigen Theil der Religionsverfassung eingeschränkt bliebe, in welchem ein Fortschritt zu höherer Vollkommenheit durch genauere Bestimmung der Begriffe und Lehrsätze, und durch zweckmäßigere Anstalten wünschenswerth wäre.

Dürfte man aber bey dieser Absonderung des Wesentlichen von dem Zufälligen in der Religion wohl eine Uebereinstimmung unter mehreren Staaten erwarten? Und würde im entgegengegesetzten Falle nicht hier ebenfalls die bereits erwähnte Bedencklichkeit statt finden, daß die gute Sache oft mehr verlieren könnte, wenn in irgend einem einzelnen Staate verdienstvolle Schriftsteller gehindert wären, über die wichtigsten Gegenstände, welche vor dem deutschen Publikum zur Sprache kommen, ihre Gedanken mit Freymüthigkeit zu eröffnen?

Gelegt nun, es ließe sich keine befriedigendere und unbedenklichere Gränzbestimmung der Pressfreiheit in Religionsfachen ausfinden, so dürfte es nicht überflüssig seyn, sich den Fall als möglich zu denken, daß man bloß die verzepte Achtung gegen Religion überhaupt bey Schriftstellern ahndete, hingegen unter der Bedingung, daß diese Achtung nie aus den Augen gesetzt würde, über alles was einzelne Formen des Gottesdienstes und Religionsmeinungen beträfe, eine freye Untersuchung gestattete. Die Vortheile, welche sich von einer solchen Einrichtung erwarten ließen, scheinen einige Aufmerksamkeit zu verdienen. Würden sie von den entgegengegesetzten Bedencklichkeiten bey angesehener Vergleichung nicht überwogen, so wäre durch Verminderung eines Uebels, das nicht gänzlich gehoben werden könnte, doch immer schon etwas gewonnen.

Strenge gegen Schriftsteller, die bey Gegenständen der Religion sich einen unaufsündigen, spöttelnden oder verächtlichen Ton erlauben, würde manchen von diesen Untersuchungen entfernen, dem es entweder an Fähigkeiten oder an gutem Willen zum ernstlichen Nachdenken und bescheidenen Vortrage mangelte. Männer hingegen von vorzüglichen Eigenschaften des Geistes und Herzens würden ihren fruchtbaren Unterricht weniger zurückhalten, wenn die Besorgnisse aufhörten, die ihnen

bisher oft über die wichtigsten Gegenstände Stillschweigen auflegten. Und durch solche Beispiele von freymüthiger Prüfung einzelner Lehren der Theologie, oder kirchlicher Einrichtungen, verbunden mit redlichem Eifer für die Würde der Religion im Ganzen genommen, möchte nothwendig das Gefühl für diese Würde bey dem Publikum überhaupt an Lebhaftigkeit und Allgemeinheit gewinnen. Eben diese Wirkung läßt auch das Beispiel einer Obrigkeit erwarten, die, im vollen Vertrauen auf den innern Werth der Religion, keine Gefahr für sie von einem ausgebreiteten Untersuchungsgeiste besorgt. Wer aber das Mangelhafte in einzelnen Theilen der vorhandenen Religionsverfassung von dem ehrwürdigen Ganzen zu unterscheiden gewohnt ist, wird vor der Gleichgültigkeit und Geringschätzung verwahrt, welche nur zu oft aus der Bemerkung jener Mängel entsteht, wenn die dadurch erweckten Zweifel nicht gehoben, sondern unterdrückt werden. Ist hingegen die Empfänglichkeit für bessern Unterricht bey dem größern Theile des Publikums nicht zerstört, so kann selbst die Verbreitung einzelner unrichtiger Begriffe und Meynungen nicht von dauernden Folgen seyn. Fortgesetzte Untersuchungen, an welchen die einsichtsvollsten und wohlgesinnten Männer ihres Zeitalters Theil nehmen, sind unstreitig der sicherste Weg sich der Wahrheit wieder zu nähern.

Ähnliche Betrachtungen nun, als im Vorhergehenden bey dem Versuche, die Gränzen der schriftstellerischen Prüfungen in Ansehung der Religion zu bestimmen, angestellt worden sind, dürften auch bey Gegenständen der Staatsverfassung und der Sitten Rücksicht verdienen.

Was nemlich die öffentliche Beurtheilung von Gesetzen, Regierungsanstalten und Amtsverwaltungen einzelner Staatsbedienten anlangt, so scheint sehr viel darauf anzukommen, ob die Achtung gegen das obrigkeitliche Ansehen überhaupt dabey verletzt wird, oder nicht. Diese Achtung beruht theils im Allgemeinen auf dem Abscheu vor Anarchie und der lebhaften Ueberzeugung von dem Werthe einer wohlgeordneten Staatsverfassung, theils, bey jeder Nation insbesondere, auf der Ehrfurcht gegen die höchste Gewalt. Werden diese Gesinnungen von dem Schriftsteller geschont, so läßt sich eine freymüthige aber be-

scheidene Untersuchung über Regierungsangelegenheiten denken, die nichts weniger als Abneigung, Mißtrauen und Ungehorsam gegen die Regenten oder gegen die Werkzeuge der Staatsverwaltung verbreitet, vielmehr die Nation gewöhnt, bey der Bemerkung des Mangelhaften in einzelnen Theilen die Vorzüge des Ganzen nicht zu verkennen. Und diese Gewohnheit dürfte besonders wirksam seyn, um einem Volke, dessen Aufmerksamkeit bey dem Fortschritte seiner Cultur einzelne Mängel der Staatsverfassung nicht entgehen können, ein kräftiges Gegemittel wider die Erkaltung des Patriotismus zu gewähren. Von dieser Seite zeigt sich daher immer ein Vortheil einer anständigen Publicität, und es kann Fälle geben, wo derselbe alle entgegen gesetzte Bedenklichkeiten überwiegt.

So unvollkommen auch eine jede schriftstellerische Erörterung von Staatsangelegenheiten, in Ermangelung der dazu gehörigen Akten und Nachrichten, ausfallen muß, so giebt sie doch vielleicht brauchbare Winke über die herrschende Meynung des Publikums, über das Bedürfniß gewisser obrigkeitlicher Anstalten, und über die Empfänglichkeit der Nation gegen gewisse Staatsregeln der Regierung. Und gegen einen Regenten, der in dieser Rücksicht auch jene mangelhaften Versuche benutzt wissen will, muß das Vertrauen der Unterthanen sich in einem hohen Grade vermehren.

Dieses Vertrauen aber ist selbst durch Ungerechtigkeiten des Publikums gegen einzelne Landes-Collegien oder öffentliche Beamte nicht zu theuer erkauft. Nur würde es in solchen Fällen ein Zeitverlust für die Geschäfte seyn, sich gegen schriftstellerische Angriffe auf Rechtfertigungen einzulassen, die größtentheils ihre Absicht verfehlen.

Für obrigkeitliche Personen giebt es öftere Gelegenheiten, eine ungünstige Meynung des Publikums durch Handlungen zu widerlegen. Und selbst einzelne unvermeidliche Verunglimpfungen dürften ein kleineres Uebel seyn, als ein gewisses Mißtrauen, welches sehr leicht aus einer größeren Einschränkung der Publicität in diesem Punkte entstehen könnte. Ein Diener des Staats kann nicht sorgfältig genug seyn, jeden Schein zu vermeiden, als ob er irgend eine Veranlassung zu einer Untersuchung seines Verfahrens zu fürchten hätte. Auch wird es seinen

Vorgesehen nicht schwer werden, allgemeine Declamationen solcher Partheyen, mit deren Privatvorteil die Erhaltung der Justiz und Polizey sich nicht vereinbaren ließ, von angezeigten besondern Thatfachen zu unterscheiden, welche eine Erörterung verdienen.

Ein ähnlicher Unterschied, als derjenige, welcher bey den schriftstellerischen Vergehungen gegen die Obrigkeit bemerkt worden ist, scheint auch in Ansehung der Sitten in Betrachtung zu kommen. Es giebt nemlich eine gewisse Achtung für Sittlichkeit überhaupt, an deren Erhaltung dem Staate vorzüglich gelegen ist. Schriftstellerische Producte also, welche dahin abzielen, diese Gesinnung lächerlich oder verächtlich zu machen, oder das Vaster, als Vaster zu empfehlen, würden ohne Zweifel die Ahndung der Obrigkeit verdienen. Mit diesen dürften aber nicht alle Untersuchungen über Gegenstände der Sittlichkeit, oder alle Darstellungen unmoralischer Handlungen verwechselt werden, die vielleicht in einzelnen Menschen zufälliger Weise wohlthätige Ueberzeugungen zerstören, oder eine lasterhafte Regung erwecken könnten. Schädlichen Meinungen setze man unerschütterliche und durch Prüfung bewährte Principien entgegen, die eine dauernde, und nicht von zufälligen Verhältnissen abhängige sittliche Ausbildung begründen können. Um aber diesem Ziele sich immer mehr zu nähern, wird eine fortgesetzte, ernstliche Untersuchung erfordert, die eben so weit von Frechheit, als von Schüchternheit entfernt ist. Auch giebt es vielleicht kein kräftigeres Bewahrungsmittel gegen die Sophisterey der Leidenschaft in den Momenten des lebhaftesten Triebes zu einer unerlaubten Handlung, als wenn man vorher in ruhigen Augenblicken sich zur Strenge gegen die Sophisterey der Vernunft gewöhnt hat.

Sollten ferner die Werke der Darstellung in Ansehung des Stoffs bloß auf Gegenstände von sittlicher Vollkommenheit eingeschränkt werden, so dürften sie an Wahrscheinlichkeit, lebhafter Täuschung, gespannter Erwartung und Mannigfaltigkeit, kurz an aesthetischer Wirkung so viel verlieren, daß zugleich die nicht zu verachtenden Vortheile, welche die moralische Veredlung mittelbar von ihnen zu erwarten hat, fast gänzlich aufgeopfert werden würden. Auch ist das Unsittliche in dem Stoffe an sich selbst, kein Hinderniß, daß nicht in der Art der Behandlung

die größte Achtung für Sittlichkeit geäußert werden könnte. Es kommt nemlich bloß darauf an, daß die Aufmerksamkeit auf den betrachtungswürdigen Theil des Gegenstandes geleitet wird. Und dieser ist niemals die Immoralität selbst, sondern diejenigen Eigenheiten der dargestellten Person, welche nur durch ihre Aeußerung bey gewissen unsittlichen Gesinnungen und Handlungen anschaulich gemacht werden konnten. Auf diese Eigenheiten gründet sich das Interesse eines schriftstellerischen Kunstwerks, in dem sie dem Leser bald Stoff zum Nachdenken, bald einen unsinnlichen Genuß für die Einbildungskraft gewähren, der mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar dazu beiträgt, den Menschen über den thierischen Zustand zu erheben, und die Entwicklung moralischer Anlagen zu befördern.

Es gehört unstreitig zu den Vortheilen der geistigen Ausbildung, daß die Beispiele von Unsittlichkeit sowohl in Werken der Darstellung, als in der wirklichen Welt, weniger aus einem einseitigen Gesichtspunkte betrachtet werden, daß die Aufmerksamkeit nicht auf demjenigen ausschließend verweilt, was in diesen Beispielen verführerisches enthalten ist, daß man sich gewöhnt, das Laster von der Person abzusondern, und weder über dem Abscheu gegen jenes die Billigkeit gegen diese zu vergessen, noch die an sich schätzbaren Eigenschaften, welche ein vorzüglicher Mensch auch durch Immoralität nicht verlieren konnte, dieser zur Empfehlung anzurechnen.

Diese Denkart zu verbreiten und dadurch die Mittel, welche den schädlichen Folgen einer erweckten unsittlichen Idee entgegen wirken, zu vervielfältigen, scheint für den Schriftsteller verdienstlicher zu seyn, als eine zu ängstliche Sorgfalt, jeden Anlaß zu vermeiden, der in einzelnen Menschen den schon vorhandenen Keim von Immoralität vielleicht früher, als es durch irgend eine andere unschuldige Gelegenheits-Ursache geschehen seyn würde, entwickeln könnte.

Was im Vorhergehenden über die Bedenklichkeiten bey zu großer Einschränkung der schriftstellerischen Freyheit bemerkt worden ist, dürfte auf die Vergewungen gegen einzelne Personen weniger Anwendung leiden. Der einzelne Mensch scheint nur in Ansehung seines öffentlichen Charakters ein Gegenstand der öffentlichen Prüfung zu seyn.

Ueber die Art seiner Wirksamkeit als Staatsbedienter, als Volksherr, als Schriftsteller, als Sectenstifter, als thätiges Mitglied geheimer Gesellschaften, als Unternehmer eines wichtigen und vielumfassenden Geschäfts und dergleichen, kann eine freymüthige Erörterung nach Beschaffenheit der Umstände für ein größeres oder kleineres Publikum nützlich seyn. Auch können die mißbilligenden Urtheile über eine Person, insofern sie sich bloß auf den Erfolg oder den Werth einer gewissen öffentlichen Wirksamkeit einschränken, nicht mit Injurien in eine Classe gesetzt werden. Allein, was den Gebrauch der Schriftstellerei zu ehrenrührigen Aeußerungen, über die Gefinnungen oder das Privatleben einzelner Menschen betrifft, dürfte sich wider ein gänzlich Verbot nichts erhebliches einwenden lassen. Gesezt, daß auch wirkliche Thatfachen durch diese Art von Publicität bekannt gemacht werden, so ist dieß im Ganzen genommen eine unfruchtbare Belehrung, und die Ausbreitung einer Wahrheit, die an sich keinen Werth hat, vergütet das Unheil nicht, das die Verstörung eines guten Namens anrichtet. Und je häufiger die Beispiele sind, daß der Vorwand, das Laster zu entlarven, zu Befriedigung des Reibes, der Nachsicht und der Schadenfreude gemißbraucht wird, desto sorgfältigere Wachsamkeit wird von Seiten der Obrigkeit erfordert, um die Ehre jedes Staatsmitglieds so lange, bis es sich nicht durch erwiesene Verbrechen derselben verlustig gemacht hat, gegen jeden unbesonnenen oder boshaften Angriff zu schützen. Nur als Strafe, oder Warnung kann die öffentliche Bekanntmachung schändlicher Handlungen heilsam seyn, aber es wäre höchst gefährlich, den Gebrauch dieses Mittels der Willkühr einer jeden Privatperson zu überlassen. In einem wohlgeordneten Staate, ist keine Strafe, ohne vorgängige unparteiische, genaue und vollständige Untersuchungen durch verpflichtete Richter denkbar, und nur die Obrigkeit hat die Mittel in Händen um hinlängliche Erkundigungen zu Entscheidung der Frage einzuziehen: ob die Ehre und die damit verbundene bürgerliche Existenz eines Menschen noch einige Schonung verdiene, oder ob eine dringende Veranlassung, das Publikum vor ihm zu warnen, vorhanden sey?

Um den schädlichen Wirkungen anstößiger Schriften entgegen zu arbeiten, können theils mündliche, theils schriftliche Bemühungen angewendet werden. Zu jenen giebt es häufige Gelegenheiten für die Prediger, besonders auf dem Lande, und für Lehrer auf Universitäten und Schulen. Sind Fähigkeiten und guter Wille bey ihnen vereinigt, haben sie das Talent, sich Liebe, Vertrauen, und Ansehen zu erwerben, und fehlt es ihnen nicht an Beobachtungsgeist für das gegenwärtige Bedürfniß der Personen, auf welche sich ihr Wirkungskreis erstreckt, so läßt sich sehr viel von ihrem wohlthätigen Einflusse erwarten. Die lebendige Beredsamkeit eines Mannes, der ein günstiges Vorurtheil für sich hat, vertilgt oft sehr leicht einen schädlichen Eindruck, den der todte Buchstabe zurückgelassen hatte, selbst wenn dieser Eindruck durch die Mühe des Lesens oder Verstehens nicht schon geschwächt worden ist. Und nichts ist wirksamer, um heilsame Wahrheiten gegen scheinbare Einwürfe zu behaupten, als passende Beispiele aus den besondern persönlichen und örtlichen Verhältnissen hergenommen, dergleichen sich bey einer genauen Bekanntschaft mit diesen Verhältnissen in Menge darbieten. Es scheint daher besonders in den jetzigen Zeiten, zu den Erfordernissen einer vollständigen Vorbereitung zu einem geistlichen Amte zu gehören, sich in dieser Art von Potemil geübt zu haben. Ueberhaupt sind die Forderungen an den geistlichen Stand mit den Bedürfnissen unsers Zeitalters gestiegen; allein, je vollendeter die persönliche Ausbildung eines Religionstheologens ist, desto mehr wird sich sein wohlthätiger Wirkungskreis selbst in größern Städten, auch außerhalb seiner Predigten erweitern. Je mehr er die mannigfaltigen Krankheiten des menschlichen Geistes und die Art sie zu behandeln studirt hat, desto weniger wird er in vorkommenden Fällen durch ihre Äußerungen überrascht werden, und den rechten Weg zu ihrer Heilung verfehlen.

Was ferner die Versuche betrifft, die Schriftstellerey selbst, als ein Gegenmittel wider die Folgen ihres Mißbrauchs anzuwenden, so kommt hierbei theils die Einrichtung der in dieser Absicht zu veranstaltenden Schriften in Betrachtung, theils die Mittel ihnen bey demjenigen Theile des Publikums Eingang zu verschaffen, für welchen sie

hauptsächlich bestimmt sind. Die beste Methode, eine gefährliche Idee, die durch das Lesen eines anstößigen Buchs erweckt worden ist, mit Erfolg zu bestreiten, findet sich leicht, wenn man den Ursachen nachspürt, welche dieser Idee einen gewissen Schein von Wahrheit oder Fruchtbarkeit gaben. Und diese Ursachen bestehen hauptsächlich in Verwechselung der Begriffe und in Einseitigkeit. An die Stelle der richtigen Begriffe von Religion, Staat und Sittlichkeit werden unvermerkt falsche gesetzt, und gegen diese die Ausfälle gerichtet. Gelingt es aber einem Schriftsteller, die Unterschiede des ächten und unächtigen Begriffs, durch einen lichtvollen Vortrag bemerklich zu machen, so erscheint die Sophisterei in ihrer Blöße. Wer das Talent besitzt, dasjenige, was er im Allgemeinen lehren will, im Einzelnen durch Gleichnisse und Beispiele anschaulich zu machen, wird diesen Zweck auch bei den weniger ausgebildeten Volksklassen nicht leichtlich verfehlen.

Wenn ferner gewisse unsittliche Handlungen nachahmungswürdig, und gewisse unglückliche Zustände wünschenswerth zu seyn scheinen, so geschieht es nur deswegen, weil die Aufmerksamkeit bloß auf der glänzenden Seite eines solchen Gegenstandes haftet, und das Gehässige und Abscheuliche übersieht, was nur bey einer vollständigen Beobachtung aus mehreren Gesichtspunkten entdeckt werden kann. Um daher ein gefährliches Beispiel in ein warnendes zu verwandeln, darf oft nur diejenige Seite desselben in ein helleres Licht gesetzt werden, die bey einer empfehlenden Erzählung im Dunkeln gehalten wurde.

Allein, auch ohne eine verführerische Idee unmittelbar zu bestreiten, kann man ihr schon dadurch die Kraft benehmen, daß man durch ein Uebergewicht entgegengesetzter Ideen die Aufmerksamkeit von ihr abzieht. Und hier zeigt sich der Werth einer jeden Bemühung, solchen Vorstellungen über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, von denen sich die wohlthätigsten Wirkungen erwarten lassen, die größte mögliche Ausbreitung, und die höchste Klarheit und Lebhaftigkeit zu geben.

Der Stoff einer Schrift aber, welche zu Vertheidigung der guten Sache bestimmt ist, mag noch so zweckmäßig ausgedacht seyn, so wird sie gleichwohl ihre Absicht nur in einem geringern Grade erreichen, wenn man nicht auch in Ansehung der Form, gewisse Hülfsmittel

gebraucht hat. Je weniger eine solche Schrift ihre eigentliche Bestimmung ankündigt, je mehr sie bloß zur Unterhaltung, oder zu Befriedigung einer unschädlichen Neugierde zu dienen scheint, desto größere Wirkung hat man sich oft, theils von dem Eindruck des Ganzen, theils von gelegentlich eingestreuten heilsamen Winken zu versprechen. Gespräche, Erzählungen, Volkstücker, Schauspiele, kurz alle Arten von Einleitungen, wodurch eine furchtbare Idee nicht bloß dem Verstande mitgetheilt, sondern auch der Einbildungskraft lebendig dargestellt wird, können hierbey mit Nutzen gebraucht werden. Und das allgemeine Bedürfnis von den öffentlichen Vorfällen unterrichtet zu werden, bietet eine bequeme Gelegenheit dar, diese Vorfälle, ohne Verletzung der Unparteilichkeit auf eine solche Art zu erzählen, welche für Kopf und Herz eine gesunde Nahrung gewähren würde.

In Ansehung des Stils werden zwar die Talente eines schriftlichen, einnehmenden und kraftvollen Vortrags von dem Verfasser erfordert, allein, was man eigentlich Verdamsamkeit nennt, scheint in diesem Falle weniger nöthig zu seyn. Es kommt nicht sowohl darauf an, vorübergehende Nahrungen zu erregen, als vielmehr durch deutliche und bestimmte Vorstellungen, welche sich dem Gedächtnisse einprägen, und durch die Ideenverbindung leicht wieder erweckt werden, dauernde Wirkungen hervorzubringen. Gleich entfernt von declamatorischem Brunk und von Trockenheit, wird man durch den einfachen Ton der ruhigen Ueberzeugung, mit einer weder erkünstelten noch unterdrückten Wärme für die erkannten Wahrheiten verbunden, jene Absichten am sichersten erreichen.

Vorausgesetzt nun, daß es nicht an Schriftstellern fehlt, von denen man mehr oder weniger die Befriedigung der vorher angegebenen Forderungen erwarten könnte, so giebt es zwar mancherley Mittel, solche Männer für das Bedürfnis des Staats in Thätigkeit zu setzen, allein die Wahl dieser Mittel ist für die Obrigkeit in so fern nicht gleichgültig, als es hauptsächlich darauf ankommt, einem wohlthätigen Unterrichte, besonders bey demjenigen Theile des Publikums Eingang zu verschaffen, der dessen am meisten bedürftig ist.

Wer den Verdacht gegen sich hat, daß er nicht aus eigener Bewegung diese und keine andern Ideen verbreitet, darf auf wenig per-

sonliches Vertrauen bey seinen Lesern rechnen, und dieß schwächt den Eindruck, den er vielleicht ohne diesen Umstand auf sie gemacht haben würde. Es geschieht daher nicht selten, daß der Wirkungskreis eines Schriftstellers, der von dem Staate einen öffentlichen Auftrag erhalten hat, oder durch Prämien aufgefordert worden ist, sich fast bloß auf diejenigen einschränkt, die eine solche Belehrung am füglichsten entgegennehmen konnten, und schon vorher für die gute Sache Parthey genommen hatten.

Soll aber die obrigkeitliche Veranstellung bey den Schriften, welche auf die Nation zu wirken bestimmt sind, möglichst verborgen werden, so dürfte man sich vielleicht zu dieser Absicht keiner brauchbareren Werkzeuge bedienen können, als der Buchhändler. Auf Verschwiegenheit wäre zu rechnen, sobald man diese zur Bedingung einer Unterstützung machte, wodurch der Vertreter in Stand gesetzt würde, theils das Honorar des Autors zu erhöhen, theils das Buch um einen wohlfeilern Preis zu verkaufen. Um hierbey noch sorgfältiger alles Aufsehen zu vermeiden, dürfte man nur oft mit den Buchhändlern abwechseln, die man zu dieser Absicht gebrauchte.

Bey dem Geschäfte die brauchbarsten Autoren aufzufinden, würde sich ebenfalls von der Industrie der Buchhändler viel erwarten lassen, da ihnen besonders diejenigen Schriftsteller, welche sich in Ansehung des Vortrags auszeichnen, nicht unbekannt seyn können.

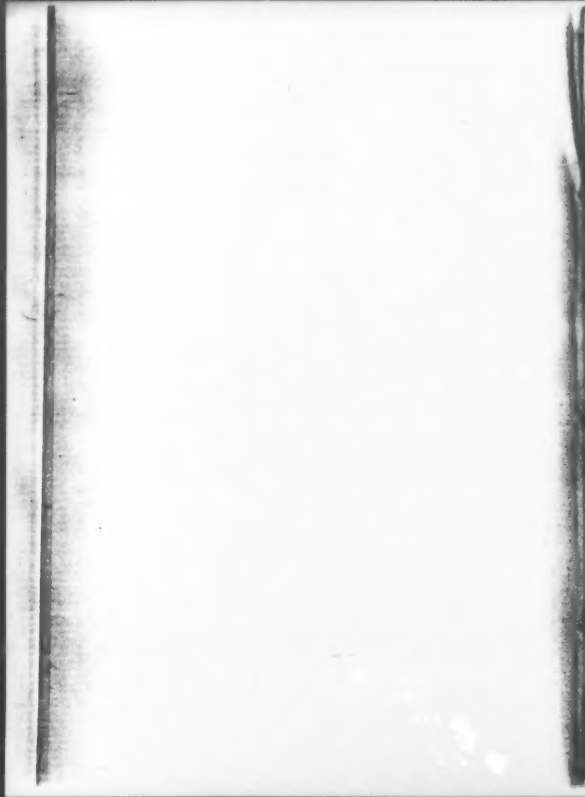
Um aber, theils jede schriftstellerische Aufgabe nach Inhalt und Form genau zu bestimmen, theils das von dem Buchhändler, welchem sie zugefertigt worden, eingesandte Manuscript vor Ertheilung der versprochenen Unterstützung zu prüfen, dürften einige hierzu tüchtige Personen nöthig seyn, welche von Seiten des Staats dieserhalb einen geheimen Auftrag zu erhalten hätten.

Durch den Gebrauch dieser Maßregeln könnte vielleicht auch nach und nach den Kalendern, Zeitungen und überhaupt allen unter einem zahlreichen Publikum gangbaren periodischen Schriften unvermerkt eine andere Gestalt gegeben werden. Je allmähltiger diese Verbesserung geschehe, desto weniger hätte man dabey eine Verminderung des Absatzes, und dadurch eine Vereitelung der gehegten Absicht zu besorgen.

Selbst kleine Umstände, welche die äußere Form, oder den Ton der Schreibart betreffen, sind hierbey nicht unbedeutend. Jede nicht unbillige Forderung des Lesers könnte ohne Bedenken befriedigt werden, und bey politischen Blättern insbesondere würde es zu Unterhaltung ihres Credits nöthig seyn, theils keine wichtige Begebenheit zu verschweigen, theils bey der Art sie zu erzählen, zwar die im Vorhergehenden angegebenen Vorichts-Regeln zu beobachten, aber allen Schein von Partheylichkeit möglichst zu vermeiden.

Ueber die Schriften, welche in einzelnen Gegenden am meisten gelesen würden, könnten vielleicht am süglichsten von der Geistlichkeit jedes Orts Erkundigungen durch die Superintendenten eingezo- gen werden. Durch diese Nachrichten erhielte man sodann Veranlassung, irgend einem Buchhändler, unter Zusicherung gewisser Vortheile, bestimmte Anweisungen zu geben. Bey einzelnen Brochüren würde es oft nur darauf ankommen, ein zweckmäßiges Gegenständ zu liefern. Unter den gangbarsten periodischen Blättern aber sind viele in den Händen solcher Autoren und Verleger, welche zu Eingehung gewisser Bedingungen, durch verhältnismäßige Entschädigungen sehr leicht zu bewegen seyn würden, wenn ein Buchhändler, der sich darüber mit ihnen in Unterhandlungen eintiefe, dieß aus eigner Bewegung zu thun schiene.

Schriften, welche insbesondere für den Landmann bestimmt sind, würden sich zwar auf dem gewöhnlichen Wege des Buchhandels zu langsam unter dieser Classe verbreiten; allein unter Voraussetzung eines mäßigen Preises kann der Verleger oft, ohne Ansehen zu erregen, sich hierbey eines Mittels bedienen, welches in andern Fällen mehrmalen mit Erfolg gebraucht worden ist. Er übersieht nemlich die Ankündigungen oder einige Exemplare selbst an alle Superintendenten im Lande, und ersucht jeden, die Schrift in seiner Diöces bekannt zu machen. Jedem einzelnen Pfarrer, der alsdann diese Schrift kauft, wird es schon dadurch, daß sie ihm nicht unentgeltlich ausgetheilt worden ist, leichter, seine Gemeinde darauf aufmerksam zu machen, wenn er sich nur überhaupt Liebe und Achtung bey ihr erworben hat.



Ueber die Verbesserung des Civil-Prozesses. *)

*) Verläufe über Gegenstände der innern Staatsverwaltung, II. 2. 29.

Auch die Betrachtungen „Ueber die Verbesserung des Civilprocesses“ waren eine bis zum Jahre 1812 ungedruckt gebliebene, aber bereits 1798 verfaßte und der kaiserlichen „Landesregierung“ eingereichte Tenthschrift Wörners. — Der Abdruck erfolgt aus den „Versuchen über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung“.

Die Vorwürfe, welche in den meisten europäischen Staaten gegen die vorhandene Einrichtung des Civil Prozeßes gehört werden, betreffen größtentheils die Langsamkeit des Verfahrens. Gleichwohl darf man nicht vergessen, daß viele Verzögerungen des Prozeßes aus dem Bedürfnisse entstanden sind, auf den Fall eines Mangels an Einsicht, Fleiß oder Rechtschaffenheit bey dem Richter oder Advokaten, die Gefahr der streitenden Partheyen zu vermindern. Dies Bedürfnis ist dringender bey einem hohen Grade der Cultur, indem dadurch die rechtlichen Verhältnisse der Staatsglieder weit verwickelter werden, als sie in dem frühern Zustande der bürgerlichen Gesellschaft seyn konnten.

Aus diesem Gesichtspunkte hat man die Maasregeln zu betrachten, die gegen die einzelnen Ursachen des langsamen Rechtsganges theils schon angerathen und versucht worden sind, theils annoch vorgeschlagen werden könnten. Folgende sind als die wichtigsten Ursachen bekannt, wodurch der Civilprozeß häufig verzögert wird:

1. Schriftliche Verhandlung durch Advokaten,
2. Verschidung der Acten an Dicasterien,
3. Vervielfältigung der Urtheil,
4. Mehrheit der Instanzen,
5. Länge der Fristen,
6. Saumseligkeit in Ansehung der Legitimationen,
7. Schwierigkeiten bey Anschaffung der Urkunden, und
8. verspätigte Einsendung der Zeugen-Notul.

Eine durchaus mündliche Verhandlung der Prozeße kann vielleicht ohne Bedenken seyn, wenn der Gegenstand des Streits sehr einfach

ist, die Entscheidung von einem einzigen Richter abhängt, und man bey diesem Richter eine schnelle Fassungskraft, und einen sehr festen Charakter voraussetzen darf. In den meisten europäischen Staaten ist aber unter den jezigen Umständen darüber kein Zweifel, daß es für die Partheyen sicherer sey, alles, was ihre gegenseitigen Erklärungen, die Aussagen der Zeugen und das Verfahren des Richters betrifft, niederschreiben, und Acten darüber zu halten. Es fragt sich nur, ob zwischen Richter und Parthey es noch einer Mittelsperson bedürfe, und ob die Erörterung des Rechtsstreits durch die schriftlichen Aufsätze der Advokaten gewinne. Besitzt ein Richter alle nöthigen Eigenschaften, so verdient er ein unbegrenztes Vertrauen der Partheyen, und der Advokat wird entbehrlich. Aber so lange in einem Lande bey Besetzung der Gerichtsstellen, besonders in Ansehung der untern Instanzen, noch manches zu wünschen übrig bleibt, dürfte es ein gewagter Schritt seyn, einen Stand gänzlich abzuschaffen, der zum Schuß gegen jede Verletzung der Pflicht bey dem richterlichen Verfahren bestimmt ist. Ein unstreitiger Gewinn wäre es dagegen, wenn die Anlässe zu Vergehungen bey den Advokaten vermindert, und die Aufforderungen zu zu nützlicher Thätigkeit bey ihnen vermehrt werden könnten.

Wer nicht so viel eigenes Vermögen besitzt, oder von der Besoldung eines Amtes so viel einzunehmen hat, um davon seine dringendsten Bedürfnisse befriedigen zu können, dem kann ohne Gefahr die juristische Praxis nicht gestattet werden. Es würde hart seyn, eine schon gegebene Erlaubniß in solchen Fällen wieder zurückzunehmen, aber es scheint unbedenklich, künftige Gesuche dieser Art allen denen zu verweigern, die gegen drückenden Mangel nicht hinlänglich gesichert sind. An Advokaten wird es deswegen nicht fehlen, da es in jedem Bezirke Actuarate, Stadtschreiberstellen, Gerichtshaltereyen und andere kleine Aemter giebt, deren Einkünfte zu Gestattung der juristischen Praxis für hinreichend angesehen werden können. Durch die Klagen der jungen Männer, deren Gesuche abgewiesen würden, dürfte man sich nicht erweichen lassen. Gegen eine unsichere Hoffnung erlangen sie den künftigen wichtigen Vortheil, daß der Stand der Advokaten überhaupt durch ihre verminderte Anzahl einträglicher wird. Sie werden

veranlaßt, inmittelst auf zuverlässige Mittel zu denken, sich ihr Auskommen zu verschaffen, und hierzu giebt ihnen selbst, in dem angenommenen Falle, der Umstand Gelegenheit, daß der mehr beschäftigte Advokat öfter eines brauchbaren Gehülfen bedarf, dem er nach Befinden auch einen Theil der Gebühren überträgt.

Gesellschaftliche Verbindungen, über welche gewisse Statuten errichtet und von der Obrigkeit bestätigt worden, haben einen wohlthätigen Einfluß auf Erhaltung des Ehrgefühls und der Sittlichkeit ihrer Mitglieder. Manche Vortheile der Innungsverfassung würden, unter gehörigen Einschränkungen, auch auf den Stand der Advokaten anwendbar seyn. In der Preussischen Gerichts Ordnung, III. Th. 7. Tit. § 106 und folg. ist über die Collegien der Notarien einiges vorgeschrieben, was vielleicht auch bey den Advokaten eingeführt werden könnte.

Die wirksamsten Maasregeln indessen zur Verbesserung des Advokaten-Standes werden nicht durchgängig ihre Absicht erreichen, und es werden vielleicht bey zunehmender Sorgfalt in Besetzung der Gerichtsstellen öfter die Fälle eintreten, da das Vertrauen der Parthey gegen den Richter größer ist, als gegen irgend einen Advokaten, den sie zu gebrauchen Gelegenheit hätte. Für diese Fälle dürfte es vielleicht rathsam seyn, eine Prozeßform zu gestatten, die denjenigen freigestellt wäre, welche in kürzerer Zeit und mit wenigen Kosten ohne Advokaten zu ihrem Rechte zu gelangen wünschten.*) Daß dadurch die Prozesse zu sehr erleichtert werden würden, hätte man nicht zu fürchten, wenn nur die Richter jedesmal streng die Regel befolgten, die vorsätzliche Streitsucht in den Ersatz der Kosten zu verurtheilen. Auch ist die Ungerechtigkeit oft auf Seiten des Beklagten, der eine gegründete Forderung nicht befriedigt, oder auf unerlaubte Art zu einem Besistand gelangt ist, und nun den Vortheil benutzt, daß sein Gegner durch die Schwierigkeiten des Prozesses von Anstellung einer Klage abgeschreckt wird.

*) Der Nachtrag zu diesem Aufsätze enthält einen Versuch, die Grundlinien einer solchen Prozeßform zu entwerfen.

Einer Gesellschaft von Männern, bey denen man die zu einem Richter erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten voraussetzen kann, und die in den meisten Fällen von den Parthenen zu weit entfernt ist, um sich für einen von beyden zu interessiren, läßt sich allerdings die Beurtheilung eines Rechtshandels mit mehr Sicherheit anvertrauen, als manchem Richter der untern Instanz, der, wenn er auch dazu die nöthigen Eigenschaften besitzt, doch oft mit zu vielen Polizeygeschäften überhäuft ist, um auf die Erörterung der in den einzelnen Prozessen vorkommenden Streitfragen hinlängliche Zeit verwenden zu können. Indessen bedürfen die Dicastrien einer sorgfältigen Aufsicht, damit sie zweckmäßig besetzt werden, und sich keine Vernachlässigung ihrer Pflichten zu Schulden kommen lassen. Durch die Prozeßtabellen können die obersten Landes-Collegien erfahren, ob der Verspruch einzelner Sachen bey einem Dicastrium zur Angebühr verzögert worden ist. Auch haben die obersten Justiz-Collegien Gelegenheit, bedeutende Fehler in den Urtheilen oder Entscheidungs-Gründen der Dicastrien zu bemerken, und dieserhalb die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

In den meisten Prozessen beruht die Entscheidung nicht bloß auf einer Rechtsfrage, sondern auf Thatfachen, die bey dem ersten Verspruch noch nicht hinlänglich erörtert sind. Sollte über jede Thatfache, die eine Parthey behauptet, und die andere nicht eingeräumt hat, Beweis und Gegenbeweis vor dem ersten Urtheil geführt werden, so würde dieß oft unnöthige Weitläufigkeiten verursachen, und die Prozesse verlängern. Ein richterlicher Ausspruch muß daher zuvörderst die Thatfachen, welche auf die Entscheidung des Rechtsstreits Einfluß haben, von den unerheblichen absondern, und zugleich die Parthey bestimmen, welcher die Beweisführung obliegt. Bey den Römern war daher das erste Geschäft des Richters, dem Rechtshandel eine juristische Form zu geben. (*Praetor dabat actionem.*) Eben dieses ist der Zweck des ersten Urtheils bey der jetzigen Gerichtsverfassung. Um ihn aber vollständig zu erreichen, dürfte rathsam seyn, die zu erweisenden Umstände (*Thema probandum*) in allgemein faßlichen Ausdrücken zu bestimmen. (S. Eggers

Entwurf einer allgemeinen Prozeß-Ordnung, Bd. I. S. 238 und 242; Grollmanns Theorie des gerichtlichen Verfahrens, S. 374.)

Außer diesem ersten Urtheil aber scheint in der Regel, wenn nicht besondere Incidentpunkte eintreten, bis zur Definitiv-Sentenz kein weiteres Interlokut nöthig zu seyn. Das Erkenntniß über die Eidesdelation kann sogleich bis zum End-Urtheil ausgesetzt werden, und mancher unnöthige Eid läßt sich dadurch vermeiden. Die Abhörung eines unzulässigen Zeugen gereicht der Gegenparthei nicht zum Nachtheil, wenn auf ihre Einwendungen wider die Glaubwürdigkeit des Zeugen beim Endurtheil Rücksicht genommen wird. Eben dies ist der Fall bey Urkunden, deren Beweiskraft bestritten wurde. Es bedarf daher über diese Beweismittel keines besondern Urtheils. Gleiche Bewandniß hat es mit der geforderten Recognition einer Urkunde, worüber ebenfalls das nöthige Erkenntniß in dem End-Urtheil vorausgesetzt werden kann. Ein zweites Urtheil über die Beweismittel würde nur in dem Falle nöthig seyn, wenn das Endurtheil nicht einem Dicasterium, sondern einem Gericht von Geschwornen übertragen werden sollte. Eine solche Einrichtung scheint allerdings viel für sich zu haben. Wenn über die einschlagenden Rechtsfragen, über die Bestimmung der zu erweisenden Thatfachen, und über die Gültigkeit der Beweismittel rechtskräftige Urtheile vorhanden sind, so erfordert die Entscheidung des Prozesses in der Regel weniger juristische Kenntnisse und Fertigkeiten, als die übrigen Eigenschaften eines Richters, und vorzüglich oft praktische Einsichten in Ansehung der besondern Gattung des streitigen Objekts. Ein Jurist hätte die Sache den Geschwornen mündlich vorzutragen, aber die Akten müßten nachher noch unter ihnen circuliren. Jeder Geschworne tieße hierauf einzeln sein Votum protocolliren, oder gäbe es schriftlich zu den Akten, und die Entscheidung erfolgte nach den meisten Stimmen, indem durch eine ungleiche Zahl der Geschwornen die Gleichheit der Stimmen verhälet würde. Gegen diese Entscheidung fände noch eine Appellation und gegen das bestätigende Urtheil des Appellationsgerichts noch eine Läuterung Statt.

Weigerungen, eine Urkunde herauszugeben, oder den Eid zu leisten, gehören zu den besondern Incidentpunkten. Es würde

indessen zu Ablürzung des Prozesses dienen, wenn hierüber in der untern Instanz keine Versendung der Akten nach rechtmäßigem Erkenntniß, statt fände, sondern der Parthey, oder der dritten Person, welche dem Editions-Gesuche gegen den Bescheid des Richters widerspräche, blos eine Appellation an die höchste Behörde gestattet wäre.

Da in dem Executiv-Prozesse das erste Urtheil entscheidet, so fragt sich, ob dieser Prozeß nicht auf mehrere Fälle anwendbar gemacht werden könnte. Nicht selten läßt sich der Grund der Klage größtentheils sofort durch Urkunden erweisen, und es bleiben nur einige Umstände übrig, worüber man den Eid zu deferiren genöthigt ist. In diesen Fällen würde es sehr zur Ablürzung des Prozesses gereichen, wenn nebst der Entlassung auf die Klage zugleich die Recognition der Urkunden im ersten Termine gefordert werden könnte, und dies die Wirkung hätte, daß im ersten Urtheil nach der Art des Executivprozesses, mit Rücksicht auf die gebrauchte Eides-Relativ, erkannt, und Beklagter mit den nicht sofort erweislich gemachten Ausflüchten in die Reconvention verwiesen würde.

Wird bey Besetzung der Landes-Collegien und Dicastrien gehörige Sorgfalt beobachtet, so darf sich eine Parthey in der weitläufigsten und verwickeltsten Sache über eine Entscheidung nicht beschweren, die durch zwey gleichförmige Urtheil bestätigt worden ist. Es fragt sich daher, ob nicht alle Instanzen auf Drey reducirt werden könnten? (S. Preuß. Ger. Ord. Einleit. § 56. 63.) In Sachsen entscheiden schon jetzt drey gleichförmige Urtheil in den bey dem Appellations-Gericht unmittelbar anhängigen Sachen.

Sollte dieß zum allgemeinen Grundsatz angenommen werden: so wären alle Läuterungen in den untern Instanzen abzuschaffen. Bey Appellationen wären nur zwey Instanzen zu gestatten, wenn das erste Urtheil bestätigt würde. Wenn daher das Appellations-Gericht das dritte gleichförmige Urtheil gesprochen hätte, so fände keine Läuterung dagegen Statt.

Ueber Incidentpunkte dürfen zwey gleichförmige Entscheidungen hinlänglich seyn. Es wäre mithin solchenfalls nur die Appellation an

die höchste Behörde, und wenn diese angenommen würde, gegen das bestätigende Urtheil des Appellations-Gerichts kein weiteres Remedium zuzulassen.

Der Zeitraum zu Einziehung der nöthigen Nachrichten, und zu Ausarbeitung der prozessualischen Schriften darf im Allgemeinen nicht zu sehr eingeschränkt werden, weil doch in vielen Fällen hierbey besondere Hindernisse eintreten können, auch die geschicktesten Rechtsconsulten gewöhnlicher Weise mit Geschäften überhäuft sind, und es nicht rathsam ist, hierüber für den einzelnen Fall zu viel der Willkühr des Richters zu überlassen. Die gewöhnliche Frist von 15 Tagen scheint dem Zwecke gemäß, und es fragt sich nur, in wie weit es dem Richter zu erlauben sey, sie wegen besonderer Umstände zu verlängern. Die erste Dilation zu ertheilen, könnte vielleicht jedem Richter in dem Falle gestattet werden, wenn der Sachwalter entweder die besondern Hindernisse bescheiniget hätte, oder dem Richter überhaupt als ein sehr beschäftigter Mann bekannt wäre. Eine zweite Verlängerung der Frist aber dürfte als eine Ausnahme von dem Gesetz, dem höchsten Justiz-Collegio nach Beschaffenheit der Umstände vorzubehalten seyn.

Bei Verzögerung der Legitimationen liegt die Schuld nicht immer blos an den Advokaten, sondern oft an den Partheyen selbst. Geldstrafen, die den Sachwaltern angedrohet werden, sind daher nicht wirksam genug in Ansehung der häufigen Legitimations-Mängel. Es scheint unbedenklich, die Vorladung des Beklagten nicht eher auszufertigen, bis der Anwalt des Klägers sich zum Prozeß legitimirt hat. Da jedoch die Unterbrechung der Verjährung, welche durch die Vorladung bewirkt wird, oft keinen Aufschub leidet, so dürfte nöthig seyn, auch die von einem nicht legitimirten Sachwalter eingereichte Klage dem Beklagten zuzufertigen, und dieser Zufertigung die Wirkung zu ertheilen, daß dadurch die Verjährung unterbrochen würde. Zugleich wäre dem Kläger bekannt zu machen, daß die Vorladung des Beklagten auf der Verbringung der fehlenden Legitimation beruhe.

Wäre im Fortgange des Prozesses eine neue Legitimation für den Sachwalter des Klägers nöthig: so könnte diese ebenfalls der Parthey unter der Verwarnung auferlegt werden, daß bis zu deren Beydringung das fernere Verfahren ausgesetzt bleiben würde. Um den Beklagten mit Nachdruck anzuhalten, seinen Anwalt gehörig zum Prozesse zu legitimiren, wäre die Androhung der Strafe des ungehorsamen Außenbleibens ein wirksames Mittel. Sobald daher auf Seiten Beklagten ein Legitimations-Mangel bemerkt würde, wäre an die Parthey selbst auszufertigen, und ihr, in allgemein-verständlichen Ausdrücken, die Ergänzung dieses Mangels, binnen einer bestimmten Frist, unter der Verwarnung aufzugeben, daß widrigenfalls die deutlich anzugebenden rechtlichen Folgen eintreten würden, welche die Parthey bey ihrem gänzlichen Ausbleiben im letzten Termine zu gewarten gehabt hätte. Eine solche Vorkehrung scheint nicht unbillig zu seyn, da der Zweck der Vorladung eben so sehr vereitelt wird, wenn der Beklagte durch einen nicht legitimirten Anwalt erscheint, als wenn er gar nicht erschienen wäre.

Wegen der ermangetinden Legitimation zur Sache bey dem Kläger dürfte ebenfalls die Vorladung des Beklagten auszufertigen seyn, wenn der Richter selbst den Mangel bemerkte; jedoch wäre auch in diesem Falle rathsam, zu Unterbrechung der gegentheiligen Verjährung die Klage dem Beklagten zuzufertigen. Ist vom Beklagten im ersten Termine Klägers ermangetinde Legitimation zur Sache eingewendet worden, so könnte der Fortgang des Prozesses so lange anstehen, bis über den Punkt der Legitimation ein rechtskräftiges Urtheil vorhanden wäre.

Zu diesem Behuf würde eben so wie bey andern Incidentpunkten zu verfahren seyn.

Beklagter ist in der Regel schon dadurch zur Sache legitimirt, daß die Klage wider ihn angestellt wird, und Kläger hat sich selbst die Folgen zuschreiben, wenn er aus Mangel an hinlänglicher Erkundigung einen vergeblichen Proceß geführt hat. Indessen bemerkt oft auch der Richter einen Mangel an der Legitimation zur Sache bey Beklagten, der die rechtliche Wirkung der künftigen Entscheidung vereiteln würde. In diesem Falle scheint kein Mittel übrig zu bleiben, als Beklagten durch Strafauflagen nachdrücklich anzuhalten, das Er-

mangelnde in einer bestimmten Frist beizubringen. In der Zwischenzeit dürfte der Fortgang des Prozesses aussetzen seyn.

Die Anschaffung der Urkunden würde beschleunigt werden, wenn bey Antretung des Beweises oder Gegenbeweises alle diejenigen Personen zugleich benennet werden müßten, von denen eine der beyden Partheyen die Herausgebung einer Urkunde verlangt. (S. Entwurf der neuen Sächsischen Gerichtsordnung. Tit. 15. § 1. No. 4.) Um in dessen vergebliche Kosten zu ersparen, dürfte an diese Personen nicht auf einmal, sondern in der Ordnung auszufertigen seyn, die der Beweis- oder Gegenbeweiskührer anzugeben hätte. Bey jeder Ausfertigung wäre eine Frist zu Einreichung der Urkunde, oder einer diesfalligen Erklärung zu bestimmen, und nur nach Ablauf dieser Frist, wenn die Urkunde nicht ebrt wäre, an die nächstfolgende Person das Nöthige unmittelbar oder durch Requisition zu verfügen. Wäre von der Gegenparthey oder von einem Dritten eine andere Person benannt worden, bey der die verlangte Urkunde zu vermuthen sey, so hätte der Beweis- oder Gegenbeweiskührer davon vor der weitem Ausfertigung Nachricht zu erhalten, damit er sein Editionsgefuß darnach abändern könnte. Der Eingang der Urkunde, oder der Erfolg der dieserhalb ertlassenen Verfügungen wäre dem Beweis- oder Gegenbeweiskührer sofort bekannt zu machen. Dieser hätte sich nunmehr zu erklären, von welchen Personen, und in welcher Ordnung er die Leistung des Editionsrides verlangte, worauf in der angegebenen Ordnung, Termine zur Leistung des Editions-rides angesetzt würden. In diesen Terminen könnte die Person, welche den Editions-rid leisten soll, ihre Einwendungen dawider vorbringen, wogegen der Beweis- oder Gegenbeweiskührer gehört, und sodann vom Richter ein Bescheid ertbeilt würde. Gegen diesen Bescheid sände kein Remedium statt, als die Appellation an die höchste Justizbehörde, und wenn diese angenommen würde, wäre das erste Urtheil des Appellations-Gerichts entscheidend. In den bey dem Appellationsgerichte unmittelbar anhängigen Sachen würde gegen diesen Bescheid eine Püuterung zulässig seyn.

Der Eingang der Zeugenrotuln wird größtentheils durch die Schuld der Advokaten oder der Partheyen verzögert, welche die Ablösung unterlassen. Ein wirksames Mittel dagegen würde seyn, wenn der Richter die Obliegenheit hätte, am Schluß des Jahres, bey Fertigung der Prozeß-Tabellen in jeder Sache, da auf Beweis erkannt ist, zu untersuchen, ob wegen der Beweis- oder Gegenbeweis-Urkunden noch etwas rückständig wäre, und im entgegengesetzten Falle sogleich einen Termin zu Eröffnung der Gezeugnisse anzusetzen. Vor diesem Termine müßten sodann sämtliche rückständige Zeugenrotuln, bey Verlust der Zeugen, eingereicht werden.

Durch die wirksamsten Noadregeln zu Abkürzung des rechtlichen Verfahrens werden die nachtheiligen Folgen eines jeden Prozesses zwar vermindert, aber nicht gänzlich gehoben. Es bleibt daher immer zu wünschen übrig, daß jede Gelegenheit im Fortgange des Prozesses benutzt werde, wo dessen gänzliche Beilegung mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolgs versucht werden könnte.

Die Vergleichsunterhandlungen im ersten Termine werden durch den Umstand begünstiget, daß die Partheyen noch wenig Kosten aufgewendet haben, und noch nicht so sehr, als in der Folge etwa durch die Schriften der Advokaten gegen einander erbittert sind. Indessen sind von dem Richter zweckmäßigere Vergleichungsvorschläge zu erwarten, wenn er durch das erste Verfahren in den Stand gesetzt ist, den ganzen Rechtshandel besser zu übersehen. Eine noch vollständigere Uebersicht des Prozesses aber wird nicht nur für den Richter, sondern auch für die Partheyen durch die Rechtskraft des ersten Urtheils möglich, wenn dieses Urtheil in allgemein verständlichen Ausdrücken die Punkte bestimmt, deren Beweis Klägern oder Beklagtem obliegt. Es dürfte daher nützlich seyn, diesen Zeitpunkt zu einem nochmaligen Termin zur Güte zu wählen. Vielleicht könnte solchenfalls bey den untern Instanzen die zeitherige Einrichtung in Ansehung des ersten Verhörs beybehalten, und dieses Verhör vor dem rechtlichen Verfahren angelegt werden.

Zu mehrerer Wirksamkeit der gütlichen Verhandlungen ist das persönliche Erscheinen der Partheyen nothwendig, und eine Ausnahme

von dieser Regel dürfte nur aus sehr erheblichen und hinlänglich beschleunigten Ursachen zu gestatten seyn.

Sind alle Bemühungen, die streitenden Partheyen zu vereinigen, ohne Erfolg, und soll der Rechtshandel nunmehr zwar auf dem kürzesten Wege, aber nach den Forderungen der Gerechtigkeit zur Entscheidung gebracht werden; so tritt das Bedürfniß ein, dem Richter die Erkenntniß der wahren Beschaffenheit der Sache möglichst zu erleichtern.

Der Grund der Klage würde öfter von dem Beklagten eingehanden werden, wenn das vorsätzliche Längnen mit einer größern Gefahr verbunden wäre. Nach dem Römischen Rechte waren daher auf dieses Längnen einer nachher erwiesenen Thatfache gewisse Strafen festgesetzt, welche in der Erläut. Sächsischen Prozeß-Ordn. ad tit. XVI. § 2. bestätigt sind, und in der 18. Novelle, Cap. VIII. wird besonders verordnet, daß Beklagter in das Doppelte der Forderung verurtheilt werden solle, wenn er eine Schuld, worüber der Kläger eine Verschweigung aufzuweisen hat, längnet, und dadurch die Gegenparthen, andere Beweismittel zu gebrauchen, nöthigt. Es fragt sich, ob eine solche Strafe des vorsätzlichen Längnens bey den eignen Handlungen des Beklagten, nicht auf mehrere Fälle, da Kläger die nicht eingeräumte Thatfache völlig erwiesen hätte, anwendbar seyn sollte. Indessen wäre nicht nöthig, dem Kläger dabey einen Gewinn zu verschaffen, sondern die Strafgetheide könnten einer öffentlichen Anstalt gewidmet werden. Die Preuß. Gerichts-Ordnung, Tit. 23. § 2. Nr. 5. bestimmt auf das vorsätzliche Längnen unter andern die Strafe, daß eine Parthey, die sich dessen schuldig macht, für unfähig zur Leistung eines von dem Richter aufzuerlegenden Eides in künftigen andern Prozeßten, angesehen werden soll.

Durch eine Frage des Richters an eine Parthey, besonders etwa über die Ausflüchte des Beklagten, oder die Heftigkeit des Klägers, wenn darauf von der Gegenparthen nicht bestimmt und vollständig geantwortet worden ist, würde die Erforschung der Wahrheit oft sehr gewinnen. Auch war der Richter, nach dem Römischen und Canonischen

Nichter, zu solchen Fragen befragt (l. 21. D. de interrogation. in iure faciend. Clem. 2. de verb. signif. conf. Schilteri Exercit. ad Pand. Exerc. XXI. § 4. et 5. Leys. Meditt. ad Pand. Spec. CXX. medit. 1.) Um hierbey einem Mißbruche vorzubeugen, könnte eine solche Frage wie ein Bescheid des Richters angesehen werden, wogegen eine Appellation an die höchste Justiz-Behörde, und bey dem Appellations-Gerichte eine Reuterung statt fände. Uebrigens würde auf diese Fragen unter den Verwarnungen zu antworten seyn, unter welchen die Einlassung auf die Klage gefordert wird (Preuß. Gerichts-Ordn. Einleit. § 14.), auch die oberrwähnte Strafe des vorsätzlichen Längnens sich ebenfalls auf diese Fälle anwenden lassen.

Die Abhörnung der Zeugen würde oft weit zweckmäßiger geschehen können, wenn der Richter nicht an die von den Advokaten eingereichten Artikel dabei gebunden wäre. Es gericht zwar zur Sicherheit der Partheien, daß in der Regel kein Punkt weggelassen werden darf, worüber sie die Abhörnung der Zeugen verlangen; allein es giebt häufige Fälle, da durch eine hinzukommende Frage des Richters das Dunkle in der Aussage aufgeklärt, und das Mangelhafte ergänzt werden könnte. Auch dürfte nöthig seyn, dem Richter ausdrücklich aufzugeben, in allen denjenigen Artikeln, welche mehrere Sätze enthalten, diese Sätze zu trennen, und über jeden besonders die Zeugen zu befragen.

Die Zeugen in Gegenwart der Partheien oder ihrer Rechts-Versänder abzufragen, wie in den königl. Preuß. Landen geschieht (Preuß. Ger.-Ord. Tit. 10. § 189.), hat allerdings gewisse Vortheile. Es scheint jedoch bedenklich, eine Maasregel anzurathen, wodurch die Freymüthigkeit der Zeugen Aussagen, an welcher bey Erforschung der Wahrheit so viel gelegen ist, vermindert werden könnte.

Wenn alle Zeugen-Aussagen zusammen zu den Akten gebracht sind, entstehen bey ihrer Vergleichung oft neue Zweifel und Dunkelheiten. In einem solchen Falle würde zur vollständigen Erörterung gehören, daß es dem Richter erlaubt wäre, die widersprechenden Zeugen gegen einander abzufragen (Preuß. Ger.-Ordnung, Tit. 10. § 207.), die schon abgehörten Zeugen über einige erläuternde Punkte zu be-

fragen, und selbst die Aussagen neuer Zeugen auf irgend einen im Verlauf des Processes gegebenen Anlaß zu den Akten zu bringen. (Preuß. Ger.-Ordn. Cini. § 17. 18.) Damit jedoch hiervon kein Mißbrauch zu Verzögerung des Processes gemacht würde, dürfte gegen diese Verfügungen des Richters, eben so wie bey den Fragen desselben an die Partheyen, ein einziges Remedium statt finden.

Einer Parthey, nach Ablauf der Beweis- oder Gegenbeweis-Frist noch eine Ergänzung ihrer Beweismittel nachzulassen, scheint bedenklich. Indessen wird bey neuaufgefundenen Urkunden eine Ausnahme gestattet, und es fragt sich, ob nicht nach dieser Analogie, in dem Falle, wenn der Parthey im Fortgange des Processes noch einige Zeugen bekannt werden, welche eine noch erforderliche Auskunft über den Gegenstand des Rechtshandels geben könnten, auch die Abhörung dieser Zeugen zu bewilligen sey? Es dürfte aber solchenfalls, wie bey den neuaufgefundenen Urkunden der Parthey eine Eidesleistung, daß sie von diesen Zeugen, vor Ablauf der Beweis- oder Gegenbeweisfrist keine Kenntniß gehabt habe, aufzutragen, auch dem Gegentheil die Einreichung besonderer Fragstücke wegen dieser neuen Zeugen freuzustellen seyn.

Bei Abfassung des Endurtheils hat der Richter oft die peinliche Ueberzeugung, daß die Erforschung der Wahrheit durch den Mangel an Geschicklichkeit oder Fleiß, oder sogar durch vorsätzliche Pflichtverletzung bey dem Sachwalter einer Parthey, welche das Recht für sich hatte, vereitelt oder erschwert worden ist. Erfahrungen dieser Art haben das Rechtsmittel der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gegen die Verschuldungen des Advolaten veranlaßt. Ein zu ausgebreiteter Gebrauch dieser Hülfe aber würde die Partheyen in der Wahl ihrer Sachwalter zu leichtsinnig machen, und zu häufiger Verzögerung der Prozesse Gelegenheit geben. Es dürfte daher nöthig seyn, die Ertheilung dieser Rechts- Wohlthat nur den höchsten Justiz- Behörden vorzubehalten, und eine beträchtliche Geldbuße auf den Fall festzusetzen, wenn von der Parthey, welche die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand er-

lagt hat, dadurch etwas nicht ausgeführt wird. (S. Entwurf der neuen Sächsischen Gerichts-Ordn. Tit. XXV. § 5.)

Bei einem mangelhaften Beweise der Thatfachen, auf welchen die Entscheidung des Prozesses beruht, findet sich der Richter in der größten Verlegenheit, und nur die Religion giebt ihm einen Ausweg an die Hand, um mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit ein gerechtes Urtheil abfassen zu können. Aber es fragt sich, ob von dem häufigen Gebrauche dieses Auswege nicht ein nachtheiliger Einfluß auf die Heiligkeit der Eide überhaupt zu besorgen ist. Die Abschaffung mancher entbehrlichen Eidleistungen, als des bei der zweyten Dilation gewöhnlichen Eides, und des Eides vor Gefährde bey Ablegung des referirten Eides scheint daher nicht hinlänglich, sondern es wird wenigstens zweifelhaft, ob nicht die Auflegung eines Erfüllung- oder Reinigungs-Eides gänzlich unterbleiben könne, und statt dessen rathamer sey, bey einer unvollständigen Ueberzeugung auch eine unvollständige Entscheidung zu ertheilen.

Sieheicht wäre es unbedenklicher, den Prozeß für denjenigen, der wenigstens halben Beweis für sich hätte, und wieder denjenigen, der noch nicht halben Beweis geführt hätte, zu entscheiden, gegen dieses Urtheil aber noch binnen einer vierjährigen Frist eine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand der Parthey zu gestatten, welche durch neue Beweismittel ihre Verdringung ergänzen, oder den Beweis des Gegentheils entkräften zu können behauptete.

Nachtrag.

Entwurf der wesentlichen Punkte eines rechtlichen Verfahrens wodurch es den Partheyen möglich gemacht würde, die Advokaten nach Willkühr zu entbehren.

Schriftliche Gesuche oder Vertheidigungen werden von einer Parthey, die nicht selbst Advokat ist, nicht angenommen, sondern sie hat, wenn sie keinen Advokaten gebrauchen will, alles mündlich bey dem Richter anzubringen. Zum Protokolliren werden nöthigen Falls mehrere

Vice-Actuarien verpflichtet, welche die Gebühren für ihre Registraturen erhalten. Jeder Richter ist befugt, eine Klage zu protokollieren, und wenn der Beklagte nicht unter seiner Gerichtsbarkeit steht, so übersieht er das Protokoll zum weitem Verfahren an den ordentlichen Gerichtsstand des Beklagten.

Die Registratur über eine mündlich angebrachte Klage wird dem Beklagten mit der Vorladung zugefertigt. Die Vorladung geschieht unter der gewöhnlichen Verwarnung zur Einlassung auf die Klage.

Im ersten Termine müssen die Partheien selbst erscheinen, und die vorhandenen Urkunden über den Grund der Klage, oder die vorzuschüßender Ausflüchte zur Stelle bringen.

Beklagtem steht frey, sich eines Advoluten zu bedienen oder nicht, die Klage mag mündlich oder schriftlich in der gewöhnlichen Form angebracht seyn.

Ist die Klage mündlich angebracht, oder will Beklagter keinen Advoluten gebrauchen, so wird kein schriftliches Verfahren gestattet, sondern der von der einen Parthei gebrauchte Advokat hat bloß mündlich zu bemerken, was etwa in den Erklärungen beider Partheien zu ergänzen, genauer zu bestimmen, oder deutlicher auszudrücken ist. (S. Preuß. Gerichts-Ordn. Tit. III. § 16. 17.)

Wenn die Partheien nicht zu vergleichen sind, wird zuvörderst die Einlassung des Beklagten auf jeden Punkt der Klage erfordert, und zum Protokoll gebracht, sodann aber ebenfalls über die Ausflüchte des Beklagten, über die Replik des Klägers und die Duplik des Beklagten eine Registratur abgefaßt. Der Richter hat nunmehr entweder selbst einen Bescheid zu geben, oder wenn er es für gut findet, oder eine von beiden Partheien darauf anträgt, rechtliches Erkenntniß einzuholen.

Kann im ersten Urtheil die Sache nicht entschieden werden, so ist darin jeder Umstand, den Kläger oder Beklagter zu erweisen hat, genau und allgemein verständlich zu bestimmen. Wegen das erste Urtheil finden die gewöhnlichen Remedia statt, welche aber durch Advoluten schriftlich einzufenden sind. Haben beide Theile sich nicht bey dem Urtheil beruhiget, so tritt die gewöhnliche Prozeßform ein, jedoch nur

bis zur Rechtskraft des ersten Urtheils. Ist das Remedium nur von einer Parthey angewandt, so wird die deshalb eingereichte Schrift dem Gegentheil zugefertigt, und ihm der Termin zu Fortstellung des Remedii bekannt gemacht. Findet letzterer für nöthig, diese Schrift zu widerlegen, so muß dies durch einen Advolaten geschehen nach der gewöhnlichen Form in dem angeetzten Termine. Glaubt er hingegen nichts bey dem Remedio zu wagen, so kann er ia dem Termine ausbleiben. In diesem Falle wird dem Reuteranten oder Appellanten nur ein einziger Satz gestattet, und sodann über das Remedium erkannt.

Nach Rechtskraft des ersten Urtheils auf Beweis hat der Richter zu Führung dieses Beweises einen Termin anzusetzen. In diesem Termine muß der Beweisführer sich der Eides-Relation bedienen, oder um Locat-Besichtigung bitten, oder die Beweis-Urkunden zur Stelle bringen, oder die Personen angeben, von denen er die Herausgabe der nicht vorhandenen Urkunden verlangt, oder die abzuhörenden Zeugen benennen, und die Punkte, worüber sie aussagen sollen, protokolliren lassen. Die Vorladung ist dergestalt einzurichten, daß die Parthey dadurch an alles erinnert wird, was sie in Ansehung ihrer Beweismittel zu überlegen hat.

Will der Beweisführer einen Advolaten gebrauchen, so steht ihm frey, einen schriftlichen Beweis in der gewöhnlichen Form einreichen zu lassen, auf welchem sodann nach Vorschrift der Prozeß-Ordnung ausgefertigt wird. Erscheint aber der Gegentheil ohne Advolaten im Productions-Termin, so wird kein schriftliches Verfahren gestattet, sondern die mündlichen Erklärungen der Partheyen werden so wie im ersten Termine protokolliert.

In dem Beweistermine müssen beyde Partheyen in Person erscheinen, und es wird nochmals versucht, sie zu vergleichen. Ist keine Vereinigung zu treffen, so kann die Gegenparthey des Beweisführers sogleich ihre Gegenerklärungen über die Eides-Relation oder die Beweismittel protokolliren lassen, oder diese Erklärungen bis zum Gegenbeweis-Termin sich vorbehalten.

Bey der Vorladung zum Gegenbeweis-Termin, und bey diesem Termine selbst, wird es durchgängig wie bey dem Beweis-Termin ge-

halten, außer, daß die Vergleichsunterhandlungen wegfallen. In der Vorladung zu diesem Termine wird aber zugleich dem Gegentheil des Beweisführers unter den gewöhnlichen Verwarnungen auferlegt, über die Eides-Delation, ingleichen über die von ihm herauszugebenden und anzuerkennenden Urkunden sich zu erklären. Der Beweisführer muß auch in diesem Termine erscheinen, damit seine Replikten über den angetretenen Beweis protokolliert werden können. Ueber den mündlich oder schriftlich angetretenen Gegenbeweis steht es ihm frey, sich sogleich zu erklären, oder sich bis zum letzten Termine seine Erklärung vorzubehalten.

Es wird nunmehr zur Abhörnung sämtlicher Beweis- und Gegenbeweis-Zeugen verfahren, auch wenn gegen ihre Zulässigkeit Einwendungen gemacht worden sind, indem diese beim künftigen End-Urtheil in Erwägung kommen. Nur in denjenigen Fällen, welche in der Preussischen Gerichts-Ordn. Tit. 19. § 180 und 227 ausgenommen sind, bleibt die Abhörnung des Zeugen entweder überhaupt, oder bey einzelnen Punkten weg. Die Gegenparthey des Beweis- oder Gegenbeweisführers durch Zeugen kann entweder durch einen Advokaten schriftliche Fragstücke einreichen, oder selbst mündlich gewisse Punkte zum Protokoll bringen lassen, worüber die Zeugen mit abgehört werden sollen. Dies muß aber in Ansehung der Beweiszeugen spätestens im Gegenbeweistermine, und bey den Gegenbeweiszeugen in einem hierzu besonders anzusetzenden Termine geschehen. In einem Zeitraume von drey Monaten von dem Termine an gerechnet, da die Fragstücke wegen der Gegenbeweis-Zeugen einzureichen oder zu protokollieren sind, haben beyde Partheien die Abhörnung der Zeugen und die Einsendung ihrer Aussagen zu bewirken.

Wer die Herausgebung einer Urkunde verlangt, muß alle diejenigen Personen sogleich angeben, bey denen er sie vermuthet. An alle diese Personen wird nach der Reihe, in welcher sie aufgeführt sind, ausgesertiget, und ihre darauf erfolgenden Erklärungen dem Beweis- oder Gegenbeweisführer bekannt gemacht, zugleich aber ihm eine gewisse Frist gesetzt, binnen welcher er sich zu erklären hat, von wem er die Leistung des Editions-Eides verlangt.

Wenn die Herausgabe von der Gegenparthey verlangt wird, bedarf es keiner besondern Ausfertigung, sondern bey einer Beweisurkunde wird in die Vorladung zum Gegenbeweistermine dieserhalb das Nöthige eingerückt, und bey einer Gegenbeweis-Urkunde der im Gegenbeweis-Termine erschienenen Parthey vom Richter aufgelegt, sich binnen einer besonders zu bestimmenden Frist wegen der herauszugebenden Urkunde zu erklären. Von der geschehenen Herausgabe der Urkunde oder erfolgten Leistung des Editions-Eides erhält die dabey interessirte Parthey sogleich Nachricht.

Während der Zeit, daß die Zeugen abgehört, und die Urkunden herbeigeschafft werden, ist auch alles Uebrige zu bewerkstelligen, worauf die Partheyen bey dem Beweise und Gegenbeweise angetragen haben, oder was der Richter für nöthig findet, als die gerichtliche Besichtigung, die Einholung eines Gutachtens von Sachverständigen, und die Befragung der Zeugen auf dem streitigen Plaze. Nur die Eidesdelation bleibt bis zum End-Urtheil ausgesetzt.

Der zu Verbringung der Zeugen-Aussagen bestimmte dreymonatliche Zeitraum wird in der Regel hinreichend seyn, um während desselben auch die Urkunden herbeizuschaffen. In besondern Fällen kann jedoch der Richter wegen der Entfernung der Person, von welcher die Herausgabe einer Urkunde verlangt wird, hierzu noch eine besondere Frist einräumen.

Auf den Tag, da obige dreymonatliche Frist, oder die wegen besonderer Umstände bewilligte Verlängerung derselben abgelaufen ist, wird der letzte Termin angesetzt. In diesem hat zuvörderst die Gegenparthey des Gegenbeweiskührers die etwa rückständigen Erklärungen über die Eides-Delation, Zeugen und Urkunden des Gegenbeweiskührers protokolliren zu lassen, worauf sämtliche inmittelst beigebrachte Urkunden dem Gegentheile zur Recognition vorgelegt werden. Erbietet sich eine Parthey zur eidlichen Diffession einer Urkunde, so wird die Leistung dieses Eides, so wie der defexirten Eide, bis zum End-Urtheil ausgesetzt.

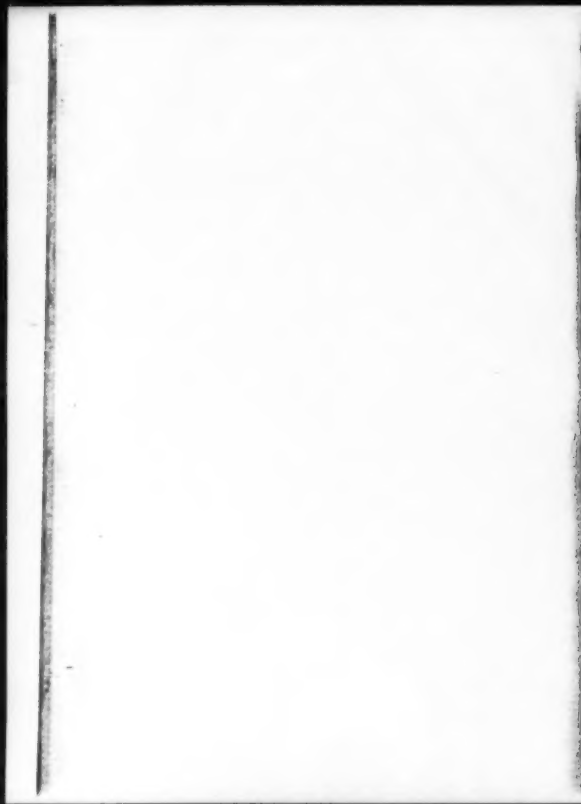
Die Zeugen-Aussagen werden nunmehr eröffnet zu den Akten gebracht, und die Einsicht dieser Akten beyden Partheyen gestattet.

Beide Theile haben sich zu erklären, ob ein gewöhnliches Hauptverfahren durch Advokaten eingebracht werden soll, welches ihnen fresteht, wenn beyde Partheien darüber einverstanden sind. Will aber eine von beyden Partheien keinen Advokaten gebrauchen, so wird der andern eine einzige Schrift gestattet, die sie binnen einer bestimmten Frist einzureichen hat.

Die Akten werden sodann an ein Dicasterium zum Endurtheil, oder wenn dieses von einem Geschwornen Gericht gebrochen wird, zum Erkenntniß über die Gültigkeit der Beweismittel verschickt. Finden die Verfasser des Endurtheils noch eine Eidesteistung für nöthig, so wird die Eidesformel ausdrücklich vorgeschrieben, und für beyde Fälle, wenn der Eid geleistet, oder nicht geleistet wird, das Erkenntniß sogleich beigelegt.

Hat sich eine Parthey wegen eines ihr deferirten Eides zur Gewissens-Vertretung erboten, so wird ihr diese auf den Fall, daß der deferirte Eid bey Entscheidung der Sache in Erwägung kommt, im End-Urtheil nachgelassen, worauf alsdann noch ein Urtheil über die geführte Gewissens-Vertretung nöthig ist. Von der Gewissens-Vertretung wird es übrigens, wie bey dem Beweise überhaupt gehalten, außer daß keine Eides-Relation und kein Gegenbeweis statt findet.

Bei den Reuerungen und Appellationen gegen das End-Urtheil, wird eben so verfahren wie bei den Remedis gegen das erste Urtheil.



Briefe aus Sachsen
an einen Freund in Warschau.*)

*) Briefe aus Sachsen an einen Freund in Warschau. Verlag, G. J. Meiden, 1888. Separat über Geschichte der letzten Zusatzbestimmung. III. 2. 18.

Die „Briefe aus Zablitz an einen Freund in Warschau“ waren durch die Errichtung des Herzogthums Warschau und die Ernennung des Königs Friedrich August von Sachsen zum Herzog (König) von Warschau von Kaiser Karls Gnaden veranlaßt worden. Sie sind charakteristisch für den damaligen Optimismus Königs, welcher diesen neuen politischen Staat, diese „Spaltgeburt aus Eisen und Feuer“, anhänglich für lebens- und entwicklungsfähig gehalten zu haben scheint. Geschrieben wurden sie im November 1807; am 2. December 1807 sandte Körner das Manuscript an Goethe und schrieb: „Mit ich Ihren Brief erhielt, überreichte Freund, was ich mit der bestiegenden Arbeit beschäftigt. Ich schicke sie Ihnen sogleich, wie sie fertig geworden ist, weil ich ihre baldige Verbesserung wüßte. Hätten Sie kein Bedenken, den Druck zu übernehmen, so könnten Sie mir vielleicht noch vor Weihnachten einen Auszug zu meinen jetzigen Ausgaben senden. Meine Name wird bei dem deutschen Manuscript nicht genannt.“ Körner an Goethe. (M. der Dresdner Bibliothek.) Der Druck der kleinen Schrift war schon am 20. December beendet. Der Abdruck erfolgt aus den „Verzeichnissen über die Hände der inneren Staatsverwaltung“, welche den ersten Theil der Schrift, unter Berücksichtigung einiger Druckfehler, wiedergeben.

Erster Brief.

An Ihrer jetzigen Stimmung erkenne ich den ächten Freund seines Vaterlandes. Die Größe des gegenwärtigen Moments fodert Muth und Vertrauen; weder durch traurige Erinnerungen, noch durch ängstliche Sorgen darf irgend eine wohlthätige Kraft gelähmt werden. Leichter ist es indessen, von der Vergangenheit den Blick abzuwenden, als mit Besonnenheit und Ruhe der Zukunft entgegenzusehen. Aber wohl Ihnen, daß Sie eben so wenig durch schwärmerische Hoffnungen getäuscht werden, als einem Argwohn sich überlassen, der oft was er fürchtet, beschleunigt.

Um den Staat, wie den einzelnen Menschen, vor irgend einer Gefahr zu sichern, giebt es kein besseres Mittel, als daß man seine Gesundheit und Lebenskraft zu erhöhen sucht. Vereinigen sich hierzu günstige Umstände, so wäre es unverantwortlich, sie nicht vollkommen zu benutzen.

Sie lassen unserm Könige Gerechtigkeit widerfahren, und was Sie über ihn äußern, wird durch die Erfahrung einer beinahe vierzigjährigen Regierung bestätigt. Die neue Constitution ist für einen solchen Regenten kein Hinderniß. Sie kann ihm vielmehr die Abstellung eines Mißbrauchs, oder die Ausführung eines gemeinnützigen Plans erleichtern, wenn die Stellvertreter des Volks die Würde ihrer Bestimmung nicht verkennen.

Von einer gewissen Weltklugheit hätte ich hier ein mitleidiges Rätheln zu erwarten. Aber Sie gehören nicht zu denen, die keine andern Triebfedern der menschlichen Handlungen kennen, als Eigennutz

und unedle Leidenschaften. Für ein unverdorbenes Gefühl hat es nie an Erfahrungen des Gegentheils gefehlt, die durch keine Sophisterei der Herzlosigkeit oder des Mißmuths entstellt werden konnten.

Tüge von Hochherzigkeit, Patriotismus und Selbstaufopferung sind in der polnischen Geschichte nicht selten. Und, was durch eine Reihe von harten Schicksalen nicht unterdrückt werden konnte, sollte nicht mit doppelter Kraft zu einer Zeit wieder aufleben, da für den Staatsmann und Bürger sich ein so victumfassender und begeisternder Wirkungskreis eröffnet?

Was über den künftigen Zustand einer Volksmenge von mehr als zwei Millionen in einem Lande, das eine weit größere Anzahl Einwohner fassen kann, beschlossen wird, kann selbst der Fremde nicht ohne Theilnehmung betrachten. Und der Sachse gehört nicht zu den Fremden. Von seinen neuen Verhältnissen zu Ihrem Vaterlande hofft er manche Vortheile, und es ist ihm nicht zu verdenken, wenn er sie auf eine unschädliche Art zu benutzen sucht; aber das wahre Interesse beider Länder ist leicht zu vereinigen und Sachsen gewinnt vielmehr bei dem Wohlstande einer Nation, mit der es durch ehrenvolle Bande verknüpft ist. Eine thätige Mitwirkung zu diesem Wohlstande ist uns Sachsen nicht erlaubt, aber unsere Erwartung ist auf alles gespannt, was von den Eingebornen geschehen wird, und mehrere unter uns hegen gewiß dafür in der Stille manchen redlichen Wunsch.

Zweiter Brief.

Ihre Aufforderung ist mir willkommen. Das Schicksal Ihres Vaterlandes beschäftigt mich lebhaft, und ich kann mir nicht versagen, mich in den Fall zu versetzen, daß ich selbst bei den bevorstehenden Verhandlungen meine Stimme zu geben hätte. Daß mir das Eigenthümliche des Landes und seine Bewohner nicht hinlänglich bekannt ist, würde mich schäktern machen, wenn ich zur Ausführung eines Vorschlags gebraucht werden sollte. Aber eben dadurch, daß die Aufmerksamkeit durch das Einzelne nicht zu sehr zerstreut wird, können gewisse Ansichten des Ganzen erleichtert werden, die wenigstens Prüfung

verdienen. Und je weniger die Strenge einer solchen Prüfung durch meine persönlichen Verhältnisse gemildert wird, desto dreister kann ich meine Ideen aufstellen.

Es erwarten von mir keine Pläne, um eine Nation, für die nur erst ein neuer Morgen beginnt, plötzlich auf den höchsten Gipfel von Ausbildung, Macht und Reichthum zu erheben, den sie jemals erreichen kann. Was in kurzer Zeit durch Treibhauseinkäufe bewirkt werden könnte, um durch eine glänzende Außenseite zu täuschen, würde Ihnen nicht genügen. Soll ein Volk aus seinem Innern jeden Keim eines kräftigern und schönern Lebens entwickeln, so darf der langsame aber sichere Gang der Natur durch übertriebene Geschäftigkeit nicht gestört werden.

Ehe jedoch die eigne Thätigkeit der Nation sich äußern kann, muß die Befriedigung gewisser Bedürfnisse vorhergehen. Aber es entsteht hier die Frage, ob es allein der Staat ist, der für diese Bedürfnisse zu sorgen hat.

Auf eine gemeinnützige Unternehmung, wozu es nur einer gesellschaftlichen Vereinigung bedarf, sollten die Kräfte des Staats nie verwendet werden. Gesezt auch, daß der Zweck dadurch besser erreicht würde, so dürfte man doch nicht übersehen, daß der Gemeingeist eines Volks erschlaft, wenn es sich gewöhnt, alles aus einer höhern Hand müßig zu empfangen, und nichts sich selbst zu verdanken. Und es giebt Fälle, da durch ein Zusammentreffen von Umständen die Hülfquellen des Staats kaum für diejenigen Bedürfnisse ausreichen, deren Befriedigung er schlechterdings selbst übernehmen muß. In einer Zeit, da in Ihrem Vaterlande allein für die Arme und für die unentbehrlichsten Auslagen zu Benutzung der Domänen so beträchtliche Summen erfordert werden, hat man nicht bloß auf Vermehrung der Einnahme zu denken, sondern auch diejenigen Mittel nicht zu vernachlässigen, wodurch dem Staate bei andern dringenden Ausgaben eine Erleichterung verschafft werden könnte.

Ueber die Rangordnung unter den Bedürfnissen der Nation werde ich mit Ihnen keinen Streit haben. Wir sind darüber einverstanden, daß alle gemeinnützigen Anstalten sich gegenseitig unterstützen, daß jede

Verehrung der Nation ihren Wohlstand erhöht, daß aber auch unter dem Druck der Noth und der Sorge die schöneren Blüthen der Menschheit nicht gedeihen.

Die Klasse der Grundbesitzer auf dem Lande soll uns zuerst beschäftigen. Von ihnen erwartet der Staat seine Vertheidigung, ihre Thätigkeit kann die sichersten Quellen des Nationalreichthums eröffnen, sie bedürfen unter jetzigen Umständen der dringendsten Hülfe, und von der Verbesserung ihres Zustandes sind bei ihnen selbst und bei allen übrigen Klassen die edelsten Früchte zu hoffen. Wer kann ohne Theilnehmung an das Schicksal so vieler Tausende denken, die jetzt auf einmal aus der niedrigsten Stufe der Menschheit emporgehoben werden, und deren gegründete Ansprüche auf Beförderung ihrer Industrie, auf häusliches Glück, und auf geistige und sittliche Ausbildung man gettend zu machen sucht? Aber wer sollte nicht auch wünschen, daß eine so wohlthätige Abkunft ohne gewaltsame Erschütterung und mit möglichster Schonung gegen eine Klasse von Staatsbürgern ausgeführt werden könnte, die seit Jahrhunderten für den Kern der Nation anerkannt worden ist?

Die neue Constitution enthält die Aufhebung der persönlichen Sklaverei, aber sie bestimmt nichts über die Rechte des Eigenthums. Vorausgesetzt also, daß in diese Rechte kein Eingriff geschehen soll, steht nunmehr der Guts Herr mit seinen ehemaligen Leibeigenen in dem Verhältnisse, daß zwischen beiden ein Einverständniß über Dienste und Lohn erforderlich ist. Aber das Interesse des Staats und der Menschheit verlangt einen weitem Fortschritt. Der Bauer soll in der Folge dahin gelangen, daß er sein eignes Feld bestellt, und sich der Erndte von seiner Ausfaat erfreut. Mein Wunsch wäre jedoch, daß der gewesene Sklav nicht plötzlich, sondern durch einen allmählichen Uebergang in einen freien Eigenthümer verwandelt würde.

Zu einem solchen Uebergange könnte der Erbpacht wohl gebraucht werden. Er ist ein bekanntes Mittel, um bei großen Ländereien, deren Bewirthschaftung nicht leicht übersehen werden kann, den Ertrag eines Grundstücks zu erhöhen. Der Guts Herr gewönne dadurch an Einkünften und der Staat an vermehrter Production. Der Erbpächter selbst hätte

nunmehr ein Eigenthum in seiner Erndte, und die Früchte seiner Arbeit wären ihm und seinen Nachkommen gesichert.

Doch unter den jetzigen Umständen beträchtliche Auslagen nöthig seyn würden, um einzelne Grundstücke mit Erfolg in Erbpacht zu geben, ist außer Zweifel; aber es scheint nicht unmöglich, auch für diese Auslagen Hülfquellen aufzufinden. Einem Gutsherrn, der eine ausreichende Realität anbiethen kann, wird es nicht leicht an Kredit fehlen. Es käme also zuvörderst darauf an, daß der Staat in Ansehung der Hypotheken solche Einrichtungen trafe, wodurch das Aufnehmen der Capitalien erleichtert, und der Gläubiger hinlänglich gedeckt würde. Beide Zwecke ließen sich vielleicht noch in einem höhern Grade erreichen, wenn die Landschaft eines oder mehrerer Departements sich zu einem Credit-system, wie in Schlessien, vereinigte. Geld zum Ausleihen würde selbst im Lande vorhanden seyn, und wenigstens von den benachbarten Handelsstädten nicht vergebens gesucht werden. Gesezt, daß ein deßhalb in den ersten Jahren zu besorgen wäre, so könnte doch der Staat auch diesem Uebel nach einiger Zeit durch Gegenmittel abhelfen, die ich mir in der Folge zu erwähnen vorbehalte.

Angenommen aber, daß es dem Gutsherrn möglich gemacht worden wäre, einen Theil seiner Besitzungen durch Erbpächte zu benutzen, so würde ich nicht anrathen, ihn durch Befehle dazu zu nöthigen. In einer Nation, wie die Ihrige, muß es Männer geben, die sich aus edlen Triebfedern entschließen, mit ihrem Beispiele in einem solchen Falle voranzugehen, selbst wenn der Erfolg noch zweifelhaft wäre. Andere würden bald durch die Einsicht ihres eignen Vortheils zur Nachahmung aufgefordert werden. Aufmunterungen und Belohnungen von Seiten des Staats könnten vielleicht bloß zu der Absicht gebraucht werden, daß die Erbpachtverträge auf die wünschenswertheste Art eingerichtet würden.

Besondere Umstände der Zeit oder des Lokals können den Gutsherrn nöthigen von dem Erbpächter sich gewisse Frohnen oder Befugnisse auszubedingen; aber für die Kultur des Landes wäre es ohne Zweifel am vortheilhaftesten, wenn die Obliegenheit des Erbpächters bloß in der Lieferung einer gewissen Quantität von Naturalien bestände.

Bei einer zunehmenden Bevölkerung würde die Schwierigkeit, Dienst-
 gefinde und Lohnarbeiter zu bekommen, sich vermindern, und in den
 meisten Fällen würden alsdann die Frohnen entbehrlich werden. Auch
 die Aufhebung mancher für nothwendig gehaltenen Servituten läßt sich
 hoffen, wenn die Behauptung achtungswerther Oekonomen, daß die
 bessere Landwirtschaft ohne diese Hülfsmittel bestehen könne, durch
 die Erfahrung sich immer mehr bestätigt. Sollte dies bei der Schaaf-
 zucht im Großen weniger zu erwarten seyn, so wäre noch die Frage,
 ob nicht die Pferde- oder Rindvieh-Zucht außer den Gegenden, die
 ganz vorzüglich für Schäfereien geeignet sind, sowohl dem Gutsherrn
 als dem Staate größere Vortheile verschaffe.

Der Uebergang vom Erbpacht zum Eigenthum würde nun in
 einiger Zeit von selbst erfolgen, wenn der Erbpachter durch seine In-
 dustrie soviel gewinne, um selbst ein Grundstück erkaufen zu können.
 Der Staat hätte Ursache genug, diese Käufe zu begünstigen, und der
 Gutsherr würde in den meisten Fällen zum Verkauf bereitwillig seyn,
 um von dem erlangten Gelde entweder aufgenommene Kapitationen zurück
 zu zahlen, oder zu Verbesserung seiner Oekonomie eine nützliche Aus-
 lage zu bestreiten. Sollten gewisse Dienste oder Befugnisse noch un-
 entbehrlich seyn, so könnten diese auch bei dem Verkauf ausbedungen
 werden. Indessen würde der Gutsherr vielleicht mancher Frohnen nicht
 mehr bedürfen, wenn er für Häusler, die diese Dienste zu verrichten
 hätten, kleine Wirthschaften anlegte, und hierzu einen Theil des Kauf-
 preises verwendete.

Daß es aber dem Erbpachter möglich werde, von seinem jähr-
 lichen Gewinn nach und nach eine bedeutende Summe zurückzulegen,
 setzt gewisse Anstalten voraus, worüber mein nächster Brief das Weitere
 enthalten soll.

Dritter Brief.

Der einzelne Gutsherr erkennt leicht die Nothwendigkeit, für die
 bessere Kultur seiner Besitzungen seine eignen Kräfte aufzubieten, aber
 für die Bedürfnisse einer ganzen Provinz wird gewöhnlich die Hülfe

des Staats erwartet. Gleichwohl sind diese Bedürfnisse zum Theil so dringend, und stehen mit dem Vortheile des Einzelnen in so unmittelbarem Zusammenhange, daß man die Möglichkeit kaum bezweifeln sollte, für solche Zwecke unter allen Grundeigenthümern eines Departements eine gesellschaftliche Vereinigung zu bewirken.

Drei Objecte scheinen mir besonders in diese Klasse zu gehören: Auffuchung nupharer Materialien, Straßenbau und Navigationsanstalten. Daß die natürliche Beschaffenheit des ganzen Departements durch einen Sachverständigen erkundet wird, und kein Ort unbekannt bleibt, wo Thon, Bruchsteine, Kalk, Gyps, Kergel, Torf, Steinkohlen und dergleichen zu finden, oder auch nur wahrscheinlicher Weise zu vermuthen sind, erfordert einen so mäßigen Aufwand, und ist von so einleuchtendem Nutzen, daß eine Subscription, die irgend ein angesehenener Mann in dieser Absicht eröffnete, wohl ohne Schwierigkeit zu Stande kommen würde. Ueber das Bedürfnis der Straßenbesserung und über die Vortheile der Kanäle und schiffbaren Flüsse ist zwar ebenfalls kein Zweifel, aber der Privatmann erschrickt gewöhnlich vor den Kosten solcher Unternehmungen, und vor ihren theils wirklichen, theils scheinbaren Hindernissen.

In Ihrem Vaterlande treffen jedoch Umstände zusammen, die den Straßenbau und die Navigationsanstalten nicht nur doppelt nothwendig machen, sondern auch erleichtern. Die Landwirthschaft bedarf einer größern Konkurrenz von Käufern, als sie von der jetzigen Bevölkerung der nächsten Städte erwarten kann. Was der Staat mit den größten Aufopferungen für die Aufnahme der Städte zu leisten vermöchte, würde nur langsam auf die Vermehrung der Volksmenge wirken. Und wenn Fabriken und Handel auf inländischen Absatz rechnen, so beruht ihr Flor auf dem Wohlstande des Landmanns. Bestehen sie aber nur durch ausländischen Vertrieb, so ist auch in dieser Rücksicht jede Erleichterung des Transports von den wichtigsten Folgen.

Wirkt man nun einen Nud auf die Landkarte, so fallen die Vortheile in die Augen, die der Gebrauch der zahlreichen größern und kleinern Flüsse zur Schifffahrt, und ihre Verbindung durch Kanäle gewähren würde. Aus der Weichsel giebt es schon jetzt eine Wasser-

straße durch den Bromberger Kanal, die Nepe und die Warthe in die Oder, und aus der Oder durch die Preussischen Kanäle in die Elbe. Eine zweite Verbindung zwischen der Oder und der Elbe würde vielleicht durch die Spree und die schwarze Elster in der Lausitz zu bewirken seyn. Für alle diejenigen also, die auf kleinern Flüssen oder Kanälen bis in die Weichsel, Warthe oder Nepe gelangen können, wird die Verschiffung ihrer Produkte bis in die Ost- und Nord-See, und und in alle dazwischen liegenden Länder möglich.

Die Kosten der Navigationsanstalten müssen sich in einem Lande vermindern, das nicht bergicht ist, und wo an den kleineren Flüssen wegen der geringern Bevölkerung weniger Wassermühlen vorhanden sind. Ein Theil der Fuhrten, Handarbeiten und Materialien kann von den benachbarten Grundbesitzern unentgeltlich erlangt werden, wenn ihnen dafür eine gewisse Befreiung von den Navigationsabgaben zugesichert wird. Und vorausgesetzt, daß weder der Staat in Ansehung der Domainen, noch die Geistlichkeit wegen ihrer Besitzungen sich von den Kostenbeiträgen ausschloße, könnten diese Beiträge nicht zu einer großen Beschwerde gereichen, besonders wenn der Bau auf mehrere Jahre vertheilt würde.

Der Kostenantheil wäre nach dem gegenwärtigen Ertrage der Grundstücke zu bestimmen, den die Deputirten der Landschaft mit Zustimmung des Grundbesizers zu erbittern hätten. In streitigen Fällen würde von der höchsten Polizeibehörde entschieden. Bei kleineren Städten, die von den Kanälen oder schiffbar zu machenden Flüssen nicht berührt würden, hätte man auf den Umstand Rücksicht zu nehmen, daß ihnen durch die Verschiffung der Produkte ein Theil der Zufuhr entzogen wird, und die Navigationsanstalt ihnen erst später durch die vermehrte Consumtion der umliegenden Gegend zum Vortheil gereicht, mithin sie auf einige Entschädigung in Ansehung des Kostenbeitrags Anspruch machen können.

Durch eine Ueberaufsicht des Staats über die Wasserstraßen würde für die Zweckmäßigkeit der Bane mehr Sicherheit erlangt, der Zusammenhang unter den verschiednen Departements befördert, und ein zu hoher Anlaß der Navigationsabgaben verhütet. Die Anschläge

wären daher zur Genehmigung bei der Behörde einzureichen, und die vollendeten Baue zu besichtigen, ehe die Erhebung der Abgaben gestattet würde.

Die Navigationsabgaben dürften nur auf Bestreitung der Unterhaltungskosten berechnet werden. Durch die Vermehrung der Schifffahrt würde sich in der Folge ohne Beschwerde für den Producenten ein Ueberschuß ergeben, der zu andern Bedürfnissen des Departements verwendet werden könnte. Von solchen Bedürfnissen wird künftig bei Erwähnung einiger Landespolizei-Anstalten die Rede seyn.

Was mir für die Schiffbarmachung der Flüsse und Anlage der Kanäle thunlich scheint, würde ich auch für den Bau der Landstraßen vorschlagen. Und wenn durch Vermehrung des Transports zu Wasser die schweren Frachtwagen auf den Landstraßen seltner werden, so macht dies manche Ersparniß, sowohl bei der ersten Anlage, als bei der Unterhaltung der Straßen möglich.

Denken Sie sich nun das Land von schiffbaren Flüssen und Kanälen durchschnitten, alle Straßen gut unterhalten, die Freiheit des Handels im Staate selbst unbeschränkt, für jedes Produkt Gelegenheit zum Absatz in die entferntesten Gegenden, und Aufmunterung für jede Art von landwirthschaftlicher Industrie. Daß die zu häufige Ausfuhr des Getreides für das inländische Bedürfniß nachtheilig werden sollte, ist unter den jetzigen Umständen nicht zu besorgen. Und sollte in der Folge bei zunehmender Bevölkerung der Städte diese Besorgniß eintreten, so würde es leicht seyn, durch Landmagazine sich vor Theuerung und Mangel zu sichern. Eher ist der Einfluß jeder Störung des Seehandels auf den Absatz des Getreides zu fürchten.*) Aber auch alsdann würden dem Landwirth zum Vertrieb von Holz, Tabak, Flachs, Wolle, Farbmateriellen und andern Produkten noch Wege genug offen bleiben.**)

*) Es fragt sich, ob unter solchen Umständen die Industrie nicht mehr auf die Viehzucht, als auf Getreidebau gerichtet werden sollte. Für alle Arten des Viehes, und die davon gewonnenen Produkte kann es in den benachbarten Ländern an Gelegenheit zum Absatz nicht fehlen.

**) Die Gewöhnung an Branntwein ist bey den unteren Volksschlassen ein wichtiges Hinderniß der Verbesserung ihres Zustandes. Sollte es nicht

Ein großer Theil der Städte muß ebenfalls durch die Navigationsanstalten gewinnen, und zwar ohne Nachtheil der Landwirthschaft. Die kleinste Stadt an einem schiffbaren Flusse oder Kanale wird leicht zum Mittelpunkt des Handels für die umliegende Gegend. Und aus dem wohlhabenden Korn- oder Holzhändler kann in der Folge ein Verleger für nützliche Manufakturen werden.

Vierter Brief.

Die Sorge für den Unterricht und die sittliche Veredlung eines Volks scheint aus der Ursache dem Staate allein obzuliegen, weil für solche Zwecke nicht so leicht, als für sinnliche Vortheile, eine gesellschaftliche Vereinigung zu erwarten ist. Indessen giebt es in Ihrem Vaterlande schon jetzt eine Gesellschaft, bei der man die Kräfte und den guten Willen voraussetzen darf, wenigstens einen Theil dieser Sorge zu übernehmen.

Eine Gelegenheit, ächte Religiosität zu verbreiten, und zugleich sich ein wichtiges Verdienst um den Staat zu erwerben, muß dem geistlichen Stande willkommen seyn. Daß sein Ansehen erhöht und fester begründet werde, ist unter den jetzigen Umständen für ihn selbst und für das Zeitalter ein Bedürfniß. Die ehemalige blinde Unterwürfigkeit der übrigen Stände hat sich größtentheils in das entgegengesetzte Extrem verwandelt, und wo Egoismus und Frivolität herrschen, ist überhaupt der Sinn für das Ehrwürdige verschwunden. Dieser innern Verwilderung entgegen zu arbeiten sollte kein Mittel unversucht bleiben.

Für die Bildung, Leitung und Aufmunterung der Geistlichen und Schullehrer wird in Ihrem Vaterlande noch viel zu thun übrig seyn, da manches, was für diese Zwecke in andern Ländern geschah, hier durch ungünstige Umstände gehindert wurde. Die Bestreitung der dazu

Mittel geben zu bewirken, daß das Bier dem Branntwein vorgezogen würde? Vielleicht wären bei dem Bierre gewisse Abgaben aufzuheben und dagegen auf den Branntwein zu legen. Auch könnte die Bierbrauerei durch Prämien aufgemuntert werden.

nothigen Kosten ist in der Regel eine Obliegenheit, theils des Staats, theils der einzelnen Gemeinden, und mein Wunsch wäre keinesweges, daß dieserhalb der Kirche eine neue Last aufgebürdet würde. Aber es würde mich freuen, wenn die begüterte Geistlichkeit aus eigner Bewegung sich zu einem Beitrage in den Fällen erböte, da eine Gemeinde durch besondere Ereignisse auf einige Zeit zu Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten unermögend geworden wäre. Geldaufwand ist jedoch bei dieser Angelegenheit nicht das wichtigste Erforderniß.

Man hat oft versucht, Jünglinge zum Dienste der Kirchen und Schulen in Seminarien vorzubereiten, aber selten ist diese Absicht durch größere Anstalten erreicht worden. Ein zuverlässigeres und einfacheres Mittel wäre vielleicht, solche Jünglinge einzelnen vorzüglichen Geistlichen und Schullehrern zur Bildung anzuvertrauen. Alles kommt darauf an, hierzu die rechten Männer zu wählen, und in dieser Auswahl könnte sehr viel von der höhern Geistlichkeit geleistet werden. An Gelegenheit würde es ihr nicht fehlen, innerhalb ihres Wirkungskreises jedes stille Verdienst aufzusuchen.

Die Verwaltung der geistlichen Aemter steht überall unter der Aufsicht eines Vorgesetzten, und es ist einleuchtend, was unermüdeter Eifer für Sittlichkeit und Religion, verbunden mit hellen Begriffen und liberalen Grundsätzen durch die Art dieser Aufsicht vermag. Wie viel wird gewonnen, wenn bei jedem Mitgliede des geistlichen Standes nicht nur Vergehungen geahndet, sondern auch edle Anstrengungen geehrt, glückliche Anlagen entwickelt und vorzügliche Kräfte in eine angemessenere Sphäre versetzt würden!

Was wir von der höhern Geistlichkeit zu erwarten haben, darf nicht aus einseitigen Erfahrungen gefolgert werden. Zur Zeit einer bequemen Herrschaft konnte leicht mancher edlere Trieb erschlaffen, aber jetzt wird der Diener der Kirche zum Kampfe aufgefordert, und dieser Kampf ist begeisternd. Wer sich berufen fühlt, die Heiligtümer der Menschheit gegen die Denkart des Zeitalters zu schützen, hat nicht überall an der Möglichkeit eines Sieges zu verzweifeln. Er thut wohl alles aufzubieten, um unter der Masse, auf die er zu wirken bestimmt ist, keinem an geistiger Ausbildung nachzustehen; aber eine höhere Ge-

walt, der die menschliche Natur auch oft in ihrem tiefsten Verfall nicht widersteht, erhält er durch die Würde eines vollendeten Priesters. Vereinigt er das Streben nach einem erhabenen Ziele mit wohlwollender Theilnehmung an fremden Glück oder Elend, steht Glaube und Hoffnung bei ihm unerschüttert mitten unter dem Gewühl einer tobenden oder spottenden Menge, strahlt immer Friede aus der ruhigen Heiterkeit seines Blicks, so umgibt ihn ein milder Glanz, und als ein Symbol des Ueberirdischen, als eine Erscheinung aus einer bessern Welt, erweckt er zugleich ein beschämendes und ein seelenerhebendes Gefühl.

Fünfter Brief.

Es fällt Ihnen auf, daß mir so sehr daran gelegen ist, der Regierung einige Sorgen zu erleichtern. Sie fordern vor allen Dingen kräftige Mittel zu Wiederherstellung eines kranken Staats, damit er nachher im Zustande der völligen Gesundheit keine Schonung bedürfe. Wir sind indessen nicht so weit auseinander, als es vielleicht scheint. In Ihrem Vaterlande ist nach vieljährigen Erschütterungen ein gewisser Zeitraum nöthig, um die Kräfte des Staats wieder zu sammeln. Binnen dieser Zeit wünschte ich, daß die Regierung einiger dringenden Geschäfte überhoben würde. Von dem aber, was sie nachher zu leisten vermag, wäre ich eben so wenig, als Sie, geneigt, ihr irgend etwas zu erlassen, nur würde ich glauben, daß sie mit größerem Nachdruck wirken könnte, wenn ihre Thätigkeit sich nicht auf zu vielerlei Gegenstände zerstreute. Lassen Sie mich nunmehr zu dem Punkte übergehen, auf dem Sie mich erwarten.

Der Ertrag der Abgaben, Domainen und Regalien kann bei den jetzigen Umständen nicht einmal hinreichend seyn, die von Jahr zu Jahr erforderlichen Ausgaben zu bestreiten. Gleichwohl sind noch außerdem bedeutende Summen zu unentbehrlichen Auslagen herbeizuschaffen. Bei einer Staatsanleihe würde man jetzt sich auf harte Bedingungen gefokt machen müssen, und dies hätte zugleich den Nachtheil, daß die Kapitale dem erworbenen Privatmanne entzogen würden. Neue drückende Abgaben einer erschöpften Nation aufzulegen, möchte ich eben so wenig

anrathen. Es bleibt also, dünkt mich, in dieser Verlegenheit kein Hälftsmittel übrig, als ein Papiergeld, und die Frage ist nur, wie dabei am sichersten und unschädlichsten zu verfahren sey. Der Plan, den ich Ihnen darüber vorzulegen habe, ist folgender.

Vorausgesetzt, daß sechs Millionen Thaler zu den jetzigen Bedürfnissen des Staats hinreichen, errichtet der König und die Nation mit Zuziehung einiger angesehenen Kaufleute eine Bank in Warschau, von der die Regierung diese Summe in Banknoten erhält. Der Fonds der Bank besteht erstlich aus der Summe von sechs Millionen Thalern in Staatsobligationen zu vier Procent, die in der Bank deponirt werden, indem die Nation auf so hoch eine Staatsanleihe garantirt. Es wird jedoch nur die Hälfte der Zinsen von dieser Anleihe, mithin die Summe von 120,000 Thlr. durch Abgaben aufgebracht, und von der Bank erhoben. Zweitens erborgt die Bank 600,000 Thlr. an baarem Gelde auf Actien zu fünf Procent. Sollte für diese Zinsen das Geld nicht zu erlangen seyn, so könnte noch eine Summe zu Prämien, die durchs Loos gezogen würden, ausgesetzt werden. Drittens er bietet sich die Bank müßig liegende Kapitale, jedoch nicht unter fünfzig Thlr. zu drei Procent Zinsen anzunehmen, und auf Verlangen jedesmal sogleich, jedoch in Banknoten, wieder zu bezahlen.

Durch diese Mittel soll die Bank in den Stand gesetzt werden, jede präsentirte Banknote ohne Abzug auszuwechseln, die Interessen und Prämien des Actien-Kapitals aufzubringen, die Administrationskosten zu bestreiten und noch einen jährlichen Ueberschuß zur Disposition zu haben. Diese Absichten zu erreichen, wird der Rudrang zur Auswechselungskasse der Banknoten dadurch vermindert, daß der Staat alle Abgaben und Pachtgelder der Domänen zur Hälfte in Banknoten annimmt. Auch ist jeder Kassenverwalter in den Provinzen autorisirt, so viele Banknoten auszuwechseln, als die Ueberschußgelder betragen, welche an die Hauptkasse einzusenden sind.

Denken wir uns nun eine solche Bank als errichtet, so läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit angeben, welchen Gang ihre Geschäfte nehmen würden. Die Interessen des Actienkapitals betragen jährlich 30,000 Thlr. und die Administrationskosten können ohngefähr zu

10,000 Thlr. angeschlagen werden. Es bleibt demnach im ersten Jahre für die Auswechselungskasse der Bank eine Summe von 680,000 Thalern übrig, wenn bloß auf das Actienkapital und die Zinsen der Staatsanleihe gerechnet wird. Was die Bank an baaren Geldern zu drei Procent bekommt, wird im Anfange nicht sehr bedeuten^{de} seyn, und ist daher nicht in Ansaß zu bringen.

Ist die Summe von 680,000 Thalern für den Zubrang zur Auswechselungskasse nicht hinreichend, so wird Geld auf die deponirten Staatsobligationen, die nebst ihren Coupons von der Bank verpfändet werden, erborgt. Dies wird nach und nach so lange fortgesetzt, bis der Zubrang zur Auswechselungskasse durch den vermehrten Kredit der Banknoten sich vermindert, und zugleich ein baarer Kassenbestand von wenigstens 100,000 Thalern vorhanden ist. Drei Millionen Thaler in Staatsobligationen, nebst Zinscoupons zu vier Procent, wären ein hinreichendes Pfand für eine Anleihe der Bank von 2,400,000 Thalern zu fünf Procent.*) Es sind also im ersten Jahre Mittel vorhanden, um eine Summe von 3,080,000 Thalern, mithin über die Hälfte der ganzen Summe der Banknoten, an baarem Gelde herbeizuschaffen. Daß eine solche Summe für das Bedürfniß der Auswechselungskasse nicht hinreichend seyn sollte, ist wider alle Wahrscheinlichkeit. Sechs Millionen Thaler in Banknoten sind für eine Volksmenge von mehr als zwei Millionen keine so unverhältnißmäßige Quantität, daß nicht der größte Theil davon im Lande circuliren sollte, ohne zur Auswechselung präsentirt zu werden. Auch giebt es in den Provinzen Gelegenheiten zur Auswechselung bei den Kassenverwaltern des Staats. Für den schlimmsten Fall hat die Bank noch einen Vorrath von drei Millionen Thalern in Staatsobligationen. Sollte noch ein Theil davon verpfändet werden müssen, so wären zwar neue Zinscoupons zu kreiren, aber es bedürfte deshalb keiner mehrern von der Nation zu erhebenden Abgaben. Die

*) Um für die zu verpfändenden Staatsobligationen baar Geld zu erlangen, wird man allerdings eines Handelshauses zum Negociiren bedürfen. Die ihm dafür auszuspendende Provision könnte aber süglich aus einer Staatskasse bestritten werden, da die Bank dem Staate so beträchtliche Vortheile verschaffen würde.

Bank selbst nemlich könnte die Zahlung dieser Zinsen bestreiten. Ein vorsichtiger Gebrauch der eingewechselten Banknoten ist das Hülfsmittel, wodurch nicht nur die Uebernehmung dieser Verbindlichkeit möglich gemacht, sondern auch überhaupt die Bank selbst in dem unwahrscheinlichen schlimmsten Falle vor jeder Besorgniß gesichert wird.

Lassen Sie uns annehmen, es werde für das Bedürfniß der Auswechselungskasse im ersten Jahre außer dem vorrätthigen baaren Gelde an 680,000 Thalern noch eine Anleihe von 3,200,000 Thalern gegen Verpfändung von Staatsobligationen erfordert. Zu Anfange des zweiten Jahres also ist die Auswechselungskasse erschöpft, und von den anfänglich deponirten Staatsobligationen der Betrag von vier Millionen Thalern verpfändet. Die Bank entbehrt daher nicht allein die jährliche Einnahme von 120,000 Thalern an Zinsen von drei Millionen in Staatsobligationen, sondern sie hat auch noch 40,000 Thlr. als Interessen für die vierte Million zu zahlen. Indessen besitzt sie eine Summe von 3,880,000 Thalern in eingewechselten Banknoten.

Alles wäre verloren, wenn die Bank sich vertheilen ließe, diese ganze Summe von Banknoten auf einmal wieder in Circulation zu bringen. Hat im ersten Jahre der Gebrauch der Banknoten bei einem großen Theile der Nation Hindernisse gefunden, so läßt sich im zweiten Jahre noch keine bedeutende Aenderung der Umstände erwarten. Sollte aber der anfängliche Andrang zur Auswechselungskasse fort dauern, so würden bald ihre Hülfquellen nicht mehr zureichen. Ganz andre Folgen müssen dagegen entstehen, wenn nur ein kleiner Theil der vorrätthigen Banknoten in jedem Jahre ausgegeben wird.

Dieser Theil sei eine Summe von 300,000 Thalern, und werde gebraucht, um bei der Staatskasse baares Geld dafür einzurwechseln. Der Staat kann diese Hülfe der Bank nicht verweigern, da ihre Fortdauer für ihn äußerst wichtig ist, und da die Erfahrung des ersten Jahres den Kredit der Banknoten begründet hat. Von diesen 300,000 Thalern werden

100,000 Thlr. an die Auswechselungskasse gegeben,

40,000 Thlr. zu den Zinsen der Staatsobligationen,

30,000 Thlr. zu den Zinsen der Actien und
 10,000 Thlr. zu den Administrationskosten
 verwendet. Es bleiben also noch 120,000 Thlr. zu einem Tilgungs-
 fonds für die Actien übrig.

Dah eine Summe von 100,000 Thlr. für das jährliche Bedürfnis
 der Auswechselungskasse nicht hinreichend seyn sollte, läßt sich um des-
 willen nicht behaupten, weil nach obigen Voraussetzungen im zweiten
 Jahre mit Inbegriff der in die Staatskasse gegebenen 300,000 Thlr.
 nur 2,412,000 Thlr. in Banknoten circuliren würden, wovon wenigstens
 der größte Theil als die Hälfte der Staatseinkünfte in den öffentlichen
 Kassen wieder anzubringen wäre.

Würden jährlich in zwei Terminen zusammen 120,000 Thlr.
 des Actien-Kapitals abbezahlt, und die ersparten Zinsen jedesmal zum
 Tilgungsfonds geschlagen, so wäre nach fünf Jahren nicht nur das
 Actienkapital von 600,000 Thlr. getilgt, sondern auch ein Ueberschuß
 von 62,753 Thlr. vorhanden, wovon 60,000 Thlr. zu den Prämien
 für die Actien-Inhaber verwendet, und die übrigen 2753 Thlr. an
 die Auswechselungskasse gegeben werden könnten.

Die Bank erspart nunmehr 30,000 Thlr. jährlich an Zinsen der
 Actien, und hat in der Auswechselungskasse über 800,000 Thlr. baar
 oder in Banknoten vorrätzig. Es bedarf daher die Auswechselungs-
 kasse keines weitem Zuschusses, dafern nur bey eintretendem Mangel an
 baarem Gelde die vorrätzigten Banknoten jedesmal bei der Staatskasse
 umgekehrt werden können. Um dies der Staatskasse zu erleichtern läßt sich
 nunmehr die Summe des bei ihr von der Bank jährlich einzuwechselnden
 baaren Geldes von 300,000 Thlr. auf 200,000 Thlr. herabsetzen.

Von diesen 200,000 Thlrn. nemlich sind nur
 40,000 Thlr. an Zinsen der Staatsobligationen, und
 10,000 Thlr. an Administrationskosten
 zu bestreiten, so daß noch 150,000 Thaler jährlich zu einem Tilgungs-
 fonds für die Anleihe von 3,200,000 Thalern verwendet werden können,
 um die verpfändeten Staatsobligationen einzulösen.

Von den 3,880,000 Thalern in Banknoten, die zu Anfang des
 zweiten Jahres bei der Bank vorrätzig waren, sind in fünf Jahren

1,500,000 Thaler bei der Staatskasse umgesetzt worden. Es bleiben also noch 2,380,000 Thaler übrig, die auf elf Jahre hinreichend sind, um jährlich für 200,000 Thlr. bares Geld bei der Staatskasse einzuwechseln.

Ein Tilgungsfonds von 150,000 Thlr. jährlich, der durch die ersparten Zinsen zu fünf Procent sich vermehrt, ist hinreichend, in fünf Jahren die Summe von 840,244 Thlr. abzutragen. Wenn dies geschehen ist, so hat die Bank zugleich den Betrag von 1,050,000 Thlr. an verpfändeten Staats-Obligationen eingelöst, und erspart also nunmehr nicht nur 40,000 Thlr. Zinsen jährlich, sondern gewinnt auch von dieser Zeit an wieder einen Theil der Einnahme des ersten Jahres an den Zinsen der wiedereingelösten Staats-Obligationen, die zu ihrem anfänglichen zu 4 Procent zinsbaren Kapitale von 3 Millionen Thalern gehörten. Diese Einnahme ist ein Zuwachs des Tilgungsfonds und wenn die Staatskasse noch während eines Zeitraums von sechs Jahren fortfährt, jährlich 200,000 Thlr. baar gegen Banknoten an die Bank abzugeben, so sind am Schlusse des siebenzehnten Jahres seit Errichtung der Bank von der im zwenten Jahre eröffneten Anleihe 2,164,651 Thlr. getilgt. Die Bank hat alsdann noch 180,000 Thlr. in Banknoten vorrätzig, außer denjenigen, die in der Auswechslungskasse befindlich sind. Werden diese 180,000 Thlr. noch im achtzehnten Jahre gegen bares Geld bei der Staatskasse umgesetzt und nebst den erhobenen Zinsen der Staats-Obligationen zu fernerer Tilgung jener Anleihe verwendet, so sind am Schlusse des achtzehnten Jahres 2,384,900 Thlr. darauf abbezahlt, und es ist dafür der Betrag von 2,981,100 Thlrn. in verpfändeten Staats-Obligationen eingelöst. Die Bank hat faldemnach nach Abzug 1 Million in Staats-Obligationen, wofür sie die Zinsen erspart, von 1,981,100 Thlrn. die Zinsen zu 4 Procent jährlich zu erheben, welche 79,244 Thlr. betragen. Da nun die jährliche Ausgabe nur in 10,000 Thlrn. an Administrationskosten besteht, so können wenigstens 69,000 Thlr. zu einem ferneren Tilgungsfonds der Anleihe des zwenten Jahres bestimmt werden.

Von dieser Anleihe bleiben zu Anfange des neunzehnten Jahres noch 815,100 Thlr. zu tilgen übrig, wozu unter obigen Voraussetzungen ein Zeitraum von neun und einem halben Jahre erfordert wird.

Sind nun obige Berechnungen richtig, so entsteht in dem vorausgesetzten Falle für die Bank, wenn sie auf die vorgeschlagene Art versährt, kein weiterer Nachtheil, als daß die vollständige Benützung dieser Anstalt erst nach achtundzwanzig Jahren eintritt, und der Staat sich inmittelft mit der Erlangung eines Kapitals von sechs Millionen Thalern zu begnügen hat, wofür nur zwei Procent Zinsen nebst der Provision bei der Anleihe für das Bedürfniß der Auswechselungskasse zu entrichten sind. Es ist aber einleuchtend, daß die Schulden der Bank in einem weit kürzern Zeitraum getilgt werden müssen, wenn in dem ersten Jahre der Zubrang zur Auswechselungskasse vermindert werden kann. Dies wird sehr davon abhängen, ob der Staat die erhaltenen Banknoten mit hinlänglicher Behutsamkeit allmählig in Umlauf bringt.

In dem sehr möglichen Falle, daß der baare Vorrath von 680,000 Thalern für das Bedürfniß der Auswechselungskasse im ersten Jahre zureichte, würde die Bank im zweiten Jahre 100,000 Thlr. baares Geld bei der Staatskasse gegen Banknoten einzuwechseln nöthig haben. Von den Zinsen der Staatsobligationen könnten die Interessen der Actien und die Administrationskosten bestritten werden, und es blieben noch 80,000 Thlr. jährlich zu einem Tilgungsfonds für die Actien übrig. Nach sechs Jahren wären durch diesen Tilgungsfonds, der sich wie in obigen Fällen, durch die ersparten Zinsen jährlich vermehrte, 551,756 Thaler an Kapitalien abgetragen. Die Bank hätte noch 80,000 Thaler in Banknoten vorrätzig, welche zu Ergänzung des Actienkapitals an 600,000 Thalern und zu einem Theile der nöthigen Prämien verwendet werden könnten. Der übrige Betrag der Prämien wäre von der Einnahme des folgenden Jahres zu berichtigen. In der Auswechselungskasse hätten sich inmittelft von den aus der Staatskasse für Banknoten erhaltenen Geldern 600,000 Thaler gesammelt, die Schulden der Bank wären bezahlt, ihre gewisse Einnahme betrüge jährlich 120,000 Thaler, und sie bedürfte keiner weitem Unterstützung von Seiten des Staats.*)

*) Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte man bey Errichtung der Bank weder den schlimmsten, noch den günstigsten Fall zu erwarten, sondern ohngefähr

Jetzt erwarte ich Ihr Urtheil über die Ausführbarkeit obiger Vorschläge, und wenn Ihnen die Errichtung einer solchen Bank thunlich scheint, so wollen wir sodann weiter untersuchen, zu welchen Zwecken sie benutzt werden könnte.

Sechster Brief.

Es freut mich, daß Sie mit meinem Plane im Wesentlichen zufrieden sind. Daß er in einzelnen Punkten mancher genauern Bestimmung, Ergänzung oder Abänderung bedürfe, will ich gern zugeben. Lassen Sie uns aber bei der Hauptidee stehen bleiben, und nunmehr die Vortheile betrachten, die mit der Ausführung eines solchen Vorschlags verbunden sein würden.

Um dem Staate auf einmal die Summe von sechs Millionen Thalern zu verschaffen, sind von der Nation jährlich nur 120,000 Thaler zu erheben. Eine solche Vermehrung der Abgaben ist selbst unter den jetzigen Umständen im Verhältniß zu der Bevölkerung und den Hülfquellen des Landes kein so großes Object, daß deshalb ein Bedenken entstehen könnte, dafern nur die am mindesten drückende Art zu Aufbringung dieser 120,000 Thaler gewählt wird. Auch ist der Staat nicht gehindert, diese Wahl erst nach erlangter vollständiger Uebersicht des ganzen Finanzwesens zu treffen.

Für die Verbesserung der Finanzen überhaupt ist nun ein ruhiger und sicherer Gang möglich. Die Staatseinkünfte mögen im ersten Jahre für die kurrenten Ausgaben noch so unzureichend seyn, es bedarf keiner übereilten Versuche, um diesem Mangel abzuhelfen. Das Deficit wird durch die Bank gedeckt, und im ersten Jahre kann die Beobachtung

das Mittel von benden. Indessen können Umstände eintreten, die einen vorübergehenden Zubrang zur Auswechslungsasse verursachen, als besonders den Ausbruch eines Kriegs.

Um die Anleihen der Bank früher zu tilgen, könnte ihr ein Zuwachs an Einnahme durch Discontirung sicherer Wechsel verschafft werden. Dies würde aber zugleich die Administrationskosten etwas vermehren, da man ein Geschäft dieser Art nur einem sehr geschickten und erfahrenen Kaufmann, und nicht einem bloßen Rechnungsverständigen anvertrauen könnte.

der vorherigen Einrichtungen und die Einkommung statistischer Kenntnisse zum Hauptgeschäft bei Verwaltung der Finanzen gemacht werden.

Nicht alle Zahlen, die von den Unterbehörden angegeben werden, sind gleich unzuverlässig. Extrakte aus zehnjährigen Geburts- und Sterbelisten, Verzeichnisse der Feuerstätten, Nachrichten über die Mittelpreise des Getreides und eines Aekers Feld oder Wiese, über das Arbeitslohn, über die vorhandenen Bäckungen, und über den Ertrag der auf einzelne Objecte gelegten Abgaben kann man mit ziemlicher Genauigkeit erhalten. In dem Falle, daß die vorgeschlagenen gesellschaftlichen Vereinigungen zum Straßen- und Kanalbau zu Stande kämen, wären auch die Tagationen der Grundstücke jedes Bezirks zu benutzen. Am Ende des ersten Jahres würde es daher nicht an Hülfsmitteln fehlen, um einen auf Kenntniß des Landes gegründeten Finanzplan zu entwerfen.

Es bedarf hierzu keiner verwickelten Theorie. Gegen die Art einer Abgabe mag sich noch so viel einwenden lassen, so hat sie doch schon dadurch einen Vorzug, daß sie bereits eingeführt und das Publikum daran gewöhnt ist. Jeder Producent oder Arbeiter, den eine Abgabe unmittelbar trifft, sucht sich durch den Preis seiner Waaren oder Dienste dafür zu entschädigen. Dies gelingt ihm bei einer überwiegenden Konkurrenz der Käufer. Durch eine so günstige Lage der Verkäufer wird in der Regel die Konkurrenz auf ihrer Seite vermehrt, und es entsteht nach und nach ein Gleichgewicht mit unmerklichem Hin- und Herschwanke. Die Abgabe vertheilt sich alsdann ohngefähr zur Hälfte zwischen Verkäufer und Käufer. Ist hingegen die größere Konkurrenz auf Seiten der Verkäufer, so fällt ihnen allein eine Abgabe zur Last, die auf ihr Gewerbe gelegt wird. Die Aufhebung einer solchen Abgabe ist alsdann ohne Zweifel wünschenswerth, aber wenn ein Surrogat dafür nicht entbehrt werden kann, so entsteht die Frage: ob man hoffen dürfe, einem sinkenden Gewerbe wieder aufzuhelfen, indem man ein anderes in eine nachtheiligere Lage versetzt. Oft nimmt die Rationalindustrie von selbst eine bessere Richtung, indem sie von einem Gewerbe, dem unüberwindliche Hindernisse entgegen stehen, zu einem andern übergeht, das durch besondere Umstände begünstigt wird.

Ueber die Nothwendigkeit einer gleichmäßigeren Vertheilung der Grundsteuern herrschen unter den Theoretikern gewisse Vorurtheile, die oft zu einem unnöthigen Aufwande von Zeit und Mühe, und zu manchen leicht zu vermeidenden Streitigkeiten über die zeitherigen Befreiungen Anlaß geben. Durch jede Grundsteuer wird ein Theil des Eigenthums auf den Staat übergetragen. Das Grundstück verliert so viel an Werthe, als ein Kapital beträgt, dessen Zinsen den aufgelegten Steuern gleich sind. Der jetzige Besitzer, der zuerst die neue Abgabe bezahlt, und seine Erben werden um den Betrag dieses Kapitals ärmer, hingegen trifft diese Abgabe den nächsten Käufer gar nicht, weil sich der Kaufpreis nach Verhältniß derselben vermindert. Ist daher der Steuersatz in ältern Zeiten, vielleicht vor hundert und mehr Jahren bestimmt worden, so kann man füglich annehmen, daß jetzt der größte Theil der Grundbesitzer durch den wohlfeilern Erlauf von der Last der Steuer ohnehin befreit ist. Was wäre also dadurch gewonnen, wenn der Staat einigen Grundbesitzern einen Theil ihres Eigenthums entzöge, um andern damit ein Geschenk zu machen? Ist ein Grundbesitzer dadurch ärmer, daß er dasjenige an Abgaben entrichtet, was er an Kapitalzinsen bezahlen müßte, wenn er das Grundstück theurer erkaufte hätte?

Ohne irgend eine dringende Ursache würde ich daher keine Veränderung in dem vorhandenen Abgabensystem anrathen. Nur bei solchen Imposten, die durch ihre Höhe zu häufigen Defraudationen Anlaß geben, und dadurch auf die Moralität einen schädlichen Einfluß haben, scheint eine Herabsetzung nöthig, die in den meisten Fällen nicht einmal eine Veränderung des Ertrags nach sich ziehen würde. Ferner wäre allerdings auf möglichste Simplifikation der Erhebung Bedacht zu nehmen.

Mit voller Ueberzeugung unterschreibe ich den Satz, daß der Staat bei Regulirung seines Finanzetats die Einnahme nach der Ausgabe bestimmen müsse; aber diese Ausgabe bedarf vorher einer strengen Revision. Nichts was einzelnen Bezirken, Städten, Kommunen und Privatpersonen obliegt, sollte dem Staate aufgebürdet werden. Dies gilt nicht nur, wie ich bereits erwähnt habe, vom Bau der Straßen und Kanäle, sondern von mehreren Polizeianstalten, wodurch ein Be-

dürftig irgend eines einzelnen Theils der Nation befriedigt wird. Dahin gehört besonders Unterstützung der Armen, Errichtung von Arbeitshäusern, Verpflegung hilfloser Kranken, Anstellung geschickter Aerzte und Wundärzte, Verbesserung des Hebammenwesens, Sorge für den ersten Unterricht des Bürgers und Landmanns und dergleichen. Nur wo ein wirkliches Unvermögen eintritt, darf die Hilfe des Staats nicht ausbleiben. Allein diese Hilfe sollte nur auf die dringendsten Fälle eingeschränkt werden, so lange der Staat nicht zu einem gewissen Reichtum gelangt ist. Und diesen Reichtum des Staats wünschte ich auf die bessere Benutzung der Domänen, und auf den reinen Ertrag der Bank gegründet.

Eben so sorgfältig wäre von der Staatsausgabe des Finanzetats alles abzusondern, was zu den ersten Auslagen gehört, die zu den gegenwärtigen Bedürfnissen einmal für allemal erforderlich sind. Diese Auslagen hätte der Staat allein von den sechs Millionen Thalern zu bestreiten, die er von der Bank empfängt. Dagegen wären 120,000 Thaler Zinsen von drei Millionen Thalern in Staatsobligationen, als die gewisse jährliche Einnahme der Bank, unter den kurrenten Ausgaben aufzuführen.

Insofern die Einnahme des ersten Jahres zu den kurrenten Ausgaben nicht zureicht, kann das Ermangelnde aus dem Fonds der sechs Millionen Thaler vorgeschossen, aber dieser Vorschuß nach und nach in den folgenden Jahren von der Nation wieder ersetzt werden. Die zu erspende Summe würde nach einem festzusetzenden Verhältniß unter alle Departements vertheilt, und von jedem Departement sein besonderer Antheil auf eine ihm zu überlassende Art aufgebracht.

Auf eine ähnliche Art könnte verfahren werden, um das Deficit des Finanzetats in jedem Jahre zu decken, dafern nicht sonst ein unbedenkliches Mittel vorhanden ist, das Fehlende in der jährlichen Einnahme zu ergänzen. Vielleicht aber bedürfte es nur einer unmerklichen Erhöhung irgend einer zeitlichen Abgabe, gegen deren Fortdauer am wenigsten einzuwenden wäre.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird sich das Deficit des Finanzetats in den folgenden Jahren vermindern oder ganz wegfallen, und sogar

ein Ueberschuß der Einnahme entstehen, indem der Ertrag der Abgaben durch den Wohlstand der Nation sich vermehrt. Schon der Zuwachs von sechs Millionen Thalern in Banknoten zu der circulirenden Geldmasse kann nicht ohne wohlthätige Folgen seyn. Sollte nun auf einen fortdauernden Ueberschuß der Einnahme zu rechnen seyn, so würde ich rathen, dasjenige, was die Abgaben über die Anschlagssumme des Staats ertragen, zum Erlaß irgend einer besonders drückenden Auflage anzuwenden. Es fehlt dem Staat nicht an Hülfsmitteln, um durch sich selbst und ohne Beschwerde der Nation sich zu bereichern.

Was die Bank, sobald sie das Ziel ihrer Vollendung erreicht hat, zu dem Staatsreichthum beiträgt, besteht in einer jährlichen Einnahme von 110,000 Thalern. Ueber den Gebrauch dieser Summe wird mein nächster Brief einige Vorschläge enthalten.

Siebenter Brief.

Sollte die Errichtung der Bank irgend einen Nachtheil verursacht haben, als etwa eine Vertheuerung der Lebensmittel und des Arbeitslohns durch die größere Masse des circulirenden Geldes; so könnte ihre Einnahme nicht besser angewendet werden, als zu ihrer allmählichen Auflösung, durch Einwechslung und Kassirung der Banknoten. Um durch eine jährliche Summe von 110,000 Thalern nach und nach alle Banknoten einzulösen, würden fünf und funfzig Jahre erforderlich seyn. Wenn indessen bloß das übermäßige Papiergeld vertilgt werden soll, so bedarf es hierzu eines weit kürzern Zeitraums. Und überhaupt ist es mir gar nicht wahrscheinlich, daß eine Summe von sechs Millionen Thalern in Banknoten für Ihr Vaterland unter den jetzigen Umständen zu groß seyn sollte.

Eben so wenig läßt sich erwarten, daß die Nothwendigkeit eines bedeutenden Abgabenerlasses bei einer Nation eintreten werde, die unter obigen Voraussetzungen eine jährliche Zunahme ihres Wohlstandes zu hoffen hat. Lassen Sie uns also annehmen, der Staat habe ohne Bedenken 110,000 Thaler jährlich aus der Bank fortdauernd zu erheben.

Diese Einnahme wäre ein jährlicher Ueberschuß nach Befriedigung aller Staatsbedürfnisse, und könnte mithin zu Sammlung eines Schatzes zurückgelegt werden. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß der Reichthum der Nation und der Kredit des Staats einen Schatz entbehrlich macht. Es ist daher kein hinlänglicher Grund vorhanden, eine beträchtliche Summe Geldes müßig liegen zu lassen, von der noch irgend ein wohlthätiger Gebrauch gemacht werden kann.

Ein jährlicher Ueberschuß der Einnahme vermehrt die Kräfte der Regierung in allen Zweigen der Staatsverwaltung. Ueber die Anwendung dieser vermehrten Kräfte enthalte ich mich aller Vorschläge, soviel die Militäranstalten und die Justizverfassung betrifft. Jene liegen zu sehr außerhalb meiner Sphäre, und diese ist durch die neue Constitution und durch die Einführung des französischen Gesetzbuchs im Wesentlichen schon regulirt. Was ich noch zu bemerken habe, bezieht sich bloß auf die sogenannte innere Polizei in der weitesten Bedeutung dieses Wortes.

Es ist einleuchtend, wie viel für den Reichthum der Nation geschehen könnte, wenn jährlich eine beträchtliche Summe zu Urbarmachung der Wüsten, Austrocknung der Moräste, Prämien für Landwirthschaft und Manufakturen, Vorschüssen für Fabrikverleger und Aufmunterung wissenschaftlicher Untersuchungen von praktischer Wichtigkeit verwendet würde. Einer besondern Erwähnung verdient aber annoch die Möglichkeit einen niedrigeren Zinsfuß zum Vortheil aller Gewerbe zu bewirken. Die Auswechslungskasse der Bank nehmlich würde nach meinen Vorschlägen in einem Zeitraum von fünf Jahren eine Summe von 500,000 Thalern baar oder in Banknoten gesammelt haben. Ist der Kredit der Bank gegründet, so läßt sich annehmen, daß wenigstens 200,000 Thaler von dieser Summe entbehrlich sind, besonders da die eingewechselten Banknoten bei der Staatskasse wieder umgekehrt werden können. Diese 200,000 Thaler wären zu einem Fonds zu gebrauchen, um Kapitale gegen Hypotheken und Grundstücke, oder gegen verpfändete Waaren um ein Procent niedriger, als der gangbare Zinsfuß ist, auszuliehen. Durch die jährlichen Zinsen der Darlehne und durch einen Zuschuß von dem was der Staat jährlich aus der Bank zu erheben

hätte, könnte dieser Fonds nach und nach zu einer so bedeutenden Summe anwachsen, daß davon auf den Zinsfuß überhaupt ein hinlänglicher Einfluß zu erwarten wäre.

Bei den Vorschüssen an Fabrikverleger würde ich rathen, solchen Manufakturen den Vorzug zu geben, deren Material innerhalb Landes gewonnen wird, und die durch besondere Umstände begünstigt werden. Die Rationalindustrie ist einträglicher, wenn sie auf wenige Gegenstände sich concentrirt, und bei diesen einen hohen Grad erreicht, als wenn sie mit geringem Erfolg auf alle Bedürfnisse sich verbreitet. Die Einbuße des Geldes hat ein Staat nicht zu fürchten, dem es für andere annehmliche Waaren wieder zugeführt wird.

Sie werden meine Ansichten deswegen nicht verkennen, weil ich so lange bei demjenigen verweilt habe, was auf den Reichthum des Staats und der Nation sich bezieht. Wir sind beide weit entfernt, die höheren Zwecke über dem bloßen Mittel zu vergessen. Um aus einer dumpfen Betäubung zum Leben zu erwachen, bedarf jedes Volk eines gewissen Grades von Wohlstand. Aber aus einem Chaos aufgeregter Kräfte geht nur durch Licht und Harmonie ein vollendetes Ganze hervor.

Von einem Staate, der in der günstigen Lage ist, als eine wohlthätige Macht auf die Nation wirken zu können, hat man nicht bloß negatives Glück oder Sicherheit vor äußern und innern Gefahren zu erwarten. Für jeden Staatsbürger darf alsdann keine Gattung von Kenntnissen unzugänglich, keine Art von Ausbildung unmöglich, kein geistiges Verdienst unerreichbar seyn. Es ist nicht genug, die vorhandenen Unterrichtsanstalten zu verbessern, oder nur wissenschaftliche Institute zu errichten, und mit allem erforderlichen Apparat zu versehen; auch im Gebiete der Kunst sollte nichts vernachlässigt werden, um den Sinn für das Schöne bei der Nation zu erhöhen und allgemeiner zu verbreiten. Ueber die Folgen einer solchen Verfeinerung herrschen Vorurtheile, die bei einer genauern Bekanntschaft mit der Geschichte des Alterthums verschwinden. Es war nicht das Uebermaß, sondern die Unvollständigkeit der Kultur, wodurch ihre Ausartung erfolgte. Mit Recht begeistern uns die glänzenden Erscheinungen der

Vornweg, über die Autorität eines Beispiels darf unser Ideal nicht beschränken. Im Ganzen genommen hatten selbst Griechen und Römer den höchsten Gipfel der Veredlung noch nicht erreicht, und manche Forderungen des Geistes und Herzens blieben bei ihnen unbefriedigt. Nicht der weitere Fortschritt, sondern der Stillstand auf halbem Wege ist für unser Zeitalter gefährlich.

Ueber die Hilfsquellen Sachsens unter den gegenwärtigen Umständen.*)

*) Ueber die öffentlichen Einnahmen unter den gegenwärtigen Umständen. Leipzig, 18. 3. 1814.
1814. — Verläufe über Gegenstände der innern Staatsverwaltung. IV. 2. 91.

Hr. Gedr. Werner Schrammle Schitten.

Die nachfolgende Zehntel, eines der entstehenden Augenblicke für die aufrichtige und warme Eingabe Koeners an den schicksaligen Staat, kann natürlich nur noch ein historisches Interesse beanspruchen. Koeners schrieb die Abgang des Jahres 1809 und Anfang 1810 und sandte das Manuscript mit Brief vom 1. Februar 1810 an Madame. Fräulein Freund, erhalten Sie wieder ein politisches Compendium von mir. Ich wünschte, daß Sie es ebenso wie die Briefe nach Warschau senden und drucken ausgeben, ohne meinen Namen zu nennen. — Mir ist bekannt davon geteilt, daß die darin enthaltenen Vorschläge vor dem nächsten Landtage im Parlament zur Sprache kommen. — Koeners an Madame. Fräulein Freund. — Ein Exemplar der Verdure habe ich nicht aufzutreiben vermocht, doch wird Koeners für den Buchdruck in den „Verhandlungen“ so wenig etwas geändert haben, als in den „Festsetzungen und Beschlüssen von einem Tag in Warschau.“ Schon die Fassung der für den Winterabend im Jahre 1812 hinzugefügten Nachschrift läßt darauf schließen. — Der Abdruck erfolgt aus den „Verhandlungen über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung.“

Bei der jetzigen Lage des Sächsischen Staats ziemt es dem Freunde des Vaterlandes, sich eben so sehr für Aemtmuth, als für Leichtsinm und Uebermuth zu hüten. Einer solchen Denkart bedarf es insbesondere, wenn von den Mitteln die Frage ist, für die neuertlich vermehrten Staatsbedürfnisse die nöthigen Summen aufzubringen. So wenig hierbei die Bedenklichkeiten zu verkennen sind, die in dem gegenwärtigen Zeitpunkt mancher sonst gewöhnlichen Maßregel entgegenstehen: so bleiben doch auch noch beruhigende Ansichten übrig, die sich auf Erfahrungen vergangener Jahre gründen.

Für den Sächsischen Staat giebt es jetzt eine Grundte von dem, was er in günstigeren Zeiten geküet hat. Dasi sein Monarch während einer vierzigjährigen Regierung sich ein allgemeines persönliches Vertrauen erworben hat, daß der Credit der Sächsischen Stände und der Leipziger Kaufmannschaft durch die mannichfaltigen Begebenheiten der letzten sechs und vierzig Jahre, und selbst durch die neuesten drohenden Ereignisse nicht erschüttet worden ist, daß die Industrie der Nation seit dem siebenjährigen Kriege von Zeit zu Zeit sich immer mehr verbreitet und erhöht hat, daß der Ertrag der Bergwerke sähätich eine bedeutende Quantität Silbers zur Ausmünzung darbietet, — dies sind Umstände, die in einem solchen Grade gewiß höchst selten zusammen treffen, und daher auch solche Vorschläge rechtfertigen mögen, deren Ausführung vielleicht nur unter seltenen Verhältnissen rathsam scheinen könnte. Von dieser Art ist folgender Plan, dessen Werth, so viel die Hauptidee betrifft, auf jenen Thatfachen beruht.

Auf das Vertrauen des Publicums zu dem Monarchen, den Ständen und der Kaufmannschaft in Sachsen läßt sich der Credit eines

Papiergeldes gründen, wovon die dringenden Bedürfnisse des Staats ohne bedeutende neue Auflagen bestritten werden können.

Zu einer solchen Maßregel scheinen in dem gegenwärtigen Momente einige Umstände aufzufordern, und es fragt sich bloß, ob dagegen ein erhebliches Bedenken in Betrachtung komme, dem in dem vorliegenden Falle nicht durch irgend eine Vorkehrung abzuwehren wäre.

Gegen Deposition einer Summe von dritthalb Millionen in Sächsischen landschaftlichen Obligationen ist neuerlich eine Königl. Anleihe von 1,500,000 Thalern ohne Schwierigkeit zu Stande gekommen, und von einer zweiten, die erst neuerlich eröffnet worden ist, läßt sich eben dieser Erfolg mit der größten Wahrscheinlichkeit erwarten. Eine in Leipzig zu errichtende Bank würde daher ohne Zweifel keines andern Fonds bedürfen, als einer verhältnißmäßigen Summe von deponirten landschaftlichen Obligationen. Zu diesem Zwecke aber neue landschaftliche Obligationen zu creiren, kann nur in dem Falle bedenklich seyn, wenn dies zugleich neue Auflagen zu Aufbringung der Zinsen nothwendig machte. Die Summe der Staatsschulden wird hingegen dadurch nur scheinbar vermehrt, wenn diese neuen landschaftlichen Obligationen nebst ihren Coupons gar nicht in Umlauf kommen, sondern in der Bank deponirt bleiben. Dies möglich zu machen, und zugleich für die Auswechselungskasse der Bank die erforderlichen Geldsummen herbei zu schaffen, wäre sohiernach die Aufgabe.

Im Jahre 1807 wurden für 4,046,000 Thaler neue Sächsische landschaftliche Obligationen creirt, um dagegen die eben so viel betragenden in größeren Summen ausgestellten alten Steuerscheine, welche zur Königl. Hauptkasse gekommen waren, auszuwechseln. Von diesen landschaftlichen Obligationen ist für Eine Million Thaler zur Deposition wegen einer neuen Königl. Anleihe bestimmt, so daß noch 3,046,000 Thlr. in diesen Staatspapieren als vorhanden anzunehmen sind. Vor- ausgesetzt, daß hiervon der Betrag von 1,500,000 Thlr. zur Sicherheit der zu errichtenden Bank gebraucht werden könnte, so wäre dadurch eine Summe von 900,000 Thalern in Banknoten gedeckt. Daferne nun eine Summe von vier Millionen Thalern in Banknoten ausgegeben werden sollte, so wären zur Sicherheit für die übrigen 3,100,000

Thaler in Banknoten noch 5,166,600 Thaler in landschaftlichen Obligationen zu drei Procent erforderlich, da sich der Werth dieser Staatspapiere durch den jetzigen höhern Zinsfuß vermindert hat.

Um diese Obligationen zu fundiren, würde allerdings nöthig seyn, von den Ständen die Bewilligung des jährlichen Petrogs ihrer Zinsen, jedoch nur dergestalt zu verlangen, daß bloß die im Nothfalle zu erhebenden Abgaben bestimmt würden, die Erhebung selbst aber bis zum eintretenden Bedürfnisse ausgesetzt bliebe. Dieses Bedürfniß entstünde nemlich erst alsdann, wenn die Auswechsellungskasse gänzlich erschöpft wäre, und die bereits creirten anderthalb Millionen Thaler in landschaftlichen Obligationen nicht zureichten, um die erforderlichen Geldsummen herbeizuschaffen, mithin die Veräußerung oder Verpfändung eines Theils der neuercreirten landschaftlichen Obligationen nothwendig würde.

Die Auswechsellungskasse der Bank würde anfänglich aus einer baaren Summe von 200,000 Thalern bestehen, die durch Actien zusammen gebracht wären. Um den Vertrieb dieser Actien zu befördern, möchte hinreichend seyn, den Actien-Inhabern die Benutzung einer Summe von 600,000 Thalern in Banknoten zu Darlehen gegen Hypothek oder verpfändete Baaren zuzusichern, jedoch unter den Bedingungen, daß die Capitale nicht zu höhern Zinsen ausgeliehen werden dürften, als zu einem halben Procent unter dem gewöhnlichen Zinsfuße, mithin jetzt zu $4\frac{1}{2}$ Procent, und daß von diesen Zinsen nicht nur die Administrationskosten der Bank zu bestreiten, sondern auch die etwan sich ereignenden Einbußen an den ausgetiehenen Capitalien zu ersetzen wären. Wird die Administration der Bank unter Aufsicht eines königlichen Commissarii, und einiger ständischen Deputirten gewissen Directoren anvertraut, die die Actien-Inhaber unter sich zu wählen haben, so können die Verwaltungskosten wohl nicht über 10,000 Thaler jährlich betragen. Es blieben folchemnach von den Zinsen einer Summe von 600,000 Thalern zu $4\frac{1}{2}$ Procent noch 17,000 Thaler übrig, mithin auf den Fall, daß bey den Darlehen kein Verlust sich ereignete, wofür die Directoren sich möglichst hüten würden, für das Actien-Capital von 200,000 Thalern ein jährlicher Zinsertrag von $8\frac{1}{2}$ Procent.

Smith (über den Nationalreichthum, im 2. Cap. des 2. Buchs, S. 29 der Baseler Ausgabe des Originals) ist der Meinung, daß in den meisten Fällen ein Banquier nur den fünften Theil des Betrags der von ihm ausgegebenen auf Sicht zahlbaren Noten an Baarschaft bedürfe, um sein Auswechselungs-Bedürfniß zu bestreiten. Jene 200,000 Thaler aber, und 1,500,000 Thaler in landschaftlichen Obligationen von der letzten Creation betragen schon über ein Viertel der auszugebenden Banknoten, selbst wenn die erwähnten landschaftlichen Obligationen wegen des jetzigen Zinsfußes nur zu 900,000 Thaler angeschlagen werden. Um aber für diese landschaftlichen Obligationen bares Geld zu erhalten, würde auf folgende Art zu verfahren seyn. Was über das Actien-Capital von 200,000 Thalern zu den Bedürfnissen der Auswechselungskasse erforderlich wäre, hätte man durch eine Anleihe, worüber Bankobligationen ausgestellt würden, gegen Verpfändung einer verhältnißmäßigen Summe von landschaftlichen Obligationen herbeizuschaffen. Da aber zu jeder solchen Anleihe einige Zeit erfordert wird, so hätte immitteltst irgend eine königliche Cassa die benötigte Summe gegen Banknoten vorzuschießen, und der königliche Commissarius dafür zu sorgen, daß dieser Vorschuß von den auf die Anleihe eingehenden baaren Geldern gegen Zurückgebung der Banknoten sogleich wieder ersetzt würde. Nach Ablauf des ersten halben Jahres seit Errichtung der Bank würde die erste Anleihe auf eine Summe eröffnet, die doppelt soviel betrüge, als was im ersten halben Jahre zur Ergänzung der Auswechselungskasse erforderlich war. Am Schluß jedes folgenden halben Jahres bestimmte der Betrag des Zuschusses, den die Auswechselungskasse in dem vergangenen halben Jahre erfordert hätte, die Summe der zu eröffnenden Anleihe.

Ob nun wohl auf diese Art es der Bank nicht an Mitteln fehlen würde, jede präsentirte Banknote sofort zu bezahlen, so dürfte doch nichts verabsäumt werden, um den Zubrang zur Auswechselungskasse der Bank möglichst zu vermindern.

In dieser Absicht wäre der achte Theil aller Domänen-Pachtgelder in Banknoten anzunehmen, und alle Rassenverwalter, mit Ausschluß der Steuereinnehmer, wären zu autorisiren, die Hälfte ihrer

Boarschaft in Banknoten einzusenden. Die Einwohner der entfernten Provinzen hätten alldann nicht nöthig, ihre Banknoten zur Auswechslung nach Leipzig zu schicken, und würden statt dessen gern eine kleine Provision von höchstens 3 Pfennigen vom Thaler an die königlichen Kassenverwalter entrichten.

Ferner würde hierbei nicht gleichgültig seyn, ob von dem Staate die ganze Summe von 3,400,000 Thalern in Banknoten auf einmal in Umlauf gesetzt, oder nur nach und nach ausgegeben würde. Um das letztere möglich zu machen, wäre vielleicht eine Maßregel anwendbar, die zeitlich in England ohne nachtheilige Folgen gebraucht worden ist. Nach der Versicherung des verstorbenen Ministers von Struensee (in dessen Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Staatswirtschaft, Bd. I. S. 409) werden jährlich in London 1,500,000 bis 1,800,000 Pfund Sterling in sogenannten Exchequer-Bills vom Staate ausgegeben, die im folgenden Jahre zahlbar sind, und immittelt, wie sich aus Postlethwaits Dictionary of commerce, P. I. art. Exchequer ergiebt, verzinst werden. Pinto im traité de la circulation et du crédit p. 36 behauptet, daß die Regierung in England sich zu Anfange des siebenjährigen Kriegs vorzüglich der Exchequer-Bills zur Aushülfe bedient habe. Unter Voraussetzung dieser Erfahrungen scheint für den sächsischen Staat unbedenklich eine Summe von höchstens zwei Millionen Thalern auf ein Jahr in dergleichen Staatspapieren etwa unter dem Namen von neuen Kammercheinen, auszugeben. Gesezt nun, es würden

im 1. Jahre, 1 Million Thaler in Banknoten, und 2 Millionen Thaler in neuen Kammercheinen, und

im 2. Jahre, 1,400,000 Thaler in Banknoten, und 1 Million Thaler in neuen Kammercheinen, und

im 3. Jahre, 1 Million Thaler in Banknoten

in Umlauf gesetzt, so daß im zweiten Jahre die ausgegebenen zwei Millionen Thaler in Kammercheinen gegen Banknoten und Kammercheine des zweiten Jahres, und die im zweiten Jahre ausgegebenen Kammercheine im dritten Jahre durch Banknoten ausgewechselt wären; so erlangte man dadurch den Vortheil einer allmächtigen Verbreitung

der Banknoten, der durch die zweijährige Entrichtung der etwa zu 4 Procent zu bestimmenden Zinsen der Kammercheine nicht zu theuer erkauft wäre. Es darf nemlich hierbei nicht übersehen werden, daß der Staat durch die Errichtung der Bank 3,400,000 Thaler erhalten würde, wofür er keine Zinsen zu entrichten, sondern bloß die Benutzung von 1,500,000 Thaler in landschaftlichen Obligationen zu entbehren hätte. Unter Voraussetzung obervährter Maßregeln würde daher der Staat

- im 1. Jahre 45,000 Thaler an Zinsen der landschaftlichen Obligationen entbehren, und 40,000 Thaler an halbjährigen Zinsen zu 4 Procent von 2 Millionen Thaler in neuen Kammercheinen zu bezahlen haben,
- im 2. Jahre außer der Entbehrung von 45,000 Thaler Zinsen noch 40,000 Thaler halbjährige Zinsen von 2 Millionen Thaler in neuen Kammercheinen, und 20,000 Thaler halbjährige Zinsen von einer Million Thaler in neuen Kammercheinen entrichten,
- im 3. Jahre, außer der Entbehrung von 45,000 Thaler Zinsen nur 20,000 Thaler halbjährige Zinsen von einer Million Thaler in neuen Kammercheinen bezahlen, und
- im 4. und den folgenden Jahren nur 45,000 Thaler an Zinsen der landschaftlichen Obligationen entbehren.

Die Zinsen des Capitals von 3,400,000 Thaler lassen sich daher

- im 1. Jahre zu $2\frac{1}{2}$ Procent,
- im 2. Jahre nicht über $3\frac{1}{2}$ Procent,
- im 3. Jahre noch nicht zu 2 Procent,
- im 4. und folgenden Jahren nicht über $1\frac{1}{2}$ Procent

anschlagen. Eine Summe von 120,000 Thalern, die zu Bezahlung der Zinsen von den neuen Kammercheinen nach und nach in 3 Jahren aufzubringen ist, kann für ein Land, wie Sachsen, nicht von Bedeutung seyn, und ohne erhebliche Beschwerde durch eine kleine Erhöhung einiger vorhandenen Consumtionsabgaben herbeigeschafft werden.

Die Pünktlichkeit des Sächsischen Staats in Erfüllung seiner Zusagen würde auch den Credit der neuen Kammercheine begründen, und es läßt sich annehmen, daß jeder Conquiert sie nur mit dem kleinen

Abzuge discountiren würde, den bloß der jetzige hohe Zinsfuß verursacht.

Für die Auswechselungskasse läßt sich noch einiger Zuwachs erwarten, wenn kleine Capitate von 50 Thalern und drüber in baarem Gelde zu 3 Procent von ihr angenommen und auf jedesmaliges Verlangen in Banknoten zurückgezahlt werden. Die Zinsen dieser Anleihen können von der aus den Coupons der landschaftlichen Obligationen erwachsenden Einnahme bestritten werden, und die Auswechselungskasse hat dabei den Vortheil, daß sie nicht genöthigt ist, eine landschaftliche Obligation unter ihrem Nominatwerthe zu verpfänden.

Nach Verlauf jedes Jahres erhält die Auswechselungskasse von dem Staate 200,000 Thaler baar gegen Banknoten, die von den Staatskassen besonders bei contractmäßigen Zahlungen ohne Schwierigkeit ausgegeben werden können, da sie nur einen kleinen Theil der Sächsischen Staatsausgaben betragen, und die Banknoten, so lange der Credit der Bank sich erhält, wenigstens in Leipzig dem baaren Gelde gleich gelten würden, ohne daß man nöthig hätte, ihnen einen erzwungenen Cours zu verschaffen. Durch diese Beihülfe und durch die Wirkungen der oberrwähnten Maßregeln würde, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Auswechselungskasse der Bank in den Stand gesetzt werden, alle präsentirten Banknoten zu bezahlen, ohne irgend eine der neu zu creirenden landschaftlichen Obligationen veräußern zu dürfen, da besonders noch ein bedeutender Theil der Sächsischen Kaufmannschaft, als Inhaber der Actien, bei dem Credit der Banknoten interessirt wäre, und ihren Umlauf ohne Zweifel befördern würde. Selbst von den 1,500,000 Thalern in landschaftlichen Obligationen der letztern Creation dürfte nur ein Theil erforderlich seyn, um die Auswechselungskasse zu unterstützen, und solchemnach wenigstens ein Theil der Zinsen dieser Summe zu andern Zwecken gebraucht werden können.

Gesetzt nun, die Errichtung der Bank hätte einen so günstigen Erfolg, so erlangte dadurch der Staat nicht nur den Vortheil, über 3,400,000 Thaler unter sehr annehmlichen Bedingungen disponiren, und vielleicht davon nach Bestreitung der Militair-Bedürfnisse einen

Theil zu Herstellung der Straßen, zu dringenden Tamm- und Uferbauen, zu Navigationsanstalten, zu Landmagazinen bei den jetzigen niedrigen Getreidepreisen, zu unginzbaren Vorschüssen an Landwirthe und Fabrikanten, die an den Folgen des Kriegs leiden, oder auf andere ähnliche Art verwenden zu können, sondern es wären auch dabei an- noch einige nicht unbedeutende Nebenabsichten zu erreichen. Eine Summe von 600,000 Thaler, die um ein halbes Procent niedriger, als der jedesmalige Zinsfuß, zum Ausleihen bestimmt wäre, würde auf Verab- setzung der Zinsen allerdings einigen Einfluß haben. Bei einem nied- rigern Zinsfuße aber könnte außer der Beförderung aller Gewerbe, und außer dem höhern Cours der Staatspapiere noch der Vortheil erlangt werden, daß manche gemeinnützige Anstalten, besonders Straßen- und Canalbaue durch Privatunternehmer gegen Uebertassung der Auslagen auszuführen wären. Ferner ließe sich von demjenigen, was die Bank an Zinsen von 1,500,000 Thalern in landschaftlichen Obli- gationen der letzten Creation zu erheben hätte, ein Gebrauch machen, um Staatspapiere bei ihrem jetzigen niedrigen Course davon zu erkaufen, oder die etwa veräußerten zu ersetzen, und die verpfändeten einzulösen. Eine solche Operation würde die Sicherheit der Bank vermehren, und zugleich auf den Cours der Staatspapiere einen nützlichen Einfluß haben.

Indessen muß bei einem solchen Vorschlage auch auf die Mög- lichkeit eines gänzlichen Mißlingens Rücksicht genommen werden, und es wird daher zu erwägen seyn, was man unter obigen Voraus- setzungen im schlimmsten Falle zu erwarten habe. Gesezt nun die im ersten Jahre ausgegebenen Banknoten am 1,600,000 Thalern würden sämmtlich bei der Auswechsellungskasse präsentirt, so wäre diese erschöpft, die landschaftlichen Obligationen der letzten Creation an 1,500,000 Thalern müßten verpfändet werden, um 900,000 Thaler dafür zu erlangen, und es wären noch 500,000 Thaler aufzubringen. Dies erforderte die Verpfändung von 833,300 Thalern, in den zum Behuf der Bank neu zu creirenden landschaftlichen Obligationen. Zu Be- zahlung der Zinsen dieser Staatspapiere wären daher im zweiten Jahre 24,999 Thaler durch Auflagen zu erheben.

Der Erfolg hätte nun gezeigt, daß die ausgegebenen Banknoten nicht in Umlauf zu bringen gewesen wären, aber da die Bank alle diese Banknoten bezahlt hätte, so wäre zu erwarten, daß ein solches Papiergeld bei einem zweiten Versuche vielleicht mehr Credit haben würde. Es könnten daher im 2. Jahre nach obigem Plane 1,400,000 Thaler in neuen Banknoten ohne Bedenken ausgegeben werden, wenn nur von den eingewechselten Banknoten dagegen eben so viel cassirt, und bloß 200,000 Thaler zum Bedürfniß der Auswechselungskasse bei dem Staate gegen baares Geld umgesetzt würden. Sollte nun auch der zweite Versuch misslingen, und sämtliche courfrende Banknoten an 1,600,000 Thaler zur Auswechselung kommen; so würden, um die dazu fehlenden 1,400,000 Thaler aufzubringen, noch 2,333,300 Thaler in landschaftlichen Obligationen zu verpfänden seyn, mithin zu den davon zu bezahlenden Zinsen 69,999 Thaler durch Abgaben erhoben werden müssen. Von diesen Abgaben wäre jedoch nur die Hälfte zu einem halbjährigen Zins-Termine für das zweite Jahr erforderlich.

Gesetzt, der Versuch des dritten Jahres hätte keinen bessern Erfolg, und es müßten nicht nur die neuen Banknoten an einer Million Thaler, welche der Staat ausgäbe, sondern auch die für die Auswechselungskasse umgesetzten Banknoten an 200,000 Thaler, sämmtlich bezahlt werden; so wäre nunmehr die ganze Unternehmung aufzugeben. Alsdann aber hätten die Actien Inhaber von den im ersten Jahre erhaltenen Banknoten an 600,000 Thaler bloß den Betrag ihres Vorschusses an 200,000 Thaler zurückzubehalten, hingegen 400,000 Thaler in Banknoten wieder zu erstatten, wofür ihnen die Forderungen an die Schuldner der Bank cedirt würden. Wegen der Interessen wären sie durch die Zinsen der ausgetheilten Capitale bereits entschädigt. Zu Cassirung sämmtlicher Banknoten hätte die Bank nur noch 800,000 Thaler herbeizuschaffen, mithin hierzu von den vorräthigen landschaftlichen Obligationen noch 1,333,300 Thaler zu verpfänden, wodurch zu Bestreitung der Zinsen die Erhebung einer jährlichen Summe von 39,999 Thalern durch Abgaben erforderlich würde. Da aber in diesem Falle die Bank aufhören sollte, und folchemnach keine Bankobligationen

mehr ausgeben könnte; so hätte der Staat selbst eine Auswechselungskasse für die noch übrigen 800,000 Thaler betragenden Banknoten zu errichten, und hierzu eine Anleihe gegen Verpfändung einer Summe von 1,333,300 Thalern in landschaftlichen Obligationen zu eröffnen.

Es läßt sich hieraus übersehen, um welchen Preis im schlimmsten Falle dem Staate ein Capital von 3,400,000 Thalern verschafft worden wäre. Dies betrüge nämlich:

im 1. Jahre:

45,000 Thaler entbehrte Zinsen von 1,500,000 Thalern in landschaftlichen Obligationen,

40,000 Thaler halbjährige Zinsen von 2 Millionen Thalern in neuen Kammerscheinen,

85,000 Thaler, mithin $2\frac{1}{2}$ Procent,

im 2. Jahre:

45,000 Thaler entbehrte Zinsen von 1,500,000 Thalern,

40,000 Thaler halbjährige Zinsen von 2 Millionen Thalern in neuen Kammerscheinen,

20,000 Thaler halbjährige Zinsen von einer Million Thalern in dergleichen,

24,999 Thaler Zinsen von 833,300 Thalern in neuen landschaftlichen Obligationen,

34,999 $\frac{1}{2}$ Thaler halbjährige Zinsen von 2,333,300 Thalern in dergleichen,

164,998 $\frac{1}{2}$ Thaler, mithin noch nicht 5 Procent,

im 3. Jahre:

45,000 Thaler entbehrte Zinsen von 1,500,000 Thalern,

20,000 Thaler halbjährige Zinsen von einer Million Thaler in Kammerscheinen,

134,997 Thaler Zinsen von 4,499,900 Thalern in landschaftlichen Obligationen,

199,997 Thaler, mithin noch nicht 5 $\frac{1}{2}$ Procent,

im 4. und den darauf folgenden Jahren:

45,000 Thaler entbehrte Zinsen von 1,500,000 Thalern,
134,907 Thaler Zinsen von 4,499,000 Thalern in landschaft-
lichen Obligationen,

179,997 Thaler, mithin noch nicht $5\frac{1}{2}\%$ Procent.

In diesem schlimmsten Falle wäre also doch immer der Vortheil erlangt, daß man im ersten Jahre wenig Zinsen zu entrichten hätte, und die stärkern Auflagen bis zu den folgenden Jahren aussetzen könnte.

Wenn aber dieser Fall in dem Sächsischen Staate sich kaum für möglich ansehen läßt, so können doch Umstände eintreten, die einen augenblicklichen Zubrang zur Auswechsellungskasse verursachen. Es dürfte alsdann rathsam seyn, die eingewechselten Banknoten nicht sofort sämmtlich wieder auszugeben, sondern sich auf die Summe von 200,000 Thaler während eines Jahres zu beschränken, und nicht eher, als bis der ungünstige Zeitpunkt vorüber ist, die übrigen vorräthigen Banknoten nach und nach zum Ankauf landschaftlicher Obligationen zu verwenden.

Ist aber das gänzliche Wistungen der Unternehmung nicht nur höchst unwahrscheinlich, sondern auch nicht für ein so großes Uebel anzusehen, als es vielleicht scheinen möchte; so bleiben nur noch die Zweifel übrig, ob vielleicht andere bedeutende Nachtheile von der Errichtung einer Bank in Sachsen zu befürchten seyn sollten.

Eine plötzliche und übermäßige Vermehrung der circulirenden Geldmasse würde den Preis der Lebensmittel und des Arbeitslohnes erhöhen, und dadurch den Fortgang der Gewerbe des Landes erschweren. Allein erstlich sollen nach obigem Plane 4 Millionen Thaler in Banknoten nach und nach binnen drei Jahren in Umlauf gebracht werden; und zweitens dient eine solche Summe mehr, um in Sachsen den Abgang der Geldmasse zu ersetzen, den es seit dem Jahre 1806 durch den Krieg und dessen Folgen erlitten hat.

Gegen die Befürchtung, daß eine große Summe von Papiergeld die klingende Münze verdrängen, und ein schädliches Agiotiren ver-

anlassen möchte, kommt bei dem Sächsischen Staate die Quantität des vorhandenen baaren Geldes, die Industrie der Nation, und der Ertrag der Silberbergwerke in Betrachtung. Eine zuverlässige Methode, die Summe des circulirenden Geldes in einem Lande zu berechnen, ist noch nicht ausfindig gemacht worden, allein, was Sachsen insbesondere betrifft, dürften hierbei folgende Umstände einige Aufmerksamkeit verdienen. Bei der Wiederherstellung des Landes nach dem siebenjährigen Kriege war in Sachsen kein Mangel an baarem Gelde. Was ihm durch Contributionen entzogen worden war, hatte sich größtentheils wieder im Lande verbreitet. Nur circulirten geringhaltige Geldsorten, die aber auf ihren wahren Werth herabgesetzt wurden. Die Erhebung der Abgaben fand daher keine Schwierigkeit, die Bedürfnisse des Staats wurden regelmäßig bestritten, und die Landesschulden allmächtig abgetragen. Nun sind aber seit 1763 in Sachsen beträchtliche Summen ausgemünzt, und hierzu größtentheils die Sächsischen Bergsilber verwendet worden. Nach Leonhardi (in dessen Sächsischer Geographie, Th. III. S. 9 der neuesten Ausgabe) betrug ein Gemeinjahr des Silberausbringens in Sachsen von 1792 bis mit 1800

56,917 Mark, oder 759,293 $\frac{1}{8}$ Thlr.,

die Mark zu 13 Thaler 8 Gr. gerechnet. Würde diese Quantität für das Gemeinjahr in dem ganzen Zeitraume von 1763 bis mit 1807 angenommen, so betrüge das gesammte Silberausbringen in Sachsen während dieser 44 Jahre

33,408,906 $\frac{7}{8}$ Thaler.

Von dem Zuwachse, den die circulirende Geldmasse durch die ausgeprägten Bergsilber in Sachsen erhalten hat, ist allerdings ein beträchtlicher Theil zu Bezahlung der Staatsschulden außer Landes gegangen. Aber dies war nur in den ersten Jahren nach dem siebenjährigen Kriege der Fall, da bekanntlich nachher die Staatspapiere größtentheils in die Hände inländischer Gläubiger gekommen sind. Der Bayerische Successionskrieg und die Feldzüge am Rhein können den hiesigen Länden keine bedeutende Geldmasse entzogen haben. Es fragt sich also nur noch, ob ein Uebergewicht der Importation bei dem Sächsischen Handel eine beträchtliche Verminderung des baaren

Geldes verursacht habe. Wenn aber vor dem Jahre 1806 die Capitalzinsen niedriger und die Preise der Grundstücke höher geworden waren, so läßt sich daraus eine damalige günstige Lage des Sächsischen Handels im Ganzen abnehmen. Unter den jetzigen Umständen ist zwar weniger Gelegenheit zum auswärtigen Vertrieb Sächsischer Producte, aber zugleich hat sich die inländische Consumtion der Colonialwaaren vermindert. Daß daher der Verlust beim Sächsischen Handel über 750,000 Thaler jährlich, als so viel durch die Bergsilber wieder in Circulation gebracht wird, betragen sollte, läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit nicht behaupten.

Unter obigen Voraussetzungen dürfte solchemnach eine so beträchtliche circulirende Geldmasse in Sachsen, als vorhanden anzunehmen seyn, daß von einer Summe von 4 Millionen Thalern in Cassenbilletts, und 4 Millionen Thalern in Banknoten kein nachtheiliges Verhältniß des Papiergeldes zur klingenden Münze zu besorgen wäre, besonders da letztere durch die Ausmünzung der Sächsischen Bergsilber jährlich einen beträchtlichen Zuwachs erhält.

Gegen Vermehrung der Banknoten über die Summe von 4 Millionen sichert der Königliche Commissarius und die ständische Deputation, welche von Zeit zu Zeit die Bank zu revidiren haben, und ohne deren Unterschrift keine Banknote gültig ist.

Ein nachtheiliger Einfluß auf den Cours der Cassenbilletts wäre von der Bank nur in dem Falle zu besorgen, wenn dadurch überhaupt das Papiergeld unverhältnißmäßig gegen die vorrätliche klingende Münze vermehrt würde, was nach obigen Bemerkungen sich nicht annehmen läßt. Vielmehr könnte die Bank sogar zu einer Auswechselungsanstalt der Cassenbilletts gebraucht werden, und dadurch den Umlauf derselben befördern. Ein zu großer augenblicklicher Indrang zur Hauptauswechselungskasse wäre dadurch zu verhüten, und von den bei letzterer eingehenden Geldern würden die Cassenbilletts in der Folge nach und nach bei der Bank wieder ausgewechselt. Auch könnten die kleinere Zahlungen für die Cassenbilletts vorbehalten bleiben, indem man die niedrigste Banknote auf 10 Thaler bestimmte. Auf den Fortgang der neueröffneten zweiten Königlichen Anleihe würde die Bank auf keinen

Fall einen nachtheiligen Einfluß haben, da sie nicht früher, als nach dem nächsten Landtage, mithin erst zu Ostern 1811 zu Stande kommen könnte. In der Zwischenzeit wäre nur eine vielseitige Betrachtung und strenge Prüfung eines solchen Vorschlags zu veranlassen, und dies ist die Absicht der gegenwärtigen Schrift. Zu Ostern 1811 aber ist entweder die Anleihe schon zusammengebracht, oder der Staat kann das Fehlende entbehren, und die Anleihe sistiren, da er durch die Bank eine Summe von 3,400,000 Thaler erhält. Die neueste Anleihe hingegen würde die Operation der Bank begünstigen, insofern dadurch bereits ein Theil der Staatsbedürfnisse befriedigt wäre, und daher die Summe der im ersten Jahre ausgehenden neuen Kammercheine sich um so viel verminderte.

Dasern die Bank nicht, wie anderwärts geschehen ist, durch Discountirung von Wechseln ihre Einnahme zu vermehren suchen würde, so könnte ihre Errichtung auch keine Störung in den Geschäften der Leipziger Banquiers verursachen, und alle hätten Gelegenheit an dem Gewinn Theil zu nehmen, den die von der Bank ausgeliehenen Capitale den Actien-Inhabern gewähren.

Wegen die Fertigung falscher Banknoten würde man die bei andern Banken gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen, auch eine gleiche Bestrafung, wie bei falschen Cassenbilletts, durch ein Landesgesetz androhen haben. Die Erfahrung hat indessen bei andern Banken gelehrt, daß diese Verfälschungen zusammen genommen nie eine so große Summe betragen, daß dadurch der Credit der Banknoten geschwächt werden könnte.

Im Fall eines Kriegs würde die Administration der Bank suspendirt, alle Dokumente nebst den vorräthigen Banknoten wären auf der Festung Königsstein zu verwahren, und die in der Auswechselungskasse vorhandenen baaren Gelder an die Actien-Inhaber gegen Empfangscheine zu vertheilen. Jeder Actien-Inhaber müßte daher für diesen Fall einen Bevollmächtigten in Leipzig bestellen. Ueber diese vertheilten baaren Gelder disponiren alsdann die Bank-Directoren durch Assignationen, um die schuldigen Interessen-Zahlungen der Bank zu bestreiten. Für die Auswechselung der Banknoten hingegen haben

sie während des Kriegs nicht zu sorgen. Jede Banknote hat man im mittelst wie einen Wechsel zu betrachten, der erst nach wiederhergestellten Frieden zahlbar ist. Hat die Bank vorher ihre Verbindlichkeiten erfüllt und ihren Credit begründet, so wird es auch während des Kriegs nicht an Kausleuten fehlen, die sich zu Discontirung der Banknoten freiwillig erbieten, und ihre Concurrenz kann vielleicht einen sehr günstigen Cours bewirken. Auf jeden Fall steigt der Cours bei jedem Anschein des Friedens, und nach den neuesten Erfahrungen haben wir jetzt nicht mehr Kriege von langer Dauer zu erwarten. Uebrigens könnte auch während des Kriegs die Einrichtung fortbauern, daß die Verwalter der königlichen Cassen autorisirt wären, die Hälfte der eingegangenen Baarschaft in Banknoten einzusenden, mithin das Publikum Gelegenheit hätte einen Theil der cursirenden Banknoten bei ihnen auszuwechseln.

Gesetzt aber, der Staat fände ohngeachtet obiger Bemerkungen für nöthig, sich auf den Fall sicher zu stellen, daß die Errichtung der Bank sich durch die Erfahrung aus irgend einem Grunde als nachtheilig erwiese: so würde auch hierzu leicht eine Vorkehrung getroffen werden können. Es läme bloß darauf an, den Actien-Inhabern die Fortdauer der Bank nur auf 10 Jahre zuzusichern. Nach den ersten 5 Jahren würde sich beurtheilen lassen, ob die Bank mehr schädlich als nützlich sei. Wäre man von den überwiegenden Nachtheilen überzeugt, so könnte mit dem 6. Jahre angefangen werden, jährlich eine Summe von 400,000 Thaler in Banknoten einzuwechseln und zu cassiren. Nach Ablauf des 10. Jahres wären auf diese Art die Banknoten schon um zwei Millionen Thaler vermindert, und es würde nunmehr zu erwägen seyn, ob dem Nachtheile der Bank vielleicht abgeholfen sei, oder ob sie ganz aufgehoben werden solle. Im Falle der Aufhebung hätten alsdann die Actien-Inhaber 400,000 Thaler in Banknoten wieder zu erstatten, wogegen ihnen die Forderungen an die Schuldner der Bank cedirt würden, und an die Stelle der zeit-herigen Bank-Administration träte ein vom Staate verordnetes Auswechselungs-Büreau, welches fortführe, jährlich 400,000 Thaler zur Einwechslung und Cassirung der übrigen Banknoten zu verwenden, so daß im 15. Jahre alle Banknoten cassirt wären.

Bei diesem Verfahren hätte man noch den Vortheil, daß erst im 9. Jahre zu Bezahlung der Zinsen von den neu zu creirenden land-
schaftlichen Obligationen Abgaben erhoben werden müßten. Diese Ab-
gaben betragen

im 9. Jahre	15,000	Thaler,
im 10. Jahre	35,000	"
im 11. Jahre	45,000	"
im 12. Jahre	55,000	"
im 13. Jahre	75,000	"
im 14. Jahre	95,000	"
im 15. Jahre	115,000	"

hat Herr August Gottlieb Schmidt, Kaufmann zu Bernstadt in der Oberlausitz, ein Buch herausgegeben, das nicht so bekannt geworden ist, als es zu werden verdiente, und das hier noch einige Zusätze veranlaßt. Der Verfasser zeigt sich als einen Mann von Kenntnissen und schätzbarem Eifer für gemeinnützige Zwecke. Obwohl gegen seine Vorschläge manches sich einwenden läßt, so enthält doch seine Schrift vieles, was einer genauern Erwägung allerdings werth wäre. Dies gilt vorzüglich von demjenigen, was er über das Bedürfniß, die Erborgung nöthiger Capitale gegen hypothekarische Sicherheit zu erleichtern, über die Vortheile einer Ersparungskasse und den Nutzen einer zuverlässigen Wittwenversorgungsanstalt geäußert hat. Es ist hier der Ort nicht, den hierauf sich beziehenden Plan des Herrn Schmidt zu prüfen, aber zur Empfehlung der in vorstehenden Blättern enthaltenen Vorschläge darf nicht unbemerkt bleiben, daß ihre Ausführung zugleich Mittel darbieten würde, auch jene wohlthätigen Zwecke vielleicht mit geringen Schwierigkeiten zu erreichen.

Unter der Voraussetzung, daß der Credit der Bank begründet ist, und ihre Fortdauer unbedenklich gefunden wird, kann sie sich er bieten, Summen von 10 bis 90 Thalern anzunehmen, und auf jedesmaliges Verlangen nicht nur mit Interessen zu 3 Procent, sondern auch mit 3 Procent Zinsen von diesen nicht erhobenen Interessen so gleich in Banknoten wieder zu bezahlen. Für jeden Hauswirth wäre dadurch eine Gelegenheit eröffnet, ein kleines Ersparniß sicher unterzubringen, und es nach einigen Jahren beträchtlich vermehrt zu wissen. Um die Berechnung hierbei zu erleichtern, könnte festgesetzt werden, daß die einzulegende Summe nicht mehr oder weniger als 10 Thaler, oder das Vielfache davon bis zu 90 Thaler betragen müßte.

Die Bank hätte die Einlegung baar oder in Banknoten anzunehmen. Im ersten Falle gewönne sie dadurch einen Zuschuß für die Auswechselungskasse, im zweiten würde der Werth der Banknoten erhöht, indem sie auf diese Art in ein zinsbares Papiergeld verwandelt werden könnten, und dies müßte allerdings beitragen, das Auswechselungsbedürfniß zu vermindern.

Eine solche Ersparungskasse würde zugleich als Wittwen-
 versorgungsanstalt zu brauchen seyn, wenn die Bank sich anheischig
 machte, auf Verlangen des Einlegers den Betrag seiner Foderung zur
 Zeit seines Todesfalls in eine Leibrente für seine Wittve zu ver-
 wandeln. Das Alter der Wittve bestimmte nach den Regeln der poli-
 tischen Rechenkunst die wahrscheinliche Dauer der Leibrente, und auf
 diesen Zeitraum würde die Summe, welche der Verstorbene bei seinem
 Tode zu erheben gehabt hätte, nebst landüblichen Zinsen derselben ver-
 theilt. Bei einer solchen Bestimmung des Wittwengehalts hätte die
 Cassé der Bank keine von den Gefahren zu besorgen, die bei andern
 Wittwenversorgungsanstalten in Betrachtung kommen.

Da sie hiernächst, wie im folgenden bemerkt werden wird, Ge-
 legenheit hat, die bei ihr eingelegten Summen zinsbar unterzubringen,
 so kann bei einer solchen Einrichtung im Ganzen keine bedeutende
 Einbuße für sie entstehen. Auch wäre der Einleger dabei an keine
 festgesetzten Zahlungstermine gebunden, sondern könnte nach und nach,
 so wie er etwas erspart hätte, einzelne Summen von 10 Thalern zu
 diesem Zwecke bestimmen, und sogar in dringenden Fällen, oder wenn
 seine Gattin vor ihm verstarbe, die ganze eingelegte Summe zu jeder
 Zeit wieder erheben.

Da indessen Leibrenten-Contracte außer dem Fall einer Wittwen-
 versorgung nicht zu begünstigen sind, indem sie das Capital der Nation
 vermindern, so würde die Bank sich schlechterdings zu enthalten haben,
 irgend ein von ihr wieder zu bezahlendes Capital in eine Leibrente,
 die nicht für eine Wittve bestimmt wäre, zu verwandeln.

Durch die bei der Ersparungskasse eingehenden Banknoten erhält
 die Bank ein Capital, das sie zinsbar ausleihen kann. Wenn sie gegen
 vollkommne hypothekarische Sicherheit ein halb Procent weniger an
 Zinsen fodert, als sonst in dergleichen Fällen üblich ist, so kommt dies
 den Erborgern zu Statten. Was bei der Ersparungskasse und Wittwen-
 versorgungsanstalt eingelegt würde, könnte in Sachsen nicht unde-
 bedeutend seyn. Ueberdies wäre schon bei Errichtung der Bank für
 einen Theil der Erborgern durch die 600,000 Thaler in Banknoten
 gesorgt, die den Actien-Inhabern zu überlassen wären, um sie zu

einem niedrigeren Zinsfuße anzuleihen. Bei einem glücklichen Erfolg der Bank aber läßt sich noch ein anderer Zuschuß zu dieser Ausleihungskasse erwarten. Vorausgesetzt, daß sich der Andrang zur Auswechsellungskasse der Bank vermindert, und sie daher nicht nöthig hat, beträchtliche Summen gegen Bankobligationen unter Verpfändung von Staatspapieren zu 5 Procent aufzunehmen, so werden Capitalisten übrig bleiben, die sich vielleicht mit 4 Procent Zinsen begnügen, wenn sie Capitale von 100 Thalern und drüber in Banknoten zu jeder Zeit bei der Bank unterbringen und auf Verlangen sogleich wieder erhalten können. Bei Austeilung dieser Capitale zu $1\frac{1}{2}$ Procent gewönne die Bank $\frac{1}{2}$ Procent zur Entschädigung für die Vermehrung ihrer Geschäfte, und hätte hierbei noch ebenfalls den bereits bemerkten Vortheil, daß die Gelegenheit sich erweiterte, Banknoten ohne sie auszuwechseln, als ein zinsbares Capital zu benutzen. Der Bank könnte es nicht schwer fallen, die eingelegten Capitale sogleich in Banknoten wieder zu bezahlen, da sie bei der Austeilung sich halbjährige Aufkündigung ausbedingen würde, und in der Regel eine beträchtliche Quantität ausgewechselter Banknoten bei ihr vorrätig seyn müßte. Im Nothfalle würde auf die Zwischenzeit von höchstens 3 Vierteljahre ein Vorschuß in Banknoten aus irgend einer Staatskasse zu erhalten seyn, der mit $4\frac{1}{2}$ Procent von der Bank zu verzinsen wäre.

Bei einem feindlichen Einfälle zur Zeit des Kriegs wäre zwar die Bank bis zu wiederhergestellter Sicherheit geschlossen, und es könnten daher auch bei ihr Capitale weder eingelegt noch erhoben werden, aber für die schuldigen Zinsen, und für die Wittwengehälter hosteten immittelst die Direktoren der Bank und verwendeten hierzu die baaren Gelder, die bei einstweiliger Sistirung der Bank unter die Action-Inhaber vertheilt worden waren.

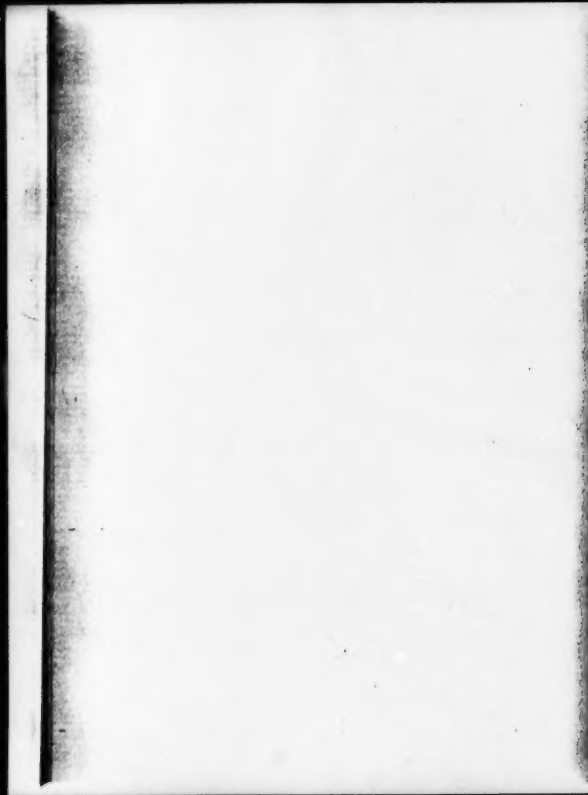
Zweiter Nachtrag.

Die Absicht der vorhergehenden Schrift, welche zuerst im Jahr 1810 einzeln gedruckt wurde, war, einen Vorschlag zur Sprache zu bringen, der einiger Prüfung wenigstens nicht unwerth schien. Der

Verfasser wünschte recht viel Einwendungen dagegen zu hören, und hoffte auf die meisten antworten zu können. Aber eine ausführliche Kritik ist ihm nicht vorgekommen, und aus einer kurzen Recension in dem Journal: die Zeiten, konnte er nichts weiter abnehmen, als daß der Gedanke anstößig gewesen war, den Credit eines Papiers auf ein anderes Papier gründen zu wollen. Sollte es denn aber noch nöthig seyn, den Unterschied zwischen einer Banknote und einer zinsbaren Staatsobligation bemerklich zu machen? Ein Document, wodurch die Verzinsung und Rückzahlung eines Capitals zugesichert wird, muß doch wohl für Geldeswerth anzusehen seyn, wenn der Schuldner Credit hat, da man so oft sich bemüht, für sein baares Geld sich ein solches Papier zu verschaffen. Und auf den nicht zu bezweifelnden Credit Sachsens war der ganze Vorschlag gegründet.

Von ganz anderer Art würden die Einwendungen seyn, die nicht gegen den Plan überhaupt, sondern nur gegen dessen Ausführung unter den gegenwärtigen Zeitumständen gerichtet wären. Der Verfasser muß gestehen, daß bey ihm selbst hierüber noch manche Zweifel entstanden sind, die ihm nicht leicht zu heben scheinen. Eine Vermehrung der Cassen-Billets dürfte daher in dem jetzigen Zeitpunkte vielleicht weniger bedenklich seyn. Verschiedenes, was gegen das Papiergeld überhaupt angeführt wird, ist schon in obiger Schrift beantwortet, aber nur eine Bemerkung sey hier noch hinzuzufügen erlaubt. Es versteht sich von selbst, daß die Anzahl der neuen Cassenbillets nur auf das eigentliche Staatsbedürfniß zu beschränken wäre, und daß sie bloß zu außerordentlichen Zahlungen dienen sollten, deren Betrag man außerdem durch neue Abgaben oder Anleihen aufbringen müßte. Gesetzt nun, daß man für nöthig fände, die gegenwärtige Generation mit neuen Auflagen zu verschonen, so würde bloß die Frage seyn, ob eine neue Anleihe einer Vermehrung der Cassenbillets vorzuziehen wäre. Nun sind aber bei einer Anleihe die Gläubiger des Staats entweder innerhalb oder außerhalb des Landes. Im ersten Falle werden der Landes-Industrie Capitale entzogen, und der werbende Hauptstamm der Nation vermindert sich. Denn was der Staat erborgt, wendet er nicht auf gewinnbringende Unternehmungen, sondern be-

streitet dadurch ein gegenwärtiges Bedürfniß. Er zehrt also vom Capitale und setzt nicht wie der industriöse Privatmann ein zinsenbringendes Surrogat an die Stelle des Capitals. Für die Zwecke der Privat-Industrie werden kleinere Summen erborgt, und ein Theil davon, den man zur Wiederbezahlung des Capitals zurücklegt, wird bald der Circulation wieder entzogen. Der Staat hingegen setzt die erborgten beträchtlichen Summen auf einmal in Umlauf und seine Rückzahlungen erfolgen erst spät. Wenn also von einer Vermehrung der circulirenden Geldmasse eine Steigerung der Preise zu besorgen ist, so darf man nicht hoffen, dies bei einer Anleihe zu vermeiden, sie mag im Lande selbst, oder außerhalb Landes eröffnet werden. Sind ferner die Gläubiger des Staats im Auslande, so entziehen sie durch Erhebung der Zinsen jährlich eine beträchtliche Geldsumme der Nation. Es ergibt sich also, daß auch gegen die Anleihen manches sich einwenden läßt, und daß es wenigstens zweifelhaft bleibt, ob sie für die bedeutende Ausgabe an Zinsen, die bey den Cassenbilletts erspart wird, durch überwiegende Vortheile entschädigen.



Wünsche eines deutschen Geschäftsmanns.*)

*) Wünsche eines deutschen Geschäftsmanns. Vespig, bei M. J. Götzen, 1811. -- Verträge über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung. V. 2. 121.

Die „Wünsche eines deutschen Geschäftsmanns“ waren die letzte kleine Flugschrift Rönners, welche in Wölkens Verlag erschien. Sie wurde zu Anfang des Jahres 1811 geschrieben, nach der Citermesse gedruckt. „Ich danke Ihnen, daß Sie meine kleine Schrift denken wollen. Für den Buchhandel ist sie freilich zu klein, aber als eine Brochure findet sie vielleicht um der Kleinheit wegen eher einen Leser, wie ich mir ihn wünsche.“ (Röner an Wölkens, Dresden, 8. April 1811. St. Dresdner Bibliothek.) — Der Zweck der Schrift war offenbar, den Vorrechnern des französischen Wollensystems und der strengen Centralisation, welche in den meisten Rheinbundstaaten beibehalten und erhöht wurde, gegenüberzutreten. Der Widerspruch erfolgt aus den „Verfassen über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung“, in denen Röner die ursprünglich selbstständig erschienenen Schrift ohne jede Veränderung mitgeteilt hat.

Zu einer Zeit, da die Mängel der Staatsorganisation in mehreren deutschen Ländern durch den Drang der Umstände anschaulich geworden sind, wäre es unverantwortlich Mißbräuche in Schutz zu nehmen, oder wirkliche Fortschritte zu erschweren, aber erlaubt bleibt es immer, über die Art, jenen Mängeln abzuhelpen, eine warnende Stimme laut werden zu lassen. In den Momenten des Unwillens über das Unbehäufliche der Formen, und über die Hindernisse nützlicher Unternehmungen, die aus der vorhandenen Verfassung entstehen, wird man leicht ungerecht gegen die Anstalten der Vorfahren. Oft wird alsdann übersehen, daß da, wo man nur Kurzsichtigkeit und Beschränktheit zu finden glaubt, eine edle Triebfeder wirkte, und das Ziel nur durch spätere Ausartungen verfehlt wurde.

Wenn daher insbesondere der langsame Geschäftsgang bey den deutschen Landes-Collegien eine Reform nothwendig macht, so ist zu wünschen, daß nicht ohne Schonung ein Werk der Vorzeit zerstört werde, dem auch in seinem jetzigen Zustande noch manche Wohlthat verdankt wird. Es verdient daher untersucht zu werden, was der Erfolg seyn würde, wenn man sich begnügte, den Wirkungskreis der Collegien genauer zu bestimmen, die Angelegenheiten des Staats unter sie zweckmäßiger zu vertheilen, ihnen Geschäfte zu entziehen, die von dem einzelnen Manne besser besorgt werden, und für die übrigenbleibenden Arbeiten Mittel zur Erleichterung und Beschleunigung auszufinden. Zu einer solchen Untersuchung etwas beizutragen, ist der Zweck des gegenwärtigen Versuchs.

Daß die Geschäfte der Collegien in neuern Zeiten sich beträchtlich vermehrt haben, ist leicht zu erweisen, und dient auf manche Vor-

würde zur Antwort. Durch Anstellung mehrerer Räthe und Vertheilung des Collegiums in mehrere Senate oder Departements wird allerdings viel gewonnen, aber es giebt eine tiefer eingreifende Maßregel, die zugleich für die Behandlung der Sachen einen wichtigen Vortheil gewährt. Dies ist die Absonderung der speciellen Geschäfte der Provinz von den allgemeinen Angelegenheiten des Landes. Wird für jeden Kreis insbesondere ein Kammer-Collegium, eine Regierung oder ein Ober-Amt und ein Consistorium errichtet, so haben diese Behörden auch mehr Gelegenheit, als ein allgemeines Landes-Collegium, sich vollständige Localkenntnisse zu erwerben, und eine genauere Befolgung ihrer Verfügungen zu bewirken.

Für die Einheit und den Zusammenhang der Geschäfte wäre es ein Gewinn, wenn Ein Mann, etwa unter dem Titel eines Oberaufsehers, alle drei Collegien des Kreises zu dirigiren hätte. Auch würden dadurch viel schriftliche Communicationen unter den Kreis-Collegien erspart. Von einer zu großen Gewalt des Oberaufsehers hätte man nichts zu fürchten, da er innerhalb des Wirkungskreises der Collegien nichts ohne diese vermöchte, und gegen die Kreis-Collegien selbst bei einer höhern Instanz Schutz zu finden wäre.

Unter den Finanz-Geschäften sind die Verg-, Post-, Münz-, Zölh- und Salz-Sachen von der Art, daß sie süglich nur von Einer Behörde im ganzen Lande geleitet werden können, und daher dem allgemeinen Finanz-Collegium vorbehalten werden müßten. Eben so nöthig scheint es, dem Landes-Consistorium die Aufsicht über die Universitäten und die Ernennung der geistlichen Obern jedes Bezirks nach vorgängiger Prüfung zu übertragen. Auch möchte rathsam seyn, zur Prüfung der übrigen Geistlichen und Schullehrer besondere Commissionen, jeden für einige Kreise, durch das Landes-Consistorium anstellen zu lassen.

Die Landes-Regierung war zeither gemeinlich die höhere Instanz in Criminal-Sachen, und hatte über alle Appellationen zu entscheiden. Die Mängel der Criminal-Justiz in Deutschland, besonders, wo sie von den Patrimonial-Gerichten verwaltet wird, sind bekannt. Ein allgemeines Criminalgericht für jeden Amtsbezirk wäre daher

wünschenswerth, selbst nach der Ueberzeugung vieler Gerichtsherrn. Ob dabey Geschworne angestellt, oder ob die Urtheil ferner von den Dicastern eingeholt werden sollen, ist eine Frage, deren Erörterung hier zu weit führen würde. In beiden Fällen aber würden die Beschwerden über das Verfahren des Criminal-Gerichts süglich von der Landes-Regierung untersucht werden können. Dagegen möchte rathsam seyn, die Criminal-Gerichte durch Mitglieder der Provinzial-Regierungen jährlich revidiren zu lassen, besonders um die Gefängnisse zu visitiren und die Proceß-Tabellen mit den Acten zu vergleichen.

Dass durch Appellation jede Verfügung irgend einer Behörde ohne Unterschied der Sachen zur Beurtheilung der Landes-Regierung gebracht werden kann, ist eine wohlthätige Einrichtung, die durch öfteren Mißbrauch nicht verwerflich wird. Gegen diesen Mißbrauch ist schon viel gewonnen, wenn die Fälle genau bestimmt sind, in denen die Wirkung, das Verfahren zu hemmen, oder von der Befolgung der obrigkeitlichen Vorschrift zu befreien (*effectus suspensivus*) bey der Appellation nicht Statt findet. Wenn ferner die Landes-Regierung weniger als jeither mit Provinzial-Geschäften überhäuft wäre, so würden die Appellationen schneller zur Entscheidung kommen, und dadurch der Vortheil des Aufschubs oft so unbedeutend werden, daß er gegen die Gefahr, sich durch ungebührliches Appelliren einer Strafe auszusetzen, nicht in Betrachtung käme. Die Zahl der an die Landes-Regierung zu bringenden Appellationen könnte auch dadurch vermindert werden, daß die Kammer-Collegien und Consistorien der Kreise an ihre vorgesetzte Landes-Behörde in Appellationsfällen zu berichten hätten, bey deren Verfügung sich die Parthey nicht selten beruhigen würde.

Zu den eigenthümlichen Geschäften der Landes-Regierung rechnete man jeither größtentheils auch die Polizei, ohne sich über den Begriff dieses Wortes immer vereinigen zu können. Wenn aber mit Pütter und von Berg angenommen wird, daß die Polizei in der Abwendung gemeinschädlicher Uebel im Innern des Staats bestehe, so ist einleuchtend, daß in dem Kampfe gegen diese innern Uebel ohne stete Wachsamkeit an Ort und Stelle, schnellen Entschluß, und kräftige Ausführung eben so wenig etwas ausgerichtet werden kann, als in dem

Kriege gegen äußere Feinde. Und dies ist der Fall, wo sich nur von dem einzelnen Manne in dem kleinern, wie in dem größern Wirkungskreise alles erwarten läßt, wenn er mit Sorgfalt gewählt ist. Ist ein Minister an der Spitze der Poligen, stehen unter ihm unmittelbar die Obergerichter der Kreise, unter diesen die Amtshauptleute, und unter diesen die verpflichteten Aerzte und Wundärzte des Bezirks, die Bürgermeister in Städten und die Vorfrichter auf dem Lande, werden die Amtshauptleute mit tüchtigen Gensdarmen versehen, und im Nothfalle durch das Militair unterstützt, so kann jede Gefahr, die den Staat in seinem Innern bedroht, leicht in der Entstehung bemerkt werden, und es wird nicht an Mitteln fehlen, um sie schnell und mit Nachdruck abzuwenden. Sehr viel beruht hierbey auf den persönlichen Eigenschaften der Amtshauptleute. Sie sind das Auge und die Hand der Regierung in den kleinern Bezirken. Daher die Nothwendigkeit, diese Stellen so annehmlich zu machen, daß die angesehensten und verdienstvollsten Gutsbesitzer des Kreises sich darum bewerben. Dies zu bewirken sind hohe Besoldungen weniger wirksam, als ausgezeichnete Behandlung von Seiten ihrer Obern und Verhältnisse gegen ihre Untergebenen, die für edel denkende Männer einen Werth haben. Aus seinen Händen werde jede Entschädigung, Beihilfe und Belohnung empfangen, die der Staat ertheilt. In seinem Bezirke werde er als Vater verehrt, damit ihn auch die nöthige Strenge nicht verhasst mache. Um seine Thätigkeit nicht durch unbrauchbare Organe zu erschweren, sey bey jeder Anstellung eines verpflichteten Arztes oder Wundarztes, eines Bürgermeisters und eines Vorfrichters seine Bestimmung erforderlich und er selbst wähle die ihm untergebenen Gensdarmen.

Als Vorbereitung für den künftigen Amtshauptmann möchte zu verlangen seyn, daß er wenigstens Ein Jahr lang den Sitzungen des Kammer-Collegiums und der Regierung des Kreises beygewohnt hätte, und bey wichtigen Commissionen zur Assistenz gebraucht worden wäre. Auch könnten vorzügliche Subjekte, denen es zu nützlichen Reisen an eignen Mitteln fehlte, hierzu durch den Staat unterstützt werden.

Zu einem Schutz gegen das willkürliche Verfahren der Poligen-Behörden dienen besonders möglichst bestimmte allgemeine Anordnungen.

Die Entwerfung dieser Anordnungen aber, so wie aller Gesetze überhaupt, gehört auch zu den Geschäften, die in der Regel mit besserem Erfolg von einer einzelnen Person, als von einem Collegium ausgeführt werden. Bey der collegialischen Deliberation über eine neue Gesetzgebung darf man nicht erwarten, daß alle Anwesende den vorliegenden Gegenstand so sorgfältig studirt haben, als der Referent. Gleichwohl erhalten oft Einwendungen durch die Person, welche sie vorbringt, ein großes Gewicht, und bewirken Beglassungen und Modificationen in dem neuen Gesetze, wodurch der Zweck oft großentheils verfehlt wird. Nachtheile dieser Art sind zwar auch bey jeder collegialischen Prüfung eines entworfenen Gesetzes zu besorgen, aber in einem weit mindern Grade, wenn der Entwurf als ein Ganzes vorhanden ist, und der Verfertiger angehört wird, als wenn er jeden Punkt einzeln nach dem Beschlusse des Collegiums abfassen muß.

Daß ein Gesetz mit Bestimmtheit und Festigkeit aus Einem Princip hervorgehen werde, läßt sich alsdann am ersten hoffen, wenn ein einzelner Mann es ungestört entwerfen darf, den der Minister, auf dessen Wirkungskreis die zu erlassende Anordnung sich bezieht, mit völlig freyer Wahl dazu ausersehen hat. Ist sodann dieser Entwurf von einer Landes-Behörde und nachher von der Gesetz-Commission geprüft worden, so wird eine zweite Redaction nöthig, die ebenfalls einer einzigen Person von dem Minister aufzutragen seyn möchte. Eine nochmalige Prüfung dieses zweiten Entwurfs durch sämtliche Minister würde die Vorbereitung des Gesetzes zur Entscheidung des Fürsten vollenden.

Die Justiz-Geschäfte der Landes-Regierung werden durch alles erleichtert und befördert, was zu Verhütung und Abkürzung der Processen beiträgt. Es fehlt hierzu nicht an Vorschlägen, deren vollständige Erwähnung für diesen Ort nicht gehört. Nur über zwey Punkte aber wird man hier einige Bemerkungen erlauben.

Vergleichs-Commissionen, um den Streit in seiner Entstehung zu schlichten, haben vielleicht nur selten den gewünschten Erfolg, aber selbst in diesem Falle bleibt eine solche Anstalt immer wohlthätig, wenn sie Gelegenheit giebt, den achtungswürdigen Bürger und Landmann, den

man einer solchen Commission befehlt, durch ein ehrenvolles Vertrauen auszuzeichnen, den Sinn für Recht und Unrecht rege zu erhalten, und die Sittlichkeit überhaupt zu befördern. Die Errichtung der Provinzial-Regierung hat übrigens den Nutzen, daß auch im Fortgange des Processus durch Vorbeschiede nach Befinden an Ort und Stelle eine gütliche Beilegung mit Benützung der erworbenen Local-Kenntnisse und mit geringern Kosten für die Partheien versucht werden kann.

Die öftern Vergehungen der Advocaten dürften kein hinlänglicher Grund seyn, einen Stand gänzlich abzuschaffen, der zum Schutz der Partheien gegen jede Verletzung der Pflicht in dem Verfahren des Richters bestimmt ist. Aber wünschenswerth wäre doch eine solche Einrichtung, wodurch es jeder Parthey möglich gemacht würde, nach Willkühr auch ohne Advocaten zu ihrem Rechte zu gelangen. Es bedarf hierzu bloß, daß außer der ordentlichen Proceßform auch solche mündliche Verhandlungen vor dem Richter gestattet werden, wie bereits in einigen Ländern bey Abschaffung der Advocaten eingeführt worden sind. Indessen möchte jeder Parthey freigestellen sein, sich noch während des Processus in irgend einem Zeitpunkte, da sie es für nöthig fände, eines Sachwalters zu bedienen. Von dieser Einrichtung läßt sich eine vortheilhafte Wirkung auf das Betragen der Advocaten erwarten, und zugleich kann ein Wettstreit der Richter dadurch veranlaßt werden, sich ein unbegränktes Vertrauen der Partheien zu erwerben.

Bei mehreren Geschäften würde die Mitwirkung der Stände nicht nur den Behörden eine Erleichterung verschaffen, sondern auch für den Zweck selbst wohlthätige Folgen haben. Aber hierzu werden jährliche Versammlungen der Stände des Kreises erfordert, und die Erfahrung hat schon gelehrt, wie sehr durch eine öftere Zusammenkunft der Provinzial-Stände der Gemeingeist erweckt und verbreitet, und wie leicht alsdann manche nützliche Anstalt zur Ausführung gebracht wird. Gesezt man fände bedenklich in der Verfassung der allgemeinen Landtage etwas abzuändern, so würden selbst die jetzigen Mängel dieser Verfassung weniger nachtheilig werden, und die Geschäfte des Landtags durch bessere Vorbereitung der Personen und Sachen gewinnen, wenn nur die Kreisversammlungen der Stände zweckmäßig organisiert wären. Für

die besondern Bedürfnisse des Kreises kann viel geleistet werden, wenn sich die Stände unter Direction des Oberaufsehers dazu vereinigen. Soll es hierzu nicht an Mitteln fehlen, so darf niemand einen verhältnismäßigen Beitrag verweigern, selbst der Fürst nicht in Ansehung seiner Domänen. Und eine bedeutende Summe wird sich leichter aufbringen lassen, wenn die Vertragenden auch an den Geschäften Antheil nehmen dürfen, wodurch die gemeinschaftlichen Zwecke erreicht werden sollen. Unter den einzelnen Kreisen entsteht vielleicht alsdann ein heilsamer Wettseifer, und es kann dahin kommen, daß es einigen Kreisversammlungen gelingt, Geistliche und Schullehrer besser zu besolden, Anstalten zu ihrer Bildung zu errichten, Zucht- und Arbeitshäuser anzulegen, für die Verpflegung der Gemüthskranken zu sorgen, verpflichtete Aerzte und Wundärzte mit hinlänglichem Gehalt anzustellen, Hebammen unterrichten zu lassen, Straßen und Canäle zu bauen, den nöthigen Wasserbauern die unermügenden Grundbesitzer zu unterstützen, kurz in jeder Art von gemeinnütziger Thätigkeit sich Verdienste zu erwerben.

Sobald die Kreisversammlung für irgend einen besondern Zweck Anstalten zu treffen beschließt, so hat sie hierzu auch wenigstens zwei ständische Deputirte zu ernennen, denen nach Beschaffenheit des Gegenstandes ein Mitglied eines der Provinzial-Collegien, oder ein Amtshauptmann von dem Oberaufseher als landesherrlicher Commissarius zugeordnet wird. Diesen Männern wird man die Entwerfung des Plans und das Einzetne der Ausführung ohne Bedenken überlassen können, und zur Oberaufsicht des Staats wird hinreichend seyn, daß der entworfene Plan von einem der Provinzial-Collegien geprüft, und auf ebendesselben Veranstaltung die nachher erfolgte Ausführung revidirt werde.

Wenn auch die Bedürfnisse des Kreises nicht mehr als drei Collegien erfordern, so könnte doch zweifelhaft scheinen, ob die Angelegenheiten des Landes überhaupt nicht unter eine größere Anzahl von Collegien vertheilt werden sollten. Allein bei einer solchen Vermehrung entstehen leicht Streitigkeiten über den Wirkungskreis der einzelnen Landesbehörden, verschiedene Ansichten der Gegenstände, und

Verzögerungen der Sachen durch weillläufige Communicationen, wobey in der Regel jedes Collegium von der einmal gefassten Meynung schwerlich wieder abgeht. Nachtheile dieser Art sind weniger zu besorgen, wenn aus mehreren Collegien zu einer besondern Gattung von Geschäften Deputationen ernannt werden. Zu den unentbehrlichen Landes-Collegien gehört übrigens ein Tribunal als höchste Instanz in Civilsachen, und wo eine besondere ständische Cassé vorhanden ist, eine Behörde zur Aufsichtführung über die Einnahme und Ausgabe dieser Cassé. Auch unter den Militairsachen giebt es Gegenstände, wobey es nicht auf Benutzung des Augenblicks ankommt, und worüber eine collegialische Deliberation von Nutzen seyn könnte.

Das höchste Landes-Collegium, dem alle übrigen untergeordnet sind, besteht gewöhnlich aus Ministern des Fürsten, aber nicht alle Ministerialgeschäfte erfordern eine collegialische Behandlung. Dies gilt nicht bloß durchgängig von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dem Kriegsminister, sondern mit gewissen Einschränkungen auch von den Ministern der Finanzen, der geistlichen Sachen und des öffentlichen Unterrichts, der Polizen und Gewerbe, und der Justiz. Es wird vortheilhaft seyn, wenn die vier letzten Minister über die Entwürfe neuer Gesetze, über ständische Gesuche und Unternehmungen, über Streitigkeiten unter den Behörden, über Beschwerden gegen die Landes- und Kreis-Collegien, und über die Besetzung der Directorial-Stellen gemeinschaftlich berathschlagen; aber alle übrigen Angelegenheiten würden gewinnen, wenn der Minister, an den sie gelangten, befugt wäre, nach Vorschrift der ihm zu ertheilenden Instruction entweder selbst darüber zu entscheiden, oder unmittelbar die Entschliehung des Fürsten darüber einzuholen. Eine solche Gewalt des Ministers würde weniger gefährlich werden, wenn er zwar durch sein Secretariat von jeder Unterbehörde unmittelbar Erkundigungen einziehen, aber nur durch den Oberaufseher des Kreises Befehle ertheilen könnte. Diese Befehle würden alsdann in der Provinz nur als Verfügungen einer Kreis-Behörde angesehen, und eine dagegen eingewendete Appellation dürfte zwar die Befolgung nicht hindern, hätte aber die Wirkung, daß das Verfahren nachher zur Beurtheilung der Landes-Regierung ge-

langte. Vor der Entscheidung darüber wäre von der Landes-Regierung gutachtlicher Bericht an das gesammte Ministerium zu erstatten, und von diesem die Sache zur Entschliebung des Fürsten zu bringen.

Durch die Oberaufseher der Kreise kann jeder Minister die nöthigen statistischen Nachrichten mit möglichster Genauigkeit erhalten. Jährlich würden kurze Anzeigen über die Bevölkerung, über die Beschaffenheit der Ernte, über den Ertrag der Abgaben, über besondere Unglücksfälle, und über neue Verbesserungsanstalten zu erstatten seyn, worüber das Secretariat des Ministers die Haupt-Tabellen zu fertigen hätte. Aber nach Verfluß einiger Jahre, und am besten vor dem Eintritt jedes allgemeinen Landtags wäre ein vollständiger Bericht über den Zustand des Kreises von dem Oberaufseher einzureichen, aus welchem die Fortschritte oder Hindernisse des Erziehungswesens, der Industrie und der gemeinnützigen Anstalten, die Veränderungen in dem Ertrage der Consumtionsabgaben als Zeichen des vermehrten oder verminderten Wohlstandes, die Unterschiede des Arbeitslohns und des Werths der Grundstücke gegen einen vergangenen Zeitraum, und ähnliche für die Staatsverwaltung wichtige Umstände ersichen werden könnten. Aus diesen Berichten wären allgemeine Darstellungen über die einzelnen Objecte zur Einsicht des Fürsten zu fertigen. Der Finanz-Minister insbesondere würde die Resultate dieser Hauptberichte zu benutzen haben, um den Verlust oder Gewinn bey dem Finanzwesen im Ganzen und nicht bloß bey einzelnen Cassen bemerklich zu machen, damit immer einleuchtender werde, wie oft eine geringe Aufopferung bey der einen Cassé, bey einer andern wenigstens nach Verfluß einiger Zeit einen beträchtlichen Vortheil gewährt, und wie leicht man sich durch Vermehrungen der Einnahme täuscht, die eine Cassé auf Kosten der andern erlangt.

Unter die Mittel, die Geschäfte der Minister und der höhern Collegien zu erleichtern und zu beschleunigen, gehört besonders eine Abfärgung der schriftlichen Arbeiten, die, so natürlich sie auch scheint, doch in mehreren Ländern zur Zeit nicht eingeführt ist. Wenn aus der Anzeige der ersten Instanz der Hergang der Sache und die Gründe des Gesuchs, oder die Rechtfertigungen der Parteyen und des Ver-

sehrend deutlich und vollständig zu erscheinen sind; so ist nicht nur erlaubt, sondern auch sehr nützlich, daß die höhere Behörde in ihrem Berichte nicht den Inhalt dieser Anzeige wiederhole, sondern sich bloß darauf beziehe und ihre Bemerkungen beifüge. Auf diese Art verkleinern sich die Actenstücke, die Uebersicht wird erleichtert, und viel Zeit wird gewonnen, die durch unnützes Abschreiben verschwendet wurde. Auch ist es nicht gleichgültig, ob mancher Staatsdiener nicht mehr unter der Last mechanischer Arbeiten seufzt, die seinen Geist lähmen und ihm sein Amt verleideten. Der größere Staatsmann kennt den Werth solcher Untergebenen, die seinen Zweck in ihren kleineren Wirkungskreisen mit Verstand und Eifer befördern, so wie der größere Feldherr auch den einzelnen Soldaten höher zu schätzen weiß, der nicht als blindes Werkzeug, sondern mit Besonnenheit und Einsicht sich der Regel des Dienstes unterwirft.

Ueber den staatswirthschaftlichen Werth eines Menschenlebens.^{*)}

Diese Schrift wurde im Jahre 1892 durch eine Preisaufgabe veranlaßt, die
der verstorbene Graf Berchtold in Wien damals ausgesetzt hatte.

^{*)} Bericht über Gegenstände der letzten Staatsermittlung. VI. B. 149.

Die nachstehende Wienerische Schrift, durch eine Verleumdung des kaiserlichen Verstandes veranlaßt und bereits 1802 geschrieben, ward in den „Verhandlungen über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung“ zuerst gedruckt. Nach einer Mittheilung Böners an Wieden hatte das Manuscript eigenhändige Zusätze erhalten. Als Wiener 1811 die Herausgabe seiner gesammelten politischen und staatswissenschaftlichen Aufträge gab, ist es an den vollständigen Zustand gekommen. Dieser dem Werk hat jedoch einen einzelnen Zusatz in staatswissenschaftlicher Hinsicht. Das Manuscript sollen Sie mir noch weiter verschaffen helfen. Im März war nämlich 1806 ein Brief wegen dieser Angelegenheit gekommen. Ich schickte meine Schrift nach der Vortheil an die Herren Wieden und Wiede in Wien, vor dem letzten December 1806 mit dem Motto: *genti date remque protinusque et domo uno* mit meinem Namen in einem verpackten Schachtel. Seit dieser Zeit habe ich nichts von dem Erfolg der Verleumdung gehört und neuerlich den kaiserlichen Kaiser bitten, an die Herren Wieden und Wiede wegen meines Manuscriptes zu schreiben. Noch habe ich es aber nicht und es wäre mir ein Gefallen, wenn Sie es mir zuweilen verschicken könnten.“ Wiener an Wieden, 12. April 1811. Hl. Verleumdung Verleumdung: Es hat nach Wieden alle Wieden — das Manuscript wurde wieder herausgegeben und dabei eine „Verleumdung“ der „Verleumdung über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung“, aus Wien aus der Kaiserstadt.

Es giebt praktische Staatsmänner, die in den Fällen, wo unter zwey Uebeln das kleinere zu wählen ist, einen Vorzug gegen allgemeine Grundsätze nicht scheuen, aber einen Rechnungsfehler sich ungern würden zu Schulden kommen lassen. Bey dieser Denkart findet sich oft viel Talent und Charakter. Sie ist besonders Männern eigen, die nach häufigen Erfahrungen über das Unbefriedigende der Theorie bei den dringendsten Bedürfnissen der Geschäfte, sich zur ersten Pflicht gemacht haben, die Verhältnisse des einzelnen Falls von allen Seiten zu betrachten, die Folgen der möglichen Entschlüsse sorgfältig gegen einander abzuwägen, und was sie sodann nach reifer Wahl für das Beste halten, fest und beharrlich auszuführen, ohne selbst den Sagen der Härte zu fürchten. Solchen Staatsmännern vorzuarbeiten ist die Bestimmung und das Verdienst der politischen Weisheit.

Dass auch der Werth des Menschen als ein Gegenstand der Berechnung angesehen wird, darf dem Philosophen nicht anstößig seyn. Die Würde der menschlichen Natur wird nicht verkannt, wenn die Begriffe der Staatswirtschaft berichtigt werden. Den Reichthum des Staats zu erhalten und zu vermehren ist Pflicht, weil es im Zustande der Armuth an Mitteln fehlt, die wohlthätigen Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft zu erreichen. Aber nicht oft und nachdrücklich genug kann die Wahrheit eingeschärft werden, dass nicht der Ueberflus an Silber und Gold, nicht der Umfang des Gebiets, nicht die Fruchtbarkeit des Bodens, nicht der Vorrath an unterirdischen Produkten den vorzüglichsten Reichthum des Staats ausmacht, sondern dass seine

kostbaren Schätze in seinen Bürgern bestehen. Wer diesen Satz durch Berechnungen noch einleuchtender zu machen sucht, bezweifelt deswegen gar nicht, daß der einzelne Mensch einen selbstständigen mit nichts in der sinnlichen Welt zu vergleichenden Werth habe. Ein solcher Werth wird vielmehr bei der vollkommenen Organisation des Staats vorausgesetzt. Das Ganze dient den einzelnen Theilen, so wie diese dem Ganzen, und jeder Bürger des Staats ist zugleich Mittel und Zweck an sich.

II.

Zwei Menschen, deren Leben in staatswirthschaftlicher Hinsicht einen vollkommen gleichen Werth hätte, würde man schwerlich unter dem zahlreichsten Volke finden. Selbst wenn beide zur erwerbenden Classe gehörten, und weder an Geschlecht noch Alter verschieden sind, so besitzet der eine mehr Gesundheit, Fleiß oder Geschicklichkeit; hat sich mehr Fertigkeiten erworben, oder steht in günstigeren Verhältnissen, als der andre, und liefert daher einen größern Beitrag zu dem Vermögen des Staats. Dieser individuelle Werth kann bei gegenwärtiger Aufgabe nicht in Betrachtung kommen.

Von anderer Art sind die Unterschiede der Classen. Es ist einleuchtend, daß der Nationalreichtum durch diejenigen Einwohner des Landes unmittelbar vermehrt wird, welche ein Produkt ihrer Thätigkeit aufweisen können, oder einen Theil ihres Erwerbes nach Befriedigung ihrer Bedürfnisse als jährlichen Gewinn zurückerlegen. Daher in den Lehrbüchern der Staatswirthschaft der Vorzug der erwerbenden Classe vor der verzehrenden.

Diese Classen von einander abzusondern scheint bei der gegenwärtigen Frage nöthig zu seyn, aber es würde zu weit führen, wenn auf die mannichfaltigen Unterabtheilungen der erwerbenden Classe Rücksicht genommen werden sollte. Die Verschiedenheit dieser Unterabtheilungen ist aus dem Gesichtspunkt der Staatswirthschaft betrachtet nicht von solcher Erheblichkeit, daß nicht füglich ganz davon abstrahirt werden könnte, um das Geschäft der politischen Rechenkunst nicht zu verwickeln zu machen.

Man lese in Smith's Werke über den Nationalreichthum*) die Betrachtungen über die verschiedenen Arten der menschlichen Thätigkeit. Hier ist keine Spur einer Schätzung nach ihrem innern Werthe, die ganz außer dem Gebiete der Staatswirthschaft liegt. Nur die allgemeinen Bedingungen werden untersucht, unter welchen die Bedürfnisse einer Nation befriedigt werden. Ob diese Bedürfnisse edlere und geistige, oder gemeine und thierische sind, ob ihre Befriedigung bloß Fleiß und Genauigkeit, oder seltne Vorzüge und Talente erfordert, kommt nicht in Betrachtung. Selbst auf den Umstand wird nicht Rücksicht genommen, daß einige Arten von Thätigkeit ein dauerndes Produkt zurüchlassen, andere nicht. Denn der Mensch bedarf der Dienste eben so sehr als der Sachen, und er ist nicht reicher durch den Besitz einer Waare, die zu einem langwierigen Gebrauche einmal gefertigt wird, als durch das Befugniß auf gewisse Arbeiten rechnen zu dürfen, die jährlich oder täglich verlangt und getrieft werden können. In der Größe des Gewinns, der bey den mannichfaltigen Beschäftigungen erworben wird, scheint für den Gesichtspunkt der Staatswirthschaft, der wichtigste Unterschied zu liegen, aber, wie Smith an dem angeführten Orte bemerkt, giebt es auch hier ein gewisses Gleichgewicht. Wenn gewisse Arbeiten besser bezahlt werden, so ist dies in der Regel nur ein Ersatz für die größern Beschwerden und Unannehmlichkeiten des Geschäfts, für die längere und mühsamere Vorbereitung, für die Gefahr des ungewissen Erfolgs und für die Einbuße in der Zeit, da der Arbeiter unbeschäftigt ist.

III.

So groß auch der Gewinn ist, den die erwerbende Classe dem Staate unmittelbar verschafft, so darf doch der mittelbare Einfluß der verzehrenden Classe auf den Nationalreichthum nicht verkannt werden. Der Wohlstand des Arbeiters beruht auf der Nachfrage nach der Waare, oder den Diensten, die er anzubieten hat. Wenig Länder haben den Vortheil durch Seerhandel ihre Produkte über den ganzen Erdkreis zu

*) B. I. Cap. 8 und Cap. 10, Abchn. I.

verbreiten. Soll der Manufakturist seinen Absatz auf entfernten Marktplätzen mit beträchtlichen Kosten auffuchen, so entgeht ihm ein großer Theil seines Gewinns. Er hält es daher für einen sehr günstigen Umstand seine Käufer in der Nähe zu haben, auf ihr besonderes Bedürfniß Rücksicht nehmen zu können, und beim Gebirggeben weniger zu wagen.

Ein Zuwachs der verzehrenden Classe hat daher immer eine Vermehrung der erwerbenden zur unmittelbaren Folge gehabt. Auch ist es nicht gleichgültig, ob dieselbe Summe von Landrenten oder Capitalzinsen von mehreren oder wenigern Personen verzehrt wird. Sind große Reichthümer in den Händen einer geringen Anzahl, so entsteht gewöhnlicher Weise ein unbegränkter Luxus, der mehr nach dem Seltnen und Ausländischen strebt, als die einheimische Industrie befördert. Ist hingegen ein gewisser Wohlstand unter mehrere verbreitet, so giebt es mehr Beschäftigung für den Inländer. Der Trieb nach Zweckmäßigkeit, Bequemlichkeit und Eleganz in Wohnungen und Geräthschaften ist nicht auf wenige Grundbesitzer oder Capitalisten eingeschränkt. Wer nicht durch Pracht zu glänzen hoffen kann, sucht durch guten Geschmack sich auszuzeichnen, und findet dann auch einen Arbeiter in der Nähe, der sein Bedürfniß befriedigt. Der Abstand der verschiednen Volksklassen wird kleiner, und ihr Verhältniß für den einen Theil weniger drückend. Die Genüsse der Wohlhabenden sind für den beharrlichen Fleiß nicht unerreichbar, und diese Aufmunterung hat oft den besten Erfolg.

IV.

Bei dem besondern Werthe der verschiedenen Volksklassen darf man nicht stehen bleiben, wenn der gegenwärtigen Aufgabe Genüge geschehen soll. Für die staatswirthschaftliche Schätzung des Menschen überhaupt müssen allgemeine Gründe gefunden werden.

Der einzelne Mensch ist ein Theil der Volksmasse, und hat in dieser Rücksicht einen staatswirthschaftlichen Werth, wenn alles Besondere des Geschlechts, des Alters und der Beschäftigung bei Seite gesetzt wird. Dieser Satz würde von einem Lande nicht gelten, wo der Fall einer übermäßigen Bevölkerung eingetreten wäre. Mehr Ein-

wohner, als in dem Lande ihren Unterhalt finden könnten, wären allerdings für den Staat kein Gewinn. Allein wenn gleich die Möglichkeit eines solchen Falls sich nicht bezweifeln läßt, so sind doch die meisten bekannten Völker noch weit von dem höchsten Bevölkerungszustande entfernt.

Sägemilch ¹⁾ berechnet, daß auf einer deutschen Quadratmeile 6000 Menschen leben können, und seine Rechnung gründet sich auf ein Mittelverhältniß des Getreidelandes zu dem übrigen Flächenraum. Veeuwenhöl ²⁾ geht noch weiter. Nach seiner Angabe leben in der Provinz Holland auf der deutschen Quadratmeile 6493 Menschen, und eine solche Bevölkerung hält er auch in andern Ländern für möglich.

Man vergleiche hiermit die Nachrichten, welche Sägemilch ³⁾ und Baumann ⁴⁾ über die Volksmenge der meisten Staaten gesammelt haben. Nirgends findet sich nur eine Annäherung zu dem Bevölkerungszustande, den Veeuwenhöl von der Provinz Holland angiebt. Das volkreiche Deutschland hat nur 2035 Einwohner auf die deutsche Quadratmeile, ⁵⁾ China auf eben diesem Flächenraume 2900, andre Staaten weit weniger.

Mit Recht wird in manchen Ländern über die ungleiche Vertheilung der Volksmenge geklagt, und besonders über die Entvölkerung der Provinzen durch das Zustromen der Einwohner nach der Hauptstadt. Aber auch in diesem Falle läßt sich nicht behaupten, daß irgend ein Theil von der Volksmasse der Hauptstadt für den Staat entbehrlich sey. Was hier eingebüßt wird, macht die Provinz nicht reicher. Viel-

¹⁾ Göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts II. B. 20. Cap. § 375.

²⁾ Baumanns Anmerk. im III. B. des Sägemilch'schen Werks, S. 336. f.

³⁾ Am angef. Orte, § 375 ff.

⁴⁾ In den Anmerk. zu Sägemilch's Werke, III. B. S. 339 ff.

⁵⁾ Die Bevölkerung des Stills Conabrid wird von Baumann nach Möler zu 4166 auf die Quadratmeile geschätzt; aber Möler selbst hat in der zweiten Ausgabe der patriotischen Phantasien, Th. I. S. 246 diese Angabe für unrichtig und zu hoch erklärt.

mehrt haben sie einen stürkern Abgang an Bevölkerung zu fürchten wenn sich mehrere nach der Hauptstadt drängen, um dort die entstandnen Lücken zu ergänzen.

Um den Verlust eines Theils der Volksmasse für den Staat genau zu schätzen, muß man die außerordentliche Einbuße von der gewöhnlichen unterscheiden, die durch die mittlere jährliche Mortalität im ordentlichen Laufe der Natur verursacht wird. Letztere im Ganzen genommen ersetzt bei einem Volke überhaupt der jährliche Zuwachs an Gebornen. Aus den vorhandnen Geburts- und Sterbelisten sind hierüber vielfältige Erfahrungen in dem Werke gesammelt, das Sähemilch unter dem Titel: die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts herausgegeben hat.¹⁾ Nur bei den volkreicheren Städten zeigt sich ein jährlicher Ueberschuß an Gestorbenen. Auf dem Lande hingegen und in den kleineren Städten, auch bei ganzen Provinzen mit Einschuß der größern Städte ist außer dem Fall einer Epidemie die Zahl der Gebornen jährlich größer als die Mortalität. Nach Sähemilch²⁾ läßt sich ein Mittelverhältniß der Gestorbenen zu den Gebornen von 10 zu 13 annehmen.

Es könnte scheinen, als ob durch diesen jährlichen Ueberschuß an Gebornen auch die außerordentlichen Einbußen des Staats an der Volksmenge ersetzt würden. Allein dagegen ist erstlich zu erwägen, daß der jährliche Zuwachs an Bevölkerung ein Vortheil ist, auf den der Staat im ordentlichen Laufe der Natur zu rechnen hat, mithin für ihn schon dadurch ein Verlust entsteht, daß nach Abzug dessen, was zum Ersatz der außerordentlichen Einbußen erfordert wird, ein geringerer Theil dieses Zuwachses übrig bleibt. Hierzu kommt, daß bei der großen Mortalität der Kinder im ersten Jahre der Verlust an erwachsenen Personen mit dem Gewinn an Gebornen nicht im Gleichgewicht steht. Nach Sähemilchs Berechnungen, die sich auf eine große Anzahl von mannichfaltigen Sterbelisten gründen, läßt sich für einen mittlern Satz annehmen, daß jährlich von den Einwohnern

¹⁾ Z. dessen I. B. das zweite und die folgenden Capitel.

²⁾ Cap. 8. § 146.

eines Landes überhaupt $\frac{1}{24}$ und von Kindern unter einem Jahre $\frac{1}{4}$ stirbt.¹⁾ Ferner darf nicht übersehen werden, daß, wenn durch Auswanderung, Krieg, Epidemien oder außerordentliche Naturbegebenheiten ein beträchtlicher Verlust an Landeseinwohnern auf einmal entsteht, dadurch zugleich die Anzahl der Gebornen, welche die Einbuße ersetzen sollen, sich vermindert.

Jeder außerordentliche Verlust, den der Staat an der Bevölkerung leidet, hat theils unmittelbare, theils mittelbare Folgen. Die unmittelbaren sind:

- 1) Einbuße am Ertrag der Abgaben,
- 2) Einbuße an streibarcr Mannschaft;

die mittelbaren Folgen sind:

- 1) verspätigter Zuwachs der Volksmenge,
- 2) vermindelter Preis der Lebensmittel und der Wohnungen, wodurch die Grundstücke an Werth verlieren,
- 3) verminderte Lebhaftigkeit des Geldumlaufs.

Dies sind die Punkte, welche bei einer haatswirthschaftlichen Schätzung des Menschen überhaupt in Betrachtung kommen.

V.

Es giebt einen Versuch, den Werth des einzelnen Menschen in haatswirthschaftlicher Hinsicht zu bestimmen, in den Schriften eines Mannes, der in der politischen Rechenkunst die Bahn gebrochen hat. Bei William Petty²⁾ nentlich findet man folgende Berechnung. Er nimmt für England 6 Millionen Einwohner an, und rechnet auf jeden Kopf im Durchschnitte den jährlichen Aufwand zu 7 Pfd. Sterling. Dies giebt die Summe von 42 Millionen Pfund Sterling. Diese Summe besteht theils aus Landrenten, theils aus Capitalzinsen und andern persönlichen Renten, theils aus dem, was durch Arbeit verdient wird. Petty setzt voraus, daß die Landrenten in England 8 Millionen Pfund, und die übrigen Renten (personal estate) auch

¹⁾ 1. B. Cap. 2. § 35. 11. B. Cap. 22. § 461.

²⁾ Several essays in political arithmetick. London 1755. 8. p. 123.

8 Millionen Pfund betragen. In diesem Falle bleiben 26 Millionen Pfund übrig, welche in England durch Arbeit erworben werden müssen. Zu 26 Millionen Pfund jährlich würde nach dem Zinsfuße zu 5 Procent ein Capital von 520 Millionen erfordert. Dies Capital hält Petty für den Werth der ganzen Volksmasse in England. Auf jeden Kopf käme folchemnach $86\frac{2}{3}$ Pfund, oder, das Pfund Sterling zu 6 Thlr. gerechnet, 520 Thlr. Petty nimmt die runde Zahl 80 Pfd. an, und rechnet auf jede erwachsene Person das Doppelte.

Er erklärte sich nicht darüber, worauf er die Ansätze von 8 Millionen Pfund für die Landrenten, und von eben so viel für die übrigen Renten gründete. Ueber die Einkünfte der Grundstücke eines Landes läßt sich allentfalls aus dem Flächeninhalt, und aus der Anzahl der Feuerstätten eine ohngefähre Berechnung machen. Wählte man diese Summe und den Betrag der Capitalzinsen in einem Lande, so wären alle Renten berechnet, weil sie entweder von Grundstücken oder von Capitalien gegeben werden. Aber wie läßt sich ein Ueberschlag machen, um die Summe der Capitale eines Landes zu bestimmen?

Sollte der Werth des einzelnen Menschen für den Staat, bloß in dem was er durch Arbeit verdient, bestehen, so würde sich dieser Werth bloß auf die erwerbende Classe einschränken. Gleichwohl ist bereits oben bemerkt worden, aus welchen andern Gesichtspunkten jede Volksklasse geschätzt zu werden verdient.

Petty scheint besonders dadurch auf einen Abweg gerathen zu seyn, daß er für den einzelnen Menschen einen Geldeswerth bestimmen wollte. Nicht alles, was für den Staat einen Werth hat, und was er durch die Einbuße eines Theils seiner Volksmasse verliert, läßt sich zu Gelde anschlagen.

VI.

Die politische Rechenkunst hat es eigentlich nur mit großen Zahlen zu thun. Bleibt sie dabei stehen, den staatswirthschaftlichen Werth des einzelnen Menschen unmittelbar zu untersuchen, so weiß sie darüber sehr wenig anzugeben. Aber ganz anders ist der Fall, wenn der Werth einer Anzahl von 1000 Personen geschätzt werden soll.

Sollte also nicht ein Versuch zu machen seyn, durch diesen Umweg zu einer staatswirthschaftlichen Schätzung des einzelnen Menschen zu gelangen? Was von 1000 Personen gilt, gilt zum tausendsten Theile auch von jeder einzelnen.

Auf diese Art werden sich zuerst allgemeine Sätze finden lassen, ohne auf das Besondere des Geschlechts, des Alters, und der Volksklassen Rücksicht zu nehmen. Es kommt bloß darauf an, dasjenige, was oben von den Folgen des Verlusts eines Theils der Volksmasse überhaupt bemerkt worden ist, auf den Fall anzuwenden, da tausend Personen auf einmal eingebüßt werden. Ist dies geschehen, so bleibt alsdann nur noch übrig, über die merkwürdigsten Unterschiede der Menschen in Ansehung ihres staatswirthschaftlichen Werths einige Betrachtungen anzustellen.

VII.

Da jetzt in den meisten Ländern Consumtionsabgaben eingeführt sind, so erhalten die öffentlichen Cassen einen Theil von dem jährlichen Aufwande jedes Einwohners. Bei 1000 Personen läßt sich ein mittlerer Satz finden, wie viel die jährlichen Ausgaben für jeden Kopf betragen.

William Petty¹⁾ nimmt 7 Pfund Sterling oder 42 Thaler für das jährliche Bedürfniß einer Person im Durchschnitt an. Er rechnet nemlich auf die Kost wöchentlich 14 Gr., jährlich 30 Thaler 8 Gr. und auf die Kleidung jährlich 9 Thaler (als soviel im Jahr 1691, da Petty schrieb, eine Magd in der Provinz an Lohn jährlich erhielt), so daß für die andern Ausgaben noch 2 Thaler 16 Gr. übrig bleiben.

Davenant²⁾, ein späterer politischer Schriftsteller, giebt 8 Pfund Sterling oder 48 Thaler zum Mittelsatz für den jährlichen Aufwand einer Person an.

Bei den deutschen Politikern finden sich kleinere Ansätze als 36 Gulden, welche von Sonnensfeld³⁾, und 20 Thaler, welche von Bielefeld⁴⁾ dafür annimmt.

¹⁾ Am angef. Orte S. 123 und S. 172.

²⁾ Political Works T. I. p. 140.

³⁾ Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanzwissenschaft, Th. III. S. 83.

⁴⁾ Lehrbegriff der Staatskunst, Th. II. S. 512.

Wird aus dem höchsten Satz 48 Thaler und dem niedrigsten 20 Thlr. das Mittel gezogen, so erhält man 34 Thlr., eine Summe, die weder übertrieben, noch bei den verschiedenen Preisen der Lebensmittel für die europäischen Länder im Durchschnitt genommen zu niedrig zu seyn scheint.

Der Antheil, welchen der Staat von den jährlichen Ausgaben jedes Einwohners erhebt, wird ebenfalls von den Theoretikern verschiedentlich angegeben. Petty¹⁾ nimmt $\frac{1}{10}$ an, womit auch Büsch²⁾ übereinstimmt. Der Marschall Bauban wollte bekanntlich alle Abgaben in einen königlichen Gehnten verwandelt haben.³⁾ Dagegen glaubt von Bielefeld⁴⁾, daß die Staatsabgaben auf $\frac{1}{4}$ der jährlichen Einkünfte jeder Person angenommen werden könnten, und von Justi⁵⁾ hält diesen Ansat zwar für sehr hoch, räumt aber ein, daß in den meisten europäischen Staaten dieses Verhältniß Statt finde.

Zwischen $\frac{1}{10}$ und $\frac{1}{4}$ ist das Mittel $\frac{1}{40}$ oder beinahe $\frac{1}{8}$. Der 6. Theil von 34 Thlrn. ist $5\frac{1}{2}$ Thaler, also möchte 5 Thaler für einen Mittelsatz angenommen werden können. Wenigstens erreicht dieser Satz dasjenige noch nicht, was Keder⁶⁾ im Jahre 1785 auf einen Kopf an jährlichen Abgaben in Frankreich rechnete. Dies war 23 Livres 13 Sols 8 Deniers oder ohngefähr 5 Thlr. 22 Gr.

Vorausgesetzt nun, daß solchemnach der Staat von 1000 Personen jährlich 5000 Thlr. erhebt, so fragt sich, auf wie viel Jahre diese Einnahme in Anschlag zu bringen sey. Denn es darf nicht übersehen werden, daß der Staat eben diese 1000 Personen, die er in dem vorausgesetzten Falle durch eine außerordentliche Ursache auf einmal verliert, nach einem gewissen Zeitraum auch im ordentlichen Laufe der Natur durch allmähliges Absterben eingebüßt haben würde. Es kommt also darauf an, ob sich die wahrscheinliche Lebensdauer dieser 1000 Personen einigermaßen berechnen läßt.

¹⁾ Am angef. Orte, S. 172.

²⁾ Abhandlung von dem Geldumsatz, III. B. § 51.

³⁾ *Projet d'une dixme royale.* 1707. 8.

⁴⁾ Am angef. Orte, Th. I. S. 414.

⁵⁾ *System des Finanzwessens*, S. 361.

⁶⁾ *De l'Administration des Finances de la France*, T. I. Chap. 10.

Bei Vergleichung der nach dem Alter gefertigten Sterbetisten von mehreren Jahren und aus verschiedenen Städten und Bezirken, findet sich eine ziemliche Uebereinstimmung in dem Verhältnisse der Todten jedes Alters zu der ganzen Summe der Mortalität. Um sich hiervon zu überzeugen, darf man nur die mannichfaltigen Listen dieser Art betrachten, welche Süßemilch¹⁾ und Baumann²⁾ gesammelt haben. Es läßt sich hieraus nach Mittelverhältnissen berechnen, wie viele von 1, 2, 3 bis 100 Jahren unter 1000 Todten angenommen werden können. Ist dies gefunden, so weiß man zugleich die Summe der Lebensjahre dieser 1000 Verstorbenen, indem z. B. 250, die im 1. Jahre sterben, zusammen 250 Jahre, 89, die im 2. Jahre sterben, zusammen 178 Jahre u. s. w. gelebt haben. Eine solche Tabelle ist unter den Baumannischen die 20. und sie giebt nach den Süßemilchischen Berechnungen die Summe von

28,988.

Der tausendste Theil dieser Summe $28988/1000$ ist die Zahl für die Jahre der mittleren Dauer des Menschenalters. Wenn nemlich alle von diesen 1000 Gestorbenen ein gleiches Alter erreicht hätten, so hätte jeder beinahe 29 Jahre gelebt. Ist aber die wahrgenommene Ordnung der Sterbenden nach dem Alter beständig und allgemein; so gilt eben dies auch von allen Gestorbenen überhaupt oder von dem ganzen Menschengeschlechte. Und was von dem Menschengeschlechte überhaupt, oder wenigstens von den europäischen Völkern anzunehmen ist, auf welche die Gesetze der Wahrscheinlichkeit des Absterbens nach dem Alter anwendbar sind, kann ohne Bedenken auch von einem jedem Theile der Volksmasse behauptet werden, bey dem man kein anderes Verhältniß der Lebenden von jedem Alter voraussetzt, als welches bei der Nation im Ganzen Statt findet.

Von einer solchen Rechnung läßt sich daher auch für den gegenwärtigen Fall Gebrauch machen. Die tausend Personen, welche der Staat nach der Voraussetzung auf einmal verliert, sind von verschiedenem Alter, und es ist keine Ursache gegeben, welche eine Abweichung

¹⁾ am angef. Orte, Th. II. Cap. 22.

²⁾ Anmerk. zum Süßemilchischen Werke in dessen III. Theil, S. 389 u. f. Hr. Gottf. Adner's Gesammelte Schriften.

von dem gewöhnlichen Verhältnisse der Lebenden jedes Alters bewirkt. Indessen wird sich ohne Bedenken die Zahl 29 für die Jahre der mittleren Lebensdauer dieser 1000 Personen annehmen lassen, da aus der 22. Baumannischen Tabelle, Nr. 4, sich eigentlich die Zahl

$$\frac{29^{117}}{1000}$$

ergeben würde, diese Baumannische Tabelle aber der Sähemitschischen zu dem gegenwärtigen Behufe noch vorzuziehen seyn dürfte. Bey der Sähemitschischen Tabelle sind nemlich auch die Sterbelisten von Paris und London, ingleichen einige Jahre von Wien, die sich durch epidemische Kinderkrankheiten auszeichneten, nebst andern zum Grunde gelegt. Baumann hingegen hat aus den Listen der Churmärkischen Dörfer und Städte mit Inbegriff der Stadt Berlin seine Tabelle gefertigt, und die Jahre der Epidemien bey Berechnung der Mittelverhältnisse weggelassen.

Durch den Verlust von 1000 Personen entbehrt also der Staat auf 29 Jahre eine jährliche Einnahme von 5000 Thlrn. nach obigen Voraussetzungen. Es bleibt hiebey nur noch die Frage übrig, ob sich der Werth einer solchen 29jährigen Rente in einer ganzen Summe angeben lasse. Hierüber findet man Rechnungen bey den Schriftstellern über Leibrenten und Tontinen.

Deparcieux¹⁾ hat in der dritten Tabelle seines Werks nach dem Zinsfuße zu Fünf vom Hundert das Capital berechnet, welches man geben muß, um dafür auf eine gewisse Anzahl Jahre 100 Livres jährlich zu empfangen. Nach dieser Tabelle (welche in dem Sähemitschischen Werke die 29. des 2. Theils ist), wären auf 29 Jahre für 100 Livres 1514 Livres 1 S. 10 Den. zu zahlen, also für 5000 Thaler oder 20,000 Livres

$$302,818 \text{ Livres } 6 \text{ S. } 8 \text{ Den.}$$

welches etwas über 75,704 Thlr. beträgt.

VIII.

Ueber die streitbare Mannschaft in England liefert Petty²⁾ eine Berechnung. Er nimmt 6 Millionen überhaupt und 3 Millionen für

¹⁾ Essay sur les probabilités de la durée de la vie humaine, Paris 1746. 4.

²⁾ Am angeführten Orte, S. 134.

das männliche Geschlecht zur Volksmenge an. Auf diese Zahl rechnet er 200,000 unverheyrathete Mannspersonen zwischen dem 16. und 30. Jahre, die sich von ihrer Arbeit nähren. Diese sind nach seinem Vorschlage zur Landmiliz zu gebrauchen.

Nach einer Berechnung von Galley, die Stewart¹⁾ anführt, beträgt die Anzahl der wehrhaften Männer zwischen 18 und 56 Jahren $\frac{1}{4}$ der ganzen Population, also

250

auf 1000 Personen.

Dies stimmt ziemlich mit Baumanns²⁾ Angabe überein, die in einer auf die Sterbelisten der Landleute gegründeten Tabelle das Verhältniß der streitbaren Mannschaft zur ganzen Volksmenge findet, wie 8208 zu 32,310 oder wie 1 zu $3\frac{9}{10}$.

Die Berechnungen der streitbaren Mannschaft aus der ganzen Volksmenge gründen sich erstlich auf den Satz, daß die Anzahl der beyden Geschlechter wenigstens in Europa für ohngefähr gleich im Ganzen angenommen werden kann. Süßemilch hat im 21. Capitel seines angeführten Werks die hieher gehörigen Erfahrungen gesammelt, und das Resultat seiner Bemerkungen ist,³⁾ daß zwar um $\frac{1}{20}$ bis $\frac{1}{25}$ mehr Knaben geboren werden, aber von den Knaben $\frac{2}{25}$ mehr als von den Mädchen in dem ersten Jahre der Kindheit sterben, mithin dadurch ein ziemliches Gleichgewicht zwischen beyden Geschlechtern bewirkt wird.

Ein zweyter Umstand, der zur Berechnung der wehrhaften Männer dient, ist das Verhältniß der Lebenden des Alters zwischen 18 und 56 Jahren zu der ganzen Volksmenge, welches aus den Sterbelisten nach dem Alter gefolgert werden kann.

Wenn nehmlich für die Grade der Sterblichkeit nach dem Alter sich ein Mittelverhältniß angeben läßt, so sind die Folgen eines solchen Verhältnisses für einen Zeitraum, der das höchste Alter in sich begreift, zu berechnen. In jedem Jahre müssen so viel von jedem Alter vorhanden seyn, daß in den folgenden Jahren das Verhältniß der Sterb-

¹⁾ Untersuchung der Grundzüge der Staatswirthschaft, 1. Th. 15. C.

²⁾ Am angef. C. Th. III. S. 408.

³⁾ Am angef. C. Th. II. Cap. 21. § 433.

lichkeit nach dem Alter sich gleich bleiben kann. Ist nemlich z. B. unter 1000 Todten 1 von 100 und 1 von 99 Jahren, so muß in jedem Jahre 1 Person von 100 und 2 von 99 Jahren leben, weil die hundertjährige des folgenden Jahres in dem jetzigen unter den 99jährigen begriffen ist. Eben dies gilt von jeder Stufe des Alters. Es können von jedem Alter nicht weniger vorhanden seyn, als nach der angenommenen Ordnung von diesem Alter selbst vor Ablauf des Jahres und von allen höheren Altern in den folgenden Jahren sterben werden.

Auf diese Art hat Baumann nach Lambert's¹⁾ Vorschriften eine Tabelle aus den Sterbelisten der Churmark nach dem Alter berechnet, welche die Lebenden von jedem Alter für eine Population angiebt, deren Mortalität 1000 Personen jährlich beträgt.²⁾

Nach dieser Tabelle leben unter einer solchen Volksmenge

19,061 Personen

über 18 Jahre und

3626 Personen

über 56 Jahre.

Beide von ersteren abgezogen, bleiben

15485

übrig, wovon die Hälfte

7717

nach obiger Voraussetzung auf das männliche Geschlecht zu rechnen ist.

Die ganze Volksmenge, von welcher 1000 jährlich sterben, beträgt nach der Baumannischen Tabelle

29,918 Personen.

Zu diesen verhalten sich 7717 wie

1 zu $3^{717/7717}$ oder 3,87...

Wird also das Verhältniß wie 10 zu 38 angenommen, so kann man auf 1000 Personen, welche der Staat auf einmal verliert,

260 streitbare Männer

rechnen.

¹⁾ Beiträge zum Gebrauch der Mathematik etc. Th. III. S. 476.

²⁾ Am angef. O. Th. III. Tab. 22. N. 4.

IX.

Nach den von Sähemitch gesammelten Erfahrungen ist jährlich bey einem ganzen Volke ein Ueberschuß der Gebornen über die Zahl der Sterbenden, so daß das Mittelverhältniß der Todesfälle zu den Geburten sich wie

10 zu 13

annehmen läßt.¹⁾

Das Mittelverhältniß der Sterbenden zu den Lebenden ist nach Sähemitch bey großen Volksmassen jährlich wie 1 zu 36,²⁾ mithin beträgt die Mortalität von 1000 Lebenden

jährlich 28.

Dies giebt nach dem Verhältniß von 10 zu 13 einen jährlichen Zuwachs der Population von

8 Lebenden,

welcher auf 80 Jahre 640 Lebende beträgt. Mit der Zahl der Lebenden wächst aber immer die Zahl der jährlichen Todesfälle, und zugleich auch der Zuwachs an Geburten. Nach 5 Jahren nemlich hätten sich unter obigen Voraussetzungen 1000 Lebende um 40 vermehrt. Von diesen stirbt jährlich 1, also in 10 Jahren 10 und der Ueberschuß an Gebornen beträgt in 10 Jahren 3.

Hierauf gründet sich für einen Zeitraum von 80 Jahren folgende Berechnung:

Durch den jährlichen Ueberschuß an Gebornen vermehren sich 1000 Personen in 30 Jahren nicht nur um 640, sondern die Vermehrung wächst von 5 zu 5 Jahren auf folgende Art:

Vom 6. bis zum 80. Jahre um 22.

11.	21.
16.	19.
21.	18.
26.	16.
31.	15.

¹⁾ Am angef. C. Th. I. Cap. 8. § 146.

²⁾ Am angef. C. Th. I. Cap. 2. § 35.

Vom 36. bis zum 80. Jahre um 13.

41.	"	"	"	"	12.
46.	"	"	"	"	10.
51.	"	"	"	"	9.
56.	"	"	"	"	7.
61.	"	"	"	"	6.
66.	"	"	"	"	4.
71.	"	"	"	"	3.
76.	"	"	"	"	1.

176.

Der Zuwachs an Bevölkerung also, der von 1000 Lebenden in einem Zeitraume von 80 Jahren sich erwarten läßt, beträgt zusammen 816 Personen

und diesen Vortheil entbehrt der Staat bey einem Verlust von 1000 Personen.

Eben diese Einbuße läßt sich auch aus einem Mittelverhältnisse der stehenden Ehen zu der Anzahl der Lebenden, und aus der wahrgenommenen mittleren Fruchtbarkeit der Ehen berechnen.

Auf 1000 Lebende rechnet

Ring¹⁾ 178,

Struyp²⁾ 193 und

Baumann³⁾ 175 stehende Ehen.

Auf 9 stehende Ehen werden von Sägemisch⁴⁾ 2 Geburten angenommen. Dies giebt auf 175 Ehen 38 Geburten, mithin einen jährlichen Ueberschuß von 10 über die Anzahl der Todesfälle, die zu $\frac{1}{100}$ auf 28 angenommen werden. Ein solcher jährlicher Zuwachs beträgt in 80 Jahren 800 Personen.

X.

Der Preis jeder Waare wird bekanntlich durch die Concurrnz der Verkäufer und Käufer bestimmt. Bleibt die Concurrnz der Ver-

¹⁾ f. Sägemisch am angef. O. Th. II. Cap. 25. § 555.

²⁾ dergleichen.

³⁾ Baumanns Anmerk. zu Sägemischs Werke Th. III. S. 144.

⁴⁾ Am angef. O. Th. I. S. 290 u. f.

Käufer unverändert, während daß sich die Nachfrage der Käufer vermindert, so zeigt sich ein Fallen der Preise in eben dem Verhältnisse, in welchem die verminderte Nachfrage zu der vorherigen steht.

Lebensmittel und Wohnungen gehören zu den allgemeinen menschlichen Bedürfnissen. Nach beyden muß die Nachfrage sich vermindern, wenn der Staat auf einmal 1000 Personen verliert.

Die Consumtion eines einzelnen Lebenden an Getreide läßt sich im Durchschnitt berechnen, ist aber in jedem Lande verschieden, nach dem die gewöhnliche Nahrung mehr aus Brod, Fleisch, oder Gemüsen besteht. Weiß man den inländischen und ausländischen Getreide-Abfuß eines Bezirks überhaupt, so läßt sich davon das Bedürfniß einer Anzahl von 1000 Personen nach der Gewohnheit des Landes abziehen, und wie der Rest des Getreide-Abfußes zu dessen vorheriger Quantität sich verhält, so wird sich auch der verminderte Preis des Getreides zu dem vorherigen verhalten. Ist aber die Preisverminderung dauernd, wie in dem Falle, da der Verlust von 1000 Personen nur spät wieder ersetzt wird, so fällt auch der Werth der Grundstücke verhältnißmäßig mit dem Preise ihres Ertrags.

Bei den Wohnungen ist die Berechnung leichter. Es läßt sich ein mittleres Quantum angeben, was man auf jeden Kopf jährlich für das Bedürfniß der Wohnung rechnen kann. Der Anfuß von Sechs Thalern dürfte in den meisten Fällen nicht zu hoch seyn. Es wären also für eine Stadt von 20,000 Einwohnern 120,000 Thlr. jährlich auf die Wohnung zu rechnen. Durch einen Verlust von 1000 Personen würde nun diese Summe um 6000 Thlr. vermindert.

XI.

Die Quantität des Geldumlaufs ist das Produkt der circulirenden Geldmasse in die Geschwindigkeit der Circulation. Auch durch eine kleinere Geldmasse kann bei öfterem Umsatz eine große Summe von Zahlungen bestritten werden.

Nach der Volksmenge eines Landes und den ohngefähren jährlichen Bedürfnissen einer jeden Person läßt sich die Summe der jährlichen Zahlungen berechnen, die zum inländischen Verkehr erforderlich

sind. Es ist oben (VII) 34 Thlr. jährlich auf jeden Kopf angenommen worden. Dies betrüge also 34,000 Thlr. auf 1000 Personen.

Dies ist die Summe, welche der Staat bei einem Verlust von 1000 Personen an der Summe des jährlichen Geldumlaufs einbüßt. Die vorhandene Geldmasse geht durch weniger Hände, weil sich die Nachfrage nach Diensten und Waaren um so viel vermindert, als das Bedürfnis von 1000 Personen beträgt. Der Schaden, welcher daraus für die Nationalindustrie entsteht, ist einleuchtend, ob er sich gleich nicht in Zahlen angeben läßt.

XII.

Was bisher bemerkt worden ist, gilt von dem Verlust einer Anzahl von 1000 Personen überhaupt. Es bleibt noch übrig den besondern Nachtheil zu betrachten, der durch die Unterschiede der Volksklassen, bei welchen der Verlust sich ereignete, oder durch die Ursachen dieses Verlusts bestimmt wird.

Bei der erwerbenden Volksklasse tritt der Umstand ein, daß sie im Ganzen genommen jährlich von ihrem Gewinn etwas zurücklegt, und dadurch das Nationalkapital vermehrt. Dieser jährliche Zuwachs des Nationalkapitals würde sich berechnen lassen, wenn der Betrag des mittleren Arbeitslohns gefunden wäre, von welchem man sodann den mittlern jährlichen Aufwand abziehen hätte.

Es ist bereits bemerkt worden (II.), daß die Verschiedenheit des Lohns bei den mannichfaltigen Beschäftigungen nicht so beträchtlich ist, als sie auf den ersten Blick scheint, und daß durch verschiedene Umstände bei der Bezahlung der Dienste ein Gleichgewicht bewirkt wird. Smith¹⁾ hat daher ein solches mittleres Arbeitslohn berechnet und zwar

für London	auf	1 Schilling	6 Pence,
„ Edinburg	„ —	„	10 „
„ Schottland	„ —	„	8 „

Das Mittel zwischen 1 Sch. 6 P. und 8 P. ist 18 Pence oder 7 Gr. 7 Pf. ohngefähr. Rechnet man auf das Jahr 300 Arbeitstage, so beträgt dies zusammen

94 Thlr. 19 Gr.

¹⁾ Vom Nationalreichthum, B. I. Cap. 8.

Hierbei ist aber in Anschlag zu bringen, daß in der Regel auf jede Familie nur 2 arbeitende Personen angenommen werden können. Säßemilch¹⁾ rechnet auf eine Familie in Dörfern $4\frac{2}{3}$, in Städten $4\frac{1}{3}$ Personen. Man nehme also 9 Personen auf 2 Familien an, so haben 4 Arbeitende für die Bedürfnisse von 9 Lebenden zu sorgen. Diese betragen zu 34 Thlr. auf den Kopf 306 Thlr. Wird diese Summe von dem jährlichen Erwerb der 4 Arbeitenden, welcher zusammen

379 Thaler 4 Gr.

beträgt, abgezogen, so bleibt

73 Thaler 4 Gr.

als der jährliche Gewinn von 4 Arbeitenden übrig, wovon auf jede arbeitende Person

18 Thaler 7 Gr.

zu ihrem Antheil kommt.

XIII.

Durch eine Verminderung der erwerbenden Classe entsteht auch eine Erhöhung des Arbeitslohns. Der Preis der Dienste ist so wie der Preis jeder Waare von der Concurrenz der Käufer und Verkäufer abhängig. Ist das Bedürfniß der Arbeit unverändert, so muß mehr dafür geboten werden, wenn kleinere dazu bereit sind.

Wäre die Anzahl der erwerbenden Classe von einer gewissen Art der Beschäftigung in einem Bezirk bekannt, so würde sich das Verhältniß angeben lassen, um welches das Arbeitslohn bei Verminderung der Arbeitenden sich erhöhen würde, im Fall die Nachfrage nach dieser Arbeit unverändert bliebe. Je größer der Theil ist, der von einer gewissen Classe von Arbeitern für den Staat verloren geht, desto beträchtlicher ist die Erhöhung des Arbeitslohns, die daraus entsteht.

Bekannt sind aber die Nachtheile, welche aus der Theurung des Arbeitslohns für den Ertrag der Grundstücke, für den Absatz der inländischen Manufacturen, und für die unmittelbaren Bedürfnisse des Staats erwachsen.

¹⁾ am angef. Orte, Th. I. Cap. 6. § 122.

XIV.

Nicht jede Art des Verlusts einer Anzahl von Menschen ist für den Staat von gleich schädlichen Folgen. In einigen Fällen darf man früher, in andern später hoffen, die Lücke wieder ergängt zu sehen.

So sehr auch die Anzahl der todtgeborenen Kinder die Aufmerksamkeit des Staats verdient und kräftige Maßregeln zu Verbesserung des Hebammenwesens erfordert, so wird doch dieser Verlust durch den jährlichen Ueberschuß der Gebornen bald wieder ersetzt, und die Einbuße für den Staat besteht eigentlich in einem verminderten Zuwachs der Bevölkerung. Von anderer Art ist der Verlust an Erwachsenen. Wegen der großen Mortalität der Kinder in den ersten Jahren darf eine bedeutende Anzahl der Gebornen bei dem jährlichen Ersatz nicht in Anschlag gebracht werden.

Was daher der Krieg dem Staate an Menschen gekostet hat, ist noch bemerkbar noch einer langen Reihe von Jahren. Eben dieses gilt von den Auswanderungen, die oft besonders einen Verlust in der erwerbenden Classe verursachen.

Durch ansteckende Krankheiten und andere Unglücksfälle, die sich über jedes Geschlecht und Alter verbreiten, wird die Nation in den frühern Zustand der angehenden Bevölkerung zurückgeworfen. Es kommt alsdann darauf an, ob sie durch Umstände begünstigt wird, die eine schnelle Vermehrung der Volksmenge bewirken. Unter diese gehören vorzüglich ein glückliches Klima, unverdorbene Sitten bei einer überwiegenden Mehrzahl der Nation, eine wohltätige Staatsverfassung, eine milde Regierung, und vielfältige Gelegenheiten zum Erwerb.

Dem gefunden und kraftvollen Staate fehlt es überhaupt für jede unverschuldete Wunde nicht leicht an Mitteln der Heilung.

Ueber die brauchbarste Gattung statistischer Tabellen.*)

*) Verände über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung. VII. B. 140.

Dieſer Ausſag Körner war 1811 geſchrieben, da er zu denjenigen gehörte, welche Körner
als Schandſchelte der im Jahre 1812 Wiſchen angetragenen Sammlung politiſcher Schriften auf-
zählt. Der Abdruck erfolgt aus den „Verſuchen über Gegenſtände der inneren Staatsverwaltung.“

Wenn das Bedürfniß entsteht, über die Kräfte des Staats und den Zustand der Nation sich Nachrichten in bestimmten Zahlen zu verschaffen, so zeigt sich sehr bald, wie mangelhaft und größtentheils unzuverlässig die Anzeigen sind, die über die wichtigsten statistischen Fragen von den Unterbehörden eingefodert werden. Zur Entschuldigung der Obrigkeiten gereicht hierbei, daß sie oft mit andern Officialarbeiten überhäuft sind, und es ihnen an Zeit und Gelegenheit fehlt, die erhaltenen unrichtigen Angaben aus anderwärts erlangten Notizen zu verbessern. Es fragt sich daher, ob nicht etwas Brauchbares von den Behörden geliefert werden würde, wenn man weniger von ihnen verlangte.

Durch die politische Rechenkunst soll aus dem Bekannten das Unbekannte gefunden werden. Ihr Verfahren beruht auf Wahrscheinlichkeiten und es dient bloß, um sich der Wahrheit zu nähern. Aber eben dies ist für den Staatsmann hinlänglich bei einem Lande von wenigstens einer Million Einwohner, wobei ein Irrthum in kleineren Zahlen nicht in Betrachtung kommt. Wenige aber zuverlässige Zahlen geben daher einen reichhaltigen Stoff zu den interessantesten statistischen Berechnungen, so wie bei der trigonometrischen Landesvermessung wenig gemessen, aber desto mehr aus den Gesetzen des Dreiecks gefolgert wird.

Die schwedische Regierung hat schon im Jahre 1746 die Nothwendigkeit gut eingerichteter statistischer Tabellen eingesehen, Vorschläge und Bemerkungen darüber finden sich in den Schriften der dortigen Akademie der Wissenschaften, und die Benutzung solcher Tabellen ist im Jahre 1749 einer besondern Commission aufgetragen worden. Seit

dieser Zeit sind in der politischen Rechenkunst beträchtliche Fortschritte geschehen, manche zeitlich eingeforderte Anzeigen werden entbehrlich, und bei andern kann den Behörden mehr Zeit gelassen werden, sich zuverlässige Nachrichten zu verschaffen.

Unter die entbehrlichen Tabellen gehören die Consumentenverzeichnisse nach dem Geschlecht und Alter, und die speciellen Anzeigen über den Ertrag der Ernte. Ist aus den Sterbelisten zu ersehen, wie sich die beiden Geschlechter und die verschiedenen Alter in Ansehung der Mortalität gemeinjährig gegeneinander verhielten, so läßt sich daraus, wie in der Folge gezeigt werden wird, die Anzahl der Lebenden von beiden Geschlechtern und jedem Alter mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit berechnen, und der Staatsmann erhält auf diese Art vielleicht sogar richtigere Zahlen, als aus den Angaben der Hausbesitzer, von denen besonders in größeren Städten eine genaue Erörterung über ihre Miethleute sich schwerlich erwarten läßt. Die Quantität der landwirthschaftlichen Produkte wird man ebenfalls von dem Erbauer selbst nie mit Genauigkeit und Zuverlässigkeit erfahren, aber aus andern in der Folge zu erwähnenden statistischen Anzeigen lassen sich über die Production der Landwirthschaft Zahlen finden, die sich im Durchschnitte von der Wahrheit wenig entfernen, und daher hinreichend sind, die Schritte der obern Landesbehörden in manchen wichtigen Fällen zu leiten.

Dagegen würde man ohne Bedenken jährliche Anzeigen ersichern können

- a) über die Anzahl der Gebornen von beiden Geschlechtern, mit Bemerkung der unehelichen Kinder;
- b) über die geschlossenen Ehen;
- c) über die getrennten Ehen;
- d) über die Mortalität, nach dem Geschlecht und Alter, und zwar bei dem letzteren nach den Classen von Kindern unter 1 Jahre, Kindern zwischen 1 und 10 Jahren, jungen Personen zwischen 10 und 20 Jahren, Personen zwischen 20 und 60 und Personen über 60 Jahre, ferner nach den Krankheiten, auch mit Bemerkung der Todtgeborenen und Selbstentleibten;

- e) über die Anzahl der Communikanten;
- f) über die Beschaffenheit der Ernte;
- g) über die vertheilten Gemeinheiten;
- h) über die neuerbauten Häuser, und
- i) über die etwa eingetretenen Calamitäten, an Feuer- und Wasser-

Schäden, Raupenfraß, Hagelschlag, Viehsterben und dergleichen.

Ueber die vier letzten Punkte würde die Obrigkeit jedes Orts, über die getrennten Ehen jede geistliche Behörde, und über die übrigen Gegenstände jeder Pfarrer für seine Pfarodie die jährlichen Anzeigen einzusenden haben.

Alle diese Notizen verlieren einen großen Theil ihrer Brauchbarkeit, wenn sie durch Mittelinstanzen aufgehalten werden und spät an die obere Behörde gelangen. Dies wäre dadurch zu vermeiden, daß jeder Pfarrer an seinen Superintendenten, und jede Unterobrigkeit an den Bezirksamten in der ersten Woche des Januars die Anzeige über das vergangene Jahr einsenden müßte, und sodann in der folgenden Woche die Superintendenten und Beamten diese Anzeigen im Originale, und ohne daraus Tabellen für größere Bezirke zu fertigen, unmittelbar bey der zu dem Tabellenwesen verordneten Commission einzureichen hätten.

Von der Tabellencommission wäre ein beträchtlicher Theil dieser Anzeigen erst nach einem größern Zeitraume zu benutzen, aber ein anderer Theil würde sogleich zu einer allgemeinen Darstellung mehrerer für den Staatsmann wichtiger Ereignisse des vergangenen Jahrs hinlänglichen Stoff liefern. Bey den jährlichen Tabellen der Commission aber möchte eine zu große Umständlichkeit und eine unnöthigeervielfältigung der Arbeit zu vermeiden seyn, damit die Uebersicht des Ganzen noch vor Ablauf des Januars dem Regenten vorgelegt werden könnte. Dies wäre nicht unmöglich, wenn man sich auf drey Tabellen beschränkte, als eine über den Zuwachs der Bevölkerung in jedem Amtsbezirke durch den Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen, mit Bemerkung des Unterschieds gegen das vorhergehende Jahr — eine über die Mortalität jedes Amtsbezirks nach den Krankheiten, die unter gewisse Hauptrubriken zu bringen wären, mit Vergleichung der

Totalsumme gegen das vorhergehende Jahr — und eine über die Beschaffenheit der Ernte, die neuerbauten Häuser, die vertheilten Gemeinheiten und die eingetretenen Calamitäten in jedem Amtsbezirke.

Auf diese Art wären die jährlichen Geschäfte der Tabellencommission nicht von beträchtlichem Umfange, und eben dadurch würde sie im Stande seyn, desto mehr nach Ablauf einer größern Periode zu leisten. Der Unterschied einzelner Jahre ist bey mehreren Punkten für den Staatsmann unerheblich, und es entsteht daher das Bedürfniß solcher Tabellen, aus denen die Zeiträume von wenigstens 5 Jahren in Ansehung gewisser Gegenstände mit einander verglichen werden können. In einem Lande, wo die ordentlichen ständischen Versammlungen jedesmal nach Verfluß von sechs Jahren gehalten werden, würde das letzte Jahr vor einer jeden solchen Versammlung dazu anzuwenden seyn, um durch die Arbeiten der Tabellencommission zu einer möglichst vollständigen statistischen Uebersicht des Landes zu gelangen.

Materialien hierzu wären theils aus den vorhin erwähnten jährlichen Anzeigen zu entnehmen, theils von sämmtlichen Behörden einzusammeln, die über die wichtigsten Objecte Auskunft geben könnten. Solche Objecte sind hauptsächlich:

1. Der Flächeninhalt der Felder, Wiesen, Gölzer, Weiden und Teiche in jedem Amtsbezirke. Bey den Domainen des Regenten kann die Finanzbehörde hierüber Nachricht geben, bei dem Privateigenthum hingegen wird man auf die Anzeigen der Besitzer allein sich nicht verlassen können, sondern auf Controllen zu denken haben. In einem Zeitraume von 6 Jahren aber werden sich Gelegenheiten finden, manche unrichtige Angabe zu berichtigen. Bey verschiedenen Commissionen, bei Gütertagationen, bey Käufen und ähnlichen Geschäften werden über diese Punkte Notizen ertlangt, die nur sorgfältig aufbewahrt, und mit den Angaben der Eigenthümer verglichen werden müssen. Auch wird der Eigenthümer wenige Veranlassung haben, die wahren Umstände zu verhehlen, wenn der Erfolg das Vorurtheil widerlegt, daß es hierbey auf irgend eine Beschränkung oder auf neue

Steuern abgesehen sey. Mit jeder Periode dürften daher diese Verzeichnisse der Wahrheit immer näher kommen.

2. Die gewöhnliche Einteilung des Aderlandes nach den verschiedenen Culturen und die Quantität der Erache in jedem Amtsbezirke.
3. Der mittlere Kornertrag jeder Getreide Gattung.
4. Der mittlere Kaufpreis eines Ackers Feld, Wiese, Holz &c.
5. Der Mittelpreis des Tagelohns auf dem Lande und in den Städten.
6. Die Anzahl der Pferde, des Rindviehs, der Schafe, Schweine, Ziegen und Bienenkörbe.
7. Die Anzahl der Häuser.
8. Die Anzahl der Mühlen von jeder Gattung, der Kalkbrennereien, Ziegelbrennereien, Glashütten, Porzellanbrennereien und anderer größeren Fabrikanstalten.
9. Die Anzahl der Spinnmaschinen mit Bemerkung der Zahl und Spindeln.
10. Die Anzahl der Fabrikanten in Wolle, Flachs, Baumwolle, Hanf, Seide, Filz, Leder und Metallen.
11. Die Anzahl aller übrigen Handwerksmeister.
12. Der Mittelpreis der Wohnung eines Handwerkers oder Fabrikanten in Städten überhaupt, und in den Fabrikstädten insbesondere.
13. Die aus den Personensteuertlisten anzugebende Zahl der Geistlichen, Staatsdiener, Advokaten, Aerzte, Schuldiener, Konstante und Künstler.
14. Die Anzahl der Almosenpercipienten in jeder Stadt.
15. Die Schuldenmasse der Städte.
16. Der Ertrag der Fleischsteuer, Weinsteuer und aller übrigen Consumtionsabgaben zusammen, mit Absonderung der Dörfer eines Amtsbezirks von den Städten und der Fabrikstädte von den übrigen Städten.
17. Der Ertrag der Grundsteuer, mit Absonderung der Städte von den Dörfern.

18. Der Ertrag der auf gewisse Hauptrubriken gebrachten Gewerbesteuern.
19. Der Ertrag der Consumtionsabgaben von einzelnen besonders wichtigen Artikeln.
20. Die Quantität und den Werth der verschiedenen Produkte des Bergbaues.
21. Die Anzahl der Berg- und Hüttenleute.
22. Der Ertrag der Eingangs- und Ausgangsimposten von allen belegten Waaren überhaupt und von einzelnen besonders wichtigen Artikeln, und
23. Der Ertrag aller Zölle, die von Pferdebesitzern erhoben werden, in gleichen der Wasserzölle vom Gewicht.

Bei denjenigen Punkten, welche einen Mittelpreis oder den Ertrag einer Abgabe betreffen, wäre die Angabe nach einem sechsjährigen Durchschnitt, bei den übrigen Punkten aber nach dem Zustande des letzten Jahres zu bestimmen.

Alle diese Anzeigen dürfen bei der Tabellencommission nicht später eintreffen, als vor Ablauf der ersten Hälfte des Jahres, in welchem die Commission ihre Hauptarbeiten zu beendigen hat. Dies ist möglich, wenn die obrigkeitlichen Anzeigen in den ersten drei Monaten dieses Jahres bei dem Bezirksbeamten eingehen, dieser in eben dieser Zeit bloß dasjenige hinzufügt, was die seiner eigenen Jurisdiction unterworfenen Ortsgesellschaften betrifft, und sodann dieses nebst sämtlichen eingegangenen Nachrichten im Originale dem vorgesetzten Amtshauptmann binnen der zwey ersten Monate des zweyten Vierteljahrs übersendet. Die Frist von zwey Monaten soll dazu dienen, daß der Beamte aus den bei ihm vorhandenen Nachrichten manche Angabe berichtigen, und dierhalb Anmerkungen belegen könne, und in eben dieser Absicht kann dem Amtshauptmann noch ein Monat eingeräumt werden, ehe er sämtliche Anzeigen, ohne sie weiter zu bearbeiten, bei der Tabellencommission einreicht. Ueber den Ertrag der Abgaben können die erforderlichen Nachrichten auf dem kürzesten Wege durch die Rechnungsexpeditionen ohne weitere Bemühung der Collegien der Tabellencommission mitgetheilt werden.

In der ersten Hälfte des Jahres nun, ehe alle Materialien beisammen sind, hat die Tabellencommission Zeit, die bey ihr schon vorhandenen jährlichen Anzeigen zu bearbeiten. Aus diesen Anzeigen sind zuvörderst sechsjährige Durchschnittszahlen zu berechnen, die zu manchen wichtigen Resultaten führen.

Eines der ersten Geschäfte wäre die Berechnung der Volksmenge aus sechsjährigen Mortalitätslisten. Nach Sähemitich (s. dessen göttliche Ordnung in den Veränderungen des Menschengeschlechts, 2. Ausgabe, Berlin 1787, Bd. I. S. 75 und 91) verhalten sich die Sterbenden zu den Lebenden in großen Städten wie 1 zu 21,

in mittleren Städten 1 32 und

auf dem Lande 1 10.

Eben dieses Verhältniß wird von Florencourt angenommen (s. dessen Abhandlungen aus der juristischen und politischen Medicin, die Käftner mit einer empfehlenden Vorrede herausgegeben hat, Altenburg 1781. 4. S. 66).

Ist die Volksmenge jedes Amtes und jeder Provinz bekannt, so kann sie mit dem Flächeninhalt verglichen werden, worüber die Tabellencommission sich genaue Notizen zu verschaffen wissen wird. Auch ist es interessant, den letzten sechsjährigen Zeitraum mit dem vorhergehenden sowohl in Ansehung der gefundenen Volkszahl, als was den Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen betrifft, zusammen zu halten. Die Dörfer werden hierbei von den Städten abzusondern, und die Fabrikstädte besonders zu bemerken seyn.

Die größere oder geringere Zahl der geschlossenen Ehen gilt ebenfalls für einen Maßstab des Wohlstandes. Mittelverhältnisse der geschlossenen Ehen zu den Lebenden sind:

auf dem Lande nach Sähemitich (B. I. C. 129) wie 1 zu 119,

nach Florencourt (S. 91) 1 115,

in kleinen Städten nach Sähemitich (a. a. O.) 1 115,

nach Florencourt (a. a. O.) 1 103,

in Handelsstädten nach Florencourt (ebend.) 1 106.

Als besondere Fälle werden angeführt, daß dieses Verhältniß in einigen holländischen Dörfern wie 1 zu 61 (Flor. Z. 91), in Amsterdam wie

1 zu 84 und in Paris wie 1 zu 119 (Sähemilch *B. I. S. 136* und 138) befunden worden ist. Es verdient Aufmerksamkeit, ob die Verhältnisse der geschlossenen Ehen zu den Lebenden in den Städten und Dörfern jedes Amtsbezirks und besonders in den Fabrikstädten von den erwähnten Mittelverhältnissen abweichen, und ob sich zwischen zwei sechsjährigen Zeiträumen in Ansehung dieses Punktes ein bedeutender Unterschied wahrnehmen läßt.

Aus den Listen der Gebornen sind die stehenden Ehen zu berechnen. Nach Sähemilch (*B. I. S. 232* und *B. III. S. 151*) und nach Florencourt (*S. 90*) kann man auf 2 eheliche Geburten 9 stehende Ehen annehmen. Für den Staat ist es Gewinn, wenn bei gleicher Bevölkerung die Zahl der stehenden Ehen sich vermehrt, und es wird daher nützlich seyn, auch hierüber zwischen den sechsjährigen Zeiträumen Vergleichen anzustellen. Da ferner die Zahl der getrennten Ehen aus den jährlichen Anzeigen bekannt ist, so erregt es Besorgnisse in Ansehung der Sitten, wenn die Zahl der Trennungen im Verhältniß zu den stehenden Ehen sich in einem sechsjährigen Zeitraume beträchtlich vermehrt hat.

Die Zahl des männlichen Geschlechts ist nach vielfältigen Erfahrungen etwas geringer als die Hälfte der Lebenden. Nach Baumann, dem Herausgeber und Ergänzer der Sähemilch'schen Schrift (*Sähemilch B. III. S. 356*) läßt sich das Verhältniß des männlichen Geschlechts zum weiblichen wie 1000 zu 1093 annehmen. Florencourt (*S. 90*) bestimmt es wie 1000 zu 1045. Man hat bemerkt, daß in der Regel weniger Mädchen geboren werden, aber mehr Knaben in den ersten Jahren sterben. (*Sähemilch B. I. S. 280.*) Sind in den Mortalitätslisten die beyden Geschlechter abgefondert, so läßt sich noch überdies ihr Verhältniß aus der Anzahl der Gestorbenen berechnen.

Aus Nachrichten über die Mortalität der verschiedenen Alter nach einem mehrjährigen Durchschnitte haben Wargentin (in den Abhandlungen der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften *B. XVII. S. 81 u. f.*, ingleichen *S. 159 u. f.*), Baumann (im 3. Bande des Sähemilch'schen Werks *Tab. 22. Nr. 4.* vergl. *S. 426 f.*) und

Florencourt (S. 65 u. f. Tab. IV. V. VI.) Tabellen gefertigt, aus denen das ohngefähre Verhältniß der Lebenden jedes Alters zu der gesammten Volksmenge des Landes gefunden werden kann. Diese Tabellen umfassen den Zeitraum des längsten Lebensalters, das in den gewöhnlichen Mortalitätslisten vorkommt, und es wird angenommen, daß in diesem Zeitraum die Anzahl der Gebornen und Gestorbenen jährlich einander gleich sey. Diese Voraussetzung ist zwar der Erfahrung nicht gemäß, da nach Süßemith (V. I. S. 243) die Gebornen zu den Gestorbenen sich in der Regel wie 12 bis 13 zu 10 verhalten. Da aber die Anzahl der Geburten im Allgemeinen größer ist, so darf man wenigstens nicht bezweifeln, daß der Wahrscheinlichkeit nach der jedesmalige Abgang an Verstorbenen jährlich wieder ersetzt werde, und dies ist es eigentlich, was man bey jenen Tabellen vorauszusetzen hat.

Das erste Erforderniß bey solchen Berechnungen sind genaue Mortalitätslisten nach dem Alter. Wargentin hat Listen aus Plessau, Holland und Schweden benutzt, und daraus Mittelzahlen gezogen, Baumann legt Verzeichnisse aus der Churmark zum Grunde und Florencourt gebraucht Listen aus Berlin, aus Paris und aus mehreren preussischen Dörfern. In den Sterbelisten ist gewöhnlich das Alter nur von 5 zu 5 Jahren angegeben, und wenn man daher das Verhältniß nach einzelnen Jahren verlangt, so hat man dies erst aus den gegebenen Zahlen zu finden, indem man voraussetzt, daß die Sterblichkeit nicht durch Sprünge, sondern allmählich zu- oder abnehme. Florencourt hat am angeführten Orte von seinem Verfahren hierbey, das auf Lehrsätzen der höhern Mathematik beruht, deutliche Nachschafft gegeben und verdient in dieser Rücksicht allerdings einen Vorzug vor den beyden andern Schriftstellern. Auch wird von ihm die Zahl der Gebornen und Gestorbenen nicht wie von den beyden andern zu 1000, sondern zu 10,000 angenommen, wodurch bey der Berechnung weniger Decimalbrüche wegfallen.

Ist nun eine Reihe von Zahlen für die Sterblichkeitsordnung der verschiedenen Alter für jedes Jahr von 0 bis z. B. 103 auf eine Mortalität von 10,000 Personen gefunden, so werden diese Zahlen

in die beiden ersten Columnen der zu fertigenden Tabelle geschrieben, wie z. B. nach Florencourt (Tab. IV.):

0.	2583.
1.	657.
2.	301.
3.	253 und so weiter.

Wenn nemlich unter 10,000 Gestorbenen regelmäßig 2583 Kinder, die noch nicht einjährig sind, sich befinden, so ist diese Zahl ein Theil der Summe derer, die im Jahre 0 der Periode geboren wurden. Diese Summe aber wird nach der Voraussetzung ebenfalls zu 10,000 angenommen. Die Zahl 2583 verhält sich also zu der Summe der Geburten, wie zu der Summe der Todesfälle. Daher der Satz, daß von 10,000 Gebornen 2583 vor Ende des ersten Jahres sterben. Auf eben diesen Gründen beruhen die folgenden Sätze, daß auf 10,000 Geburten im Jahre 1 657, im Jahre 2 301 Todesfälle und so weiter zu erwarten sind.

Aus den Zahlen der 2. Columnen findet sich durch Subtraction, wie viel in jedem Jahre der 104jährigen Periode von den 10,000 Gebornen des Jahres 0 noch leben. Diese Zahlen werden in die 3. Columnen eingetragen, wie z. B. nach Florencourt (Tab. IV.):

0.	2583.	10,000.
1.	657.	7417.
2.	301.	6760 u. s. w.

Diese Tabelle schließt mit folgenden Zahlen:

101.	1.	3.
102.	1.	2.
103.	1.	1.
104.	0.	0.

Da nun im Jahre 104 von den Gebornen des Jahres 0 keiner mehr übrig ist, so lebt in einem solchen Bezirke, wo diese Sterblichkeitsordnung Statt findet, und wo jährlich 10,000 sterben und eben so viel geboren werden, nur 1 in einem Alter von 103 Jahren. Denn von denen, die vor 104 Jahren geboren wurden, ist keiner mehr am Leben, von den Gebornen des Jahres 0 ist nur 1 noch übrig, und

von den Gebornen der folgenden Jahre hat keiner das Alter von 103 Jahren erreicht. Eben so einleuchtend ist aber auch, daß in einem solchen Bezirke unter den bemerzten Umständen nicht mehr und nicht weniger als 3 Personen von 102 Jahren 6 Personen von 101 Jahren vorhanden sind. Denn von den Gebornen des Jahres 0 sind im Jahre 102 nur 2 übrig und hierzu kommt nur eine 103jährige Person, die vor dem Jahre 0 geboren wurde. Was nach dem Jahre 0 geboren ist, hat das Alter von 102 Jahren noch nicht erreicht. Dies gilt auch von den 6 101jährigen Personen. Im Jahre 101 waren von den Gebornen des Jahres 0 nur 3 Personen übrig, und hierzu kommen 2 102jährige und 1 103jährige, die vor dem Jahre 0 geboren sind. Die nach dem Jahre 0 Gebornen aber sind noch nicht in einem Alter von 101 Jahren.

Auf diese Art läßt sich eine 4. Columne rückwärts vom Jahre 103 bis zum Jahre 0 berechnen, indem man fortfährt zu jeder gefundenen Zahl diejenige zu addiren, welche in der 3. Columne bei dem nächstvorhergehenden Jahre steht. Die 4 ersten Columnen von Florencourts IV. Tabelle haben daher am Schlusse folgende Zahlen:

101.	1.	3.	6.
102.	1.	2.	3.
103.	1.	1.	1.
104.	0.	0.	

und am Anfange folgende:

0.	2583.	10,000.	294,294.
1.	657.	7,417.	284,294.
2.	301.	6,760.	276,877 u. f. w.

Aus einer solchen Tabelle berechnet man die Anzahl derjenigen, die in einem Bezirke, wo jährlich 10,000 sterben und eben so viel geboren werden, von einem bestimmten Alter z. B. von 20 bis mit 60 Jahren am Leben sind. Bey der Zahl 20 der 1. Columne steht nemlich in der 4. Columne 176,172. Diese Zahl zeigt an, wie viel in dem gegebenen Bezirke das Alter von 20 und mehr Jahren erreicht haben. Von dieser Summe sind alle Personen von 61 und

mehr Jahren abzusuchen. Ihre Zahl steht bey 61 der 1. Columne in der 4. Columne und beträgt 24,581

$$176,472 - 24,581 = 151,891,$$

welches die zu findende Zahl ist.

Vergleicht man die Tabellen dieser Art, die Wargentin, Baumann und Florencourt berechnet haben, und welche an den obangeführten Orten zu finden sind, so ergiebt sich folgender Unterschied in den Hauptresultaten:

In einem Bezirk, wo jährlich 1000 geboren werden, und eben so viel sterben, leben in einem Alter von

	nach Wargentin:	nach Baumann:	nach Florencourt:
weniger als 10 Jahren	6,610	6,593	6,539,
von 10 J. bis mit 19 J.	5,595	5,290	5,242,
von 20 J. bis mit 59 J.	16,734	15,408	14,973,
von 60 J. und darüber	3,715	2,627	2,673,
	32,655	29,918	29,427.

Es ist noch hierbey zu bemerken, daß bei Florencourts IV. Tabelle, aus welcher die obigen Zahlen entnommen sind, ein Mittelverhältniß zwischen der Mortalität in Städten und auf den Dörfern zum Grunde liegt, wobei er (s. S. 75) die Anzahl der Lebenden auf dem Lande noch einmal so groß als die Bevölkerung der Städte annimmt. Florencourt hat auch in der V. und VI. Tabelle die Mortalitätsverhältnisse der verschiedenen Alter für das männliche und weibliche Geschlecht besonders berechnet. Die Hauptresultate sind folgende: Es leben unter obigen Bedingungen in einem Alter

von weniger als 10 Jahren	6,449 männl.,	6,481 weibl. Geschl.
von 10 Jahren bis mit 19 J.	5,111 "	5,216 "
von 20 Jahren bis mit 59 J.	14,632 "	15,415 "
von 60 Jahren und darüber	2,497 "	2,873 "
	28,689 männl.,	29,985 weibl. Geschl.

Wären in den jährlich einzuschickenden Mortalitätslisten die Geburten noch dem Alter von 5 zu 5 Jahren angegeben, so würde

sich nach mehrjährigen Erfahrungen des besondern Landes eine eigne Tabelle berechnen lassen, die allerdings vor den allgemeinen Tabellen der benannten Schriftsteller einen Vorzug hätte. Indessen hat man bey einem größeren Staate keine bedeutenden Abweichungen von der Wahrheit zu fürchten, wenn man die Zahl der Lebenden besterben Geschlechts von verschiedenen Altern aus Itorenourts Tabellen auf folgende Art zu finden sucht. Aus den jährlichen Verzeichnissen weiß man die Anzahl der Gebornen sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts nach einem 6jährigen Durchschnitte. Die Tabellen enthalten die Zahlen, aus denen für einen Bezirk, wo 10,000 jährlich geboren werden, die Summe der Lebenden von einem bestimmten Alter sich berechnen läßt. Wie sich also 10,000 zu der bekannten Zahl der Geburten verhält, so verhält sich die aus der Tabelle berechnete Zahl zu der gesuchten.

Was von der Anzahl der Lebenden von verschiedenen Altern bekannt ist, dient besonders um das Getreidebedürfniß der Nation und jedes einzelnen Bezirke zu berechnen. In mehreren Schriften findet man auch hierüber allgemeine Angaben, aber es möchte rathsam seyn, in jedem Lande die besondern Erfahrungen zu benutzen, die bey Verwaltung des Militärs und bey der Administration öffentlicher Einrichtungen, als Kostschulen, Arbeitshäuser und dergleichen, hierüber gemacht werden können, da hierbey sehr viel von den Localumständen abhängt.

Wie viel Soldaten jeder Bezirk liefern könne, läßt sich aus der Anzahl der lebenden Mannspersonen von einem gewissen Alter — etwa von 18 bis 60 Jahren — allein nicht abnehmen. Auf diesem Theile der Volksmenge beruht der Wohlstand der Nation überhaupt, der Betrieb aller Gewerbe und der Fortgang aller Geschäfte. Daher die Nothwendigkeit, darüber zu wachen, daß das Bedürfniß der Vertheidigung nicht mit Zurücksetzung aller übrigen Bedürfnisse des Staates befriedigt werde.

Außer den Grundlagen zu obigen Berechnungen liefern übrigens die jährlichen Anzeigen noch manchen Stoff zu interessanten Bemerkungen, wenn man die sechsjährigen Zeiträume in Ansehung der Todtgeborenen, der unehelichen Geburten, der Selbstentleibten, der Krank-

heiten, welche den Tod verursachten, und der Communicanten mit einander vergleicht, und dabey jeden Bezirk besonders betrachtet, die Städte von den Dörfern absondert, und einzelne merkwürdige Städte heraushebt. Auf die hierüber zu fertigenden tabellarischen Arbeiten könnte daher von der Commission die noch übrige Zwischenzeit verwendet werden, ehe von sämmtlichen Behörden die zu einer vollständigen statistischen Uebersicht erforderlichen Anzeigen eingegangen wären.

Bei einem großen Theile dieser Anzeigen bezieht das Geschäft der Tabellen-Commission hauptsächlich in der Vergleichung sechsjähriger Zeiträume und verschiedener Bezirke und Provinzen, damit die daraus sich ergebende Vergrößerung oder Abnahme des Wohlstandes bemerkt werde. Auffallende Unterschiede werden sodann Erörterungen über die Ursachen veranlassen, und dies giebt vielleicht Gelegenheit, manchem bedeutenden Uebel abzuhelfen. Ein anderer Theil dieser Anzeigen kann als Grundlage nützlicher statistischer Berechnungen dienen, die ebenfalls von der Tabellen-Commission zu erwarten seyn würden.

Zu diesen Berechnungen gehört diejenige, welche die Stelle jährlicher specieller Anzeigen über den Ertrag der Grundte zu vertreten hat. Ist der Flächeninhalt der Felder, die gewöhnliche Einteilung des Adertandes, und der mittlere Kornertrag jeder Getreidegattung in jedem Bezirke bekannt, so läßt sich die Summe der erbauten Feldfrüchte nach einem sechsjährigen Durchschnitt mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit angeben, um zwischen der Production und dem Bedürfnis eine Vergleichung aufstellen zu können.

Reißt man ferner den mittleren Preis, um welchen in jedem Bezirke während der letzten 6 Jahre ein Ader Feld, Viehe, Holz und dergleichen verkauft worden ist, so kann hieraus der Geldwerth aller zur Landwirtschaft gehörigen Grundstücke berechnet werden, und es wird interessant seyn zu untersuchen, wie sich die Antheile des Landesherrn, der Rittergutsbesitzer, der Bürger und der Bauern im Ganzen gegen einander verhalten.

Etwas schwieriger ist die Berechnung des Nationalgewinns den verschiedenen Gattungen der Fabriken. Ist von jedem gefertigten

Städte eine Abgabe zu entrichten, so ergibt sich aus der jährlichen Summe dieser Abgabe, wieviel die Quantität der Fabrication wenigstens beträgt. Nach einem mittlern Werthe der einzelnen Städte wird sodann der Werth der gesammten Fabrication berechnet, und hiervon der Werth des verbrauchten Materials abgezogen. Denn gesetzt auch, daß das Material inländisch sey, so gehört doch dessen Werth nicht zu dem Gewinn der Fabrication, sondern der Landwirthschaft oder des Bergbaus, und es giebt nur der Fabrik einen besondern Vorzug, wenn sie eine inländische Production begünstigt, sobald dadurch nicht andere nützliche Productionen zurückgesetzt werden. Sind keiner größere Fabrik anstellen, Gebäude, Maschinen und kostbare Werkzeuge erforderlich, so müssen die Zinsen des hierauf verwendeten Capitals ebenfalls von dem Werthe der Fabricate abgezogen werden. Berechnungen dieser Art setzen aber Kenntnisse voraus, die nur durch ein sehr genaues Studium des Fabrikwesens zu erlangen sind. Auf einem kürzern Wege kann man jedoch zu einigen brauchbaren Notizen über den Gewinn der Fabrication gelangen. Das jährliche Geldbedürfniß eines Fabrikanten wird von Leopold Krug (in dessen Betrachtungen über den Nationalreichtum des Preussischen Staats, Berlin 1805, B. 1. S. 276) zu 46 Thlr. angenommen, worunter 15 Thlr. für die Wohnung begriffen sind. Aus dem mittleren Preise der Lebensmittel und des Miethzinses wird sich ein ähnlicher Satz für jedes Land ohngefähr berechnen lassen. Daß einige Fabricationen einträglicher sind, als andere, macht hierbey keine Schwierigkeit, da nach Verfluß einiger Zeit durch die Concurrnz der Arbeiter in der Regel ein ziemliches Gleichgewicht entsteht. Weist man daher die Anzahl derjenigen, die sich mit einer gewissen Gattung von Fabrication beschäftigen, so ergibt sich, wie viel jährlich wenigstens durch ihre Arbeit gewonnen werden muß.

Ueber den Gewinn der Kaufmannschaft findet zwar keine politische Berechnung Statt, aber das Verhältniß der gesammten Einfuhr zur Ausfuhr läßt sich ohngefähr angeben, wenn von jedem ausgehenden oder eingebrachten Artikel eine geringe Abgabe erhoben wird, und der gemeinjährige Ueberschuß dieser Abgabe bekannt ist. Bey einer hohen Abgabe hat man noch die wahrscheinliche Quantität der Unterschleife mit

in Anseß zu bringen, die bey manchen Waaren wegen begünstigender oder erschwerender Umstände größer oder geringer seyn kann. Es wird hierbey nützlich seyn, manche Artikel der Einfuhr besonders zu betrachten, als die Fabrikmaterialien, ingleichen die Waaren derjenigen Nationen, an welche von den Landesproducten wenig abgesetzt wird.

Aus der Anzahl der Häuser ergibt sich das ohngefähre jährliche Ernährungsbedürfniß, aus der Summe aller Personen der gelehnten Stände und ihrer wahrscheinlichen Mortalität läßt sich einigermaßen bestimmen, wie viel Schulanstalten zu Vorbereitung dieser Personen erforderlich sind, und je weitere Fortschritte überhaupt in der politischen Rechnkunst gemacht werden, desto mehr wird die Tabellen-Commission im Stande seyn, die bey ihr eingegangenen Nachrichten vollständig zu benutzen. Bey Petty, Davenant, Keder, von Bielefeld, Krug und andern finden sich Versuche, theils das jährliche Geldbedürfniß einer ganzen Nation, theils die Summe des in einem Lande circulirenden Geldes zu berechnen, aber dergleichen Angaben beruhen zur Zeit noch auf zu willkührlichen Sätzen, um sie als brauchbar zu empfehlen. Auf jeden Fall wäre unmittelbar schon dies ein noch zu erwähnender Nutzen der Tabellen-Commission, daß von ihr über den wahrscheinlichen Ertrag jeder vorgeschlagenen neuen Abgabe die beste Auskunft erlangt werden könnte. Und je schwieriger überhaupt das Geschäft der Staatsverwaltung wird, desto mehr wird man den Werth statistischer Zahlen zu schätzen lernen, die auf zuverlässige Anzeigen und wahrscheinliche Berechnungen sich gründen.

Deutschlands Hoffnungen.*)

*Effigies et signa quaedam detracta locis
in parvulum ferunt.*

Faustina de mirabilibus Germaniae.

*): Teutonicae Gueffungen. Vrbis, et Castellor., 1513.

Die nachstehende Ainschrift findet sich in den stimmung- und hoffnungsetzenden Anhängen von 1811. Über Benennung noch hängt sie mit den poetischen Verheißungen des Hohen zusammen:

„Wer uns sagt ein glücklich Gessen,
 liegt der Zukunft seine Zeit,
 Zieht der ganzen Zukunft offen,
 Staut der Zukunft Zeitgen
 Tugend, Recht und Wissen sicher,
 Ansehen und Vorsehung —
 Auch diese Tugend und Wissen,
 Auch diese Zeitgen.“

Sie ist ein beifolgender Zusatz der Heberzinsnahme von Vater und Sohn und der schmückenden, religiös-moralischen Uebersetzung gegen die Armthumschaft. Begreiflicherweise hatte der Verfasser dieser Schrift alle Tugenden in einer ethischen Uebersetzung mit den folgenden Aussagen hinter sich abgebrochen und wollte sie nach den Tugenden von Vater und Sohn nicht die beifolgende Uebersetzung. — Der Abdruck erfolgt aus einem der wenigen erhaltenen Exemplare der Schrift.

Mit Euch, deutsche Männer und Jünglinge, für die Unabhängigkeit unsers Vaterlands an der Seite meines Sohns zu kämpfen hindern mich Amt und Jahre. Aber verschmäht das Wenige nicht, was ich selbst vielleicht noch für die gute Sache zu leisten vermag. Nehmt freundlich einen Versuch an, Euch Bilder der Zukunft heranzuführen, wie sie in den schönsten Momenten mir vorschweben, da das Vertrauen, daß Gott Eure Waffen segne, am lebendigsten ist. Auch Eure Vorfahren stärkten sich gern in der Schlacht an dem Antlitz der Heiligtümer, für deren Schutz sie sich opferten.

Und möchte doch meine Stimme auch zu einem Jeden gelangen, der diesen großen Zeitpunkt durch ängstliche Sorgen entsetzt, damit nicht durch Zweifel über den Erfolg des jetzigen Kampfs selbst in bessern Seelen der Eifer erkalte; auf dessen Fortdauer und allgemeiner Verbreitung Deutschlands Rettung beruht!

Es gehört zu der geheimen Taktik des gemeinschaftlichen Feindes, die Aufmerksamkeit auf solche Fragen zu lenken, wodurch unter den Mächten, deren Eintracht er fürchtet, der Saame des Misstrauens ausgestreuet wird. Ein Deutscher, der diese Arglist, ohne es zu wissen, durch Verzögerung, Voreiligkeit oder Selbstsucht begünstigt, verdient ernstliche Zurechtweisung, aber den Huth des Vaterlands, wenn er sich absichtlich herabwürdigt, Unkraut unter den guten Weizen zu säen. Jetzt hat man gar nicht darnach zu fragen, welche Provinzen und Städte dereinst diesem oder jenem Regenten zufallen sollen, welche Staatsform erfordert wird, um Deutschlands Selbstständigkeit zu gründen, welcher Mittel es bedarf, um diese Staatsform zu beschaffen, und gegen Ausartung zu sichern. Dieß sind Gegenstände künftiger

Verhandlungen, wenn erst dem drückendsten Elend gesteuert, und das nächste Ziel — Befreiung von fremder Gewalt — durch Anstrengung aller vorhandenen Kräfte erreicht ist.

Aber nicht zu früh können wir uns dagegen der secten erhebenden Betrachtung überlassen, was für herrliche Blüthen und Früchte aus dem innern Reichthum des Vaterlands von selbst hervorgehen würden, sobald es die eiserne Hand nicht mehr lähmt, die jetzt die edelsten Keime zerknicht. Unsere Hoffnungen sind nicht zu lähn, wenn sie nicht auf willkürliche Voraussetzungen, sondern auf Erfahrungen sich gründen. Und jetzt ist es mehr als jemals Pflicht, den eigenthümlichen Werth des ächten Deutschen nicht zu verkennen, sondern mit gerechtem Stolz sich daran zu erfreuen.

Wenn zu allen Zeiten selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen einzelne Deutsche durch Geist, Kraft, Ernst und Gemüth in irgend einer Gattung von Thätigkeit sich ausgezeichneten, so liegt am Tage, was wir zu erwarten haben, sobald jedes Streben höherer Art durch fremde Uebermacht nicht mehr gehemmt wird. Ist aber jetzt der Augenblick erschienen, da das in weiten Entfernungen zerstreut unter der Asche glimmende Feuer zu einer einzigen Flamme aufstodert; so wird auch ein deutsches Volk mit Würde und Nachdruck auftreten, wie es ihm nach der Geschichte früherer Jahrhunderte ziemt.

Was unter den jetzigen Umständen in unserm Vaterlande der Einzelne leistete, gelang ihm durch das Uebergewicht einer starken Seele über den äußern Druck. Unerschüttert von den Stürmen der Zeit lebte er in einer bessern Welt für den Kreis der Seinigen, für sein Geschäft, seine Kunst, seine Wissenschaft, seinen Glauben. Und nun setze man den Fall, daß er nicht mehr genöthigt sei, sich in sich selbst zu verschieben, daß er mit Ruhe und Heiterkeit um sich her blicken könne, daß er nicht überall auf feindliche Mächte treffe, die seine Sphäre beschränken und sein Werk zerstören, daß ihm wohl auch eine häßliche Hand begegne, und Gleichheit der Gesinnung ihn aufmuntere. Wird wohl alsdann seine Liebe erkalten, seine Kraft sinken, seine Beharrlichkeit ermatten?

Fremde Gewalt ist dem deutschen Volke, sobald es nicht durch innere Zwietracht geschwächt wird, weniger gefährlich, als fremde Sitte, die sich durch eine glänzende Aussen Seite empfiehlt. Ein Uebermaass von Bescheidenheit vertieft uns, jede Eigenheit des Ausländers, die wir an uns vermissen, in einem verschönernden Lichte zu betrachten. Daher das Bestreben, unsere Söhne und Töchter nach dem Muster eines Volks zu bilden, bei dem Frivolität, Eitelkeit und Selbstsucht einheimisch geworden waren. Wohl uns, wenn wir bei dem jetzigen Kampfe zur Besonnenheit erwachen, und es dahin kommt, daß Flachheit, Vergesslichkeit, und all der Hitterstaat, mit dem eine modische Erziehung prangt, nicht mehr für höhere Ausbildung gilt!

Dann wird auch wahre Achtung für Frauen — ein Charakterzug, den schon Tacitus rühmt — in Deutschland wieder an die Stelle der Galanterie treten, die unter der Maske äusserer Unterwürfigkeit innere Veringschätzung verbirgt. So sehr es dem Deutschen verhasst ist, seine Gefühle zur Schau zu stellen, so werden doch seine geheimsten Regungen dem weiblichen Scharfblicke nicht entgehen. Gerechte Frauen ehren sich selbst, und erfüllen nicht nur ihre Bestimmung als Mütterinnen und Mütter, sondern wirken auch mit milder Gewalt als Schutzgeister der Menschheit, um die Keinheit der Sitten zu bewahren, die Keime des Edlen zu pflegen und das heilige Feuer der Begeisterung zu nähren.

Zwischen Fürsten und Volk war in Deutschland, wenige Ausnahmen abgerechnet, ein patriarchalisches Verhältniß, ehe es der fremde Einfluß zerstörte. Der angestammte Regent erschien, wie ein Vater umgeben von seinen Kindern. In ihm wurde das Verdienst seiner Vorfahren dankbar geehrt, und mit Vertrauen sah man ihn ein Scepter ergreifen, das eine Hand aus den Wolken ihm darreichte. Sicherheit auf dem Throne und unverkennbare Zeichen der Treue und Anhänglichkeit seines Volks gaben dem Fürsten ein begeistertes Gefühl seiner Würde. Furcht und Argwohn erlosch nicht jede natürliche Regung des Wohlwollens, zu dem alles ihn auffoderte, und wenn er der höhern Stufe, auf die ihn der Weltregierer gestellt hatte, sich werth zu bezeigen strebte, so verwahrte ihn deutscher Ernst vor Ueber-eitung, schwankendem Verfahren und Mangel an Ausdauer.

Seine Wohlthaten wurden mit liebevoller Berehrung empfangen, und wenn es ihm nicht gelang, einen heilsamen Zweck zu erreichen oder ein Uebel zu verhüten, so war das Volk immer geneigt, nicht dem Fürsten selbst, sondern seinen Ministern und Räthen die Schuld beizumessen. Die Bedürfnisse eines Staats, der nicht für eigene oder fremde Vergrößerungspläne sich erschöpfte, waren mäßig und einleuchtend. Was zu ihrer Befriedigung diente, wurde willig herbeigeschafft, und um dich auf die schonendste Art zu bewerkstelligen, waren in mehreren Ländern ständische Verathschlagungen, bei denen es an biedern und einsichtsvollen Männern nicht fehlte, von dem besten Erfolg. Am rühmlichsten aber offenbarte sich der Geist des Volks in Zeiten der Noth, da es bis zuletzt bei seinem unglücklichen Fürsten anhielt, und die größten Opfer für ihn nicht scheute.

In diesem Zustande der Gesundheit und Lebenskraft werden die deutschen Staaten wieder gelangen, wenn sie jetzt ihre Selbstständigkeit erringen. Durch manche bittere Erfahrungen sind Fürst und Volk über ihre wahren Vortheile belehrt worden, beide nähern sich jetzt einander durch den gemeinschaftlichen Eifer, mit dem sie zu Einem großen Zwecke sich vereinigen, und beide werden am Ziele ihres jetzigen Strebens zugleich die Mittel finden, ihre gegenseitigen Pflichten in höherem Grade und weiterem Umfange mit größerer Leichtigkeit zu erfüllen.

Ein Nachhall des freudigen Muthes, mit dem jetzt ein tiefgebeugtes Volk den Kampf beginnt, wird nach dem Siege noch fortdauern. Mit gestärktem Muth wird es umherschauen, und auf allen Seiten Hülfquellen entdecken. Was nach so manchem verheerenden Kriege und so mancher drückenden Landplage durch deutschen Fleiß und deutsche Besonnenheit geleistet worden ist, darf auch diesmal erwartet werden. Bei dem erquickten Wohlstande des Volks aber wird es den Fürsten nicht an Kräften fehlen, so manches Bedürfnis des Staates zu befriedigen, wofür wenig oder nichts geschehen konnte, so lange man bloß dem Trange des Augenblicks zu folgen genöthigt war. Und welche Ausichten würden sich für jede Gattung von Thätigkeit eröffnen, wenn über mehrere gemeinschaftliche Angelegenheiten, als über die Auf-

hebung der Verbiethungsgesetze, die Benützung der Flüsse, die Gleichheit des Münzfußes und ähnliche Gegenstände ein Einverständniß zu bewirken wäre.

Das deutsche Volk soll jedoch nicht auf der Stufe des glücklichen Gewerbleißes stehen bleiben, sondern es hat eine höhere Bestimmung. Durch einen innern Trieb, die Gränzen des Sinnlichen und Irdischen zu überschreiten, hat es von jeher sich ausgezeichnet, und manches ist darüber vernachlässigt worden, was den Kindern dieser Welt besser gelingt, als den Kindern des Lichts. Daher ist eine weniger glänzende Außenseite, aber desto mehr Beispiele von lebendigem Gefühl für Wahrheit und Pflicht, von unermüdetem Forschen nach den verborgensten Schätzen der Erkenntniß, von Tiefe des Gemüthes in den Darstellungen der Kunst, und von brennendem Eifer für das Edle Große und Heilige.

Wo diese Vorzüge einheimisch sind, da eröffnen sich die herrlichsten Aussichten, sobald die Freiheit der gegenseitigen Mittheilung nicht mehr beschränkt ist. Aufartungen dieser Freiheit werden zwar nicht zu verhüten seyn, aber um die Freiheit im Zaum zu halten, vermag deutsche Sitte mehr als äußerer Zwang. Auch wird die Wichtigkeit des Zeitpunkts Männer erwecken, die das Rechte auf rechte Art zu sagen wissen, ein Geschlecht, das für das Bessere empfänglicher geworden ist, wird ihre Stimmen vernehmen, und wenn auf das Geschwätz der Flachheit, Unwissenheit, Leidenschaft und Sophisterei niemand mehr achtet, so wird es früher oder später verstummen.

Redner und Schriftsteller bedürfen eines vollkommenen Werkzeugs, und ob es wohl der deutschen Sprache nicht an Bestimmtheit, Würde und Nachdruck fehlt, so kann sie doch an Reichthum, Geschmeidigkeit und Anmuth noch gewinnen. Diefz ist zu hoffen, wenn eine blinde Verehrung des Auslandes den Deutschen nicht mehr verhindert, sich selbst und alles, was ihm angehört, nach Gebühr zu schätzen. Er wird alsdann den geistigen Nachlaß seiner Verfahren ehren, die verschiedenen Provinzial-Dialecte, welche noch manche unbenuzte Schätze enthalten, werden ihm nicht mehr fremd bleiben; er wird sich schämen in seiner Muttersprache es nicht zur Meisterschaft zu bringen, und

nicht auch in ihr für die Bedürfnisse des feinern Umgangs mit den vielseitigen gebildeten Classen Ausdrücke zu finden.

Dass die jeßige Vereinigung zu einem gemeinschaftlichen Zwecke die vorher getrennten Provinzen und Stände einander nähert, muß auch der Wissenschaft zum Vortheil gereichen. Es wird dadurch nicht nur die Verbreitung des Erkannten befördert, und die Benützung fremder Beobachtungen erleichtert, sondern auch der zeitliche Abstand zwischen dem Theoretiker und dem Praktiker vermindert, der für beide von schädlichem Einflusse war. Der einsame Forscher, der nach Erkenntniß um ihrer selbst willen strebt, ohne nach ihrer Brauchbarkeit zu fragen, vernachlässigt leicht die Form über den Gehalt, und verliert an Klarheit, was er an Tiefe gewinnt. Trifft er aber auf einen praktischen Mann in seinem Fache, der durch helle Begriffe, fruchtbare Lehren und Scharfblick in ihrer Anwendung seine Achtung erwirbt, so lernt er auch die Ausübung seiner Wissenschaft schätzen, und der Weg ist gebahnt, daß seine Theorie aus der Schule in die wirkliche Welt treten kann. Auf der andern Seite wird derjenige sein Geschäft nur sehr unvollkommen verrichten, der dazu keine vorbereitenden Kenntnisse zu bedürfen glaubt, sondern sich blos mit Handwerksvorthellen begnügt. Um ihn zurechtzuweisen, ist nichts wirksamer als das Beispiel eines Gelehrten, der mit Gründlichkeit der Untersuchung Rücksicht auf vorhandene Bedürfnisse verbindet.

Unter die wichtigsten Ursachen der zeitlichen Spaltungen in Deutschland gehörten auch die Unterschiede der kirchlichen Meinungen und Gebräuche. Eine gänzliche Aufhebung dieser Unterschiede möchte weder zu erwarten, noch zu wünschen seyn; aber ein friedliches Beisammenseyn, und ein wohlthätiges Ineinanderwirken dürfen wir hoffen, wenn die Mitglieder verschiedener Religions-Parteien von der gemeinschaftlichen Begeisterung für die Sache des Vaterlands ergriffen werden, und sich gegenseitig kennen und achten lernen. Die kindliche Unterwerfung unter das Ansehen der Kirche wird dem Katholiken nicht zum Vorwurfe gereichen, und dem Protestanten dagegen nicht verargt werden, daß er durch historische und philologische Kritik das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen und spätere Vermischungen davon abzusondern sucht. Aber fromme Gefühle des Dankes, der Liebe

und des Vertrauens werden sich über Deutschland verbreiten, sobald es durch göttliche Hülfe aus seinem jetzigen Elend gerettet worden ist. Denn Religion ist bei dem ächten Deutschen nicht ein Werk der Furcht, sondern der Freude.

Und diesem freudigen Kraftgeföhle nach errungenem Siege wird auch die Kunst ein neues Leben verdanken. Die Meisterwerke der Griechen entstanden, als sie gegen fremde Uebermacht die Freiheit erkämpft hatten. Spätere Eroberungskriege bewirkten keine Fortschritte und das weltbeherrschende Rom erwarb sich in der Kunst blos das Verdienst einer mehr oder weniger gelungenen Nachahmung. In einem Staate, dessen Streben nur auf Vergrößerung gerichtet ist, kann es zwar Talente geben, die den Mächtigen und Vornehmen die Zeit verkürzen, ihre Paläste schmücken, und dafür ein reichliches Auskommen oder einen herablassenden Beifall einrunden. Aber die reine Flamme der Begeisterung entzündet sich nur in einem glücklichen Volke, das fremde Gewalt nicht fürchtet, und nichts Fremdes begehrt. Die Kunst bedarf alsdann keiner irdischen Pflege, sondern gedeiht aus innerm Triebe auf einem fruchtbaren Boden, und was Liebe gab, wird mit Liebe empfangen.

Um jedoch nicht nur für die Kunst einen neuen Wirkungskreis zu eröffnen, sondern auch um das Band der Vereinigung zwischen den einzelnen deutschen Völkerschaften fester zu knüpfen, und den jetzigen höhern Schwung der Nation zu erhalten, wäre nichts wirksamer, als zweckmäßige Volksfeste. Was in Jahrs deutschem Volkethum darüber enthalten ist, verdient sehr beherzigt zu werden. Eine Feiertlichkeit, wozu eine zahllose Menge aus den entferntesten Gegenden Deutschlands herbeiströmte, müßte alles Herrliche vergegenwärtigen, was das Vaterland aus seiner Hülle hervorgebracht hat. Sprache, Gestalten und Töne müßten wetteifern, die Nation in ihrer eigenthümlichen Pracht darzustellen. Dann würde auch Eurer gedacht werden, die Ihr den jetzigen großen Kampf zu bestehen habt, und in dem Herzen Eures Volks würde Eure That bis zu den spätesten Enkeln fortleben.

Stimme der Warnung

bei dem Gerücht von geheimen politischen Verbindungen
im Preussischen Staate.*)

*) Stimme der Warnung bey dem Gerücht von geheimen politischen Verbindungen im preussischen Staate. Berlin 1810, in der Nicolaischen Buchhandlung.

Die nachstehende kleine Schrift Röhrens, eine derjenigen, welche gegen die von Schmalz und andern betriebene Denunciation des Tugendbundes gerichtet wurde, scheint nicht ohne alle Wirkung geblieben zu sein, wenn sie auch die Ungunst nicht abwenden konnte, mit welcher nach 1819 eine kleine Partei am Hofe Friedrich Wilhelms III. die frühigen Vorkämpfer und eigentlichen Adressen der Erhebung von 1818 ansah und behandelte. — Der Abdruck erfolgt aus der Schrift selbst.

Die tapfern Streiter, denen das Vaterland seine Rettung verdankt, kehren heim, und ihre glorreichen Siege fordern ein würdiges Denkmal. Dieß ist die Ausführung des großen Werks, das auf den Schlachtfeldern gegründet wurde. Für die vereinigten Kräfte Deutschlands giebt es kein höheres Ziel, und bey der Nachwelt haben wir zu verantworten, was in dem jetzigen Zeitpunkte versäumt wird. Auf den preussischen Staat sind vornehmlich alle Augen gerichtet; denn hier erwartet man mit Recht einen edlen Wettseifer unter allen Klassen der Nation und in jedem Wirkungskreise die Früchte der allgemeinen Begeisterung, die durch die Thaten der Krieger bey ihren friedlichen Mitbürgern erzeugt wird.

Dah aber eben in diesem Staate und eben jetzt die Spuren von einem Geiste des Argwohns und der Zwietracht sich zeigen, der seit mehreren Jahrhunderten so viel Unheil in Deutschland gestiftet hat, ist eine traurige Erscheinung. Und gefährlich wäre es, sich hierüber zu täuschen, und jene Spuren zu verkennen.

Das Gerücht von einem Bunde der Widersephlichkeit und des Aufruhrs gegen den Fürsten hat wohl nirgends weniger Wahrscheinlichkeit, als in einem Lande, wo der Monarch durch die heldenmüthigsten Aufopferungen, und durch ein unablässiges Bestreben, nicht nur sein Volk von drückenden Uebeln zu befreien, sondern auch seine anerkannten und höhern Bedürfnisse zu befriedigen, die allgemeinste Verehrung erworben hat, und wo sein frevelhaftes Unternehmen von einem Volke Unterstützung erwarten darf, das durch Treue gegen seinen Beherrscher sich auszeichnet, und besonders seines jetzigen Königs mit gerechtem Stolge und ehrerbietigster Liebe sich freut. Als gleichwohl die Behauptung,

dass von einem solchen Puncte dem Preussischen Staate Gefahr drohe, in einer Flugschrift ohne Beweis aufgestellt wurde, fand sie bey einem bedeutenden Theile des Publikums Eingang, und wirkte auf eine sehr nachtheilige Art. Es schien fast, als ob über den Thatbestand des Verbrechens kein Zweifel mehr übrig wäre, und es nur darauf ankäme, die Schuldigen kennen zu lernen.

Unter einer solchen Voraussetzung kann es allerdings nicht schwer werden, im Preussischen Staate Personen aufzufinden, die einigen Schein wider sich haben. Als zu einer Zeit, da der schmählische Trud des fremden Nochs bey dem bessern Theile des Volkes jedes Gefühl empörte, eine Möglichkeit der Rettung erschien, war manches heftige Gemüth nicht mehr vermögend, den Ausbruch des innern Grimms zurückzuhalten. Würde und Energie überschritten nicht selten die Gränzen der Vorsicht und Mäßigung. Und noch jetzt sind die aufgeregten Leidenschaften nicht gänzlich beruhigt. Ein brennender Eifer für die Sache des Vaterlandes wird noch oft in Augenblicken des Misstruths über unerfüllte Hoffnungen zu Aeußerungen verleitet, die eine kalte Uebersetzung nicht billigt. Hierzu kommt ein gewisser Hang zu freimüthigen, oft vorschnellen Urtheilen über die Maaßregeln der Regierung — eine begreifliche Eigenheit eines Volks, bey dem die größere Lebhaftigkeit des Geists und Charakters nicht durch Strenge der Fürsten beschränkt wurde, und das daher nicht gewohnt ist, über Dinge, die ihm zunächst liegen, seine Gedanken zu unterdrücken.

Wo aber das Misstrauen einmal Wurzel gefasst, und jenes Gerücht Glauben gefunden hat, da wird durch Widerlegungen — auch wenn die angesehensten und geistvollsten Männer sich damit befassen — wenig ausgerichtet. Dem gleichgesinnten Theile des Publikums sind solche Bemühungen willkommen, allein die Gegenparthey wird nicht dadurch überzeugt. Denn für den verneinenden Satz giebt es in diesem Falle keinen Beweis.

Zwar ist nicht zu leugnen, dass auch bey dieser Lage der Sache, die Folgen eines ungegründeten Verdachts für den Bewohner des Preussischen Gebiets weniger gefährlich sind, als sie vielleicht in manchem andern Lande seyn würden. Eine politische Inquisition hat er hier

nicht zu befürchten; dafür bürgt ihm die Gerechtigkeit des Monarchen, und das gesetzmäßige Verfahren der Behörden. Zu bedauern aber ist immer ein Jeder, der durch leidenschaftliche oder unbesonnene Reden und Handlungen ohne eigentliche Verschuldung Anlaß gegeben hat, für ein Mitglied des vorausgesetzten aufrührerischen Bundes gehalten zu werden. Seine Person ist gebässig, seine Arbeiten werden mit Widerwillen aufgenommen, auf Zurücksetzung, auch wohl auf Entfernung bei vorkommender Gelegenheit muß er sich gefaßt machen. Selbst bei der schonendsten Behandlung wird ihm doch das Vertrauen seines Vorgesetzten entzogen, und welch' ein drückendes Verhältniß entsteht hieraus für den redlichen Staatsdiener?

Ganz anders ist das Schicksal derjenigen, die ohne sich irgend einem Gefühle zu überlassen, durch Geschmeidigkeit und abgemessenes Betragen zu jeder Zeit die Gunst der herrschenden Parthen — auch wenn es der Feind des Vaterlandes war — zu erwerben wußten. Mit Recht schützt sie die Amnestie, eine wohlthätige Folge der wiederhergestellten Ruhe. Aber giebt es denn keine Amnestie für die Vergehungen, zu denen in den Zeiten der Traurigkeit, und des nachherigen Kampfs ein heftiges Gemüth oft aus den edelsten Triebfedern in einem leidenschaftlichen Zustande hingerissen wurde?

Auch dieser Vergehungen wird indessen nach wenigen Jahren nicht mehr gedacht werden, und alsdann vielleicht eben so wenig von einem aufrührerischen Bunde in dem Preussischen Staate die Rede seyn. Es bedarf hierzu bloß, daß einige Zeit vergeht, ohne daß Wirkungen eines solchen Bundes verspürt werden. Und zum Verdacht giebt es weniger Anlässe nach gänzlich wiederhergestellter Ruhe. Die innern Stürme werden befänftigt, neben der Würde gewinnt auch die Anmuth Raum, und es mildern sich die Ausartungen der Energie. Ehe aber dieser Zeitpunkt eintritt, geht eine kostbare Zeit verloren, in der so vieles geleistet werden konnte, wozu uns jetzt ein Zusammentreffen günstiger Umstände aufodert. Die Erndte ist groß, und es fehlt nicht an Arbeitern, nur müssen nicht manche der tüchtigsten aus ungegründetem Argwohn entfernt werden.

Daß Deutschland so wieder hergestellt werde, wie es vor den letzten Jahren des Unglücks und der Knechtschaft gewesen war, darf

und nicht genügen. Der innere Gehalt des Deutschen und insbesondere des Preussischen Volks hat sich durch vielfache Prüfungen bewährt, und begründet seinen Verus zu einer höhern Stufe. Es soll nicht bloß unter den gebildetsten und blühendsten Völkern seinen Platz einnehmen, sondern auf der Bahn zur Vollendung als Beispiel vorangehen.

Ein solcher Gedanke würde anmaßend seyn, und der deutschen Bescheidenheit nicht ziemen, wenn es darauf abgesehen wäre, jede andere Nation in dem besondern Vorzuge, wodurch sie zeither sich auszeichnete, zu übertreffen. In einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung, in mancher Wissenschaft und Kunst, in diesem oder jenem Gewerbe, und in der Entwicklung gesellschaftlicher Talente mögen andere Völker vieles vor uns voraus haben, wenn nur das Ganze unsers Zustandes die höhern Forderungen befriedigt, welche nicht bloß auf eine glänzende Aussen Seite gerichtet sind.

Die Anlagen und Verhältnisse der Völker, so wie der einzelnen Menschen, sind verschieden, und manche Gattung des Verdienstes ist nicht für alle in gleichem Grade erreichbar. Aber alle sind berufen, nach einem gewissen Ebenmaasse der Vervollkommenung zu streben, ohne welches bei jedem Fortschritte der Cultur die Gefahr der Ausartung sich vergrößert. Und dieses Streben kann nirgends besser gelingen, als wo ein freudiges Gefühl der Kraft und des Siegs das innere und eigen thümliche Leben eines Volks erhöht und vervielfältigt.

Ueberall trifft man im Gebiete des Denkens und Handelns Verirrungen in entgegengesetzte Extreme. Dieses Unheil des Zeitalters durch geistige Waffen zu bekämpfen, fodert die gute Sache der Religion, der Staatsverwaltung, der Wissenschaft, der Kunst und der Sitten. Und für einen solchen Zweck darf keine vorhandene Kraft unbenutzt bleiben.

Sieggekrönt stand Preußen auf dem Schlachtfelde, und neue Kränze sind ihm unter den Palmen des Friedens bestimmt. Heil ihm, wenn es erhaben über äußere oder innere Störungen mit festem Heldenschritte die Bahn vollendet, die sein hoher Verus ihm vorzeichnet! Wohl allen die ihm angehören, wenn, so weit seine Kränze reichen, jede Leidenschaft der Persönlichkeit den großen Pflichten, die der jegige Zeitpunkt auflegt, freudig auf dem Altare des Vaterlandes geopfert wird!

Für deutsche Frauen.*)

*) Für deutsche Frauen. Von Christian Gottlieb Kdener. Berlin und Stettin, in der Nicolaischen Buchhandlung. 1824.

Die letzte im Jahre 1822 veröffentlichte Schrift Görners scheint in der That aus den Aufzeichnungen erwachsen zu sein, welche Görner in verschiedenen Zeiten seines Lebens zu einer „Philosophie für Frauen“, zu Vorträgen über weibliche Erziehung u. gemacht hatte. — Der Abdruck erfolgt aus der Schrift selbst.

Weiblichkeit.

In einem verärrtelten Zeitalter gehört Schwäche zum Puz der Frauen. Durch jede Aeußerung von Energie fürchten sie an weiblichem Reiz zu verlieren, und es fehlt nicht an Männern, deren Urtheil sie in dieser Meinung bestärkt. Manchem ist es im Gefühl seiner Thunmacht willkommen, neben sich andere noch schwächere Wesen zu sehen, mancher weiß Zartheit von Kraftlosigkeit nicht zu unterscheiden, bey manchem ist noch eine Spur von Rittergeist übrig geblieben, und man muß seines Schutzes bedürfen, um für ihn interessant zu werden.

Glücklicherweise ist das, was man Ausartung der Cultur nennt, in Deutschland noch nicht allgemein verbreitet. Zwar giebt es Beyspiele von allerley Verdrehungen der menschlichen Natur, aber meistens entstehen sie mehr aus Nachahmungssucht, als aus innerer Verderbenheit. Man prangt mit Weichlichkeit, Erschlaffung, Lebensüberdruß, selbst mit Rohheit und Verwilderung, wenn man dadurch in irgend einem Zirkel eine bedeutende Rolle zu spielen hofft. Allein wo noch Selbstständigkeit und eigener Charakter unter den gebildeten Deutschen vorhanden ist, da findet sich auch ungeschwächte aber geräuschlose Kraft, tiefes Gefühl des Guten und Schönen, und ernstes Streben nach achtem Verdienst. Wer etwas für Kopf oder Herz deutschen Männern und Frauen zu sagen hat, darf mit der Zuversicht auftreten, daß seine Stimme früher oder später gehört wird, und nicht in einer öden Wüste verhallt.

Starke Seelen gab es in allen Zeitaltern und bey allen Völkern unter dem weiblichen Geschlechte. Aus der alten und neuen Geschichte kennen wir Beyspiele von Müttern, Gattinnen und Töchtern, die sich

durch edle Aufopferungen und großherzige Thaten auszeichneten. Auch die Freundschaft und der Patriotismus hatten ihre Heldinnen. Und in unzähligen Fällen blieb es unbemerkt, mit welcher höhern geistigen Kraft still und einfach in der engern Sphäre gewirkt wurde, die mancher trefflichen Frau beschieden war. In allem, was sie mit Liebe unternahm, vermochte sie viel.

Fehlt es an dieser Liebe, so wird in keinem Geschäfte, keiner Kunst, keiner Wissenschaft, von dem männlichen Geschlechte, wie von dem weiblichen, etwas Vorzügliches geleistet. Eine kalte Liebhaberey, die bloß zu Ausfüllung einzelner leerer Stunden dienen soll, ist ihrer Natur nach schlaff und scheut jede Anstrengung. Mehr Eifer ist bey dem, was für die Eitelkeit gethan wird, aber das Ziel ist beschränkt. Alles wird auf einen gewissen Schein berechnet, der auf ein bestimmtes Publikum wirken soll. Die Sache selbst ist gleichgültig, und von ihrem innern für sich bestehenden Werthe hat man keinen Begriff. Wird aber dieser innere Werth erkannt und geföhlt, dann bildet sich ein Ideal in dem gränzenlosen Reiche der Phantasie, und es entsteht ein ernstes ausdauerndes Streben, sich diesem höhern Ziele zu nähern.

Auf eine solche Art widmeten sich oft auch Frauen einer Kunst oder Wissenschaft mit dem glücklichsten Erfolge, ohne daß ihr Eifer jemals in Pedanterey ausartete. Nur das Liebenswürdige, nur was den Geist befriedigte, hatte sie gereizt; das Trockne und Rähsame war ihnen nicht abschreckend, wenn es zum Zwecke führte, aber in der bloßen Ueberwindung von Schwierigkeiten suchten sie kein Verdienst. Ihre Forderungen waren streng, und nach allem was sie leisteten, blieb ihnen viel noch zu wünschen übrig; aber desto aufrichtiger schätzten sie an Andern jede Spur von Talent und Geschmac. Auch fremde Neigungen behandelten sie mit Achtung, und ihre eigenen Geföhle Andern aufzudringen, konnte ihnen nicht einfallen. Was sie liebten, war ihnen zu werth, um gegen Profane nur ein Wort darüber zu äußern.

Wenn es indessen den Frauen in einigen Arten von Thätigkeit nur selten, und nur mit großen Aufopferungen gelingt, so darf man, um dies begreiflich zu finden, sich nur eines Charakterzugs erinnern, der ihnen in anderer Rücksicht sehr zur Ehre gereicht. Eine edle weib-

liche Natur wird selbst in den entscheidendsten Momenten der äußern Wirksamkeit durch einen gewissen Instinkt der Sittlichkeit und Grazie beherrscht. Ein Blick auf ihre nächsten Verhältnisse und auf das, was sie sich selbst schuldig ist, begleitet alle ihre Handlungen. Aber in der beschränkten menschlichen Sphäre giebt es viele Geschäfte, woben zu Erreichung des Zwecks eine gewisse Härte oder sogar Wildheit erfordert wird, die bey dem Manne der Erfolg rechtfertigt, die aber eine acht-weibliche Seele nie bey sich selbst rechtfertigen kann. Und diese Weiblichkeit wird sich auch durch die mächtigsten Triebfedern nie ganz unterdrücken lassen. Immer wird ein gewisses Bestreben zurückbleiben, das Unvereinbare zu vereinigen, und um einen wohlfeilern Preis zu dem vorgestekten Ziele zu gelangen.

Dies gilt nicht bloß von politischer Thätigkeit. Auch für die Forderungen der Kunst und der Wissenschaft ist es oft nöthig, die ganze Seele auf einen einzigen Punkt zu concentriren, und darüber sich selbst und alles um sich her zu vergessen. Durch eine solche Abgeschlossenheit aber verfehlen die Frauen ihre höhere Bestimmung. Das Nachgraben nach unterirdischen Schätzen, das Absondern des edlen Metalls von den Schlacken, den Kampf mit widerstrebenden Stoffen mögen sie den Männern überlassen; aber was in das Reich des Lichts und der Schönheit tritt, gehört in ihre Sphäre. Die Kunst streut Blumen auf ihren Pfad, und Früchte bietet ihnen die Philosophie.

Schönheit der Seele.

Das Gebiet der Kunst war bey den Griechen von weiterem Umfange, als es in unsern Tagen ist. Der Gedanke erschien in der wirklichen Welt nicht bloß durch Gestalten, Töne und Worte; auch in der ganzen Reihe von Zuständen eines einzelnen Menschen und eines zahlreichen Volks sollte ein Ideal dargestellt werden. Dies zu bewirken war das Ziel der griechischen Philosophie, als sie den höchsten Gipfel erreicht hatte.

Ihr Name deutet auf ein Streben nach Weisheit, und unter diesem Worte dachte man sich die vollkommene Veredlung der mensch-

lichen Natur. Unter den mannichfaltigen Schulen war hierüber kein Streit, sondern nur über die Bahn zu diesem gemeinschaftlichen Ziele. In dem Charakter der einzelnen Secten herrschte entweder die Würde, oder die Anmuth, oder man hatte Mittel gefunden, beyde auf eine glückliche Art zu vereinigen.

Spätere Zeitalter verkannten den Geist der griechischen Kunst in einer solchen Philosophie, indem sie an einzelnen zufälligen Meynungen haften. In der Klarheit und Bestimmtheit der Begriffe, in der Stärke der Beweise, in der Vollständigkeit und dem bündigen Zusammenhange der Lehrgebäude wurden die ältern Philosophen unstrittig von manchem ihrer Nachfolger übertroffen; aber die neuere Schule beschäftigte sich mehr mit theoretischen Fragen, als mit der ehemaligen praktischen Aufgabe, und indem die Philosophie als Wissenschaft gewann, verlor sie dagegen als Kunst. Soll sie in die wirkliche Welt wieder eingeführt werden, so bedarf es hierzu keiner künstlichen Einleitung; es ist genug, wenn sie ihre ursprüngliche Gestalt wieder annimmt, die zwar ernst, aber nicht abschreckend war.

Das Ziel der griechischen Kunst war Schönheit. Zu diesem Begriffe gelangten die Griechen nicht auf dem Wege des tiefsinnigen Forschens, sondern des frohen Genusses. Was ein günstiger Himmelsstrich, eine eben so reizbare als kraftvolle Organisation und ein Zusammentreffen glücklicher Umstände freiwillig hervorgebracht hatte, ergöhte zuerst ihre Sinne und bereicherte ihre Phantasie. Ein Schritt weiter und aus der Betrachtung entstand Racheiferung. Der Sinn des spätern Künstlers verfeinerte sich, seine Forderungen wurden strenger, er bemerkte Mängel in dem Vorhandenen, und ahndete Vollkommenheiten, die seine Vorgänger noch nicht erreicht hatten. So bildete sich allmählig ein besonderes Ideal für jede Gattung der Kunst, ohne daß der Begriff des Schönen im Allgemeinen sich deutlich entwickelte.

Vergebens also suchen wir bey den Griechen nach einer befriedigenden Theorie der Kunst überhaupt, aber in ihren vorzüglichsten Werken erkennen wir das gemeinsame Ziel ihres Strebens, auch bey den verschiedensten Arten der Thätigkeit. Aus den eigenthümlichen Merkmalen dieser Produkte läßt sich ein historischer Begriff des Schönen

zusammensetzen, der zwar dem strengen Forscher nicht genügt, aber doch auch für die Philosophie seinen praktischen Werth hat. Wohl uns, wenn wir in irgend einer Sphäre etwas dem ähnliches darstellen, was dem griechischen Künstler als Ideal bey seinen Schöpfungen vor- schwebte!

L e b e n .

Das erste Merkmal, wodurch sich ein classisches Werk des Alterthums auszeichnet, ist die durchgängige Bestimmtheit der Form. Wie an einem organischen Produkte der Natur zeigt sich hier in jedem Bestandtheile die Spur einer bildenden Kraft, und überall, wo der Blick des Betrachters verweilt, trifft er auf Gestalt und Bedeutung. Durch diese Formen spricht der Künstler mit uns, indem er irgend eine Idee oder ein Gefühl versinnlicht. Es erscheint sein höheres Leben, und wird ein lehrreiches Muster.

Aus der dumpfen Betäubung, die vor dem eigentlichen Leben vorhergeht, soll der Mensch erwachen, damit er durch Thätigkeit und Empfänglichkeit sich seines Daseyns erfreue. In uns selbst, und allem, was uns umgiebt, unterscheiden wir dreyerlei Zustände: ein todttes Erstarren, ein Chaos kämpfender Elemente, und ein lebendiges Streben neben einander vorhandner Kräfte mit gegenseitiger Schonung. Ein Instinkt unserer überirdischen Natur sträubt sich gegen den Tod und das Chaos, und wir glauben ohne weitem Beweis an den Werth des Lebens und der Harmonie.

Eine Reihe von Jahren kann der Mensch fortdauern ohne gelebt zu haben. Im Zustande der Stumpfheit und Trägheit wird nur vegetirt; Schmerz und Furcht sind der Anfang des Todes. Begierde ist die unterste Stufe des Lebens, aber aus dieser beschränkten thierischen Sphäre sollen wir heraustreten in das Reich der Freude und der Liebe, um zur Würde der Menschheit zu gelangen.

Denn eben darin besteht der Vorzug unserer Natur, daß uns nicht irgend eine bestimmte Welt für unser Wirken und Genießen durch einen Instinkt angewiesen ist, sondern daß wir unsre Welt selbst

zu wählen und unsre Schranken zu erweitern vermögen. Ein Streben aber nach Erhöhung und Erweiterung des Lebens gründet sich theils auf energische, theils auf sympathetische Triebe.

Der energische Trieb stellt den Menschen in den Mittelpunkt seiner Welt, und um diese zu beherrschen, oder nach einer Idee umzuschaffen, beginnt er einen Kampf mit widerstrebenden Stoffen und feindseligen Kräften. Ohne diesen Trieb wird das Werk des Künstlers nicht besetzt, und in keiner Sphäre etwas Vorzügliches geleistet. Verderblich und zerstörend wird er nur alsdann, wenn er alles andere Gefühl ausschließt, und wenn ihm die sympathetischen Triebe nicht das Gegenwicht hatten.

Die unbegrenzte Herrschaft des energischen Triebes straft sich selbst. Zwischen dem Streben ins Unendliche und dem beschränkten Raas der Kräfte entsteht ein peinigendes Mißverhältniß, das einer Hölle auf Erden gleicht. Wie anders, wenn der Mensch durch den sympathetischen Trieb ein fremdes Leben sich aneignet, wenn er sich selbst über dem Gegenstande seiner Liebe vergißt, die zum Mittelpunkte seiner Welt wird!

Was der Grieche liebte, war sinnlich, und wurde durch Phantasie veredelt. Den Römer begeisterte die Größe seiner Nation, und auf diese Idee war in der glänzendsten Epoche der Republik sein Streben gerichtet. Weniger selten ist der Sinn für die überirdische Welt im Orient, im Norden und besonders in Deutschland.

Dah wir fähig sind, uns für eine Idee zu begeistern, ist eine höhere Stufe des Lebens, und aus dieser Liebe zum Uebersinnlichen gehen die herrlichsten Früchte hervor. Nie möge Stumpfheit und Egoismus uns diese edlen Gefühle verleiden, die von der Flachheit und Frivolität des Zeitalters mit Schwärmerey in eine Classe gesetzt werden.

Freiheit.

In dem goldenen Zeitalter der Kunst duldete sie keinen Zwang. Jedes Meisterwerk fand eine würdige Aufnahme, Tausende freuten sich dankbar, daß es vorhanden war und niemand fragte, wozu es brauch-

bar seyn könnte. Der ächte Künstler war nicht genöthigt, den Bedürfnissen und Wannen seiner Zeitgenossen zu fröhnen. Er stand auf einer höhern Stufe der Wesen, und unangefochten von allem, was ihn umgab, kämpfte er nur mit dem Stoffe, den er selbst gewählt hatte, um sein Inneres zu offenbaren, und die Gebilde seiner Phantasie zu versinnlichen.

Zu einer solchen Freyheit sind auch die Frauen berufen. Zwar ziemt es ihnen nicht, dem Urtheil der Menge zu trotzen, weil sie nur wirken können, wo sie geachtet werden. Auch ehren sie mit Recht die Sitte, selbst wenn sie auf keinem tüchtigen Grunde beruht, sondern bloß unschädlich ist. Ihre Erscheinung ist milder und willkommener, wenn alles, was sie umgiebt, mit zarter schonender Hand von ihnen berührt wird. Aber sie sind nicht bestimmt zu einer lebenslänglichen Unmündigkeit, zu einer unwürdigen Beschränkung, zu einer blinden Unterwerfung unter den Despotismus des sogenannten guten Tons. Gewohnheiten, Vorurtheile und Meinungen sollen nicht unumschränkt über sie herrschen, um ihre Thätigkeit zu hemmen und ihre Gemüthe zu verbittern. Mit eignen Augen sollen sie sehen, und wo es gilt höhere Zwecke zu befördern, oder edle Gefühle auszusprechen, sich durch willkührliche Gebräuche, oder Furcht vor dem Hohn der Schlaffheit oder Verruchtheit nicht abhalten lassen.

Welche Anlagen in einem weiblichen Wesen vorzüglich zu entwickeln sind, lehrt uns ein Wink der Natur. Von allem Schäßbaren aber, was nebeneinander bestehen kann, darf nichts unterdrückt werden. Wenn nur durch strenge Forderungen und ein hochgestecktes Ziel Stümperei und Dünkel verhütet wird; so ist kein Uebermaaß der Ausbildung zu besorgen und die Gefahren der Halb-Cultur sind abgewendet. Ein innerer Trieb, der ungestört waltet, wird nach erlangter klarer Einsicht von selbst auf das Erreichbare sich richten, und in der gewählten Sphäre wird alsdann irgend etwas Erfreuliches geleistet.

Jeder Keim eines Lebens, das nicht auf die niedern Bedürfnisse der Sinnlichkeit und Eitelkeit beschränkt ist, fordert Schonung und Pflege. Was größtentheils in weiblichen Naturen solche Ausartungen, wie wir fürchten, verursacht, ist irgend ein einseitiges Streben.

Und wer ist wohl befugt für die Entfaltung dessen Grenzen zu setzen, was in dem Garten Gottes blühen und gedeihen soll?

Einheit.

Sind die vorhandenen Kräfte von äußerem Zwange frey, so bedürfen sie eines innern Gesetzes, das ihre Richtung bestimmt. Ein solches Gesetz empfängt die Kunst von einer herrschenden Idee, und der Werth einer reichen Mannigfaltigkeit wird alsdann durch die Einheit des Ganzen erhöht. An einem durchgängigen und strengen Walten dieser Einheit, die keinen üppigen Auswuchs, keinen fremdartigen auch noch so glänzenden Schmuck duldet, erkennen wir das Gepräge der Vollendung. Und dieses Verdienst ist desto größer, je vielfältiger die sich sträubenden Kräfte waren, die von der gesetzgebenden Macht überwältigt wurden.

Nach einem solchen Beispiele soll auch im Innern des Menschen ein Ganzes gebildet werden. Im Zustande der Rohheit giebt es weder Zusammenhang noch Regel. Der Mensch ist nichts mehr, als wozu ihn in jedem Momente eine überwiegende Gewalt von außen oder eine innere Begierde bestimmt. Aus diesem gestaltlosen Chaos soll eine neue Schöpfung hervorgehen, und Einheit in unserm ganzen Denken, Empfinden und Handeln erscheinen.

Das Leben des Thiers erhält Einheit durch den Instinkt, aber dem Menschen ziemt es, durch die Kraft seines Willens selbst eine geistige Form in seinem Innern hervorzubringen. Diese Form heißt Charakter, und unterscheidet sich von jeder andern Regelmäßigkeit, die durch fremden Einfluß aus Furcht, Gewohnheit oder Nachahmung entsteht. Schwäche und Trägheit unterwirft sich aufgedrungenen Gesetzen, aber um die selbst innerhalb seines Vermögens gewisse fortdauernde Schranken zu bestimmen, wird ein höherer Grad von Energie erfordert.

Auch wenn diese Energie in Härte ausartet, ist sie in den Momenten willkommen, da die überhandnehmende Schloßheit und Inconsequenz unsers Unwillen erregt. Allein in ruhigen Augenblicken erkennen wir, daß durch beyde Extreme die wahre Bestimmung des

Menschen verkehrt wird. In der ganzen Reihe von Zuständen, aus denen das geistige Leben besteht, soll der Charakter herrschen, aber nicht als ein rauher Despot, sondern mit milder Schonung.

Die vollendeten Maler, Bildhauer, Dichter und Tonkünstler sind auch hier unsre Muster. Die Einheit, nach welcher sie streben, ist von derjenigen sehr unterschieden, die wir an einer zweckmäßigen Maschine finden. Das Einzelne wird dem Ganzen untergeordnet, aber nicht aufgeopfert. Ein gewaltthamer Zwang in den Theilen des Kunstwerks, der eine bestimmte Absicht zu deutlich ankündigt, und den wir als Streicheit tadeln, wird nirgends wahrgenommen. Was die höhere Kunst erschafft, gleicht einem freien Produkte der Natur, einer sich selbst entfaltenden Blume. Jedes einzelne Blatt ist durch eine innere Kraft geformt, und scheint gleichsam aus eigener Wahl mit ähnlichen Wesen sich zu einer lieblichen Gestalt zu vereinigen.

Einer solchen Erscheinung im Reiche der Kunst gleicht die Grazie im weiblichen Charakter. Von ihr empfängt der sittliche Werth den milden Schimmer, der nicht blendet, sondern erheitert. Anspruchslos tritt sie auf, und verlangt nur freundliche Aufnahme, wo sie Bewunderung erwarten könnte. Was mancher innere Kampf, und manches schwere Opfer gekostet hat, bleibt fremden Blicken verborgen, aber ohne Zurückhaltung überläßt sie sich den natürlichen Regungen eines empfänglichen Gemüths, und indem sie ihre höhere Bestimmung erfüllt, scheint sie bloß einem unschuldigen Genuße sich hinzugeben.

Ebenmaaß.

So wie der Künstler vor dem Uebermaasse der Freiheit und Einheit zu warnen ist, so hat er überhaupt jede Art von Extrem zu vermeiden. Ein Mittel zwischen Härte und Unbestimmtheit, zwischen Frechheit und Kleinmuth, zwischen Ueberspannung und Mäxternheit, zwischen Dürftigkeit und Ueberladung ist in allen Kunstwerken das Zeichen der Meisterschaft. Und an einem solchen Ebenmaaße erkennt man auch die veredelte menschliche Natur.

Das freie Spiel eines vielseitigen Lebens wird durch den Ernst des Charakters beschränkt, und eine gesunde kräftige und empfängliche

Seele sträubt sich gegen diese Beschränkung. Aber die strenge Form des Gesetzes verschwindet, wenn ein höheres Streben zum Bedürfnisse wird, und eine Art von Instinkt jede Abweichung von der Bahn zu dem gewählten Ziele verhütet, ohne sich jemals als Regel anzukündigen. Die Pflicht erscheint alsdann in heiterer Gestalt und wird keine Störerin der Freude. Der ächte Gehalt wird als ein inneres Heiligthum bewahrt, aber das Gemüth ist erregbar für alles, was das Leben verschönert und trübt. Es gleicht dem Meere, das die Wellen seiner Oberfläche den Stürmen Preis giebt, während es ruhig in seiner Tiefe bleibt.

Zur vollendeten Ausbildung des Griechen besonders in Athen gehörte ein Gleichgewicht zwischen Empfänglichkeit und Thätigkeit. Nach Plato theilt sich das Geschäft der Erziehung in Gymnastik und Musik.

Jene dient um den Jüdling zum Kampfe mit widerstrebenden Kräften zu rüsten und abzuhärten, diese soll ihn dafür bewahren, daß er im Gefühl seiner Stärke nicht verwildere, und ihm daher den Sinn für alle Geschenke der Musen öffnen. Auch die Frauen sind nicht bloß zu Athletinnen für die profanen häuslichen Geschäfte bestimmt, obwohl selbst die unscheinbarste Bemühung verdienstlich wird, wenn Liebe die Triebfeder ist. Ziemt aber auch der Weiblichkeit ein erhöhtes und verfeinertes Gefühl für alles, was im Gebiete der Schönheit auf Ohr, Auge, Herz und Phantasie begriffend wirkt; so ist doch ein Streben, in allen Gattungen künstlerischer Thätigkeit zu glänzen, nicht der Beruf einer Freundin der Kunst. Versuchen mag sie sich in dem, worzu Neigung und Talent sie auffodert, und was sie leistet, wird dankbar erkannt werden; aber sie darf nicht vergessen, wie viel schon gewonnen ist, wenn das Werk eines Meisters vollständig aufgefaßt wird, und wie sehr sie auch durch ein unbefangenes und gegründetes Urtheil über fremde Leistungen warnend und aufmunternd zu wirken vermag.

Um den Gefahren der Schwärmerey zu entgehen, bedarf es keiner Unterdrückung eines regen Gefühls, oder einer lebhaften Phantasie. Nur ein Gegengewicht ist nöthig, um durch irgend eine dunkle Vorstellung nicht überwältigt zu werden, und hierzu dient Reichthum

an Ideen und klare Einsicht, die durch vielseitige Ausbildung bewirkt wird. Bei einem hellen Kopfe ist wenig von einem weichen Herzen zu fürchten, und gegen die Krankheiten des Gemüths sind wir am sichersten verwahrt, wenn die Kräfte des Verstandes und Willens gestärkt werden.

Innerer Friede.

Stärke der Seele ist bey den Frauen, die ihrer Weiblichkeit trenn bleiben, ein Werk der Liebe. Wo diese nicht herrscht, sind sie bey einem hohen Grade von Reizbarkeit tausend Gemüthsbewegungen und Leidenschaften Preis gegeben, die der Augenblick erzeugt und verdrängt, und die zwar oft nur kleinliche Wirkungen hervorbringen, aber die innere Ruhe zerstören. Soll nun dieses Chaos zu einem harmonischen Ganzen umgeschaffen werden, so darf es der Liebe nicht an dem Ernste fehlen, der sich von flüchtigen Aufwallungen durch ausharrenden Eifer unterscheidet, und auch die schwersten Opfer nicht scheut. Beispiele davon sehen wir an Freundinnen, Töchtern, Wittinnen, Müttern, und allen den Frauen, die sich für ein wohlthätiges Geschäft, für Vaterland, Wissenschaft oder Kunst begeistern.

Unwürdiges zu lieben ist eine Krankheit der Seele, die oft, aber nicht immer, durch vielseitige Ausbildung verhütet wird. Wohl aber allen, bey denen die Liebe vom Sinnlichen, Irdischen und Endlichen zum Geistigen, Ueberirdischen und Unendlichen emporsteigt! Erst alsdann findet sie eine höhere und gegen alle Gefahr des Verlusts gesicherte Befriedigung in dem Glauben, den sie erzeugt, und dem sie neue Kräfte verdankt.

Es giebt einen Glauben aus Unvermögen zu zweifeln, das aber nicht immer von geistiger Schwäche oder Trägheit herrührt. Auch Liebe und Achtung gegen Aeltern, Lehrer, oder andre Personen, die auf unsre Denkart Einfluß haben, kann uns bestimmen, was von ihnen mitgetheilt wird, ungeprüft als Wahrheit anzunehmen. Aber dieser kindliche Glaube wird später nicht selten auch bey Frauen erschüttert, und es entsteht das Bedürfnis der eignen Ueberzeugung. Wenn diese Krise eintritt, ist der Rückweg zur frühern Unmündigkeit versperrt,

und es kommt nur darauf an, auf der rechten Bahn zur Erkenntniß vorwärts zu schreiten.

Durch gränzenlose Wißbegierde würden die Frauen ihre Bestimmung verfehlen, aber sie haben darüber zu wachen, daß durch Aberglauben, Vorurtheile und eitle Schreckbilder der Phantasie nicht ihr Blick getrübt, und ihr Leben verbittert werde. Und auf die Fragen, die bey dem Nachdenken über ihre jetzigen und künftigen Verhältnisse sich ihnen aufdringen, verlangen sie mit Recht befriedigende Antworten. Es bedarf hierzu keines endlosen Grübelns, sondern bloß einer willigen Aufnahme dessen, was dem unbefangenen Forschen für die höhern Bedürfnisse des Geistes sich darbietet.

Zwischen der Zwetselsucht und der Selbstzufriedenheit bey eingebildeten Schätzen der Erkenntniß steht die Kritik in der Mitte und lehrt nicht nur, was wir innerhalb der Gränzen, die weder durch Kleinmuth verringert, noch durch Anmaßung überschritten werden, zu wissen vermögen, sondern auch, wie die Schranken dieses Wissens durch einen wohlgegründeten Glauben zu erweitern sind.*) Sie macht uns bemerklich, daß zwar die unmittelbare Erkenntniß sich auf das Wahrgenommene beschränkt, aber daß wir auch dasjenige wahrnehmen, was wir, ohne in das Gegebene einzugreifen, durch Steigerung und allmähliche Verbreitung unserer Empfänglichkeit in dem Aufgefaßten entdecken. Indem wir ferner ihre Warnung befolgen, keinen Unterschied, der nicht wahrgenommen ist, vorauszusetzen, gleichwohl eine sich uns aufdringende Frage für irgend eine Antwort Entscheidung fodert, wird uns ein Richtunterschied in den Reihen des Aufgefaßten, die ein gemeinsames Merkmal haben, so lange glaubwürdig, bis eine neue Wahrnehmung uns vom Gegentheil überzeugt. Dieß ist das Fürwahrhalten aus Analogie, das in unzähligen Fällen, da die Erkenntniß als Mittel zu einem fremden Zwecke dient, sich durch den Erfolg bestätigt, und dem wir daher auch im Allgemeinen vertrauen, so oft die eigne Wahrnehmung nicht ausreicht, um unsre geistigen Bedürfnisse zu befriedigen.

*) Was hier nur kurz angedeutet ist, wird nächstens ausführlicher in einer andern Schrift von dem Verfasser behandelt werden.

Gebildete Frauen haben irgend eine Heimath im Reiche der Erkenntniß, die durch die Art, wie sie darzu gelangten, ihnen werth ist. Ueber einzelne Sätze und Meinungen können bey ihnen Zweifel entstehen; aber ein gänzliches Verzußeln an aller Gemisshelt, wodurch sie auf einmal in eine geistige Wüste versetzt werden, ist für sie ein unnatürlicher Zustand. Ein Instinkt war es gleichsam, was sie zum Glauben an das Ehrwürdige und Heilige nöthigte, und ihr Inneres sträubt sich gegen das Anfinnen, dem zu entsagen, was ihnen eine heitere Ansicht der Gegenwart und einen ruhigen Blick in die Zukunft gewährt. Es ist daher selten bey ihnen erforderlich, daß auf den Trümmern alles Vorhandenen ein neues Lehrgebäude aufgeführt werde, sondern es kommt größtentheils nur darauf an, ein früheres Besizthum fester zu begründen und gegen Angriffe zu sichern.

Dies ist insbesondere der Fall bey denjenigen Frauen, denen das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit, mithin ohne die spätern Zusätze und Entstellungen gelehrt wurde. Vernehmen sie nachher die Stimmen derer, denen aus Ueberschätzung ihres eignen Erkenntnißvermögens eine höhere Offenbarung entbehrlich scheint, oder denen strenge sittliche Forderungen unwillkommen sind, so dürfen sie sich nicht scheuen, ihren frühern Glauben mit dem, was ihnen an dessen Stelle von vermeyntlichen starken Geistern dargeboten wird, zu vergleichen.

Ein empfängliches und unbefangenes Gemüth, dessen Aufmerksamkeit nicht bloß durch die zerstörenden Wirkungen feindseliger Elemente gereizt wird, entdeckt leicht in der Welt, von der es umgeben ist, auch die Spuren der Ordnung, Harmonie und Gesetzmäßigkeit. Und nach der Ursache wird, so wie bey den schrecklichen Erscheinungen, auch bey den erfreulichen gefragt. Da sie sich aber nicht wahrnehmen läßt, so bleibt nichts übrig, als diese Lücke der Erkenntniß durch dasjenige auszufüllen, was mit andern Wahrnehmungen am meisten übereinstimmt.

Wer daher in den Fällen, da er irgend ein Ziel erreichte, einen Zusammenhang seines Denkens, Wollens und Strebens mit dem Erfolge bemerkte, findet es anmaßend, sich allein für vermögend zu halten, eine Idee in der Wirklichkeit darzustellen. Dies macht ihn geneigt, bei ähnlichen Erfolgen ähnliche Ursachen anzunehmen, und führt sodann

zu dem Glauben, daß alles, was in dem unermesslichen Ganzen der Natur und Geschichte unsre Bewunderung erregt, von der Weisheit, Güte und Macht eines unendlichen Wesens herrührt. Auf eine solche Art wird ein früherer Religionsunterricht durch ein späteres Nachdenken befähigt. Das reifere Alter darf sich des kindlichen Sinns nicht schämen, der eine Lehre begierig ergreift, die die edelsten Bedürfnisse des Herzens befriedigt. Aus inniger Freude entsteht die Sehnsucht, ihrem Urheber zu danken. Wohl thut es alsdann zu vernehmen, daß der Unendliche, der in der sinnlichen Welt nicht erscheint, den geistigen Willen sich offenbart hat, und durch Liebe und Vertrauen als Vater von seinen Kindern verehrt sein wolle. Und was der Jugend verkündigt wurde, findet später eine würdige Aufnahme anderer Art, wenn mancher Versuch, die Schranken unsers Wissens durch irdische Kräfte zu erweitern, mißlungen ist, und alsdann aus einer höhern Region jenes Licht wieder erscheint, in welchem sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verfließt.

Auf solche religiöse Ueberzeugungen und Gefühle wird von ihren Gegnern als auf Leichtgläubigkeit und Schwärmerey mit Veringschätzung herabgesehen, aber dieß entscheidet nichts, sondern es kommt darauf an, ob sie die Gründe dieses Glaubens zu entkräften, und ihm etwas Befriedigenderes entgegenzustellen vermögen. Um einen Angriff, der auch die Wahrnehmung trifft, abzuwehren, hat man bloß zu erwiedern, daß das Wahrgenommene nur für denjenigen gültig seyn solle, der es bey einer dazu erforderlichen Betrachtung gefunden hat, und der zweiffel daher zu einer solchen Betrachtung aufgefordert werde. Ueberhaupt aber ist bemerklieh zu machen, daß alles Erweisliche sich zuletzt auf irgend ein Gegebenes gründe, das nicht zu erweisen, sondern entweder anzunehmen, oder, mit gänzlicher Verzichtleistung auf alles Wissen, zu verwerfen sey. Und wer alle Gewisheit bloß auf das Wahrgenommene beschränken wollte, muß daran erinnert werden, wie oft er bey vorkommenden Fragen über die sinnliche Welt die Vielheit der Fälle, in denen ein Zusammenhang zwischen bestimmten Erscheinungen bemerkt wurde, zur Allgemeinheit einer Regel erweiterte, die so lange für zuverlässig galt, bis irgend eine neue Wahrnehmung eine Ausnahme begründete. Wenn nun hierbey die Gefahr der Täuschung oft durch die Menge

übereinstimmender Wahrnehmungen sich bis zum Unendlichkleinen vermindert, mithin gar nicht in Betrachtung kommt; so entsteht eine beruhigende Gewißheit, es endigt die Kritik, um nicht in Zweifelsucht auszuarten, und dasjenige, woben kein Irrthum zu befürchten ist, wird mit Recht für wahr gehalten. Auch den dem Uebersinnlichen läßt sich daher ein solches Verfahren rechtfertigen, wodurch das Glaubwürdigste ergriffen wird, um nicht alle Befriedigung des Triebes nach Erkenntniß zu entbehren.

Noch ist aber keine Theorie über den Ursprung und Zusammenhang der Naturerscheinungen und Weltbegebenheiten aufgetreten, die das Christenthum an Glaubwürdigkeit übertreffen hätte. Es ist versucht worden, die Ordnung und Zweckmäßigkeit in dem Wahrgenommenen für einen bloßen Schein anzunehmen, und entweder aus zufälligen Richtungen blinder Kräfte, oder aus nothwendigen Gesetzen abzuleiten. Allein wenn auch in einzelnen Fällen ein Erfolg, der mit einer Idee übereinstimmt, aus einem zwecklosen Zusammentreffen entstehen kann; so bedarf es doch unendlich vervielfältigter Voraussetzungen solcher Zufälle, um die Einheit des Mannichfaltigen in einem Ganzen von größtem Umfange ohne die Einheit der wirkenden Kraft, und ihrer Richtung nach einem vorgestellten Ziele begreiflich zu finden. Und mit der Menge der Voraussetzungen, die zu Begründung einer Theorie erforderlich sind, wächst ihre Unzuverlässigkeit. Auch wird durch das Wort Zufall nichts erklärt, sondern bloß das Unvermögen zu erklären dadurch eingeräumt. Eben so wenig sind wir einen Schritt weiter, wenn wir von der Gesetzmäßigkeit keinen andern Grund anzugeben wissen, als ein Gesetz, das bloß die wahrgenommene Einheit ausspricht, aber nichts über ihre Ursache lehrt. Tödt wir es nothwendig nennen, giebt keinen weitern Aufschluß, und dient bloß zum Reßess, um fernere Fragen abzufertigen. Um in allen der Regel untergeordneten Fällen das Abweichende auszuschließen, bedarf es einer Kraft und zwar einer solchen, die in ihrer Richtung sich gleich bleibt.

Eine solche unendliche Kraft verheißt der Christ in dem Gotte, an den er glaubt. In Ihm, dem er alles Gute, Schöne und Erhabene in der sinnlichen und übersinnlichen Welt verdankt, hegt er auch das

Vertrauen, daß alle Missethate, durch die noch im Einzelnen die Harmonie des Ganzen gestört wird, sich durch ein höheres Walten früher oder später in Wohlthun auflösen werden. Wenn Unheil drohende Naturerscheinungen bei einem rohen oder verwilderten Geschlechte die slavische Religion der Furcht erzeugen; so fühlt sich der Christ unter Gefahren und Leiden durch eine Religion der Liebe gestärkt, blickt lindlich aufwärts zu seinem himmlischen Vater, und indem er an die mannichfaltigen Beispiele zurückdenkt, da ein unvermeidliches Uebel einen nothwendigen guten Erfolg begründete, ahndet er einen ähnlichen Zusammenhang der Naturerscheinungen, auch wo er ihn nicht zu durchschauen vermag. Leicht überzeugt er sich, daß nicht alle Mißbräuche der Freyheit des Willens verhütet werden können, ohne den Menschen zur Maschine herabzuwürdigen, und wie sich eine unendliche Weisheit und Güte durch Anstalten gegen die Sünde und ihre Folgen verherrlicht, ist ihm aus der Geschichte des Menschengeschlechts, aus heiligen Urkunden und aus eigener Erfahrung bekannt. Der Erfolg dieser Anstalten ist in dem irdischen Leben noch beschränkt, aber vollendet erwartet ihn dereinst eine freudige Hoffnung, wenn ihr Glaube und Liebe den Blick in eine endlose Zukunft öffnen.

Licht und Wärme.

Wenn die Verfeinerung eines Volks in Schlassheit und Entnervung ansetzt, oder zur thierischen Sinnlichkeit herabstinkt, so sind dabey in der Regel die Frauen nicht außer Schuld. Ihnen lag es ob, das Palladium der Menschheit — den Sinn für das Edle und Schöne — zu bewahren, und hierzu die ihnen verliehene Macht zu gebrauchen, der selbst Nothheit und Verwilderung nur selten widersteht. Ihr Blick ist hell, wenn er von Leidenschaft nicht getrübt wird, und ihr Beobachtungsgeist scharf. Als unbefangene Zuschauerinnen entdecken sie leicht, ob Männer durch Uebereilungen, Vorurtheile, einseitige Ansichten und heftige Aufwallungen auf Abwege geführt werden, und es fehlt ihnen nicht an Gewandtheit, um durch sinnreiche Mittel manchem Uebel zuvorzukommen. So lange sie selbst nicht verblendet sind, ist ihnen

das Unklare verhaßt, durch hochtönende dunkle Phrasen werden sie nicht befriedigt, wo sie Belehrung verlangen, und das Licht, an dem sie selbst sich erheben, mögen sie gern auch um sich her verbreiten.

Im Allgemeinen entgehen sie manchen Gefahren geistiger Verirrungen, denen das männliche Geschlecht mehr ausgesetzt ist. Was sie zunächst umgibt, reizt ihre Aufmerksamkeit stärker, und dieß gewöhnt sie vor Täuschungen über die Wirklichkeit sich zu hüten. Wenn überlassen sie sich den Spielen der Phantasie, aber selten werden sie unumschränkt von ihr beherrscht. Zufrieden mit der kleinen Sphäre, in der sie ihr Ziel erreichen, sind sie weniger geneigt, sich mit vielumfassenden Plänen zu beschäftigen, deren Ausführung ein größeres Maß von Kräften erfordert, als sie sich zutrauen. Eine Meinung empfiehlt sich ihnen zuweilen durch die Persönlichkeit dessen, der sie behauptet, aber durch sophistische Künste, und durch den vornehmen Ton, mit dem ein scheinbarer Tiefinn halb wahre Sätze vorträgt, wird ihr Urtheil selten bestimmt. Und von mancher Lehre werden sie schon durch den Inhalt zurückgeschreckt, gegen dessen widrigen Eindruck ihr zarteres Gemüth noch nicht abgehärtet ist.

Beredelte Frauen dringen ihre Ueberzeugungen nicht auf, und prahlen nicht mit ihren Gesinnungen, aber oft sind sie sogar verpflichtet, was sie erkennen und fühlen, ohne Schüchternheit auszusprechen. Wo es nicht gänzlich an Empfänglichkeit für weibliche Annuth fehlt, wird eine wohlthätige Wirkung nicht ausbleiben. Schlimm ist es daher, wenn die Geschlechter im geselligen Umgange getrennt werden, und die übermüthige Jugend außer den wilden und aufregenden Stimmen nicht auch die sanften und warnenden hört.

Aber Warnung allein ist nicht der Beruf der Frauen; auffodern sollen sie auch die vorhandenen Kräfte zu einer würdigen Thätigkeit, sollen die Flamme der Begeisterung entzünden und nähren, und wo sie bereits angefaßt ist, darüber wachen, daß sie nicht zerstörend, sondern schaffend und erhaltend wirke. Der Rittergeist des Mittelalters hat sie auf eine hohe Stufe gestellt, die sie noch jetzt, obwohl auf andre Art zu behaupten haben. Es giebt Zeiten, da, um die heiligsten Güter zu retten, Jeder das Aeußerste zu leisten, und kein Opfer zu scheuen ver-

pflichtet ist, aber außer einem solchen Falle bedarf es der freiwilligen Streiter in einem wohlgeordneten Staate nur gegen geistige Ungeheuer, die auch nur mit geistigen Waffen zu bekämpfen sind. Das Wort vermag viel gegen Irrthümer und Vorurtheile, und wirkt am sichersten, wenn es anspruchlos und zwar mit Wärme für die Sache, aber schonend für die Person sich vernehmen läßt. Eine solche Wirklichkeit zu veranlassen, Trägheit und Schüchternheit zu beschämen, gemeinnützige Unternehmungen zu befördern, den Einzelnen bey einem achtbaren Streben aufzumuntern, sind Verdienste, die sich die Frauen in einem hohen Grade erwerben können, ohne in der sie zunächst umgebenden Sphäre ihre Obliegenheiten zu vernachlässigen. Die edelsten Reime der Menschheit sollen von ihnen gepflegt werden, und dieß wird ihnen desto herrlicher gelingen, je höher ihr innerer Gehalt und je lieblicher ihre Erscheinung ist.

Ueber die Bedingungen eines blühenden Zustandes der preussischen Universitäten.*)

*) Handschrift des Friedrichs-Staatsarchivs.
Hr. Moritz, Königs-Geheimer Rath.

Der nachstehende in der Handschrift, welche sich im Tschern-Sächsischen-Museum befindet, „Berlin, den 10. November 1821“ datirte Aufsat, jedenfalls eine der letzten Arbeiten Mönners, ist zwar augenscheinlich unvollständig geblieben, wenigstens habe ich trotz der aufgewandten Mühe einen Theil desselben nicht auffinden können, was freilich nicht ausschließt, daß er jeztvergeit doch in irgend einer Zeitschrift zu Tage getreten ist. Der Aufsat war offenbar bestimmt, die in manchen preussischen Regierungskreisen herrschende Abneigung gegen die Universitätsvertheiler und Universitätsinstitutionen zu zerstreuen und auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen. — Der Abdruck erfolgt nach einer sorgfältigen Abschrift des oben erwähnten Manuscriptes.

Wenn eine Staatsverwaltung sich dadurch ein höheres Verdienst erwirbt, daß sie das Gute jeder Art nicht bloß als Mittel zu ihren besondern Zwecken, sondern als Zweck an sich selbst befördert; so gereicht der Preussischen Regierung unter anderem auch dasjenige zum Ruhme, was ihr seit mehr als einem Jahrhunderte das Reich der Wissenschaften verdankt. Viel hat ihr wohlthätiger Einfluß in einer langen Reihe von Jahren gewirkt nicht nur um den Kreis des menschlichen Wissens zu erweitern, sondern auch um das Erkannte zu verbreiten, den Geist zu veredeln und selbst unter den weniger gebildeten Volksklassen die intellectuellen und moralischen Kräfte zu erhöhen. Auch hat es Zeiten gegeben, in denen der Preussische Staat erntete wo er gesät hatte.

Ein Rückblick auf diese Erfahrungen dürfte rathsam seyn, wenn die Frage entsteht, ob das Mangelhafte, Schädliche und Strafbare, was in den letzten Jahren an einigen höhern Lehranstalten bemerkt worden ist, bloß einzelne Gegenvorkehrungen, oder eine gänzliche Umgestaltung der Landes-Universitäten nothwendig mache. Besondere Aufmerksamkeit verdient hierbei, was aus der Geschichte der Universität zu Halle über den Erfolg einer schonenden Leitung von Seiten des Staats während eines hundertjährigen Zeitraums sich ergibt.

Thomasius, von einigen Hetoten in Leipzig verfolgt, fand im Jahre 1690 in Halle eine freundliche Aufnahme, und auf der kurz darauf errichteten Universität verbreitete er ungehindert die Resultate seiner wissenschaftlichen Forschungen. Eben dorthin zogen nach ihm mehrere berühmte Männer in allen Zweigen der Erkenntniß, und aus ihrer

Schule giengen ausgezeichnete Gelehrte und tüchtige Geschäftsmänner in großer Anzahl hervor. Anerkannt sind die Verdienste eines Siegmund Baumgarten, Semler, Rösselt und Knapp in der Theologie, eines Ludwig Gundling, Böhmer und Heineccius in der Rechtswissenschaft, eines Hofmann und Stahl sowie später eines Lober, Neil und beyder Medel in der Medicin, eines Forster und Oren in der Naturwissenschaft, eines Wolf, Alexander, Baumgarten und Eberhard in der Philosophie, eines Segner und Kersten in der Mathematik, eines Cellarius und später eines Wolf und Schüz in der Philologie. Ein reges Leben wurde durch dieses Beispiel in andern sowohl preussischen als ausländischen Universitäten erweckt, und die Folgen davon waren die rühmlichen Fortschritte der Deutschen in jeder Gattung geistiger Thätigkeit. Wenn einzelne Lehrer auf Abwege geriethen, so halfen sich ihnen andere kräftig entgegen.

Für die Studirenden fehlte es zwar an Gelegenheit zu Verbesserung der Sitten, und es waren daher oft strenge Maasregeln nöthig um Vergehungen und Excesse zu ahnden; aber die rauhe Aussen- seite verschwand in der Regel sehr bald unter den nachherigen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, und von dem ungestörten Genusse einer frohlichen Jugend blieb eine gewisse Energie und Freymüthigkeit übrig, die der Preussischen Staatsverwaltung an ihren Beamten willkommen war. In jedem Falle waren die Universitätsjahre zugleich eine Prüfungszeit des Charakters. Der Student zeigte sich offen, war daher leicht zu beobachten, und wenn er die Gefahren der Verwildernung glücklich überstand, konnte mit größerer Zuverlässigkeit auf ihn gerechnet werden.

In den letzten Jahren ist jedoch über die Ansartung der deutschen Universitäten geklagt worden, es hat Lehrer gegeben, die ihre Pflichten verkannten, und unter den Lernenden haben nicht nur Mehrere sich durch ein zügelloses Betragen entehrt, sondern auch Andere in großer Anzahl durch Theilnahme an gesetzlich untersagten Verbindungen sich zu Werkzeugen verbrecherischer Pläne herabgewürdigt. Diesem Unwesen muß allerdings gesteuert werden, aber es fragt sich zuvörderst, ob solche neuerliche Ereignisse von einer mangelhaften Einrichtung der

Universitäten überhaupt, oder von einem Zusammentreffen besonderer Umstände herrühren.

Der bessere Theil des deutschen Volks war im Jahre 1813 durch die edelsten Triebfedern aufgeregt worden, und dieser gereizte Zustand konnte nach dem glorreichen Ende des damaligen Kampfes nicht plötzlich aufhören. Er hatte eine Krise herbeigeführt, die in mancherley Rücksichten gefahrvoll zu werden drohte. Deutsche Jünglinge, die aus der frühern engen Sphäre hervorgetreten waren, und an der Befreyung des Vaterlandes Theil genommen hatten, kamen mit stolzen Gefühlen und schwer zu befriedigenden Erwartungen zurück. Von einer eingebildeten Höhe sahen sie herab auf bestehende Ordnungen und Verhältnisse, und diese zu achten galt ihnen für Feigheit und Schwäche. In einer solchen Denkart wurden sie durch Reden und Schriften bestärkt, die überall eine unruhige Stimmung in Deutschland verbreiteten, und zu einer gänzlichen Umgestaltung des Vorhandenen aufforderten. Dieß alles war vorhergegangen, als das Jubiläum der Reformation eintrat, und was daher bey dieser Gelegenheit auf der Wartburg zum Ausbruche kam, war nicht zu verwundern, aber die Folgen davon wurden bedeutender, als man damals geglaubt hatte. Der Gedanke bey einem gemeinschaftlichen Feste die verschiedenen Landemannschaften zu einer deutschen Burschenschaft zu vereinigen, lag nahe, die jugendliche Einbildungskraft idealisirte sich diese Verbindung, und bedachte nicht, zu welchen Zwecken sie gemisbraucht werden konnte.

Der herrschende Geist unter der studirenden Jugend blieb nicht ohne Einfluß auf ihre Lehrer. Die Lernenden waren der Jucht und großen Theils auch dem Unterrichte entwachsen. Ein gründlicher und lebhafter Vortrag wurde als nüchtern mit Veringschätzung aufgenommen, wenn er nicht durch dreiste Behauptungen und kede Ausfälle gewürzt war, die zur Zeit des Kampfes zwischen wissenschaftlichen und politischen Parteyen willkommen sind. Jünglinge, die sich gegen jede Abhängigkeit sträubten, waren schwer im Zaume zu halten, und indem viele Lehrer um ihre Gunst sich durch Nachsicht gegen die größten Vergehungen bewarben, mußte die Disciplin immer mehr verfallen.

Ein solcher Zustand ist jedoch nicht in gleichem Grade auf allen Preussischen Universitäten wahrzunehmen gewesen und hat auf einigen nur eine kurze Dauer gehabt. Selbst wo das Uebel tiefere Wurzeln gefaßt hatte, ist es durch wirksame Massregeln einer wachsamten Regierung wenigstens vermindert worden. Gleichwohl sind noch nicht alle Mißbräuche abgestellt, und selbst wenn dies der Fall wäre, bleiben nicht nur Besorgnisse für die Zukunft übrig, sondern es gehört auch die wünschenswertheste Organisation der Universitäten zu den höhern Aufgaben der Staatsverwaltung, und es sind hierbey die spätern Erfahrungen, sowie die frühern zu benutzen.

Von den deutschen Universitäten, die nicht, wie die englischen, bloß auf die Leistungen einer höhern Gymnasialklasse beschränkt sind, wird überall zunächst eine zweckmäßige Vorbereitung künftiger Staatsbeamten, Geistlichen, Schullehrer und Aerzte gefordert. Für keine dieser Bestimmungen aber ist es zur Tüchtigkeit hinreichend, wenn der Studierende bloß einen überlieferten Lehrbegriff dem Gedächtnisse eingeprägt, und die zu einem besondern Geschäfte nöthigsten Fertigkeiten sich erworben hat. Zeit und Verhältnisse beschränken oft ohnehin den Einzelnen in seiner wissenschaftlichen Ausbildung, aber an Gelegenheit zu einem tiefem und vielseitigem Studium darf es auf der Universität nicht fehlen.

Für den künftigen Arzt wird in dieser Rücksicht gesorgt, man fürchtet die Versteinerung der Systeme, läßt ungehindert die verschiedensten Meinungen walten, begünstigt die strengste Kritik und die kühnsten Versuche die Grenzen der Wissenschaft zu erweitern; aber bedenklich scheint ein ähnliches Verfahren in Ansehung der Theologie, Jurisprudenz und Politik. Gleichwohl kann in jedem Kreise des menschlichen Wissens nur die ungehemmte Mittheilung der Resultate eines unbefangenen und gründlichen Forschens zum Ziele der Vervollendung führen. Wer auf halbem Wege stehen geblieben ist, hört auf gefährlich zu werden, indem er weiter fortschreitet; denn zuletzt siegt die Wahrheit über täuschende Sophismen, und sie wirkt nie zerstörend, sondern heilend und versöhnend.

Diesen Sieg der Wahrheit vermag der Staat zu beschleunigen.

indem er gegen ausartende Extreme wissenschaftlicher Thätigkeit eine kräftige Opposition veranstaltet. Aber er wird sicherer seinen Zweck erreichen, wenn er dabey sich aller Partheilichkeit enthält, und das Gleichgewicht unter verschiedenen Bestrebungen mit möglichster Schonung zu bewirken sucht. Es bedarf hierzu nur einer sorgfältigen Auswahl der Lehrer, wenn erledigte Stellen zu besetzen, oder neue zu errichten sind. Vorschläge der Fakultät, die ein neues Mitglied erhalten soll, würden hierbei immer Aufmerksamkeit verdienen, nur ist zu besorgen, daß mancher Professor nur solche Docenten empfehlen möchte, deren Concurrentz er nicht zu fürchten hätte. Bey dem Gutachten aller Professoren läßt sich eher ein überwiegendes Interesse für das Beste der Universität voraussetzen, und der Einfluß des Nepotismus ist leicht zu entdecken. Auf jeden Fall aber wird es vortheilhaft seyn, wenn die oberste Behörde des öffentlichen Unterrichts sich auf mannichfaltigen Wegen Kenntniß von ausgezeichneten Gelehrten zu verschaffen sucht. Im Preussischen Staate hat sie insbesondere Gelegenheit, die Privat-Dozenten auf hiesiger Universität näher zu beobachten, und wird unter ihnen oft Männer finden, wie sie irgend ein wissenschaftliches Bedürfniß fordert.

Enthält sich der Staat aller Vorschriften über den Inhalt des academischen Unterrichts, so verliert eine vorgetragene gefährliche Lehre den Reiz des Verbotenen, sie wird nicht als ein Beispiel seltner Freymüthigkeit angestaunt, und der Lehrer, dem nicht die kleinste Unannehmlichkeit widerfährt, entbehrt den Ruhm eines Märtyrers. Schözer in Göttingen und Sammet in Leipzig erlaubten sich lange vor der französischen Revolution über Politik und Staatsrecht die kühnsten Aeußerungen, die damals gar kein Aufsehen erregten. Weichsäulungen von Seiten des Staats hätten sie vielleicht schüchtern in ihren Vorlesungen gemacht, aber esoterische Mittheilungen in einem vertrauten Kreise hätten dadurch nur eine größere Wichtigkeit erhalten.

Ein academischer Lehrer, der in Schmähungen gegen den Regenten ausbricht oder zur Empörung gegen bestehende Verfassungen aufreizt, begeht ein Staatsverbrechen und verfällt mit Recht in die gebührende Strafe; aber anders verhält es sich, wenn er durch all-

gemeine theoretische Sätze gefährlich zu werden scheint, auf die er durch strenge Folgerung geführt wurde, indem er die einzelne Wissenschaft isolirte. Von dieser Art sind manche auffallende Behauptungen über Rechtsverhältnisse, die aber bey demjenigen nicht praktisch werden, der sich nicht einseitig nach juristischen Regeln, sondern zugleich nach dem bestimmt, was Klugheit, Sittlichkeit und Religion von ihm fordern. Ein besonnener und wohlgesinnter Lehrer wird Sätze, bei denen ein Mißbrauch in der Anwendung zu besorgen ist, nicht ohne die nöthigen Warnungen vortragen; aber gesetzt, daß dieß unterbleibt, und daß der Dozent vielmehr durch den rohen Ton, dem er sich bey solchen Aeußerungen überläßt, sich das Ansehen eines starken Geistes zu geben sucht, so wird doch die Wirkung davon sehr unbedeutend seyn, dafern nur sonst nichts verabsäumt wird, wodurch die Verwilderung der studirenden Jugend wenigstens bey der Mehrheit verhütet werden kann.

Aehnliche Bemerkungen dürften auch auf das Verhältniß der Universitätslehrer zur Kirche anwendbar seyn. Offenbare Feindseligkeit gegen das Christenthum und freche Verabwürdigung seiner Urkunden, Lehren und Gebräuche kann nicht geduldet werden, aber ein ungehinderter Fortschritt gelehrter Untersuchungen ist dem Charakter der evangelischen Kirche gemäß, die keine Tradition, sondern bloß die heilige Schrift als Norm ihres Glaubens annimmt. Für Staat und Kirche überhaupt ist dasjenige weit gefährlicher, was im Dunkeln zu ihrem Nachtheil verbreitet wird, als was öffentlich ans Licht tritt und zum Widerspruch aufregt. Einen Volksaufstand hat zwar eine Regierung nicht zu fürchten, die sich durch Kraft, Einsicht und Wohlwollen auszeichnet, aber Laueheit und Mißvergnügen im Dienst ist von jedem Beamten zu besorgen, der nicht im Kampfe gegen verführerische Meinungen seine Begriffe berichtigt, und seine Treue befestigt hat. Und was ist von einem Prediger für ihn selbst und seine Gemeinde zu erwarten, der ungerüstet gegen Zweifel und Angriffe in seinen Wirkungskreis tritt, wenn er einst später durch Lesung irgend eines Buchs in seinem Glauben erschüttert wird, und nicht mehr auf dem Wege der ersten Prüfung unter Anleitung eines tüchtigen Lehrers zu einer ruhigen Ueberzeugung gelangen kann?

Deutsche Universitäten sind übrigens kein Aggregat von Special-Schulen und sie sollen nicht blos Praktiker für einzelne Geschäfte, sondern auch Theoretiker bilden, von denen man die Erhaltung und Vermehrung der vorhandenen Kenntnisse zu erwarten hat. Daher die Nothwendigkeit dafür zu sorgen, daß kein wissenschaftliches Bedürfniß unbefriedigt bleibe und daß dabey von den verschiedenen Lehrer-Talenten ungehinderter Gebrauch zu machen sey. Nominal-Professuren dürften hierzu weniger rathsam seyn, als Aufforderungen in einzelnen Fällen von Seiten der Behörde, um durch einen besonders ausgewählten Lehrer die wahrgenommene Lücke ausfüllen zu lassen.

Für die sittliche Veredlung der Studirenden kann viel durch Lehrer geleistet werden, die diesem Geschäfte sich mit Klugheit und Eifer widmen. Das academische Gericht tritt an die Stelle der Väter und Vormünder einer kraftvollen aber unerfahrenen Jugend. Gegen Vergehungen, die nicht aus Verdorbenheit des Charakters, sondern aus Unbesonnenheit und leidenschaftlichen Aufwallungen entstehen, sind Strafen hinlänglich, die nicht das ganze Glück des künftigen Lebens vernichten. Aber Störer der öffentlichen Ruhe müssen durch strenge Vorkehrungen der Polizei gebändigt werden, und besonders sind Bürger und Landleute gegen den Uebermuth der Studirenden zu schützen. Geringschätzung der weniger gebildeten Volksclassen darf überhaupt nicht geduldet werden, da sie besonders bey künftigen Beamten sehr nachtheilig auf ihre Dienstleistung wirkt. Gegen Excesse dürfte größtentheils eine eigene Polizeywache hinlänglich und das Militär nur im äußersten Nothfalle zu gebrauchen seyn. Durch Wachsamkeit in dem ersten Momente des Zusammenlaufs läßt sich oft viel verhüten.

Von einem löstlichen Zusammenwohnen der Studirenden unter der Aufsicht von Lehrern darf man sich nicht zu große Vortheile versprechen. Erfahrungen über den innern Zustand der Collegien auf den englischen Universitäten und mancher höhern Schulanstalten in Deutschland haben bewiesen, daß solche Einrichtungen zwar vor geräuschvollen Vergehungen, aber nicht vor andern moralischen Uebeln schützen. Rathsam wird es aber seyn, durch einen Beamten, der nicht zu den Professoren gehört und von der obersten Behörde des öffent-

lichen Unterrichts beauftragt ist, über die academische Disciplin sorgfältige Aufsicht führen zu lassen.

Viel aber, was die Furcht nicht bewirkt, kann durch edle Triebfedern bey den studirenden Jünglingen erreicht werden, wenn bey ihrer Vorbereitung zur Universität nichts verabsäumt worden ist. Ein gründlicher Unterricht in dem, was zur allgemeinen Ausbildung des Gelehrtenstandes gehört, erzeugt eine Liebe zu allem Wissenswürdigen, die über die Ausschweifungen einer gemeinen Denkart erhebt. Wer für die Genüsse empfänglich ist, die das Studium der Natur, der Gefühle, die ältere und neuere Litteratur gewährt, wer den Sinn für die bildenden Künste in sich entwickelt, und die überirdische Weihe der Musik empfangen hat, der entgeht in der Regel leichter den meisten Versuchungen des jugendlichen Alters. Am kräftigsten aber wird bei ihm die Reinheit seiner Seele durch religiöse Gesinnungen bewahrt werden. Wohlt ihm, wenn er mit diesen die Universität betritt, und wenn sie auf dieser durch Vorträge ausgezeichneter Prediger lebendig erhalten werden!

Seit 1800
— Mattheus

Anhang.

Hr. O. Römer war weder ein Dichter, noch hielt er sich für einen solchen. Eine vollständige Sammlung seiner da und dort noch zerstreuten kleinen Gelegenheitsgedichte würde am allerwenigsten in seinem Sinne liegen. Nur einige Proben, die theils ein biographisches Interesse darboten, theils von der Form- und Sprachbeherrschung zeugten, welche dieser Titulant in ebenem Zill auch hier erreicht hatte, mögen hier mitgetheilt werden.

An Frau Christiane Sophie Myrer in Herbst.

(16. December 1771. *)

Geliebteste,

nach überstandnen Leiden

Ergebe Dich ganz der Fröhllichkeit,
Genieße nun des heutigen Tages süße Freuden
Mit doppelter Zufriedenheit.

Sie sind nicht mehr die sorgentrübten Stunden,
Der Herr hat uns davon befreit,
Er sprach: entweicht — gleich waren sie verschwunden,
Mit ihnen alle Traurigkeit.

Noch schöner als im Len; die schönsten Tage
Wenn die Natur sich neu verjüngt,
Und wenn der Vögel Chor, anstatt der vorigen Klage,
Nest nichts als Dank dem Schöpfer singt,

Erscheint der heutige Tag; Gott schenkt ihn wieder
Dir, der er einst das Leben gab;
Besing, o Muse, diesen Tag durch frohe Lieder,
Der mir die beste Ruhme gab.

Er kommt, Dir nun die Leiden zu verläschen,
Die Gott jüngst über Dich verbing,
Und das vergangne Jahr so fröhlich zu beschließen,
So fröhlich, als er es anfing.

Gewiß, Gott läßt nicht hiet die Tugend leiden,
Prüft er zwar oft auch die Geduld,
Ersieht er doch den Schmerz durch tausendfache Freuden,
Und schenkt ihr zwiefach seine Guld.

*) Von Körner im 16. Lebensjahre auf der Aichenschule zu Grimma geschrieben, an die im spätern Schüler Körnerschen Briefwechsel vielfach vorkommende Frechde „Orbante“ gerichtet. Mitgetheilt in Carl Giese „Vermischten Blättern“ (Höhen, 1875, S. 77).

So that er Dir. Du littest in dem Geliebten
Zwar viel, und sein Schmerz traf auch Dich.
Der Höchste sah's, voll Mitleid schenkt er dir betrübten
Ihn wieder und erhörte mich.

Und darum preist ihn auch in dieser Stunde
Mein Herz, und mein Stimm' ist Dank,
Dem gütigsten Erhalter schallt aus meinem Munde
Für Dich ein lauter Lobgesang.

Er wird gewiß auch dieses Jahr Dich schützen,
Dir Glück in vollem Maas verleihn,
Er wird zugleich den theursten Better unterstützen
Und künftig ihn von Schmerz befreien.

So wie ein Strom wird dieses Jahr verfließen,
Und jeder Tag in Fröhlichkeit,
Ihr werdet es dereinst ganz unvermerkt beschließen
So fröhlich wie Ihr jetzt seyd!

Am 7. August 1801.*)

Festlich gestimmt erwach ich und blide dankbar gen Himmel,
Und er zeigt mir ein Bild würdig des heutigen Tags.
Klar und mild ist die Bläue, nur lichte Streifen von Wolken
Zeigen sich einzeln, doch bald hat sie ein Lüftchen verweht.
Alles umgänzt und verherrlicht vom Strahle der freundlichen Sonne —
So ward einst meine Welt Liebe, durch Dich, mir verstärkt.

Charade am 7. August 1805.**)

Fühlst Du, wie heute das Herz dem Watten schlägt, der in Bildern
Golder Vergangenheit lebt, ist Dir mein Erstes bekannt.
Du hast mit liebender Hand für ihn mein Zweites besüßelt,
Als mein Ganzes erschien, brach mein Drittes ihm an.

*) Am Jahrestage seiner Göttheit von Wiener an Miina gerichtet. Handschrift im Dresdener Museum.

**) Am Jahrestage der Göttheit von Wiener an Miina gerichtet. Die Auflösung der Charade ist natürlich „Götze“ Handschrift im Dresdener Museum.

Den Männen der Kinder.*)

Heil Euch, seliges Paar! hoch schwebet Ihr über der Erde;
 Wir verweilen noch hier, wandelnd auf dornigter Bahn,
 Aber in Blumen und Sternen, in jeder Fierde des Weltalls
 Sieht der sehnsüchtige Blick seine Geliebten verkärt,
 Auch in der Eise, die hier die bestränkten Gräber beschattet,
 Zeigt, was Ihr waret und seid, uns sich als liebliches Bild.
 Nah' an der Wurzel entsich'n aus dem Herzen des Stammes zwei Äste,
 Kräftig strebt einer empor, ihm schließt der zweite sich an,
 Bald, wie durch fremde Gewalt, seh'n wir sie gehemmt und vereinigt,
 Aber der höhere Trieb siegt über irdische Macht.

(In *Waldheim* geschrieben.)

Am 22. September 1826.**)

Hier und dreuhigmal ist der heutige Tag Dir erschienen,
 Seit es zuerst uns gelang Dir in die Seele zu sehn.
 Damals wandelten wir auf blumigen Pfaden des Lebens,
 Voll von Hoffnung und Muth drang in die Ferne der Blick.
 Doch in den frühlichen Kreis trat furchbar die Zeit der Zerstörung.
 Und am Himmel herauf zog schon ein schwarzes Gewölk.
 Drohend leuchteten Blitze von weitem, sie nahen und trafen,
 Liebliche Blüten der Flur sanken vernichtet in Staub.
 Du aber standest im Sturme bewährt uns freundlich zur Seite,
 Und was früh uns verband ward noch zum festeren Verein.
 Sind wir Zeugen des Glücks, das Dir und den Deinen gewährt wird,
 Krönt unsern Tag noch ein Glanz, der uns den Abend verschönt.

Der 8. Psalm.***)

Nach dem Italienischen des H. Claudiant.

Atiojo. „Wie groß und herrlich sind deine Werke, Herr, du hast Alles
 weislich geordnet, dein reicher Segen strömt auf uns herab.“
 „Dein Reich ist ewig, und unaussprechlich ist deine Gnade, wie
 deine Macht.“

*) Nachdruck gedruckt, auch in älteren Ausgaben der Werke Theodor Mönners.

**) An den Präsidenten von Schöneberg gerichtet, welcher in seiner Jugend der vertrauteste Freund des Mönnerschen Hauses in Treben war, als solcher auch in dem Schiller-Mönners-Briefwechsel mehrfach erwähnt wird und gleich Mönner 1815 aus königlichen in preussische Dienste übertrat. Genschrift des Gedichtes im Trebener Erinnerungsbuch.

***): Text zum 8. Psalm *Psalmetto Marcello*; für die jetzige *Anglo-amerikanische* in Berlin übertragen.

Recit. „Aus dem Mund der Kinder ist dir ein Lob bereitet und du ver-
schmähest nicht der Unschuld Kallen. Wer sich naht deinem Throne mit
seinem Gerath, der setzt nie seine Hoffnung auf dich vergebens. Aber
wehe dem Streiter, der ihn verspottet! denn sein Stolz ist sein Ver-
derben.“

Arioso. „Ich sehe hinauf, wo Lichter des Himmels glänzen, wo du prächtig,
o Herr, die Nacht bekleidest, wo du herauf fährst den Mond und das
Heer der Sterne, und sie wandeln die Bahn, die du, Herr, ordnest.“

Recit. „Da sin! ich in den Staub. Bei solchen Wundern vermag ich nur
auszurufen.“

Arioso. „Was ist der schwache, sterbliche Mensch wohl, daß du so gnädig
seiner gedenkst? Was ist das Menschentkind, daß du so hilffreich dich
seiner annimmst, dich seiner erbarmest?“

Recit. „Du erfreuest ihn mit Gütern, bist sein Schutz in Gefahren, daß die
Erde für ihn zur Wohnung bereitet, daß sie geschmückt aus deiner Hülfe
und über Alles ihm die Herrschaft gegeben.“

Chor. „Seinem Willen gehorcht der Stier und widerstrebt nicht, das wilde
Hoch stäubt sich umsonst und wird von ihm gebändiget.“

Arioso. „Auf grüne Auren, zu frischem Wasser führt er die Heerden, die
ihn ernähren und ihn bekleiden.“

Recit. „Ihm ertönt aus den Lüften Gesang der Vögel und er sieht überall
in seiner Welt sich ein fröhliches Leben verbreiten.“

Arioso. „Wie groß und herrlich sind deine Werke. Herr, du hast Alles
weiselich geordnet: dein reiches Segen strömt auf uns herab.“

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort	Seite vii
Chr. Gottfr. Körners Leben	1

Erster Theil.

Philosophische, literarische und ästhetische Schriften.

Philosophische Briefe	39
Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffes	67
Ideen über Deklamation	77
Ueber Charakterdarstellung in der Kunst	87
Ueber Wilhelm Meisters Lehrjahre	107
Ueber das Lustspiel	117
Ueber Geist und Copirt	129
Ueber die deutsche Litteratur	139

Zweiter Theil.

Biographische Aufsätze.

Agel Graf von Ogensterna	149
Nachrichten von Schillers Leben	167
Biographische Notizen über Theodor Körner	205

Dritter Theil.

Politische Schriften.

Ueber die Wahl der Maßregeln gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit	233
Ueber die Verbesserung des Civil Prozeßes	256
Briefe aus Sachsen an einen Freund in Warschau	277
Ueber die Hülfquellen Sachsens unter den gegenwärtigen Umständen	305
Wünsche eines deutschen Geschäftsmannes	329
Ueber den staatswirtschaftlichen Werth eines Menschenlebens	341
Ueber die brauchbare Gattung statistischer Tabellen	363
Deutschlands Hoffnungen	381
Stimme der Warnung bei dem Gerücht von geheimen politischen Verbindungen im Preussischen Staate	391
Für deutsche Franken	397
Ueber die Bedingungen eines blühenden Zustandes der preussischen Univer- sitäten	417
Anhang	427



Druck von Carl Neumann in Leipzig.

